

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXIX. JAHRGANG, 73. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1885.

Inhalts-Verzeichnis des LXXIII. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Eine Fortsetzung von Lessings Nathan und ihr Verfasser. Von Th. Ebner . . . 1
Über das Wort und den Begriff Posse. Von Dr. Biltz 35
Aimon de Varennes. Von A. Risop 47
Bemerkungen zu Otfrid ad Liutbertum. Von G. Michaelis 73
Einige Bemerkungen über den Unterricht in der englischen Grammatik angeknüpft an den „Lehrgang der englischen Sprache“ von Deutschbein. Von Hermann Isaac 85
Der Ebingersche Vokabularius 1438. Von Dr. Renward Brandstetter. II. 99
Der Lucidaire Gilleberts. Von Dr. P. Eberhardt 129
Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben. Von Hermann Isaac . . . 163
Kyffhäuser, Tannhäuser, Rattenfänger. Von Adalbert Rudolf . . . 179
Über Karl Wilhelm Ramlers Änderungen Hagedornscher Fabeln. Von Dr. Albert Pick 241
Xavier de Maistre. Von Adolf Ey 273
Das Leben des heiligen Alexis. Mit Beifügung des altfranzösischen Originals (aus dem 11. Jahrhundert), nach der Ausgabe von Gaston Paris, übersetzt von Theodor Vatke 290
Dickens und seine Hauptwerke. Eine kritische Studie von A. Ball . . . 325
Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben. Von Hermann Isaac. (Fortsetzung) 371
Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 415

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Breymann, Französische Elementargrammatik für Realschüler. Ausgabe für Lehrer. — Breymann und Möller, Französisches Elementarübungsbuch für Realschüler. — Breymann und Möller, Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. Anleitung zum Gebrauch des französischen Elementarübungsbuches von Hermann Breymann und Hermann Möller. (Th. Wohlfahrt) 106

Seite

Karl R. Holzinger von Weidlich, Die einfachen Formen des französischen Zeitwortes in geordneter Darstellung. (—g—) 111

Prof. Dr. W. Wiedmayer, Französische Stilübungen für obere Klassen . . 112

Dr. J. B. Peters, Materialien zu französischen Klassenarbeiten. Für obere Klassen höherer Lehranstalten 112

R. Wilcke, Anleitung zum englischen Aufsatz. (—g—) 113

Jules Theisz, Petite histoire de la litterature française 113

Guillaume le Conquérant. Aus Augustin Thierrys Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands. Mit Einleitung und Noten zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Robolsky 113

La lettre française 114

Grammatisches Übungsbuch für den Unterricht in der französischen Sprache. Im Anschlufs an die Schulgrammatik von Plötz bearbeitet von W. Bertram. (L.) 114

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Dr. F. Techmer. I. Band 205

J. Stürzinger, Orthographia Gallica. Ältester Traktat über französische Aussprache und Orthographie. (Fr. Bischoff) 208

Dr. Hubert H. Wingerath: 1) Choix de lectures françaises I, 3. Aufl.; 2) Lectures enfantines d'après la méthode intuitive; 3) Petit Vocabulaire français. (Th. Krafft) 211

A Spanish Grammar of the modern Spanish language as now written and spoken in the capital of Spain. By William Knapp. — Modern Spanish Readings, embracing text, notes and an etymological vocabulary, by W. Knapp. (Dr. Paul Förster) 212

Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache. — H. Breitinger, Elementarbuch der französischen Sprache für Mittelschulen. 1. und 2. Heft. — W. Fr. Eisenmann, Schulgrammatik der französischen Sprache. — J. Hunziker, Französisches Elementarbuch. I. Teil. — F. W. Körbitz, Lehr- und Übungsbuch der französischen Sprache für Real- und Bürgerschulen. Eine vollständige Schulgrammatik zur Beförderung einer rationellen Unterrichtsweise. 1. Kursus, 7. Aufl. 2. Kursus, 4. Aufl. — Dr. G. F. Pflüger, Grammatik der französischen Sprache für höhere Schulen. 1. Teil. — Dr. K. Brandt, Kurzgefafste französische Grammatik für die Tertia und Sekunda eines Gymnasiums. (—t—) 214

Dr. J. W. Zimmermann, Schulgrammatik der englischen Sprache für Realgymnasien und andere höhere Schulen. Erster Lehrgang. (Professor J. Gutersohn) 216

J.-B. Bossuet, Ausgewählte oraisons funèbres, für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Völcker. (R. Scherffig) 219

Lamprechts Alexander, herausgegeben von Karl Kinzel. — Germanistische Handbibliothek, herausgegeben von Julius Zacher. VI. 221

Dr. R. Sonnenburg, Grammatisches Übungsbuch der französischen Sprache. Methodische Anleitung zur Einübung der syntaktischen Regeln. (L.) 221

1) Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft, herausgegeben

Seite

von F. Techmer. — 2) Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen. Von Moritz Trautmann 426
Spanische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Von J. Schilling. — Portugiesische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Von F. J. Schmitz. (Dr. Franz Lütgenau) 430
Franz Hirsch, Geschichte der Deutschen von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. (H. H.) 436
Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Von Dr. T. H. Otto Weddigen. (Dr. A.) . 438
Elementarbuch der italienischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Von Sophie Heim 439
Fr. Müller, Grundrifs der Sprachwissenschaft. III. Band: Die Sprachen der lockenhaarigen Rassen; II. Abteilung: Die Sprachen der mittelländischen Rasse, I. Hälfte. (H. Buchholtz) 439
Martin Hartmann, Chronologisch geordnete Auswahl der Gedichte Victor Hugos, Heft 2 und 3 440
G. Strien, Choix de Poésies françaises à l'usage des écoles secondaires . . 443
Karl Foth, Bonaparte en Égypte, aus Thiers, Hist. de la Rev. franç. und Hist. du Cons. et de l'Empire. (Joseph Sarrazin) 444
Petry, Die wichtigsten Eigentümlichkeiten der englischen Syntax 445
Zeitschriftenschau. (H. Buchholtz) 445

Programmenschau.

Über Wolframs Willehalm. Von Prof. Jos. Seeber. Programm des k. k. Privatgymnasiums am Seminarium Vincentinum zu Brünn 448
Dreizehnlieder. Von F. W. Weber. Inhalt und Bemerkungen von Dir. Dr. B. Werneke. Programm des Gymnasiums zu Montabaur . . . 449
Oidipus und Lear. Eine Studie zur Vergleichung Shakespeares mit Sophokles. Von Prof. Dr. J. J. Richter. I. Teil. Programm des Gymnasiums zu Lörrach 449
Der Lanzelot des Ulrich von Zatzikhoven. (Schlufs.) Von Al. Neumaier. Programm des Gymnasiums zu Troppau 450
Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauchs Klopstocks. Von Christ. Würfl. (Fortsetzung.) Programm des zweiten deutschen Gymnasiums zu Brünn 450
Lessings Hamburgische Dramaturgie als Schullektüre. Von Dr. Schmitz. Programm des Gymnasiums zu Wehlau 451
Die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie Lessings in der Oberprima. Von Professor L. Zück. I. Teil. Programm des Gymnasiums zu Rastatt 452
Zu Lessings Laokoon. Bemerkungen zu Blümners Laokoonstudien. Heft II: Über den fruchtbarsten Moment. Von Oberlehrer Dr. H. Fischer. Programm des Gymnasiums zu Greifswald 453

Seite

Goethe als Student in Leipzig. Von Prof. L. Blume. Programm des akademischen Gymnasiums in Wien 454

Zu Goethes Gedichten. Von Karl Rieger. Programm des Franz-Joseph-Gymnasiums zu Wien 454

Goethes Iphigenie auf Tauris, nach den vier überlieferten Fassungen. Von M. Reckling. Programm des Gymnasiums zu Buchsweiler 455

Die Schicksalsidee in Schillers Wallenstein. Von Dr. F. G. Hann. Programm des Gymnasiums zu Klagenfurt 456

Miscellen.

Seite 115—124. 222—237. 457—476.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 125—128. 238—240. 477—480.

Eine Fortsetzung von Lessings Nathan
und ihr Verfasser.

Von
Th. Ebner.

I.

Es wird in dem Nachfolgenden keineswegs eine der seit Lessing so genannten Rettungen beabsichtigt. Die Schilderung eines Mannes, der, zu seiner Zeit eine hochgeachtete Persönlichkeit, sich berufen fühlte, in dem um Lessings Nathan entbrennenden Streit ein Wort mitzureden, findet in der Art und Weise, wie dies geschah, ihre Berechtigung. Denn man ist gewöhnt, bei den Gegnern immer an die Person des durch Lessing unsterblich gewordenen Hauptpastors Göze zu denken, und es mag ein um so erfreulicherer Anblick sein, mitten unter der feindlichen Schar einen Mann zu erblicken, der, wohl auch nicht einverstanden mit den erst in den Fragmenten und dann im Nathan dargestellten Ideen, doch in seiner Bekämpfung und Widerlegung derselben einen anderen Weg wandelte als die meisten von Lessings Gegnern!

Die Entstehung des Nathan geht nach Lessings eigenen Worten in einem Brief an seinen Bruder weit zurück über seine Streitigkeiten mit Göze nach der Herausgabe der Wolfenbütteler Fragmente, die als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Will man die erste Idee dazu nicht schon in dem Jugendwerk „Die Juden“ entdecken, so giebt die Stelle aus seinem Briefe: „Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen liefs“ den ersten Anhaltspunkt für die Entstehung, zu der auch noch

die ohnedem schon sehr dramatisch gehaltene „Rettung des Cardanus“ das Ihrige beigetragen haben mag. Nun er aber sah, welchen Sturm überall die Herausgabe der Wolfenbütteler Fragmente hervorrief, und wie es sich namentlich sein Hauptgegner Göze angelegen sein liefs, den ohnedem schwer bedrängten Mann in jeder Weise unschädlich zu machen, mufste ihm das Wiederauffinden dieses Entwurfes eine willkommene Gelegenheit sein, mit der Ausführung desselben „den Theologen einen ärgeren Possen zu spielen, als noch mit zehn Fragmenten“. „Ich mufs versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen,“ schreibt er an Elise Reimarus, und macht sich allsogleich an die Ausarbeitung seines Nathan. Dafs ihm in der That die Möglichkeit vorschwebte, diesen auf dem Theater aufgeführt zu sehen, sagen nicht nur seine Worte an den Buchhändler Vofs: „ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre,“ sondern auch der Schlufs einer von ihm entworfenen Vorrede: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte; aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird.“ Einstweilen erschien Nathan im Jahre 1779, und seine Aufnahme entsprach allen Erwartungen, die Lessing hierfür gehabt hatte, vollkommen: Herder nannte das Stück in einem Briefe an Lessing „Manneswerk“, Goethe rühmte die heitere Naivität im Nathan, und dem begeisterten Gleim galt der Verfasser des Nathan als „ein Gott und kein Atheist“. Die Theologen freilich schwiegen, und als Stimmführer seiner Gegner trat nicht ein solcher, sondern ein Arzt und Dichter aus Gottscheds Schule, Dr. Balthasar Ludewig Tralles, mit seinen „Zufälligen altdeutschen und christlichen Betrachtungen über Lessings neues dramatisches Gedicht Nathan der Weise“ auf. Lessing würdigte den Mann, den „nur sein hohes Alter von einem Tanze, den ich sonst mit ihm versuchen würde“ rettete, keiner Antwort. Einen Verteidiger fand er in dem kursächsischen Hofrat F. W. v. Schütz mit dessen „Apologie, Lessings Nathan betreffend, nebst einem Anhang über einige Vorurteile und nötige Toleranz“, deren Wert Jördens freilich nur gering anschlägt. „Die einzige

warme und eingehende Beurteilung, welche Lessing noch erlebte, brachte die Akademie der Grazien in dreizehn Briefen an Madame B., deren ungenannter Verfasser Professor Schütz in Halle war.“ Der erste theatralische Versuch freilich, den Drebbelin in Berlin machte, mifslang vollständig. Erst Schiller, der den Nathan für die Weimarer Hofbühne bearbeitete, gelang es, demselben einen Platz auf den Brettern zu erobern und ihm von da aus den Weg auf alle Bühnen der gröfseren Städte Deutschlands zu bahnen.

Im Jahre 1782 erschien „der Mönch vom Libanon, ein Nachtrag zu Nathan der Weise“, mit dem Motto: *Τοῖς λοιποῖς ἐν παραβολαῖς*, und im Jahre 1785 eine zweite, sehr veränderte Auflage. Verfasser dieser Schrift, die von seinen Zeitgenossen mit viel Beifall aufgenommen wurde, war J. G. Pfranger, Hofprediger zu Meiningen. Der Verfasser des Mönches vom Libanon wurde am 5. August 1745 zu Hildburghausen geboren. Trotz aller Talente, die er schon in früher Jugend zeigte, wurde er dazu bestimmt, das Gewerbe seines Vaters, das eines Lohgerbers, zu erlernen. Allein Pfranger wufste seinen Willen, der nun einmal auf das Studium ging, durchzusetzen und ging nach Coburg zum Besuch des dortigen Gymnasiums. Noch einmal, beim Tod seines Vaters, versuchte seine Mutter, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber er blieb standhaft, und bezog, freilich unter den kümmerlichsten Verhältnissen, die Universität Jena, wo er bei Walch und Polz Theologie und Philosophie hörte. Schon im Jahre 1772 kam er als Pfarrsubstitut nach Strefsenhausen und im Jahre 1776 bekam er den Antrag zur Hofpredigerstelle nach Meiningen und behielt dieselbe auch bis zu seinem am 10. Juli 1790 erfolgenden Tode. Pfranger war als Schriftsteller ungemein thätig, und wenn sich auch seine Hauptthätigkeit als solche hauptsächlich auf das pastorale und theologische Gebiet erstreckte, so fand er doch noch Zeit und Mufse, auch seine poetischen Anlagen zur Geltung kommen zu lassen. Seine nach seinem Tode von J. E. Berger herausgegebenen Gedichte, die aufserdem eine ausführliche Biographie, teilweise aus der Feder seiner Gattin, enthalten, zeigen allerdings kein hervorragendes Talent, wohl aber an vielen Stellen, und namentlich in seinen geistlichen

Liedern, warme Empfindung! Manche derselben erinnern lebhaft an entsprechende Stellen in dem „Mönch vom Libanon“, und namentlich das in seiner Art charakteristische Gedicht „Gewiſsheit der Auferstehung“ weist direkt auf einen dasselbe Thema behandelnden Dialog im „Mönch“ hin. Was Pfranger als Mensch und als Schriftsteller war, sagt Jördens im Anschluſs an die obengenannte Biographie: „In diesem Amte — nämlich dem eines Hofpredigers in Meiningen — erwarb er sich die ganze Achtung und das Zutrauen, dessen er nach Geist und Herz so würdig war. Vornehm und Gering schätzten seine Wahrheitsliebe und Redlichkeit, seine stille Frömmigkeit, seine anspruchslose Gelehrsamkeit, und suchten seinen Umgang, den er durch Witz und Laune und vorzüglich durch schätzbare Bemerkungen über Welt und Menschen sehr angenehm und anziehend zu machen wuſste. Am meisten liebte er die stillen Freuden des häuslichen Lebens. Er gab bei mehreren Gelegenheiten Beweise einer aufgeklärten Denkungsart, und benutzte das Gute, was er in den Schriften der Neueren fand, ohne deswegen die Verdienste der Alten zu verkennen. Überall bemerkte man an ihm den Mann, der gewohnt war, über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens selbst nachzudenken. Seine Liebe zur Wahrheit war unbestechlich, und er warnte ohne Menschenfurcht vor herrischen Thorheiten und Modesünden. Und doch hörte man ihn gern, und selbst Groſse, denen Widerspruch oftmals so unerträglich ist, schätzten ihn nur um so höher; denn was er sprach, kam vom Herzen, und er wuſste zu rühren, wie es wenige können. Mit der Offenheit seines Charakters verband er eine musterhafte Bescheidenheit. Er haschte nicht ängstlich nach Lob und Beifall. Er trat als Schriftsteller auf, aber er arbeitete langsam und war streng gegen seine Arbeiten, ehe er sie dem Druck übergab. Er würde vielleicht sehr wenig oder gar nichts für das Publikum geschrieben haben, wenn ihn nicht der Wunsch, Gutes zu wirken, und die Sorge für seine immer gröſser werdende Familie dazu ermuntert hätte. Er war unstreitig einer der beliebtesten und vorzüglichsten Prediger seiner Zeit. Seine Vorträge waren so reich an Gedanken, in eine so schöne, edle Sprache gekleidet, so voll praktischer Lebensweisheit, daſs sie immer Eingang in

die Herzen seiner Zuhörer fanden. Er empfahl vorzüglich thätiges Christentum, nicht nur durch Lehren, sondern auch durch seinen frommen Wandel. Er lebte wie er lehrte. Das Publikum hat Pfranger aus seinen Predigten als einen vortrefflichen Kanzelredner kennen gelernt. Überall findet man den Denker und Menschenbeobachter, der in seine Vorträge eine brauchbare Philosophie des Lebens zu verweben weifs, den geübten Mann, der die bekanntesten Dinge durch neue Darstellungen und Wendungen interessant zu machen versteht, den toleranten Moralisten, der nicht kanzelt und poltert und doch derbe Wahrheiten sagt, sie aber mit Bescheidenheit vorbringt, und dem der Andersdenkende gern auch seine Anhänglichkeit an das kirchliche System, die hier und da durchschimmert, zugute hält. Pfranger besafs bei einem sehr gebildeten Verstand eine lebhafte Phantasie, die ihm immer die schönsten und fruchtbarsten Bilder darbot, wodurch er seinen Vortrag besonders anziehend zu machen wufste. Als Dichter hat er die Poesie der Deutschen zwar nicht mit ausgezeichneten Meisterstücken bereichert, aber die sanften, frommen Empfindungen, die er mehrenteils in einer fliefsenden Sprache vorträgt, machen, dafs man seiner Mufse gern zuhört. Überall verrät sich in seinen Gedichten Empfänglichkeit für das Schöne und Reiche der Natur und Sitten, die aber durch Kritik und Poetik noch zu keinem sicheren Takt ausgebildet worden. Einzelne wahrhaft schöne Stellen trifft man allenthalben auch selbst da an, wo das Ganze uns minder gefällt. Eben das gilt von seinen geistlichen Liedern. Manche derselben können den besten unserer Liederdichter an die Seite gesetzt werden."

Was nun die eigentliche Entstehung seines Mönch vom Libanon betrifft, so wissen wir aus der Erzählung seiner Gattin, dafs ihm schon die von Lessing 1778 herausgegebenen Fragmente viel zu schaffen gemacht hatten. „Als Lessings Nathan erschien und so allgemeinen Beifall fand, so gab ihm das Veranlassung den Mönch vom Libanon, Dessau 1782, zu schreiben. Nicht eben um mit Lessing eine Lanze zu brechen, sondern um manche Ängstliche zu beruhigen und zu zeigen, was das Christentum auf so manchen witzigen und scheinbaren Einwurf des Lessingschen Dramas antworten könnte. Es war

immer ein Wagestück, sich neben Lessing zu stellen. Aber es war gar nicht Pfrangers Absicht, zu einer Vergleichung mit Lessings Meisterwerk aufzufordern. Daher kein polemischer Ton, kein zürnender Seitenblick auf Lessing, aber gewiſs schöner und starker Stellen viele.“

Unter den gleichzeitigen Kritiken möchte ich diejenige der „Göttinger gelehrten Anzeigen“ und die der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ besonders als eingehend, freilich auch zu verschiedenem Resultat gelangend anführen. Die ersteren sagen: „Alles ist überhaupt mehr theologisch als philosophisch gestellt und behandelt. Lessingschen Scharfsinn findet man also freilich nicht, der Tempelherr und Recha werden bekehrt, man weiſs nicht wie. Doch eben der theologische Gang des Dramas macht vielleicht bei einem Teil der Leser das Verdienst aus. Da es übrigens in Anlage und Ausführung neben den Nathan gestellt ist, so muſs es wohl auch in diesem Lichte betrachtet werden, und so muſs man Stellen übersehen, wo man sonst den bloſsen Nachahmer finden würde. Dagegen kommen einzelne Züge vor, insonderheit an Saladin, welche selbst nach Lessings Saladin noch immer gefallen. Wenn der Mönch hervorstechen sollte, so muſste Nathan freilich zurückstehen, und er macht auch hier, sowie der Tempelherr und Recha, eine ziemlich gemeine Figur. Hingegen erkennen wir an vielen Stellen den glücklichen Wetteiferer mit Lessing.“ Die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ dagegen weiſs sich nur an die Schwächen in Pfrangers „Mönch vom Libanon“ zu halten. Die offenbare Erkenntnis, daſs seine Persönlichkeiten mit denen Lessings nichts gemein haben, hebt sie in einer wenig passenden Heftigkeit hervor und gelangt am Ende zu der Frage: „Was soll uns nun dies Stück hinter dem Nathan lehren? Die Absicht des Verfassers scheint zu zeigen: daſs unter allen positiven Religionen die christliche die beste und die wahrste ist. Sonderbar, daſs er, was die Glaubenssachen betrifft, den Saladin für einen echten Mohammedaner, Nathan und Recha für Juden und den Tempelherrn für einen Christen annimmt; nach Lessings Zeichnung scheinen sie so ziemlich frei von allem, was in einer Religion positiv ist, und nur das anzunehmen, was die reinste geläutertste Vernunft von Gott lehrt.

Dies verändert bei Saladins Zweifeln und Rechas Bekehrung gar merklich den Fall. Man weiſs eigentlich nicht, wie man mit diesem Saladin daran ist; an Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele zweifelt er doch nicht. Er wird hier als blutdürstiger Eroberer beschrieben, darum fürchtet er den Zorn des Richters, und gegen diese Furcht sichert ihn nur sein Traum! Das kann doch wohl kein Beweis sein sollen. Recha gewinnt den Stifter der christlichen Religion lieb, da sie sein Leben liest, wie bei jedem fühlenden Herzen natürlich ist. Aber nun soll sie auch den Beweis aus den Wundern und sogar aus den Märtyrern glauben, den der Mönch ihr vordemonstriert. Nathan ist doch vom Verfasser selbst im Handeln als höchst edel und höchst fromm und gottergeben dargestellt worden. Der Hauptheld ist der Mönch, allein seine gepriesene Tugend scheint uns so ziemlich mönchisch. — Sein Handeln ist Möncherei und übertriebene Grille eines dickblütigen Fanatikers; nicht Forderung des Christentums. — Die Fabel von den drei Ringen wird ein wenig bespöttelt und dagegen eine Parabel vom Ackerbau erzählt, die wenigstens an poetischem Verdienst weit unter jener steht. — Um auf unsere Frage zurückzukommen: was lernt man aus diesem seinsollenden Lehrgedichte? so läſst sich nichts anderes antworten als: daſs ein Sultan zuweilen an Gründen der Vernunft nicht genug hat, sondern auch Spiele der Einbildungskraft verlangt; und daſs ein Christ sehr edel sein kann (nur schade, daſs dieser hier zugleich mönchisch ist)."

II.

Es mag nun, wenn die Handlung im Mönch vom Libanon des näheren erzählt werden soll, mit wenigen Worten die Voraussetzung, auf der sich Lessings Nathan und dieses Drama aufbaut, erwähnt sein. Saladins Bruder Assad hatte aus Neigung zu einer Christin vor Jahren seine Familie und seinen Glauben verlassen. Unter dem Namen eines Wolf von Filneck lebte er eine Zeit lang in Deutschland, der Heimat seines Weibes, bis ihn das rauhe Klima von dort ins Morgenland zurücktrieb. In Deutschland lieſs er einen Sohn zurück, den sein mütterlicher Oheim Konrad von Staufen, ein Tempelherr, erzog. Im Morgen-

land wird ihm eine Tochter geboren. Er verteidigt mit den Kreuzfahrern Gaza und übergiebt bei dieser Gelegenheit einem seiner vertrautesten Freunde, dem Juden Nathan in Jerusalem, seine Tochter, die dieser, da Assad bei Askalon gefallen und er selbst seine ganze Familie verloren, nun als sein eigenes Kind erzieht. Das Weitere bildet den eigentlichen Inhalt des Lessingschen Dramas und bedarf als solcher keiner näheren Erwähnung. Bei der Erzählung der Handlung folge ich zunächst der ersten Ausgabe des Mönch vom Libanon, die im Jahre 1782 in Dessau erschien.

Auf einem Wege in Damaskus, nahe bei dem Palaste des Sultans, an der Kirche vorbei, nach welcher ein grofser Zusammenflufs von Menschen ist, treffen sich der schon von Lessing so wohlbekannte Klosterbruder und der Mönch vom Libanon, und da beide erfahren, dafs in der Kirche ein „Thränen-Fest für unseres Sultans Leben“ gefeiert werde, einigen sie sich schnell und schliefsen sich dem Zuge in die Kirche an. In der ersten Scene des ersten Aktes führt uns der Dichter in Saladins Krankenzimmer, wo der Sultan seiner Schwester von der Ahnung seines nahen Endes spricht. Sittah freilich will noch nicht an dieses glauben, aber Saladin bleibt auf seinem Glauben bestehen, und angesichts des Todes läfst er sein ganzes Leben noch einmal vor seinem Auge vorüberziehen. Indessen bringt der Diener Abdallah die Kunde von der Ankunft des sehnsüchtig erwarteten Arztes und dieser selbst erscheint gleich darauf in Gestalt des Mönches vom Libanon. Er meint zu Sittahs Trost, dafs die Krankheit noch nicht gar so verzweifelt sei, und eilt, die nötigen Arzneien zu bereiten. „Doch wieder ein Gesicht wie Assads; freilich die Jugendblüte nicht“ meint Saladin nach seinem Weggang, und Sittah bestätigt diese Ähnlichkeit: „Bald hätt ich ihn gefragt, ob Kurd nicht etwa sein Sohn sei.“ Indessen ist dieser Gedanke nur ein augenblicklicher, und Saladin äufsert ein Verlangen nach Nathan, den Sittah augenblicklich rufen lassen will. In einem nun folgenden Monologe Saladins erfahren wir, dafs seine eigentliche Krankheit keine körperliche, sondern eine geistige, hervorgerufen durch die letzten Vorgänge und Erfahrungen, ist. Aus Ermattung entschlummert Saladin, und an seinem Lager

entspinnt sich nun ein Gespräch zwischen den beiden Mameluken Oſsmann und Abdallah, in welchem der letztere Saladin gegen die Vorwürfe des in seinem Innersten verbitterten Oſsmann schützt. Da dieser sich nun entfernt und Nathan herbeikommt, erzählt Abdallah dem Juden von dem Mönch, hinter dessen Gebaren gar leicht Verräterei stecken könnte. Denn da er von den Christen in Jerusalem gesandt sei, den Sultan zu retten, und bekannt sei, wie ungern sich die Christen unter die Herrschaft der Türken beugen, so wisse man nicht, was dahinter stecke, und selbst Nathan meint nun: „ganz scheint der Verdacht nicht ohne Grund.“ Indessen ist Saladin erwacht und versucht mit einem grausamen Scherz die maulfertige Ergebenheit Abdallahs auf die Probe zu stellen; während er in dem nun folgenden Gespräch mit Nathan, dessen eingehende Charakteristik ich mir für später vorbehalte, diesem offen und ehrlich bekennt: „Ich hieſs dich kommen, Nathan, dem Herzen die verlorene Ruhe wiederzugeben, die ihm deine Weisheit nahm“, denn „Wie schrecklich hat die Wahrheit ihren Ernst an mir gerochen.“ Die Aufregung aber, in die den Sultan das Gespräch mit dem Juden versetzt, ist eine für den Kranken zu groſse, und in wirre Fieberphantasien verfallend sieht er sich mitten auf dem Schlachtfelde unter Toten und Verwundeten. Nur der klugen Rede seiner indessen wieder herbeigekommenen Schwester gelingt es, den Aufgeregten zu beruhigen und zum Schlummer zu bringen.

Der zweite Aufzug zeigt uns den Mönch und den Tempelherrn in einer groſsen Gartenlaube am Palast in vertraulichem Gespräche sitzend. Eingehend erkundigt sich der Mönch nach Familie und Geschick des Tempelherrn und seiner Schwester, und es drängt ihn, dem Templer zu gestehen: „Sieh, junger edler Mann, dein Schicksal hat mich so gerührt, daſs alles mir so lieb ist, was dich betrifft.“ Dieser zögert nicht mit einem gleichen Bekenntnis der Sympathien für den Mönch; da sich derselbe des weiteren nach der Schwester erkundigt: „hat die Schwester auch ihres Bruders edles Herz; sie ist als Jüdin ohne Zweifel auch erzogen?“ erbietet sich der Tempelherr, seine Schwester herbeizuholen, und Recha trotz ihres Widerwillens gegen alles, was eine Kutte trägt, folgt dem Bruder. Der

Mönch, den der Anblick des Mädchens aufs tiefste ergreift, erzählt diesem von ihrem Vater, mit dem er „manche gute, nicht ganz unedle That gethan“, und verweist die Geschwister auf ein Wiedersehen mit demselben im Jenseits. Er versteht es, in einem längeren Gespräche mit dem Mädchen, das den Wert des Christentums behandelt, das Herz Rechas so ganz für sich zu gewinnen, dafs sie ihm bekennt: Guter Vater, du hast mein Herz! selbst eine Kutte kömmt mir nicht mehr schrecklich vor, seit ich dich reden gehört. Der Mönch aber, der dem Mädchen ein Evangelienbuch zur fleifsigen Benutzung übergiebt, stellt ihr, da sie meint, sie werde der Versuchung Christum lieb zu gewinnen wohl kaum widerstehen können, das Zeugnis aus: „Lies und lieb ihn, dein Herz ist seiner wert.“ Der sich indessen den Dreien mit Schmeichelreden nahende Abdallah wird von Recha und Assad — so heifst ja nun seinem Vater nach der junge Templer — in kurzen Worten abgefertigt, und macht dann in einem Monolog seiner wilden Eifersucht auf den Mönch Luft, denn

> Mein ist Recha!
> Auf ihr beruht der glänzende Entwurf
> Von meinem Glück.

Zu geeigneter Stunde naht sich ihm darum auch jetzt der Imam Jezid, und durch allerlei Stachelreden weifs er diesen so gegen den Mönch, der ihn beim Sultan schon vollständig verdrängt habe, aufzureizen, dafs der Imam, seiner nicht mehr mächtig, ein gefügiges Werkzeug für den Plan Abdallahs wird. Beide belauschen in einem Versteck ein Gespräch Nathans mit Sittah, die sich höchst verächtlich über Jezid und seine Kunst und Wissenschaft aussprechen, dagegen dem Mönche und seinem Gebaren das vollste Lob spenden. Natürlich steigert dieses den Zorn Jezids bis zur Raserei, so dafs ihm Abdallah nur wie von ungefähr einen Gedanken hinzuwerfen braucht, wie Nathan und der Mönch unschädlich zu machen wären, um sicher zu sein, dafs derselbe von dem Imam gierig aufgegriffen und zur That gemacht wird.

Indessen sind der Mönch und der Klosterbruder mit Zubereiten von Arzeneien beschäftigt, bei welcher Gelegenheit der redselige Klosterbruder erzählt, wie treulich er seinem Herrn

gedient, der bei Askalon im Treffen geblieben und ihm seine Tochter für den Juden Nathan zuvor übergeben habe. Daneben freilich drängt es ihn, dem Mönche von seinem Auftrag, mit dem ihn der Patriarch diesem nachgeschickt, zu erzählen. Dieser Auftrag laute auf nichts anderes, als wohl zu erwägen, welche Vorteile aus der Krankheit des Sultans „der lieben Christenheit zu Nutz und Frommen“ zu ziehen wären. Auch sei nach Ansicht des Patriarchen gegen Saladin als einen Feind der Christenheit keinerlei Bedenken gültig: „Und könnte nur die Kunst des frommen Herrn Noch ein'ge Wochen ihn so zwischen Leben Und Tod erhalten, bis man insgeheim Auf jeden Fall bereitet sei, dann so wollte Er wohl dem frommen Herrn davon berichten. Noch etwas mehr. Es würde dann, sagt er, dies Pülverchen, das er mir anvertraute, schnell entscheiden Auf Leben oder Tod.“ Die durch diese Nachricht hervorgerufene Angst des Mönches beruhigt der Klosterbruder durch die Versicherung, dafs er das Pülverchen verloren habe. Noch naht sich nun dem allein weiterarbeitenden Klosterbruder Abdallah, um ihn auszuforschen, erfährt aber nur das Notwendigste von diesem.

Die erste Scene des dritten Aufzuges zeigt uns in Saladins Krankenzimmer diesen sowie Sittah und Recha. Saladin fühlt sich durch den Trank des Mönches wunderbar gestärkt; dieser, da er eben den Sultan besucht, wird nun bald in ein religiöses Gespräch verwickelt und nimmt natürlich hier wiederum die Gelegenheit, das Christentum als die allein echte Religion darzustellen. Bei Erwähnung der Erzählung Nathans wird der Mönch von Recha aufgefordert, seine Ansicht in ein ähnliches Gewand zu kleiden, und er folgt diesem Wunsche. Nathan, der nach dem Weggang des Mönches ins Zimmer getreten, kann sich nicht enthalten, den ihm dort entgegentönenden Ruhmeserhebungen des Mönches Nachrichten aus Jerusalem entgegenzuhalten, die denselben als ein Geschöpf des Patriarchen verdächtigen. Diesen Verdacht bestärken in seiner Weise Abdallah und ein eben aus Jerusalem an den Sultan kommender Brief seines Vaters, der den Mönch als geheimen Meuchelmörder verklagt. Recha und der Tempelherr werden nun verhört, und ihr Lob und Vertrauen zu dem Manne machen den

Sultan wieder schwankend. Indessen nahen sich Nathan, Jezid, Abdallah und der Mönch mit einem Becher Arznei. Jezid aber nimmt heimlich Gelegenheit, den Becher des Mönches mit einem anderen zu vertauschen, und nur durch eine Rede Saladins aufmerksam gemacht, sieht der Mönch noch einmal in den Becher und entdeckt, dafs derselbe Gift enthält. Trotz aller Beteuerungen seiner Unschuld wird er gefangen genommen, und der vierte Aufzug zeigt uns nun denselben im Gefängnis. Abdallah triumphiert, dafs sein Plan gelungen, und er erneuert sein Bündnis mit Jezid. Indessen trifft Nathan vor dem Gefängnis mit dem Klosterbruder zusammen, und dessen Erzählung giebt ihm einen deutlichen Wink, wo und in wessen Person der richtige Giftmischer zu suchen und zu finden sei. Recha und der Tempelherr besuchen den Mönch im Gefängnis und überzeugen sich von seiner Unschuld, die nun auch durch Nathan, der indessen die Vertauschung der Becher entdeckt, bestätigt wird. Jezid, dessen Gewissen sich regt, wird von Nathan mit allerlei Andeutungen in die Enge getrieben und begiebt sich zu dem Mönch, um von diesem das Recept seiner Arznei erfahren und so den Sultan retten zu können. Bei seinem Austritt aus dem Gefängnis wird er von dem mit der Wache sich nahenden Ofsmann verhaftet und in denselben Turm, in dem der Mönch gefangen ist, geworfen.

Der fünfte Aufzug zeigt uns das Verhör von Jezid und Abdallah und die Befreiung des Mönches, der bei dem Sultan um Verzeihung für die Mörder bittet und von allen als ein neues Mitglied der Familie mit Begeisterung aufgenommen wird. Unterdessen wird auch noch ein Diebstahl entdeckt, denn die Heilkräuter des Mönches sind verschwunden, und Abdallah, der alle Schuld auf den Imam zu schieben sucht, wird zum Tode, der Imam zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt. Abdallah aber rächt sich an dem Sultan, indem er sich als den Enkel Nurredins, dem Saladin einst Thron und Reich entwendet, zu erkennen giebt, nachdem er zuvor durch eine Erzählung den Sultan sich selbst das Urteil des Verräters hat sprechen lassen. Dem mit dem Tode Ringenden giebt sich, um dem Unglücklichen wenigstens eine Freude noch zu bereiten, der Mönch vom Libanon als seinen Bruder Assad zu erkennen. Saladin stirbt, und sein Vater Nodgemeddin, der herbeigeeilt, findet

seinen verlorenen Sohn wieder. Der Klosterbruder aber, der eben mit einem Korb voll Kräutern und Blumen herbeieilt, damit daraus der Mönch die rettende Arznei zubereite, kann diese nur noch als letzten Grufs über die Leiche Saladins streuen.

Dies der Gang der Handlung in der zweiten Auflage des Buches von 1785. Dieselbe erscheint der ersten von 1782 gegenüber in manchen Stücken umgeändert. So weifs diese letztere nichts von der Begegnung des Mönches mit dem Klosterbruder, sondern führt uns direkt in Saladins Krankenzimmer, wo Sittah dem Bruder die Ankunft eines Mönches und Arztes vom Libanon meldet. Saladin scherzt nicht in so grausamer Weise mit Abdallahs Opferwilligkeit, und dieser, der nach der Unterredung Rechas mit dem Mönch sich dem Mädchen naht, ist nur der Diener und nicht, wie in der zweiten Auflage, auch der glühende Liebhaber Rechas, so dafs auch sein Monolog nur ein gegen den Mönch als eine bei Hof schon so rasch beliebte Persönlichkeit, nicht aber gegen ihn als einen Nebenbuhler um Rechas Gunst gerichteter ist. Als in die zweite Auflage erst eingeschoben erweist sich ebenso die neunte Scene des zweiten Aktes, in welcher der Mönch und der Klosterbruder miteinander beschäftigt sind, dem Sultan eine Arznei zuzubereiten, eine Gelegenheit, bei welcher letzterer dem Mönch den ganzen Plan des Sultans entdeckte. Statt dessen findet sich in der ersten Auflage eine Scene im Garten, wo Saladin von einem Traum erzählt, der ihm die drei Gestalten des Heidentums, Judentums und Christentums vorführte und die Ohnmacht der beiden ersteren dem letzteren gegenüber in überwältigender Weise zeigte, zugleich ihm aber auch sagte, dafs sich das Wort: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“ noch vor Abend an ihm erfüllen sollte. In der sodann in dem Gespräche Saladins mit dem Mönch eingeflochtenen Parabel hatte der Verfasser da, wo er in der zweiten Auflage mit einem kurzen „doch ging’s nicht immer so“ die Entwickelung des Menschengeschlechtes erwähnt, diesen Gedanken des näheren ausgeführt:

Dies ruhige Gartenleben war
Für Menschen nicht, wo Sinn an Sinn, der Geist
Im Zirkel aller Schönheit der Natur,

Durch immerwährenden Genufs entnervt
Bald seiner Würd entsinkt.
Unmittelbar
Nur immer Kraft aus Kraft zeugt Übermut
Und träge Lüsternheit. Für Kinder ist's,
Die selbst sich zu versorgen noch zu schwach sind,
Zu unerleuchtet, sich zu leiten, dafs
Auf jedem Schritt noch Amm' und Lehrer ihnen
Zur Seite gehen. Da die Ersterschaffnen
Nunmehr zum reifen Alter aufgewachsen
Sich fühlen lernten, trieb sie Gott ins Feld,
Und sengte mit dem Flammenschwert des Cherubs
Zur Öd' ihr Paradies.
Die Welt war jüngst
Mit Kraut und Gras, mit Baum und Saat hervor
Aus Gottes Schöpferhand gegangen. Immer
Fand der Vertriebne noch den Segen Gottes,
Afs ohne saure Müh von seinem Tisch.
So auserlesen waren nur die Früchte
Nicht mehr, er mufste suchen, prüfen, sammeln,
Was heilsam war.
Die Menschen mehrten sich —

um dann in der Fassung, wie sie auch die zweite Auflage hat, fortzufahren. Dagegen weifs die erste Auflage wiederum noch nichts von einer Begegnung Nathans mit dem Klosterbruder vor dem Gefängnisturm, in welcher der Jude die Spuren zur Entdeckung des Giftmischers findet. Aber in der ersten Auflage hatte der Mönch den Verdacht selbst ausgesprochen und sich dann, da die Geschwister seine Leiden beklagen, bei Recha mit der Frage nach dem Fortgange ihrer Lektüre im Neuen Testament erkundigt. Bald sind die beiden wiederum in eifrigstem Disputieren über die Wunder, den Tod und die Auferstehung Christi, und der Mönch bereitet sogar Recha darauf vor, dafs ihr Vater noch lebe. Dem hinzukommenden Nathan erwidert er auf dessen freundlichen Vorwurf: „Du solltest doch nicht meine Tochter mir abtrünnig machen wollen!“ mit der Versicherung:

Das will ich nicht, das rächt, wenn sie als Christin
Verlernte dich zu lieben, Gott im Himmel!
Was wäre dann das Christentum? Und Nathan
Zürnt nicht, wenn seine Recha neue Gründe
Lernt, gut und fromm zu sein, und gottergeben.

Und mit Nathans Antwort an Recha:

> Nein, gutes Kind, ich zürne nicht: je besser,
> Um desto lieber deinem Vater: nur
> Sei was du bist mit Überzeugung.

ist bei den Dreien die Harmonie vollständig geschlossen.

Im fünften Aufzug bringt sodann die erste Auflage unmittelbar vor dem Verhör des Imam ein Zeugnis für die Unschuld des Mönches auch in einem Briefe von dem Vater des Sultans, wodurch sich der erste, in dem der Mönch als Meuchelmörder verklagt wurde, als Fälschung erweist, während die letzte Scene, welche die zweite Auflage vorführt, die Ankunft Nodgemeddins, des Vaters des Sultans, und des Klosterbruders mit den Kräutern hier noch fehlen.

Die meisten der in der zweiten Auflage von dem Verfasser vorgenommenen Änderungen, soweit sie nicht bloſs einzelne Sätze und Wendungen betreffen, zeigen das unverkennbare Bestreben, der Handlung in jedem ihrer Teile eine scharf ausgeprägte und logische Motivierung zu geben, ohne Charakter und Tendenz des Ganzen zu beeinträchtigen. Allein auch wenn dies besser gelungen wäre, als es in der That der Fall ist, so erhöht das den Wert des Stückes keineswegs, wenn es ihm auch zur Zeit seiner Entstehung einen weiteren Leserkreis verschafft haben mag als den, welchen der Nathan gefunden.

Eine dritte Auflage, die im Jahre 1817 erschien, bringt das Stück unverändert und weist als Beigabe nur eine Einleitung von A. Wendt auf.

Mit einer Erkennungsscene schlieſst Lessings Nathan, und mit einer Erkennungsscene der Mönch vom Libanon. Allein während sich bei Lessing gerade in dieser Schluſsscene der ganze mächtige Gedanke seines dramatischen Gedichtes in einer Weise verkörpert, daſs wir von ihm scheiden in einer gehobenen Stimmung, wie sie nur ungewöhnliche Ereignisse im Menschenleben erzeugen, ist es dagegen im Mönch vom Libanon ein wahrer Akt der Gnade vom Verfasser, wenn er uns endlich mit der schon lange bekannten Thatsache zum Schlusse führt.

Freilich der ganze Plan dieser Fortsetzung baute sich schon auf einer Anschauung auf, die dem Lessingschen Gedanken

von einer immer gröfseren Vollkommenheit des Menschengeschlechtes in seiner Entwickelung schnurgerade entgegenläuft. In seiner Erziehung des Menschengeschlechtes mit den Worten schliefsend „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur lafs mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! Lafs mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen. Es ist nicht wahr, dafs die gerade Linie immer die kürzeste ist," und mit den Worten: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" eine Aussicht eröffnend, die uns an einer endlichen Vollendung der tausend tausend Jahre des weisen Richters nimmermehr zweifeln läfst, mufste er einem von der absoluten Vollkommenheit seiner christlichen Religion schon in dieser Zeit überzeugten Menschen in einer Weise nahe treten, die diesem wie eine gotteslästerliche Schmähung auf das Allerheiligste erschien. Wenn nun Pfranger sich berufen fühlte, diese Schmähungen zu widerlegen, und die Frage über die Echtheit einer Religion von seinem Standpunkt aus zu beantworten, so mag dem dichterisch beanlagten Hofprediger der Gedanke einer Fortsetzung des Nathan am nächsten gelegen sein. Wir wissen von Lessing aus seinen eigenen Worten, dafs etwas Derartiges auch in seiner Absicht lag: „Da ich übrigens nun sehe, dafs das Stück zwischen 18 und 19 Bogen wird, so bleibt es dabei, dafs ich entweder gar keine oder doch nur eine ganz kurze Vorrede vorsetze, und dafs ich alles Übrige unter dem Titel: ‚Der Derwisch, ein Nachspiel zum Nathan' besonders drucken lasse," schreibt er an seinen Bruder. Und er, der von seinem Nathan selbst sagt, dafs er ein Sohn seines eintretenden Alters sei, den die Polemik habe entbinden helfen, mag allerdings, nun dieses sein Vermächtnis zum Abschlufs gekommen, manches auf dem Herzen gehabt haben, das ihm Stoff zu einer solchen Fortsetzung geboten hätte. Dies sagen ja ganz deutlich seine Worte an Elise Reimarus, bei der er sich wegen Verzögerung einer Zusendung entschuldigt: „Der Schubjak Semler ist einzig daran schuld! Ich bekam sein Geschmiere eben als ich noch den ganzen fünften Akt am Nathan zu machen hatte, und wurde über die impertinente Professorengans so erbittert, dafs ich alle gute Laune, die mir zum Versemachen so nötig ist, darüber

verlor und schon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergessen.“ Dafs es ihm nicht mehr gelang, diesen Plan zu einem Nachspiel auszuführen, dafs es im Gegenteil einem seiner theologischen Gegner einfallen mufste, diesen Gedanken aufzugreifen und nach seiner Weise auszuführen, gehört vielleicht auch zu dem tragischen Mifsgeschick, unter dem Lessing in seinem ganzen Leben zu leiden hatte. Lessing beabsichtigte den Derwisch, der nach Nathans Ansicht unter Menschen gar leicht verlernen könnte, Mensch zu sein, zum Mittelpunkt eines Nachspiels zu machen, Pfranger liefs aus dem Totenfeld in Askalon die durch Saladins Erzählung so anziehende Gestalt seines Bruders Assad wieder auferstehen, kleidet ihn in eine Kutte und macht aus ihm, dem tapferen Kämpfer und feurigen Mann, einen weltentsagenden Mönch, dem Bekehren und Predigen die liebste Beschäftigung sind. Neben ihm, dem Mittelpunkt des Ganzen und Hauptträger der Idee des Dichters, sind es noch Nodgemeddin, der Vater des Sultans, dem wir allerdings erst in der vorletzten Scene des letzten Aktes begegnen, um die Überzeugung von der gänzlichen Entbehrlichkeit dieser Persönlichkeit zu gewinnen, da er nur eingeführt wird, um ja kein Glied der ganzen Familie fehlen zu lassen, und die beiden Mameluken Ofsmann und Abdallah mit dem Imam Jezid, die uns, von Lessing her unbekannt, hier vorgeführt werden. Es entspricht dem von seinen Zeitgenossen und seinem Biographen entworfenen Bilde Pfrangers vollständig, dafs die Polemik gegen den Nathan, wie er sie in seinem Mönch vom Libanon ausübte, eine durchaus friedliche und, wenn ich so sagen darf, liebenswürdige war. Man sieht ihn nirgends eine absichtlich feindliche Stellung gegen Lessing einnehmen. Es ist als ob er seinem Leser die beiden Stücke zur freien Wahl hinstellte, ohne auch nur den geringsten Versuch zu einer Bevorzugung seiner Ansicht zu machen. Freilich der Beifall, den das Stück dann fand, ist auch nicht sowohl auf Rechnung seiner ästhetischen Vorzüge, als vielmehr auf seinen christlich-orthodoxen Zweck eines Schutzes gegen die vermeintlichen Angriffe Lessings zu schreiben. So läfst es sich auch erklären, dafs den Hauptinhalt des Stückes, dessen Handlung ja am Ende die eines ganz gewöhnlichen Intriguenstückes ist, Belehrungen und Be-

trachtungen über das Christentum und seine allsiegende Gewalt bilden, und dafs daneben die bei Lessing so bis in die kleinsten Teile hinein individualisierte Charakteristik der einzelnen Personen vollständig verloren geht. Schon ästhetisch verfehlt ist es, fünf Akte hindurch einen kranken Mann, wie Saladin es ist, reden zu lassen, und es ist mit Ausnahme der Hauptperson im Mönche nicht eine einzige im Ganzen, bei der man ein wirklich individuelles Leben oder auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit den Gestalten Lessings entdecken könnte. Dadurch hat sich der Verfasser die Lösung des im Nathan enthaltenen Problems sehr leicht gemacht. Denn da nun einmal schon im voraus all seine Persönlichkeiten nach christlichem Muster zugerichtet und im geheimen eigentlich schon gut protestantische Menschen sind, so müssen all ihre Einwände und Zweifel, die sie dem Christentum des Mönches gegenüber geltend machen, nur als harmlose und unschuldige Wortgefechte, keineswegs aber als charakteristische und in sich selbst abgeschlossene Anschauungen und Gedanken erscheinen. Man durfte ja wohl, da sich das Stück als eine Fortsetzung des Nathan ausgab, darauf gespannt sein, wie der Dichter gerade die Gestalt des Juden weiterentwickle. Allein schon in der Scene mit Saladin, wo ihm dieser seine Zweifel betreffs des Märchens mitteilt, kommt man zu dem Resultat, dafs hier eine ganz neue, mit dem Lessingschen Nathan in keinerlei Zusammenhang stehende Figur geschaffen sei. Saladin, bei Lessing eine königliche Figur vom Scheitel bis zur Sohle, eine Natur, in der „nichts klein, nichts eng und schwächlich ist“, ein Mann, der bei aller echten Menschenliebe, bei jedem Mangel an Hochmut und Stolz, doch ein starkes und edles Selbstbewufstsein bekundet, ist hier zum kleinlichen, disputiersüchtigen und begriffspaltenden Alltagsmenschen geworden, und Nathan, der in jedem seiner Worte den klugen Menschenkenner, den Mann der moralischen Selbstverleugnung bekundet, ist ein gutmütiger, zu Zeiten auch sentimentaler Schwätzer, der sein früheres Denken und Handeln vollständig vergessen zu haben scheint. Saladin ängstigt sich:

Nun soll ich sterben? soll mit meinem Ring
In dieser Ungewifsheit hin zum Richter.
Wie wenn ich nun betrogen wäre, Nathan?

und dieser antwortet ihm darauf mit der Gegenfrage:

Wie wenn sie alle nun betrogen wären?

freilich um gleich darauf, da Saladin nur Irrtum und Wahn überall erblickt, den Sultan in langer Rede mit der Schilderung der menschlichen Schwachheit zu trösten und ihn darauf hinzuweisen:

Wie,
Wenn Wahn, wenn Morgendämmerung auf Erden
Das höchste Ziel für Menschenkräfte wäre;
Dort erst ging dann das volle Licht uns auf.
Gott steigt auf Stufen zur Vollkommenheit,
Und viel, viel Stufen sind der Täuschung aus
Der tiefen Nacht hinauf zum vollen Mittag.
Was man nicht fassen kann, doch fassen wollen,
Ist unzufriedner Stolz.
Zu tief für unsren Horizont. Gott ist
Die Wahrheit: Gott! — Der Mensch ein Ding das irrt,
Das fehlt.

Drum meint Nathan, müsse Saladin auch den Menschen nehmen wie er ist, müsse nicht suchen und sich abquälen nach einer allgemein gültigen Wahrheit, da ja doch dem einen als Irrtum gelte, was dem anderen als Wahrheit erscheine. Saladin aber sagt:

Es mufs nicht richtig sein mit deinen Schlüssen,
Denn ist die Wahrheit Hirngespinst, so ist's
Die Tugend auch. — Was sagst du?

Und Nathan analysiert ihm die Tugend ebenso als etwas Individuelles wie die Wahrheit, denn

Hängt was mehr
Vom Zufall ab als sie? Die Lagen sind's,
Worein ein glücklich Ungefähr dich setzt;
Das Land, das du bewohnst: die Art von Menschen,
Worunter du zu leben hast; die Speise,
Die du geniefsest, und der Wasserquell,
Woraus du schöpfest; endlich selbst die Luft,
Die dich umgiebt, und mehr als alles dies
Die frühe Stimmung jeder Kraft, Erziehung
Und väterliches Vorurteil; und dann
Der erste Stofs, womit das Schicksal dich
Hin in des Lebens weite Laufbahn wirft.

Allein Saladin kann nicht gelten lassen, dafs der Mensch so ganz baumartig, so ganz der Sklave seiner Masse sein soll, denn „Was wäre Freiheit?“

Auch auf diese Frage hat dann Nathan rasch eine Antwort bereit:

Ein Spielwerk, Saladin, für üpp'ge Kinder,
Ein Gängelband, woran der Mensch allein
Zu gehen träumt und doch nicht weiter kömmt,
Als ihn die Wärtrin kommen läfst. Wenn's hoch kömmt,
Ein Laufkarrn, wo das kindische Geschöpf
Im Kreis der Welt und ihrer Kräfte stolz
Herumrennt und den Mitgespielen zuruft:
Seht, ich bin frei: das ist's.

Saladin kann sich mit all dem, zumalen da nun Disputieren seine Sache nicht mehr sei, und es ihm bedünke, als ob Nathan damit nur der Wahrheit ausweiche, nicht begnügen, er verlangt:

Du hast mich ganz verwirrt:
Nach Wahrheit handeln, sagst du? — Doch nicht wissen,
Was Wahrheit sei? selbst es nicht wissen wollen?
Und blindlings aufs Geratewohl so fortgehn?
Wie ist das, Nathan?

und dieser giebt ihm den Bescheid:

Sieh, der Wahrheit darf's
Nicht viel um Mensch zu sein: „Es ist ein Gott:
Sei fromm und fürchte den; und trau ihm zu,
Dafs er der Tugend lohnt, das Laster straft,
Da hast du Wahrheit gnug.

Ebenso giebt er ihm nun, da den Sultan seine Erklärung der Tugend so irregeführt, einen gedrängten Bescheid in dieser Frage, da Saladin sich selbst der gröfsten Laster anklagt:

Nathan.

Wer kennt ihn nicht,
Den frommenden Saladin?

Saladin.

Den Räuber auch,
Den Bluthund, Nathan, auch? Kennst du auch den?
Der mehr unschuld'ges Blut vergossen als
Zehntausend Mörder, die das Rachschwert würgt?

Nathan.

Nein, Saladin, den kenn ich nicht.

Saladin.

So kennt ihn Gott.

Nathan.

Wie er das Chaos kennt,
Aus dessen Tiefen einst das Licht hervorstieg.
Ist es drum noch? Du bist der erste nicht,
Den er durch Übelthaten unvermerkt
Den rechten Weg der Tugend finden liefs.
Gesetzt, du warst es einst, so bist du's jetzt
Nicht mehr: und Gott straft nicht die Übertretung
Des Sünders an der Tugend des Gerechten,
Den frommen Saladin nicht statt des bösen.

Aber all das genügt dem kranken Sultan nicht. „Ach, das Gewissen ist keine Krankheit, Nathan;" und da ihm nun, am Ende seines Lebens, auch der Glaube genommen ward, so weifs er nicht mehr, wohin sich wenden, ohne Irrtum und Wahn zu erblicken. Gewifsheit, ruft er aus:

Gewifsheit ist die Kraft der Wahrheit! Zweifel
Ihr Feind! ein tötendes Insekt, das tief
Und tiefer in die Wurzel gräbt, bis endlich
Die schöne Blume sinkt! — Sie ist verwelkt,
Für mich verwelkt, zerfallen liegen noch
Die dürren Blätter um mich her.

So findet der Sultan, anstatt der Widerlegung seiner Zweifel, nur neuen Stoff für dieselben, und man empfindet hier schon deutlich den Unterschied in der Charakteristik derselben Person durch beide Dichter; denn ein solches Irreführen, ein solches Verwirren von Anschauungen und Begriffen ist dem Lessingschen Nathan vollständig fremd. Bei ihm erweist sich jedes Wort und jeder Gedanke als erzeugt aus einem festen und abgeschlossenen System, aus einer nicht auf der schwankenden Grundlage dehnbarer und willkürlich auszulegender Worte beruhenden Weltanschauung. Für diesen Gedanken des Zweifels an allem hatte er im Nathan keinen Raum, da es ja hier galt, der Welt ein neues Evangelium zu bieten, und einmal getränkt mit diesem alles zersetzenden und alles zerstörenden Stoffe, mufste das von Lessings Künstlerhand so wohlbedächtig zusammengefügte Ganze auseinander fallen und jeden Versuch, aus den Bruchstücken ein dem Sinne der Zerstörer entsprechendes

Gebäude emporzurichten, aufs empfindlichste strafen. Am wenigsten natürlich empfinden wir dies bei dem Mönch, der, wie oben schon bemerkt, der einzige sein dürfte, in dessen Charakteristik individuelles Leben zu spüren ist. Freilich mufste ja er, der sich in den Mittelpunkt des Ganzen zu stellen hatte, auch mit dem ganzen Rüstzeug des positiven Christentums gegen die gefürchteten Angriffe versehen sein, und wir sehen hier mit Freude nicht einen in dem aus Lessings Streitschriften so wohl bekannten Gözeschen Gewande einherstürmenden und schreilustigen Gegner, sondern einen ruhig und friedlich seinen Standpunkt wahrenden, aber denselben nirgends marktschreierisch als den allein richtigen anpreisenden Mann und Theologen. Dafs man namentlich den letzteren, d. h. den Prediger, dessen eigentliches Gebiet die Kanzel und ihre Beredsamkeit bilden, da und dort, und so namentlich auch in dem ersten Monolog des Mönches, vielleicht gar zu deutlich hervortreten sieht, daraus kann wohl dem Verfasser, den wir als eine auf diesem Felde gerade berühmte Persönlichkeit kennen gelernt, schwerlich ein Vorwurf gemacht werden. Nebenbei läuft freilich auch die durch Klopstock gewissermafsen klassisch gewordene christliche Gefühlsseligkeit und Sentimentalität und das poetische Spiel mit manchen durch den Dichter des Messias gleichsam officiell gewordenen Begriffen. Stellen wie die folgende aus dem Monologe des Mönchs:

Bald ist vielleicht
Der Abend da; lafs mich noch wirken, weil
Es Tag ist, dafs mein Glaub ein Licht sei, das
Im Dunkeln leuchte, dafs ich nicht umsonst
Errettet von dem Reich der Finsternis
Zum Reiche deines Sohnes, Herr, gebracht sei!
Ihn zu bekennen sei mir hohe Pflicht!
Durch gute Thaten ihn zu ehren Wonne
Und Seligkeit. Durch ihn lafs diesen Tag
Mir, Herr, gesegnet sein.

bestätigen das oben Gesagte wohl am deutlichsten.

Am übelsten wurde wohl in der Fortsetzung des Nathan Lessings Tempelherr bedacht. Man begegnet ihm da und dort, sei es allein oder in Gesellschaft seiner Schwester Recha, allein es hat den Anschein, als ob er dem Verfasser des Mönches

eine der unbequemsten Figuren, mit der er gar nichts anzufangen gewufst, gewesen sei. Nur einmal, da er seine Schwester Recha, die seiner Aufforderung, den Mönch zu sehen, mit den gewifs nicht aus Lessings Charakteristik stammenden Worten entgegnet:

Ja wär es nur
Kein Mönch, mein lieber Assad! Diese Menschen
Sind mir so grauerlich, so ausgezeichnet,
Die ihre Tugend so zur offnen Schau
Zu tragen pflegen!

sieht er sich zu einer längeren Rede, in welcher er diese Anschauung seiner Schwester zu widerlegen strebt, veranlafst. Diese letztere dagegen sucht nicht allein in ihrem Gespräch mit dem Mönch, sondern auch in der Folge ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Freilich unterliegt auch sie dem Schicksal der übrigen aus Lessing herübergenommenen Personen. Dort von dem so oft wegen mangelnder Poesie verurteilten Lessing mit dem ganzen Zauber einer echten, erfreuenden und ergreifenden Jungfräulichkeit ausgestattet, eine schwärmerische Natur, die all ihr Denken und Empfinden, sich selbst und ihr ganzes Leben nicht von ihrem Vater trennen kann, und hier ein Mädchen, das sich scheinbar wohl da und dort auf die Autorität Nathans beruft, im übrigen aber ihre eigenen Wege, die einer kleinlichen, Begriffe spaltenden Disputiersucht geht. Mit einer schon durch die obigen Worte charakterisierten Abneigung gegen jegliches Christentum ausgestattet, kann sie sich nicht genug darüber verwundern, dafs der Mönch auch einem Judenmädchen einen Platz im Paradiese einräumen will. Aber auch sie erkennt gar bald in dem Mönch und seinem Glauben einen Stärkeren. Nicht ihr Spott, mit dem sie den Mönch angreift:

Ihr Christen seid doch sonst
Mit eurem Himmel so freigebig nicht,
Seitdem der heil'ge Petrus auf- und zuschliefst,

bringt den Mönch aus der Fassung:

Nein, Recha,
Der heil'ge Petrus ist nicht schuld daran,
Dafs Menschen ihre Brüder in die Hölle

Verstoſsen; wiſst es, daſs von jedem Volk
Wer recht thut und gottselig lebt, dem Herrn
Gefällt.

Recha.

Recht thut? — recht glaubet, sagen sie,
Und würgen lieber, was nicht glauben will.
Als wenn sie Gottes Richteramt zu führen
Berufen wären! Menschen sind sie nicht,
Nur Christen.

Mönch.

Christen nicht, nur Menschen, Menschen!

Und da er dem Mädchen in begeisterten Worten Christus preist, als den, in dem sie alles finden werde, was sie sucht:

O wie wird meine Recha da am Kreuze
Bei seiner Mutter stehn und ihn beweinen:
Und traurig dann auf Erden suchen, ob
Nicht einer noch, ihm gleich, zu finden wäre,
Und keinen finden!

und Recha ihm hierauf entgegenhält:

Den lehrten
Euch eure Väter, eure Lehrer lieben,
Mich Nathan jenen (Moses), nun wem soll ich glauben?

hat der Mönch sogleich die Antwort bereit:

Der Wahrheit, Recha!

Der hieraus sich selbst ergebenden Frage „Was ist die Wahrheit“ stellt er natürlich wiederum Christum als des Gesetzes Erfüllung entgegen. Wir erfahren die endgültige Wirkung dieser Worte auf Recha aus einem sich noch in der ersten Auflage vorfindenden zweiten Gespräche des Mönches mit Recha, wo dieselbe im ganzen bereits als Christin erscheint und nur noch in einigen Bedenken der Aufklärung des Mönches bedarf. Da ist namentlich die Auferstehung, mit der sich Recha durchaus nicht befreunden kann:

Mönch.

Für Gott giebt's keine Wunder, nur für uns.
Denn was er wirkt, thut alles eine Kraft.
Wenn er die Toten weckt, so ist's dieselbe,
Die sie zuerst erschuf, die sie erhielt.
Hätt er auf unsern Glauben warten wollen,

Bis er das erste gröſste Wunder that,
Wo wäre dann die Welt?

Recha.

Allein der Fall,
Daſs solch ein Toter wiederlebt, ist doch
So einzig, unerhört.

Mönch.

So einzig, Recha,
Sind alle Fälle in der Welt, ein jeder
Ist solch ein eigener Gedanke Gottes,
Dem seine Macht das Dasein giebt; je feiner
Der eine sich vom andern unterscheidet,
Nur desto herrlicher wirkt seine Kraft,
Strahlt seine Weisheit.

Es zeigt sich ganz deutlich, mit welchem Wohlbehagen der Verfasser gerade auf diesem Punkte verweilte, und die Gründe hierfür lassen sich ja leicht finden: Gilt es ihm doch hier namentlich einen der Hauptangriffe Lessings und seines unbekannten Wolfenbütteler Fragmentisten abzuwehren, und so bemüht er sich, jedem scheinbar noch so gerechtfertigten Einwand gegen die Glaubwürdigkeit der Auferstehung die Spitze abzubrechen:

Mönch.

Dein Moses
Gab seinen Wundern durch die Hoffnung des
Verheiſsnen Landes ein Gewicht, das leichter
Ihm Glauben schaffen konnte. Was denn Christus?
Nichts, nichts was Menschen reizt, im Gegenteil
Verleugnung alles Irdischen und Leiden;
Zuletzt schmachvoller Tod war seiner ersten
Bekenner Los. Doch glaubten sie, bekannten:
Und starben fröhlich.

Recha.

Nun das war mir immer
Sehr sonderbar! Für was zu sterben, und
So blutig! noch mit solchem lauterem
Bewuſstsein seiner selbst, mit solchem Trost,
Mit solcher Freudigkeit zu Gott! — und für
Die gröſste aller Lügen! — dacht ich oft,
Die niemand glücklich, aber viele, viele
Unglücklich macht, aufs ganze Leben elend!

Die Gottes ew'gen Zorn dem Sünder häuft,
Der seinen heil'gen unnennbaren Namen
Durch schändlichen Betrug entweiht; das ist
Doch unbegreiflich, dacht ich. — Aber Nathan
Erklärte mir das anders: „Liebe Recha,"
Sprach er, „zu allen Zeiten starben Menschen
Für ihre Meinungen, so gut für Lügen
Als für die Wahrheit; Muselmann und Christ.
Woran das Herz gewöhnt ist, nun das denkt
Sich's dann als wahr und stirbt darauf.

Mönch.

So! so!
So waren sie daran gewöhnt, den Toten
Als lebend sich zu denken?

Recha.

Freilich wohl!

Mönch.

Den toten Christus, den sie sterben sahen,
Als auferstanden sich zu denken? mufs
Ein sonderbarer Traum gewesen sein,
Für den sie Vaterland, Religion
Und Ehr und Leben fahren liefsen, und
Um Christi willen Narren wurden — mufs
Ein langer eigner Traum gewesen sein.
„Ein Wunder will geglaubt sein," sprachst du. Ist's
Für uns mehr Wunder als für jene? — Menschen
Sind ans Natürliche gewöhnt: was für
Ausnahmen waren denn die ersten Zeugen
Des Lebens Jesu, dafs sie unbewiesen
Ein Wunder glaubten, das so viel Beweis
Erfordert? — Sieh, wenn ich dir sagte, Recha,
Dein Vater lebt —

Recha.

So wärst du ein Betrüger!

Mönch.

Du übereilst dich.

Recha.

Wie, das wäre möglich?

Mönch.

Warum denn nicht?

Recha.

Weil Wunder möglich sind?

Mönch.

Das brauchte keines Wunders.

Es ist freilich auch hier, wo doch ein Hauptpunkt besprochen wird, die Ruhe und Entfernung jeglicher Streitsucht anzuerkennen, mit der Pfranger verfährt; ein Verfahren, das trotz aller Schwächen in manchen Scenen einen Ton von Gemütlichkeit und warmer Empfindung hervortreten läfst, wie er sich wohl bei keinem anderen Gegner Lessings gefunden haben mag. Und wie dort Nathan mit seiner Erzählung von den drei Ringen den Mittelpunkt bildet, so konnte es sich erklärlicherweise der Verfasser des Mönches auch nicht versagen, dieser seiner Hauptperson ein Gegenstück hierzu in den Mund zu legen, in dem die Quintessenz seiner ganzen religiösen Anschauung zusammengefafst erscheint. Auch hier ist es wiederum Saladin, der Veranlassung hierzu giebt, da er den Mönch scherzend ob seiner Zuneigung zu Recha der Kuppelei beschuldigt. Die oben erwähnte Unterredung Saladins mit Nathan hat diesem keinen Trost gebracht, und es mufs nun dem Mönch vorbehalten bleiben, in die von Zweifeln durchwühlte Seele Saladins Ruhe und Frieden zu bringen. Wie ihm dies gelingt, und wie auch hier wiederum die allein und ewig gültige Wahrheit des Christentums es ist, die als Retterin erscheint, die als eine herrliche Thatsache das verkündet, was Lessings Nathan und Saladin erst nach tausend Jahren zu hoffen wagen, das eben ist der Inhalt der Scene, in welcher der Mönch dem kranken Sultan neben der leiblich stärkenden Arznei auch eine solche für die kranke Seele bietet. Lessing wufste wenigstens diese bedeutende Scene auch äufserlich zu motivieren, während bei Pfranger die das ganze Gespräch einleitende Frage des Sultans:

So kannst
Du aber deines Glaubens nicht gewifs sein,
Wenn ich bei meinem selig werden kann,
Wie du?

so ziemlich aufser jedem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden steht. Von solcher Ungewifsheit kann und darf natürlicherweise der Mönch nichts wissen:

Ob dich dein Glaube selig macht,
Ob er dem Geiste Freudigkeit zu Gott,
Dem Herzen Trost und Kraft zum Guten giebt,
Die Wunden des Gewissens heilt, dich heiter

Den Tod erwarten lehrt und festen Grund
Dir legt zu Hoffnung an der Ewigkeit,
Das mufst du fühlen, wissen kann's kein Mensch.

Allein auch in des Mönches Reden kann im Anfang Saladin die Wahrheit nicht finden, die er sucht:

Aufrichtig, Freund,
Es scheint mir Widerspruch in deinen Reden
Zu sein, wenn anders Unterschied in deinem
Und meinem Glauben ist. Denn sieh, die Wahrheit —

Mönch.

Ist nicht des Menschen eigene Erfindung;
Ist Gottes Gabe, wie die andren Güter
Des Lebens. Diesem giebt sie die Geburt,
Und eigner treuer Fleifs erwirbt sie jenem.

Sittah freilich, die bei dieser Unterredung zugegen ist, und dieselbe gelegentlich mit einer Bemerkung unterbricht, meint bei dem Disputieren der zwei:

Nur schade, dafs
Ihr noch nicht einig seid, was eigentlich
Der rechte Glaube sei, die Lehrer selbst
Verdammen sie einander. Wie? ist denn
Dein Christus auch so zwiefach? griechisch und
Lateinisch? und verdammt wie seine Christen
Auch so sich selber?

und da ihr der Mönch diese Uneinigkeit aus der menschlichen Leidenschaft erklärt, meint sie, es wäre wohl das Beste, zu warten mit den Ringen, bis einst der Richter entscheiden wird. Hiermit, mit der kurzen Erwähnung des Nathanschen Märchens ist ein fester Stand gewonnen, und es bleibt dem Mönch ja nur die Aufgabe, demselben die richtige Deutung zu geben:

Mönch.

Der Vater starb, vermochte selbst nicht mehr
Den Ring zu unterscheiden.

Saladin.

Ist auch wahr,
Er mufs ein Mensch gewesen sein.

Mönch.

Der nirgends
Zu finden ist, so wenig als der Künstler,

Der ihn so sinnreich hinterging — du siehst,
Er pafst nicht weiter.

Saladin.

Gott, das giebt mir Licht!

Mönch.

Auch drückt es mir den Sinn der Thoren aus.
Dem grofsen Haufen unter allen Völkern
War freilich immer die Religion
Ein Amulet, das ohne weitre Müh
Dem Menschen, der's besafs, die Gnade Gottes
Und unleugbares Recht zum Himmel gab.
Der blofse Name war's, das Götzenbild,
Der Tempel, nicht Religion. Allein
Dem Klügern ist der Glaube nur das Werkzeug
Zu seinem ew'gen Glück.

Recha.

Du könntest uns
Wohl auch so was erzählen?

Mönch.

Wenn Erzählen
Nach meiner schlechten Klosterart Erzählen
Genug ist, Recha, ja.

Saladin.

Erzähle nur
So gut du kannst.

Mönch.

Es hält sich ungefähr
Mit der Religion wie mit dem Feldbau.
Da hat sich viel verändert in der Welt,
Seitdem sie war. Allmählich lehrten erst
Not und Bedürfnis Kunst und Wissenschaft.
Die ersten Menschen nahmen ihre Früchte
Unmittelbar aus Gottes Hand in Eden.
Auch als Vertriebne fanden sie noch gnug
Zusammen ohne saure Müh. Doch ging's
Nicht immer so. Die Menschen mehrten sich.
Was nun die Erde noch freiwillig schenkte,
War, alle zu ernähren, nicht genug.
Man fing zu pflanzen an, natürlich nicht
Das, was die beste Nahrung gab, vielmehr,
Was so am leichtsten wuchs, den Gaumen reizte,
Und überhaupt den Sinnen wohlgefiel.
Nicht lange mühte sich der eigne Fleifs.

Denn einer plünderte den andern. Völker
Vertrieben Völker, wanderten umher
Und raubten was sie fanden, Frucht und Götter.
So konnte kein gesittet Volk entstehn.
Man sann auf Künste. Da erfand ein Mann
Das Grabscheit, lehrte dann sein Volk den Feldbau
Mit eigner Hand; und zäunte rings umher
Vor jedem andern Volk die Grenzen ein.
Des fremden Guts gewohnt, verkannten sie
Die wahre Absicht gröſstenteils, und glaubten
Der Sache genug gethan zu haben, wenn
Sie sich des Werkzeugs rühmten, welches sie
In einem goldnen Tempel aufbewahrten.
Das Land blieb ungebaut:
Man fiel in heidnisches Gebiet und lebte
Von Zeit zu Zeit von ihren Opfermalen.
Doch fanden sich auch hier und da noch Biedre,
Die die Erfindung ehrten, und durch Fleiſs
Bewiesen, daſs das Land, so steil und bergicht
Es immer war, durch Hilfe dieses Grabscheits
Mit reichem Wucher zu benutzen wäre.
Doch scheute man die Mühe, denn es ging
Nicht ohne sauren Schweiſs. Ein andrer dachte
Der Sache weiter nach und fand den Pflug.

Saladin.

Und wie ging's dem?

Mönch.

Wie's allen Klügern geht.
Wie's auch dem Stifter meines Glaubens ging.
Das Grabscheit war, so wenig man es nützte,
Gleichwohl das Heiligtum der Nation.
Man schmähte, lästerte, verfolgte, würgte
Den edlen Mann, mit einem Wort, er ward
Ein Märt'rer seiner Kunst. Doch hinterlieſs
Er die Erfindung in den Händen ein'ger
Gutdenkenden, die sie nach seinem Tode
Der weiten Welt bekannt zu machen suchten.
Da war denn hin und wieder groſse Freude.
Die Saaten fingen herrlich an zu grünen;
Das gute Land trug doppelt, und die dürren
Und unfruchtbarsten Heiden wurden fruchtbar.
Bald artete der Fleiſs
In Laster und in Thorheit aus, denn manchen
Ging so das Ding zu langsam; sieh, da kehrten

Sie flugs die Sterze um, und fuhren flink
Weg über's weite Feld, und riefen denen,
Die lang in tiefen Furchen weilten, stolz
Und spöttisch zu: seht, wir sind fertig. Doch
Der Herbst bestrafte ihren Wahnwitz bald
Durch fehlgeschlagne Hoffnung. Andre pflügten
Nicht tief genug. Da blieb das Unkraut und
Vertilgte jede beſsre Saat. Boshafte
Gemüter fuhren mit dem Pfluge, statt
Ihr Feld zu bauen, in des Nachbars Weinberg,
Und schnitten Stock und Rebe durch. Die andern,
Statt die Erfindung zu benützen, wollten
Gern selbst Erfinder sein. Man nahm den Pflug,
Zerlegt' ihn, wollte wissen und berechnen,
Wie's immer möglich wäre, daſs das Ding
So groſse Wirkung thät. Man wollte bessern;
Warf dies und jenes weg und setzte dies
Und jenes zu, wie's jedem nützlich schien.
Natürlich glaubte jeder recht zu haben,
Und haſste jeden, der ihm widersprach.
Darüber ging der Sommer hin; das Feld
Lag ungeackert da; der Weinberg war
Verwüstet; und vom Pflug blieb endlich nichts
Als noch das bloſse Eisen.

Saladin.

Nun, das Eisen,
Was ward damit?

Mönch.

Hier laſs mich enden, Sultan.
Man fand indessen ein Vermächtnis des
Erfinders, das den ganzen wahren Bau
Des Werkzeugs Stück vor Stück beschrieb, wonach
Die Klügern sich mit leichter Müh den Pflug
Verfertigten. Die Trümmer des zerriſsnen,
Die wurden hier und da als Heiligtümer
Von Thoren aufbewahrt, und jedes hieſs
Der Pflug bis auf den heut'gen Tag.

Saladin.

Gut! Gut!
Allein das Eisen, Mönch; das Eisen!

Mönch.

Nun,
Ist die Erzählung nicht schon lang genug?
Laſs mich hier enden, Sultan.

Saladin.

Nein, es fehlt
Zu Rechas Moses und zu deinem Christus
Mir noch der dritte Mann.

Mönch.

Den Saladin
Doch besser kennt als ich.

Saladin.

Nein rede! rede!
Das Eisen.

Mönch.

Du befiehlst. Gut dann, so wisse!
Dies fand ein hitz'ger Kopf und dachte: ha!
Das Ding ist scharf, ist gut zum Hauen, und
Verwandelte die Pflugschar in ein Schwert.
Er zog damit von Land zu Land und hieb
Und mordete und rief bei jedem Schlag:
Seht, Thoren da, dies ist Religion!

Saladin.

Beim Muhamed, da hast du wahr geredet.

Mit diesem Gespräch, der Schilderung des Mosaismus, des Christentums und des Islams, wobei das mittlere in seinen Anfängen in idealer Reinheit und Vollkommenheit verklärt erscheint, schliefst der eigentliche Inhalt des Stückes ab. Denn das nun Folgende ist, wie sich aus dem oben angegebenen Inhalt ersehen läfst, nur eine äufserliche Fortentwickelung und Beendigung des wenig interessanten Inhalts, und Pfranger mufste sich ja wohl selbst sagen, dafs hiermit seine eigentliche Aufgabe gelöst sei. Für ihn und seine Gesinnungsgenossen jedenfalls in einer durchaus befriedigenden und jede gegenteilige Ansicht endgültig abweisenden Form. Es drängt sich nun freilich die Frage auf, ob Pfranger mit dieser Parabel, die manche schöne und poetische Stelle enthält, der Lessingschen Parabel eine Leistung gegenübergestellt, aus der eine endgültige Entscheidung der Frage nach der Wahrheit einer Religion zu holen wäre. Freilich, er hält sich nur an historische Daten, er schildert die Entwickelung der Religion aus dem Mosaismus zum Christentum, und stellt als eine widerliche Mischung von beiden den Islam zuletzt. So ist ihm auf diesem Grunde die Wahr-

heit des Christentums eine thatsächliche, ohne dafs er sich der Erkenntnis seiner Verirrungen und Verzerrungen verschliefsen will, und mufs es ihm auch als Notwendigkeit erscheinen, in seiner Fortsetzung des Nathan die Person des Mönches zu schildern, wie er dies wirklich that. Hier will uns bedünken, als ob Pfranger eine Schwäche bei Lessing entdeckt habe, die bei der Prüfung von dem Inhalt der Parabel nicht genug beachtet werden kann. Wollte dieser mit den drei Ringen die drei Religionen des Juden, des Christen und des Moslem bezeichnen, und wollte er in der That die absolute Wahrheit von einer derselben unentschieden lassen, so war es auch eine Notwendigkeit für ihn, seine Vertreter dieser drei Religionen, einen jeden nach dem thatsächlichen Gehalt der seinigen, zu charakterisieren. Dafs dies nicht geschehen, dafs Lessing es wohl verstand, dieselben als treffliche und edle Menschen, nicht aber mit den gleichen Eigenschaften als Juden und Mohammedaner zu schildern, das darf ausdrücklich hervorgehoben werden. Wenn nun bei ihm Jude und Moslem die Hauptträger von des Dichters Gedanken sind, und die Christen, denen er in seinem Nathan eine Rolle zuweist, einen mehr oder weniger untergeordneten Rang gegenüber denselben einnehmen, so kann dies gesagt werden, ohne dem Vorwurf gegen Lessing zuzustimmen, dafs er sich eine absichtliche Herabwürdigung des Christentums habe zu Schulden kommen lassen. Ja wenn man den ganzen thatsächlichen Gehalt des Nathan heraushebt und ihn mit den drei dargestellten Religionen zusammenhält, so kann man sich der Erkenntnis nicht verschliefsen, dafs, wenn irgend eine derselben, es gerade und einzig nur die christliche Religion ist, die nach all ihren Lehren und Ideen für die nach den tausend tausend Jahren vollendete allgemeine Menschheitsreligion die alleinige Grundlage bilden kann. Dafs ihre Vollendung hierzu noch ferne ist, dafs sie bis zu ihrer vollständigen Reife und Ausbildung noch mancherlei Irrungen unterworfen ist, das ist doch kein Grund, um an ihrer Wahrheit zu zweifeln, und das mag auch dem Verfasser des Mönches vom Libanon geholfen haben, die Zweifel zu besiegen, in die ihn die Wolfenbütteler Fragmente und der Nathan versetzt. So darf in ihm auch der Gedanke entstanden sein, zu zeigen, dafs gerade das, was Lessing

als seine eigenen Gedanken, als seine von jeglicher Berührung mit den positiven Religionen befreiten Ideen darzustellen suchte, der Inhalt des Christentums sei, dessen Wahrheit er nicht höher stellt als die des Mosaismus und Islam. Diesem Gedanken verdankt die Person des Mönches vom Libanon offenbar ihre Entstehung, und wenn auch das ganze Stück, das eben nur zufällig sich in dramatische Form kleidete, im Vergleich mit Lessings Nathan einen untergeordneten Wert seiner Form und seinem Inhalt nach beanspruchen kann, so ist doch die Liebe und Milde hervorzuheben, mit der Pfranger diese Hauptperson charakterisierte, um in ihr zu beweisen, dafs, so oft man sich auch von dem Christentum lösen und befreien wollte, um an seiner Statt ein anderes zu bieten, es doch immer wieder nur die von ihm gegebenen und gebotenen Lehren und Grundsätze sind, auf denen sich unser Leben aufbaut. Es wäre demnach auch nur falsch, wenn man in dem Mönch vom Libanon eine feindliche Polemik gegen Lessing erblicken oder Pfranger gar eine souveräne Verachtung der im Nathan ausgesprochenen Ideen unterschieben wollte. Für ihn waren sie ja, da er sich einmal zu einer tieferen Prüfung derselben veranlafst sah, am Ende nur christliche, und es erwuchs ihm daraus die Aufgabe, in einer friedlichen und milden Art, wie sie ihm eigen war, dies zu zeigen. Dafs er darum auch da, wo er dem Verfasser des Nathan gegenüber einer geradezu gegenteiligen Meinung war, ruhig und ohne jede Gehässigkeit sprach, ist um so mehr anzuerkennen, als männiglich bekannt ist, dafs ein solcher Gegner Lessings nur selten gefunden ward.

Der Mönch vom Libanon ist heute vergessen, Lessings Nathan ist für viele ein Evangelium der Toleranz gegenüber dem sogenannten starren und einseitigen Christentum geworden. Ob sie aber, wie ja wohl ihr Lob und Rühmen beweisen soll, den Kern des Nathan verstanden und seinen Inhalt zur That gemacht, mufs dahingestellt bleiben. Pfrangers Buch, mag man nun nach seiner hier gegebenen Schilderung darüber denken wie man will, bleibt immerhin eine charakteristische Erscheinung für eine Zeit, deren gewaltige Gärung gerade auf religiösem Gebiete sich bis auf unsere Tage hinaus fühlbar gemacht hat.

Über das Wort und den Begriff Posse.

„Bücher haben ihre Schicksale", wie ein geflügeltes Wort besagt, einzelne Wörter aber auch. Es giebt schöne, glückliche Wörter, die sich einer alten, edlen und allgemein anerkannten Herkunft erfreuen. Mit sicherem Tritt, mit stolzem Klange sind sie in die Litteratur eingetreten, haben ihren Lauf in derselben gemacht, jede Rede geschmückt, in welcher sie vorkamen, und noch jetzt freut sich jeder Schriftsteller ihrer Anwendung. Dagegen finden sich andere, minder begünstigte Sprößlinge des Sprachgeistes, von zweifelhaftem und verstecktem Herkommen, deren man sich nur zur Bezeichnung von niederen, unfeinen Dingen bedient, ja, mit deren Begriff sich geradezu von vornherein ein Tadel und eine Herabsetzung verbindet. Ein solches sprachliches Aschenbrödel ist das Wort Posse. Seine Abkunft ist zweifelhafter Natur, der deutsche Ursprung wird ihm von einigen geradezu bestritten, und seine Bestimmung ist bis auf den heutigen Tag die, etwas Niedriges, ja Gemeines zu kennzeichnen. Eines solchen übel angesehenen, mißbrauchten Wesens sich anzunehmen, hat einen gewissen Reiz. Rettungen sind ja in unserer Litteratur von jeher etwas Beliebtes gewesen; die ärgsten erlauchten Dirnen und Tyrannen hat man neuerdings in Schutz genommen. Warum also nicht auch einem so unschuldigen, eigentlich doch seiner Schlechtigkeit sich gar nicht bewußten Wesen, wie einem Worte, zu Hilfe kommen?

Zunächst, was sein Herkommen betrifft, so werde ich die Dunkelheit, welche auf demselben liegt, wenn auch vielleicht etwas aufhellen, doch kaum gänzlich zerstreuen können. Zwar

die gröbste Anschuldigung, welche man in dieser Beziehung gegen das Wort erhoben hat, bin ich allenfalls im stande zurückzuweisen. Man hat es geradezu von böse, Bosheit herzuleiten versucht. Und dieser Versuch ist schon sehr alt. Graff verzeichnet im Ahd. Sprachschatz, Bd. III, Sp. 217, althochdeutsche Glossen aus einem Bibelkodex und aus einem Kodex des Boethius de consolatione philosophiæ, wonach nugæ mit gebose, der Akkusativus dazu nugas mit giposi übersetzt wird. Anderweitige althochdeutsche Glossen zu den Satiren des Persius übertragen nugari mit bôsôn, nugaris mit thu bosos; in den Glossen eines Tegernseer Kodex zu einer Historia ecclesiastica wird ineptus mit giposer, der Akk. plur. ineptas mit giposo gedeutet; in Glossen zum Prudentius nugator inanis mit giposari wiedergegeben. Hieraus zu schliefsen, dafs unser neueres Posse, unter dem man doch eben solche nugæ versteht, von jenem bôsi, gabôsi herzuleiten sei, lag nahe. Nichtsdestoweniger hat schon Grimm im „Deutschen Wörterb.“ in dem sehr ausführlichen Artikel „Bosse“ jene Ableitung zurückgewiesen, indem er, wie mir scheint, mit Grund darauf aufmerksam macht, dafs nicht nur der lange Vokal ô in jenem ahd. gabôsi, sowie der allmählich eintretende Umlaut ö in böse, sondern auch das Doppel-s in Bosse, Posse jenem Ursprunge widerspreche. Wenn freilich Grimm gleichzeitig an derselben Stelle als Grund gegen diese ahd. Ableitung von Posse den Umstand geltend macht, dafs das Wort im Mhd. nicht vorkomme, so möchte ich diesen nicht für stichhaltig ansehen. Einerseits findet sich posse in der Bedeutung von „mutwilliger Streich“ in der That in einem Gedichte Frauenlobs (Minnesänger, herausg. von v. d. Hagen, Bd. III, 149b), andererseits habe ich schon bei früheren Gelegenheiten die eigentümliche Erscheinung hervorgehoben, dafs einzelne, im althochdeutschen Zeitraume vorkommende Wörter in der mittelhochdeutschen Periode wie verschwunden sind und erst im 15. und 16. Jahrh. wieder auftauchen.

Jak. Grimm wendet sich, und nach ihm mehrere andere Verfasser von deutschen Wörterbüchern, wie z. B. Weigand, bei der Ableitung des Wortes Posse vielmehr dem Ahd. pôzan, mhd. bôzen, spät mhd. bossen, schlagen, stofsen, zu. Man könnte nun denken, dafs der Übergang aus dem bôzen, bossen,

schlagen zu Posse einfach so zu machen sei, dafs Posse ein Schlag, Streich sei. Schon Adelung weist sub voce Posse darauf hin, dafs die meisten gleichbedeutenden Wörter, wie Gaukelei, Schwank, lateinisch jocus, von einer Bewegung hergenommen seien und zunächst possenhafte Bewegungen und Stellungen bedeuten. Er hätte auch scherzen anführen können, welches ursprünglich hüpfen, springen bedeutet und nichts als eine Erweiterung von schërn, dann schërnen, eilen, rasch fortgehen, ist. Ebenso ist im Griechischen *παίειν*, schlagen, und *παίζειν*, spielen, offenbar nah, d. h. wie Mutter und Kind verwandt. Dem analogen, anscheinend so leichten Übergange von bôzen, bossen, schlagen, zu Posse steht aber zunächst die Thatsache entgegen, dafs sich kein vermittelndes Verbum bossen, im Sinne von scherzen, Mutwillen treiben, findet. Ein Frequentativum bosseln, bösseln, im Sinne von scherzen, nugari, kommt allerdings vor. Allein nur dialektisch und vereinzelt; in Stalders „Schweizerischem Idiotikon“ S. 200 ist „pösseln“ im Sinne von „kleine mutwillige Streiche“ machen aufgeführt. Dagegen giebt es ein, mit bôzen, bossen, schlagen zusammengehöriges Substantivum bosse, welches in einer so ganz eigentümlichen, von zahlreichen Stellen namhafter Schriftsteller belegten Bedeutung vorkommt, dafs der Übergang davon zu unserem jetzigen Posse, so umständlich und indirekt derselbe auch erscheint, in der That als der richtigste und zuverlässigste sich darbietet. Jenes bosse, es findet sich auch im italienischen bozza, im französischen bosse wieder, bedeutet zunächst eine, durch einen Stofs oder Schlag hervorgebrachte Beule oder Erhöhung und wird dann vor allen Dingen und hauptsächlich, ebenso wie das davon abgeleitete bosseler, bossieren, von den durch getriebene Arbeit hervorgebrachten erhabenen Figuren gebraucht. Dann von Figuren und Steinarbeit überhaupt. Ein oder eine Bosse, Posse ist also eine auf Brunnen, Gesimsen oder sonst passenden Stellen angebrachte Figur, meist von komischem Aussehen. In diesem Sinne wird das Wort von allen hervorragenden Lexikographen des 16. bis 18. Jahrh. verzeichnet. Maaler (lat. Pictorius) hat in seiner „Teutsche Spraach“ S. 319[a]: „Possen, als die man an die Brunnen macht, wasser aufszeblaasen oder kindle an den rören, die wasser aufsschräyend (d. h. ausspritzen)

oder brüntzlend.“ Namentlich kommt das Wort so in den Kompositis bossenwerk und bossenstück vor. Dasypodius giebt bossenwerk durch parergon. Deutlicher nennt Henisch S. 466 und 467 bossenwerk „das laub, so man zur zier von stein oder holzwerk um die Thüren macht.“ Er spricht von einem „trinkgeschirr mit allerlei bossenwerk von gold oder silber geziert.“ Frisch, Bd. II S. 66_c hat: „Bossenstück von Laubwerk, wunderliche Figuren und Auszierungen von Larven und Fratzengesichtern, larvæ, terribiles ornamentorum, anaglyphorum figuræ, ab artificibus fictæ.“ In diesem Sinne kommt Posse, Bossenwerk u. s. w. bei den Schriftstellern namentlich des 16. Jahrh. sehr häufig vor. Bei Grimm ist eine ganze Reihe von Beispielen dafür angeführt. So heifst es in Stumpfs Schweizerchronik 669ᵇ: „Neben jeglichem Wappen und Ehrenzeichen waren zween B o s s e n“ (d. h. in Bern zwei Bären, in Zürich zwei Löwen). In der deutschen Übersetzung der remedia utriusque fortunæ Franz Petrarchas vom Jahre 1559 heifst es: „Warum lafst Ihr Euch also bewegen die Bilder, die sich weder wegen noch regen mögen, ob sie schon im Bossen stehn, als wollten sie gehn, lachen und weinen.“ Bei H. Sachs I, 399ᵇ liest man:

Auf dem Gesimbs sach ich viel Possen
Aus Glockenspeis künstlich gegossen.

Ob das „bofs“, welches sich bei Schriftstellern aus jener Zeit im Sinne von lustiger Mensch, lustiger Gesell findet, eben jenes Possen, also nichts als eine Übertragung von jenen leblosen komischen Relieffiguren auf lebende Menschen sei, lasse ich dahingestellt. Bei Kaisersperg im Ev. Septuag. heifst es: Aber die erbern dingt man nit, wenn nieman fragt von der leer, dann allein, ist er ein gut gesel und ein guter b o f s.“ Und in seinen Predigten über Brands Narrenschiff c. 50: „Mancher in disem schyff gern fert, dann es sind viel gut bossen drynn, die grofs arbeit und klein gewinn hant.“ Scherz und Oberlin, die diese Stellen aus Kaisersperg anführen, erklären das Wort mit homo facetus. Jedenfalls dürfte der Übergang aus jenen lustigen Figuren, aus jener komischen Relief- und Feuilletonarbeit auf unser Posse im Sinne von lustiges Ding, belustigende Arbeit überhaupt das Richtige sein. Grimm weist mit Grund darauf hin, dafs sich daher auch wohl die Wendungen: einen Possen

reifsen, einen Possen treiben, erklären. Erwähnen will ich noch eine Stelle in Joh. Mathesius' Sarepta oder Bergpredigt (Bl. 181[a] ad fin., Ausg. v. 1587, Nürnberg), wo das Verbum possieren geradezu in der Bedeutung von „in komischer Weise erdichten" gebraucht wird. „Dise heimliche heillose vnnd Gotteslesterliche abgötterey," sagt er dort, „will vns nun vnser Preceptor seliger in seinem gemalten glast fürstellen, damit wir die triegerey neben Gottes Wort in gleichnufs erkennen — selber auch keinen Gott oder Gottesdienst possirn, erdichten vnnd vns vor menschentand vnd satzungen hüten."

Wann und bei welchem Schriftsteller zuerst der Übergang dieses, in früherer Zeit überall als Maskulinum gebrauchten Bosse, Posse in das Femininum „die Posse" eingetreten sei, läfst sich kaum angeben, noch schwieriger dürfte der Nachweis sein, wann dies „Posse" zuerst als Bezeichnung für ein ganzes dramatisches Stück angewendet worden ist. Ursprünglich war der Posse (bei Adelung zuerst „der Possen") nur ein einzelner lustiger Streich, eine einzelne lustige Gebärde, Possenreifser Männer, welche solche lustige Streiche oder Grimassen machten. Allerdings gebrauchte man diese Bezeichnung schon immer hauptsächlich von solchen Streichen und Gebärden in dramatischen Spielen. „Alle comedische Scribenten, denen Bossen zu reifsen angeboren" schreibt schon Fischart im siebenten Kapitel seiner „Geschichtklitterung". Die Sache selbst, das dramatische Possenspiel, ist ja uralt und hat mit den Anfängen unseres Dramas überhaupt begonnen. Schon in die geistlichen Ludi des Mittelalters waren possenhafte Elemente eingemischt, und zusammenhängende Possenspiele, oft auch nur als Anhängsel an gröfsere ernste Stücke, weist die Theatergeschichte in allen Ländern, hauptsächlich an den Hauptstätten der Entwickelung unseres deutschen Dramas, also in Nürnberg, Wien, Hamburg, Berlin nach. Die Bezeichnung Posse für Komödie findet sich aber erst bei Gottsched:

Drum tummle sich im Thal der Posse,
Wer sich nicht höher schwingen kann,

heifst es bei ihm, und damit ist zugleich jener Begriff der Posse als etwas niedrig Komisches, als eine gemeine Gattung des Dramas gegeben und mehr als ein Jahrhundert lang im wesent-

lichen geblieben. Was man sich unter Posse vorstellt, dafür dürfte der Artikel bezeichnend sein, welcher sich dafür in dem von Herloſssohn und R. Blum herausgegebenen Theaterlexikon findet, einem Werke von nicht gerade autoritativer Bedeutung in der Litteratur, aber interessant als Echo dessen, was in den Theaterkreisen herrschende und allgemein gültige Meinung war und auch noch ist. „Die Posse," heiſst es dort in dem von Louis Schneider geschriebenen Artikel, „schildert gewöhnlich, ohne die strengen Regeln des höheren Lustspiels zu befolgen, Begegnisse und Situationen des gemeinen Lebens, durch Gegenüberstellung lächerlicher Individualitäten, deren Konflikt eine komische Wirkung hervorbringt. Die Posse will nicht Charaktere folgerecht entwickeln, will keinen Grundsatz, keine Wahrheit zur Anschauung bringen, sondern ohne tiefere Absicht das Ungewöhnliche, Lächerliche in oft gewagter und kaum zu rechtfertigender Zusammenstellung darstellen. Ihr Feld ist die Übertreibung in Situation und Charakter, ihr äuſseres Gewand der Witz in seiner gröſsten Ausgelassenheit, ihre Grenze das Läppische, absolut Gemeine und Niedrige. Aus diesen Gründen ist eine gute Posse eine so seltene Erscheinung auf der deutschen Bühne. Es gehört eine ganz besondere Befähigung dazu, die Grenzen zu erkennen, bis zu welchen der Dichter hier gehen kann, und es ist eine alte Bühnenerfahrung, daſs eine Posse entweder vollständig durchfällt oder einen glänzenden Erfolg hat." Im weiteren Verfolg des Artikels wird dann darauf hingewiesen, daſs gute Possen, da sie ein Spiegelbild des wirklichen Lebens seien, meistens nur in gröſseren Städten entständen, „wo das Volksleben bewegt, schnell wechselnd und eigentümlich sich gestalte." Auch sei für die Entwickelung der Posse die groſse Stadt insofern Vorbedingung, als sie eine besondere Bühne für sich verlange und man weder dem Publikum zumuten könne, auf denselben Brettern, wo noch eben „die klassischen Gebilde unserer Dichterfürsten erschienen seien", Stücke wie „das Landhaus an der Heerstraſse" oder den „Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen" darzustellen oder zu goutieren. Die beiden Dinge, welche der Posse hier vorgeworfen werden, Übertreibung in Situation und Charakteren und das Streifen an das Niedrige und Gemeine im Menschen, sind jene

beiden Eigenschaften, welche man noch heutzutage gemeinhin mit dem Begriffe der Posse verbindet und wegen deren man sie eben zum bas genre der Poesie rechnet. Sind diese Eigenschaften denn aber in der That so schlimm und so herabwürdigend? Finden sie sich, frage ich zunächst, nicht in den ausgezeichnetsten Stücken der hervorragenden Komödiendichter aller Zeiten und Nationen? Wenn in den „Vögeln“ des Aristophanes die Übersättigung der beiden wackeren Bürger Beschwatzefreund und Hoffegut an dem politischen Treiben in Athen so weit geht, dafs sie in eine Felseneinöde zum Vogel Wiedehopf flüchten, mit den Vögeln ein Wolkenkuckucksheim gründen und sich selbst in Vögel verwandeln, ist das nicht „Übertreibung in Situation und Charakteren“? Verdient es eine andere Bezeichnung, wenn Sokrates in den „Wolken“ seine Phantastereien so weit treibt, dafs er mit diesen luftigen Wesen selbst in Verkehr tritt und dem Sohne des bei ihm Hilfe suchenden Strepsiades mit seinen Sophistereien den Kopf derartig verdreht, dafs dieser seinen eigenen biederen Vater durchprügelt? Ja man kann sagen, wo ist ein einziges Stück des grofsen griechischen Komödiendichters, welches nicht eben solche hochgetriebene oder übertriebene Situationen und Charaktere darbietet? Von dem Streifen an das Niedrige und Gemeine im Menschen will ich, was die Personen des Aristophanes betrifft, ganz schweigen. Sie streifen nicht blofs daran, sie greifen oft derb hinein. Und ist dies bei den Komödien eines Shakespeare, eines Molière etwa anders? Ist das Benehmen Petrucchios gegenüber dem trotzköpfigen Käthchen in „der Widerspenstigen Zähmung“, ist der Charakter des Haushofmeisters Malvolio in „Was ihr wollt“, sind die Doktoren in Molières „Eingebildetem Kranken“ und dieser selbst, um aus den zahllosen sich hier darbietenden Beispielen die ersten besten herauszugreifen, nicht alles solche übertriebene, nach dem gewöhnlichen Mafsstabe gemessen unwahrscheinliche und unnatürliche Charaktere? Sie sind es so sehr, dafs man sagen kann, keines der Stücke der genannten drei grofsen Komödiendichter, die dadurch eben auch alle zu Possen gestempelt werden, sind ohne solche Überschwenglichkeiten. Ja sie müssen es sein, weil eben solche sogen. Übertreibungen notwendig zum Wesen der Komödie, namentlich der höheren

Komödie gehören. Dieselbe erblickt eben die Dinge und Personen, welchen sie strafend den Stempel des Lächerlichen aufdrücken will, im Hohlspiegel der Phantasie, und indem sie sie auf diese Weise ins Ungeheuerliche vergröſsert, handelt sie genau nach den Gesetzen des Dramas, welches, da es sich mehr als jede andere Dichtungsart an die Sinne, an die Augen und Ohren der Menschen wendet, diesen daher auch alles möglichst drastisch und plastisch, groſs und hervorspringend darzeigen muſs. Ist es doch mit der Tragödie nicht anders; denn die äuſsere Gröſse und der äuſsere Glanz der Könige und Kaiser, Prinzen, Prinzessinnen und heldenhaften anderen Personen, mit denen sie es zu thun hat, haben schlechterdings keine andere Bedeutung, als Exponenten ihres inneren Wertes zu sein und dadurch das Unheil, welches sie anrichten oder welches sie trifft, desto augenfälliger und ergreifender zu machen.

Nicht minder zu entschuldigen ist es, daſs die Posse, wie ihr vorgeworfen wird, an das Niedrige und Gemeine in der menschlichen Natur rühre. Ja sie muſs es geradezu, wenn sie ihrer Aufgabe als Komödie gerecht werden will. Um dies ersichtlich zu machen, ist es nötig, einen kleinen Streifzug in das Ästhetische zu thun und das Wesen des Komischen zu bezeichnen. Von diesem Wesen des Komischen sind schon viele Definitionen und zum Teil in einem so hochtrabenden philosophischen Jargon gegeben worden, daſs der natürliche Mensch eine gewisse Scheu empfindet, überhaupt darauf einzugehen. Ich will mich kürzer und einfacher fassen. Wie dasjenige tragisch ist, was uns traurig, so ist das komisch, was uns lustig macht. Traurig sind wir aber, wenn es uns übel, lustig, wenn es uns gut ergeht. Nun liegt es allerdings nicht in der Macht des dramatischen Dichters, es uns selbst wirklich gut oder übel ergehen zu lassen, wohl aber uns Personen vorzuführen, welche sich in einer üblen Lage befinden und aus Mitgefühl mit denen wir traurig gestimmt werden, wenn ihre üble Lage eine unverdiente, heiter aber, wenn sie verdient und dabei doch nicht so schlimm ist, daſs sie die in derselben Befindlichen geradezu zu Grunde richtet. Das Bewuſstsein, um wie viel besser es uns ergeht als jenen, durch irgend eine Inkonvenienz oder Ausschreitung in eine üble Situation Geratenen ist es, welches in

uns jenes behagliche Gefühl erzeugt, das wir Lustigkeit oder Heiterkeit nennen. Idealer gestimmte Gemüter dürften geneigt sein, dies zu leugnen und der edlen menschlichen Natur widersprechend finden. Unbefangene Dichter und Philosophen haben es aber von jeher zugegeben. „Süfs ist es,“ singt schon Lucretius im zweiten Buche seines Werkes de rerum natura, „bei hoher See, wenn die Winde das Meer peitschen, vom sicheren Lande aus der grofsen Mühe eines anderen zuzuschauen, nicht,“ fährt er fort,

quia, vexari quemquam, est jucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suave est.

Schopenhauer, der unbefangenste der modernen Philosophen, stimmt dem ausdrücklich bei. Das eigentliche Element und die Wurzel des Komischen ist also die Schadenfreude. Nun giebt es freilich einen doppelten Schaden, einen solchen, welchen der Mensch erleidet, wenn er sich unberechtigten und tadelnswerten Extravaganzen hingegeben hat, und diesen zu strafen ist die Aufgabe der Satire oder der gewöhnlichen Komödie und des Lustspiels, und einen Schaden, eine Enttäuschung, die uns treffen, nicht weil wir einer tadelnswerten Neigung oder Richtung nachgegeben, sondern weil wir nur einem ganz berechtigten, in der Menschennatur liegenden Streben gefolgt, mit diesem Streben aber an den Grenzen, welche überall unserer Natur gezogen sind, an dem gemeinen Gange der Dinge gescheitert sind. Das Gefühl, welches ein solcher vergeblicher Kampf eines berechtigten höheren Strebens mit der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur erzeugt, ohne gerade das Individuum wesentlich zu schädigen, ist der Humor, und dieser Humor, der mit dem einen Auge weint und mit dem anderen lacht, weint über jene Vereitelung unseres besten Strebens und lacht über das Unverhältnismäfsige desselben zu unseren Kräften, ist recht eigentlich das Wesen der höheren Komödie oder der Posse, welchen deutschen Namen ich dieser höheren Komödie eben, im Gegensatze freilich zu dem gewöhnlichen Gebrauch, vindizieren möchte. Die obige Erklärung des Humors stimmt auch mit der alten bekannten klassischen Definition des Wortes überein, welche sich in Ben Jonsons Lustspiel: Every man in his humour findet, und welche unser verehrter Mitarbeiter H. Vatke

neulich in seinem trefflichen Aufsatze „Ben Jonson in seinen Anfängen“ wieder citierte. „Wenn irgend eine besondere Eigenschaft,“ heifst es darin, „so Besitz ergreift von einem Menschen, dafs sie alle seine Neigungen, seine Geister und Kräfte dahin bringt, in ihrem Zusammenflusse alle in einer Richtung hinzustürzen, das mag wahrhaft ein Humor genannt werden.“ Jener zweite wesentliche Umstand zur Erzeugung der komischen Wirkung ist freilich bei dieser Erklärung des berühmten englischen Humoristen noch weggelassen, dafs nämlich jene von ihm so geschilderte und in ihrer Entstehung detaillierte einseitige Richtung des Menschen in Konflikt gerät mit seiner eigenen oder seiner Mitmenschen beschränkten Natur und dadurch, wie bemerkt, jener lächerliche Gegensatz eines hohen Strebens und einer niedrigen, unzulänglichen Kraft entsteht. Es ergiebt sich hieraus eben, wie wesentlich die scharfe Hervorhebung dieser Beschränktheit, schärfer ausgedrückt, dieser Gemeinheit und Niedrigkeit der menschlichen Natur der Komödie oder Posse ist.

Es erhellt daraus aber auch gleichzeitig, und mit dieser freilich paradox erscheinenden Ansicht will ich meine gegenwärtigen Ausführungen schliefsen, die eigentümliche Erscheinung, dafs die Neigung zur Posse und die Pflege derselben gerade bei den Völkern in den Epochen ihrer höchsten Kultur und wenn sie die Höhe ihrer Entwickelung zu überschreiten beginnen, hervorzutreten pflegt. Es soll ein Ausspruch Goethes sein (ich selbst vermag ihn augenblicklich in seinen Werken nicht zu finden), dafs er den Humor in der Litteratur nicht liebe, weil er das Zeichen einer sinkenden Epoche sei. Mag man von der Thatsache erbaut sein oder nicht, sie drängt sich doch sichtlich der Beobachtung entgegen. Als die Griechen nach langem lebhaften Ringen nach einer freiheitlichen Gestaltung ihrer Politik, und trotz desselben in eine immer wüstere und wechselvollere Demokratie gerieten, so dafs den besten Bürgern das Leben in ihrer Hauptstadt unleidlich erschien, da dichtete ihnen ihr ungezogener Liebling der Grazien seinen Vogelstaat; als alles ihr Philosophieren ihnen kein Heil, sondern nur immer nebelhaftere und unfafsbarere Phantasiegebilde bringen wollte, da hält er ihnen als Spiegelbild ihres Treibens seine „Wolken“ vor; als ihre Litteratur von den Idealen eines Äschylus

und Sophokles zu den flachen Wahrheiten eines Euripides herabgestiegen war, da quakten ihnen seine „Frösche“ diese Thatsache entgegen. Den Römern, welche es im Drama, also auch in der Komödie, niemals zu eigenen selbständigen Leistungen gebracht haben, hielt Horaz in seinen unübertrefflichen Episteln und Satiren auf der Höhe ihrer staatlichen Entwickelung den Humor ihrer Lage vor. Wenn wir in Shakespeares und Molières Stücken weniger jenen Humor über die Unlösbarkeit staatlicher, sittlicher und religiöser Probleme, welcher der höheren Komödie eigen ist, entwickelt sehen, so dürfte die Signatur ihrer Zeitalter, welche eben noch aufstrebende, nicht durch die Überfülle der Kultur übersättigte waren, eine Ursache davon bilden.

Paradoxer noch als das bisher Gesagte erscheint es, wenn man in unserer Zeit, auf der glücklichen Höhe einer nach so langem Streben erreichten Machtstellung Elemente zu solchem Humor, zu einer possenhaften Stimmung, wie die oben geschilderte, finden wollte. Und doch ist eine Neigung dazu, doch sind alle Bedingungen zu einer höheren Gestaltung der Posse bei uns vorhanden. Man beobachte, wie bei immer gröfserer Ablenkung vom Idealen, ja bei einer Geringschätzung desselben, alles, im Leben nicht weniger als auf den Brettern, welche dieses Leben bedeuten sollen, nach dem Heiteren, Amüsanten, Possenhaften förmlich hascht und lechzt. Wenn man Gelegenheit hat, das Publikum in unseren Theatern häufiger zu beobachten, so sieht man, wie jede lustige, humorvolle Wendung bei den Vorstellungen förmlich wie ein Labsal, eine Oase nach der Wanderung durch ernstere oder auch langweiligere Strecken begrüfst wird. Nähern wir uns auch schon einem Aristophanischen Zeitalter des Humors, d. h. der über alle Enttäuschungen dieses Erdenlebens durch ein bitteres Gelächter sich tröstenden Posse? Enttäuschungen dieser Art freilich, gerade auf der Höhe der Kultur, auf der wir uns befinden, sind uns nicht erspart geblieben, und vielleicht datiert daher die pessimistische Strömung, welche gerade die Werke vieler der schärfsten Denker der Neuzeit durchzieht. In so vieler Hinsicht sind wir trotz redlichsten Bemühens der Faust, welcher sieht, „dafs wir nichts wissen können.“

Wenn wir alle philosophischen Systeme, von Heraklitos dem Düsteren bis auf Ed. v. Hartmann, durchstudiert haben, so wissen wir von denjenigen Fragen unseres Daseins, die uns am meisten interessieren und die uns am nächsten liegen, von dem Schöpfer und der Schöpfung dieser Erdenbühne, von dem, wie es sein wird, wenn für den einzelnen unter uns die Lampen derselben erlöschen, von jenen leuchtenden anderen Welten, welche sich über unseren Köpfen drehen, wenn wir abends nach Hause wandern, von allen diesen Dingen wissen wir dann so viel wie vorher, das heifst nichts. Der mancherlei Enttäuschungen, welche das 19. Jahrhundert hinsichtlich der freiheitlichen Gestaltung des politischen Lebens gebracht hat, will ich gar nicht gedenken. Wie hat unser transrhenanisches oder transvogesisches Nachbarvolk, seitdem es aus den Blutströmen seiner ersten grofsen Revolution der Menschheit die kostbaren Gaben einer freieren Humanität, einer den Menschenrechten entsprechenderen politischen Entwickelung dargebracht hat, in immer neuen Revolutionen sich abringen müssen, und wohin ist dasselbe mit diesen Kämpfen endlich gelangt? Sind das, wird man uns freilich fragen, Gedanken der Lust, Gefühle der Heiterkeit, Stoff für Possen, höhere oder geringere, welche uns durch solche geschichtliche oder kulturhistorische Enttäuschungen eingeflöfst und dargeboten werden? Mufs nicht die Menschheit, indem sie dadurch an ihre Grenzen erinnert wird, vielmehr Trauer und Schmerz empfinden? Gewifs mufs sie es. Aber ein so dringendes Bedürfnis für das Dasein ist andererseits in jeder Lage, um eben nur darin bestehen und dauern zu können, gleichsam wie das Licht für den Äther, für die Menschennatur die Freude und die Lust daran, dafs sie auch jene demütigenden Empfindungen über die Grenzen und Mängel desselben schliefslich kleidet in die Formen des Humors, desjenigen Humors, der jene Jeanne qui pleure und Jeanne qui rit des französischen Lustspiels zugleich ist, und zuletzt, künstlerisch geleitet und gestaltet, alle seine Empfindungen ausströmt und ergiefst in dem glänzenden oder unscheinbaren, goldenen oder bleiernen, wie immer und aus welchem Stoffe gebildeten Gefäfse der Posse.

Dr. Biltz.

Aimon de Varennes.

Die Zahl derer, die, sei es in kurzen Notizen oder in längeren Abhandlungen, dem Dichter des *Roman de Florimont*, jenes altfranzösischen Gedichtes, welches eine Schilderung sagenhafter Vorgeschichte der makedonischen Könige enthält, ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, ist gewifs keine geringe; indes sind ihre Angaben meist so willkürlich und tragen so deutlich den Stempel eines unkritischen Verfahrens, dafs der wissenschaftliche Wert der von ihnen gewonnenen Ergebnisse nicht eben hoch angeschlagen werden darf. Ob unter den von Borel in seinem Trésor des recherches et antiquités gauloises et françoises, der von 1655—1667 erschien, s. vv. *seneschal* und *drudus* gegebenen Bezugstellen die eine oder die andere auf empfehlenswerterer Basis beruht, konnte ich nicht ermitteln, da mir jenes Werk nur in der neuen von Favre besorgten und 1882 zu Niort erschienenen Ausgabe vorgelegen hat, die seltsamerweise einige in der Originalausgabe stehende Abhandlungen und weitere Ausführungen zu einzelnen Artikeln, darunter auch wohl die hier in Betracht kommenden Stellen, unterdrückt hat (vergl. Bd. I, S. II). Indessen wird auch auf das daselbst gelieferte Material kein besonderer Wert zu legen sein; Paulin Paris, Manuscrits français III, S. 52 hat bereits auf darin enthaltene Irrtümer hingewiesen. P. Paris ist denn auch der einzige, der (l. c. S. 9—53) nach bestimmten kritischen Gesichtspunkten verfahren und daher auch zu einigen richtigen Resultaten gelangt ist. Aber auch an seinen Ausführungen wird sich

mancherlei aussetzen lassen, und die Untersuchung einiger Punkte auf der Grundlage eines ausgedehnteren handschriftlichen Materials und unter Heranziehung umfangreicherer litterarischer Hilfsmittel wird dieselben in einem ganz anderen Lichte erscheinen lassen, als sie von P. Paris gesehen wurden. In der Bezeichnung der Handschriften schliefsen wir uns an E. Stengel an, der dieselben in seinen Mitteilungen aus französischen Handschriften der Turiner Universitätsbibliothek (Halle 1873, S. 41) in folgender Weise angeordnet hat: A = Ms. fr. 353 (alt 6973); B = Ms. fr. 792 (alt 7190[55A]); C = Ms. fr. 1374 (alt 7498[3]);* D = Ms. fr. 1376 (alt 7498[4]); E = Ms. fr. 1491 (alt 7559[3]); F = Ms. fr. 15101 (suppl. fr. 413); G = Ms. fr. 24376 (La Vall. 47), alt 2706 (vergl. De Bure Cat. d. l. Bibl. de la Vallière II, 164); H = Ms. Harl. 4487 (vergl. Michel, Rapp. 98); I = San Marco 22** (vergl. Champollion Figeac, Mél. hist. III, 369). Die Turiner Handschrift (Ms. fr. 27, jetzt L. II, 16, alt g I, 41) bezeichnen wir mit K. Stengel nennt dann die beiden Prosabearbeitungen Ms. fr. 1490 (alt 7559) und Ms. fr. 12566 (alt suppl. fr. 199).*** Über die von ihm

* Vergl. Fr. Michel, R. d. l. Violette, Paris 1834, S. XL—XLIV; Parise la Duchesse ed. Guessard et Larchey préf. S. XIII.

** Vergl. Paul Lacroix, Mss. des Bibliothèques d'Italie 1839, S. 180. Jacob, Dissert. sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'hist. littéraire VII, 179. Macaire ed. Guessard préf. S. CII u. CVI.

*** Beschreibungen bezw. Spuren sonstiger Handschriften unseres Gedichtes liefsen sich an folgenden Stellen entdecken: 1) bei Anton-Francesco Frisi in den Memorie storiche di Monza e sua corte etc. Milano 1794, Bd. III, S. 214, Nr. CXCV: *Poema, o romanzo, detto di Florimondo in 4º, segn. R. III, del Sec. XIII, scritto con lingua Provenzale* (Frisi meint Altfranz.) *in doppia colonna, di foglj LXVI.* Er verweist ungenau auf die Turiner Handschrift bei Pasini, Bibliotheca Regia Taurinensis pag. 468 (= Bd. II, S. 468); mit seinen sonstigen Ausführungen werden wir später zu rechnen haben. 2) Bei Antoine du Verdier, Bibl. franç. Bd. I, S. 697: *Le Roman de Florimond, en rime écrit en main, en la Bidliothèque du Capitaine Sala, à Lyon.* 3) In der Aufzählung der *Livres en François escriptz à la main, a Tors, devant l'ostel de Monseigneur de Dunois* (*Extrait du Ms. de la Bibl. roy. No. Beth. 8452*). bei Le Roux de Lincy, Les Cent Nouv. Paris 1841, Bd. I, S. LXXI wird *Le Duc Florimons* erwähnt. 5) Eine Abschrift der Venediger Handschrift (I) von der Hand des St. Palaye befindet sich zu Paris auf der Arsenalbibliothek Belles-Lettres No. 179 (3320). Vgl. St. Palaye, Dict. Bd. X, Liste des principaux ouvrages S. 27 (Hist. litt. XV, S. 490). 6) Eine Prosaversion auf der Arsenalbibliothek zu Paris Nr. 217 befindlich nennt Hænel, Catalogi librorum manuscriptorum qui in Bibliothecis Galliæ, Helvetiæ, Belgii, Britanniæ M., Hispaniæ, Lusitaniæ asservantur, Lipsiæ 1830, S. 352: *Roman du Chevalier Florimont; lettre du prêtre Jean à l'empereur et au roy de France;* vel. 4.

erwähnten Drucke vgl. Brunet, Manuel du Libraire s. v. Florimont; Antoine du Verdier, Bibl. françoise Bd. I, S. 697 (= Bd. III der Bibliothèques françoises de la Croix du Maine et de du Verdier etc., Paris 1872—73); Grässe $II_{3,1}$, S. 448; Hist. litt. Bd. XV, S. 488. Es existiert in der Bibl. Harl. noch ein gleichfalls aus der Bibliothek des Nicolas Joseph Foucault, Comitis Consistoriani, stammende Handschrift Cod. Sec. XIV, Mus. Brit. Bibl. Harl. 3983, PL. LXIX, A, von der ich die Kollation besitze; der Schlufs lautet: *Explicit li roumans de florimont Cil qui foit ait bien en ce mont Cil qui lescript en paradis soit de* p *ihūcrist eslis Et de bien faire ne recroie Ihūcrist tiengne en droite voie De desuoier sire le garde Car dou tout satent en ....? Lan mil* ᴗ*CC* (das erste dieser drei *CCC* ist in der Handschrift nur verstümmelt vorhanden) *et xx et trois .I. mois deuant la sainte crois Fist thomas le huchier cest liure Mult fu delie que en fu deliure Le tiers iour de lassumption acompli sa deuotion.* (H_2.)

P. Paris hat seinen Angaben eine Handschrift (A) zu Grunde gelegt, die er trotz vieler Nachlässigkeiten des Schreibers für die sprachlich beste und zugleich älteste Darstellung des Textes hält, die aber thatsächlich, wie vor Paris schon Ginguené, Hist. litt. XV, 486 angiebt, sicher erst im 14. Jahrhundert entstanden ist. Dies läfst sich, abgesehen von dem Charakter der Schrift, auch an sprachlichen Eigentümlichkeiten nachweisen. Neben zahlreichen metrisch fehlerhaften Versen und sonstigen argen Verstümmelungen begegnen Fälle, in denen die Imperfektendung -oient bereits einsilbig gebraucht ist, z. B. *lapeloient le bois del lion* fo. 2c; *planure* für *planëure: .II. journees par auenture Pooit durer cele planure* fo. 2c (*poist aler la plenëure* D) u. s. w. Unter den übrigen Handschriften, die zum gröfsten Teile dem 14. Jahrhundert angehören, dürfte wohl keine gröfseren Anspruch darauf erheben, als die älteste und beste Überlieferung unseres Gedichtes zu gelten, als das von Stengel mit F bezeichnete Ms. fr. 15101 (suppl. fr. 413). Allerdings hat das Ms. auf den ersten Blick und bei einer weniger eingehenden Prüfung nicht viel Empfehlendes für sich, und daraus mag sich denn auch erklären, dafs demselben, wiewohl hier und da citiert, bisher noch von keiner Seite, soviel ich sehe, die ihm gebührende Beachtung

und Würdigung zu teil geworden, — auch ist dasselbe bis auf den heutigen Tag unpaginiert. Die ersten acht Blätter und das letzte Blatt müssen vielleicht nicht allzu lange nach Entstehung der Handschrift durch irgend welche äufseren Einflüsse zerstört worden sein; die vernichteten Folios wurden später ersetzt durch einen Schreiber, dessen bessernde Hand auch im übrigen Teile der Handschrift bei der Wiederherstellung einiger verwischten Lettern sichtbar wird. Die Unechtheit dieser späteren Hinzufügungen läfst sich, abgesehen von der weniger vergilbten Färbung des Pergamentes und dem verschiedenen Charakter der Schrift, auch an einigen lautlichen Abweichungen mit Leichtigkeit erkennen. Die Infinitive und Participia der ersten Konjugation haben in den unechten Teilen fast durchgängig die Endungen *eir*, *ei(s)*, während der Schreiber des echten Teiles entschieden *er*, *es* bevorzugt; einem dort stets gebrauchten *boin* steht hier überall die Form *boen* gegenüber, ebenso verhalten sich *faisce* und *fascet*, *apeler apelent* und *apaler apalent*, *fault* und *fat*, *fauble* und *fable* u. s. w. Es ist anzunehmen, dafs dem späteren Überarbeiter bei seiner ergänzenden Arbeit die verderbten Folios des Originals noch vorgelegen haben und dafs er versucht hat, den von denselben gebotenen Text sachlich und mundartlich nach Möglichkeit wiederherzustellen. Dafs einem Schreiber des 13. Jahrhunderts, der nach einer gewifs arg zerstörten Vorlage zu arbeiten hatte, dies nicht durchweg gelang, und dafs er seine ihm anhaftenden sprachlichen Eigentümlichkeiten dabei nicht ganz unterdrückt hat, ist nicht zu verwundern. Immerhin wird man, gestützt auf den von ihm gebotenen Text, der ursprünglichen Form der zerstörten Teile des Gedichtes am nächsten kommen. Die Mundart der echten Handschrift trägt, wie ich in der Ztschr. f. rom. Phil. VII, S. 63 bemerkt habe, einen hervorstechend lothringischen Typus, doch ist die Mischung mit weiter westlichen Sprachformen eine derartige, dafs eine strengere Lokalisierung der Handschrift die Feststellung ihres Ursprunges in der Umgegend des an der Grenze der heutigen Champagne gelegenen Städtchens *Varennes* zum wahrscheinlichen Ergebnis haben dürfte, und diese Erfahrung würde zugleich erweisen, dafs dieses *Varennes* der Geburtsort unseres Dichters ist. Es ist damit noch nicht gesagt, dafs wir in un-

serem Ms. das Archetypon oder die Handschrift des Dichters selber zu sehen hätten: diese Annahme wird verhindert durch einige sachliche Unklarheiten und Mifsverständnisse, die hin und wieder begegnen. Doch kann als sicher gelten, dafs der Schreiber, der, nach einer Marginalglosse fo. 79 zu schliefsen, sich vielleicht *Thiobalz le se....?* nannte, dieselbe Mundart sprach wie der Dichter, und dafs sich beide auch der Zeit nach ziemlich nahe gestanden haben müssen. Jedenfalls gebührt unserer Handschrift in der Kritik des Textes der hervorragendste Platz. Eine Zusammenstellung der mundartlichen Eigentümlichkeiten derselben liegt an dieser Stelle nicht in unserer Absicht, doch sei es vergönnt, hier auf einige Reime hinzuweisen, die die Ursprünglichkeit unserer Handschrift den übrigen Handschriften gegenüber zur Genüge darthun werden. Eine Eigentümlichkeit des lothringischen Dialektes ist, wie Friedr. Apfelstedt, Lothr. Ps. S. XXXVIII, an der Mundart von Metz nachweist, die Verstummung des auslautenden *r*, so dafs z. B. der Infinitiv und das Part. pass. der ersten und zweiten Konjugation in der Aussprache zusammenfallen. So erklären sich denn in Ms. F Reime wie: *en lor lit sen sen uont reposer Poc ont dormit et mlt pense* fo. 44a, wo die anderen Hss. *se sont repose* ändern; oder *qant ont maingie si sont leue Li un salerent deporter* fo. 63c, wo die anderen Hss. teils *au disner*, teils *si font leuer* oder *laver* für *si sont leue* setzen; oder *li dus florimonz fait crier Que li somier soient trosse* fo. 88b, wo die anderen Hss. *que il facent soumiers trousser* ändern. Auch bin ich geneigt, den Reim *per foi : avoir* fo. 77a dem Dichter zulieb, der seine Mundart, wie wir später sehen werden, so wacker verteidigt, unangefochten zu lassen, wiewohl hier so leicht, nach dem Vorgange anderer Hss., in *por voir* zu ändern wäre. Von Wichtigkeit ist auch der Reim *li rois en une chambre entra[it] A sa fille q̄ mlt li plaist* fo. 96c, wo die anderen Hss. *vait : plait* setzen. Nicht blofs in dem unechten Teile begegnet eine Bildung der 3. Pers. Plur. Fut. auf *ant*, und zwar im Reime: *le treu nos aporterant Si com il faxoient deuant* fo. 3b, eine Lesart, die nur Mss. C G beibehalten, während die anderen Hss. sich genötigt sehen, *aporteront : tenront* B oder *aporteront : ont* D E H_2 zu schreiben; A setzt *aporteront : deuant*; auch der echte Teil

bietet für diese Eigentümlichkeit ein Beispiel: *.V. roiame len seruirant Bien seront riche li enfant* fo. 12c, wo die anderen Hss., mit Ausnahme von C, entsprechende Änderungen eintreten lassen.

Ein beträchtlicher Teil der unklaren und verkehrten Aufstellungen über die unseren Dichter und sein Gedicht betreffenden Daten haben in der frühzeitig zertrümmerten Textüberlieferung ihren ersten Ursprung gefunden und sind aus den zahlreich verbreiteten Hss. auch in die Berichte mancher Litterarhistoriker übergegangen. Für die Bestimmung der persönlichen Verhältnisse unseres Dichters kommen drei Stellen des Romans in Betracht: zunächst der Anfang und das Ende, die in dem von uns als Grundlage der Überlieferung bezeichneten Ms. F, wie oben ausgeführt worden, unecht sind. An diesen beiden Stellen zeigen denn auch die verschiedenen Handschriften die weitgehendsten Abweichungen voneinander, und diese Thatsache läfst sich nur im Zusammenhange mit der frühzeitigen Zerstörung der betreffenden, später notdürftig wieder hergestellten Teile der Urhandschrift F erklären. An der dritten Stelle Ms. F fo. 80a ff. zeigen die verschiedenen Hss. viel gröfsere Übereinstimmung — und mit Hilfe der hier gebotenen Angaben wird sich ein grofser Teil der durch die beiden anderen Stellen veranlafsten Irrtümer richtigstellen lassen, besonders weil wir es hier in F mit dem unstreitig echten Texte zu thun haben.

Was zunächst den Namen des Dichters angeht, so wird derselbe fast einstimmig unter der Form *Aymes* bezw. *Aymon* überliefert. Abweichende Schreibungen sind *Haimes, Haimon* D C s. v. *festa convivia; Haime* C ohne flexivisches s wird gerechtfertigt durch allerdings selten begegnende Verse wie: *ayme en ait trouei une branche* Ms. F fo. 80a oder *ou ayme ot iai maint ior esteit* fo. 2c; in Ms. F begegnet *Aigmes* neben häufigerem *Aymes;* doch dieselbe Handschrift schreibt auch *aigmet* oder *ainmet* = *amat.* Bei St. Palaye Bd. X, Liste des principaux Ouvrages S. 1 wird die Namensform *Aymar* erwähnt; auch Frisi a. a. O. nennt ihn „*Aymer, o meglio Aymes*". Nicht so glimpflich wird mit des Dichters Zunamen verfahren; derselbe begegnet in drei oder noch mehr verschiedenen Formen. Auf

dem inneren Deckblatte des Ms. E findet sich von moderner Hand die Angabe, der Dichter heifse in einem Ms. *Aymes de Varentines*; du Méril, Flore et Blancheflor S. CXCVI Anm. nennt ihn ebenfalls, gestützt auf Ms. D, „*Aymes de Varennes ou plutôt de Varentines*". Noch weiter geht Dinaux, Trouv. Brab. S. 53; derselbe hält die Form *Varentines* für unkorrekt, ändert *r* in *l* und gelangt so zu *Valentines*, eine Bildung, die er anstandslos für die alte Benennung der Stadt *Valenciennes* ausgiebt. Den ersten Anlafs zu dieser in einigen Handschriften (vergl. A fo. 1a, geändert fo. 28d, und D fo. 1b, 64b) enthaltenen irrigen Lesart scheint die verderbte Stelle in Ms. F fo. 1b gegeben zu haben, aus der ich *varatru* oder dergleichen (nach du Méril a. a. O. *naratin*) herausgelesen habe. Schon de Bure, Cat. Vall. II, 164 hat die Lesart *Varentine* als irrig bezeichnet, und dies wird zur Evidenz erwiesen durch Ms. fo. 80a, wo der Dichter *Aymes de uaranes* und damit in Übereinstimmung von den anderen Hss. aufser D *Aymes de Varennes* genannt wird.* Wenn dem Dichter von einer Reihe Berichterstattern der Name *Aymon de Chastillon* beigelegt wird,** so geben die Handschriften keine unmittelbare Veranlassung zu dieser Bezeichnung, und besteht hier der Irrtum darin, dafs eine der zahlreichen in Frankreich gelegenen Städte Namens *Chastillon*, die der Dichter nur vorübergehend als den Ort, an welchem er sein Gedicht verfafst habe, bezeichnet, ohne jede weitere Berechtigung ihm als Beiname gegeben wird.

Bei der Erörterung der Zeit, in der unser Dichter gelebt hat, lassen sich zunächst einige Bemerkungen an die zuerst von De Bure Cat. d. l. Vall. II, S. 166 gemachte und später von P. Paris Ms. fr. III, 94—95 weiter ausgeführte Beobachtung knüpfen, nach welcher der *Roman d'Alixandre* des *Lambert li Tors* der Zeit nach vor dem Roman de Florimont zu setzen

---

* *Aimes de Varmes le retrait* Ms. E fo. 1b, *Haimes deleneos nous dist* ib. fo. 58c; *Varienes* G fo. 1a, fo. 53b.

** Vergl. Ginguené, Hist. litt. XV, S. 490; Amaury-Duval, Hist. litt. XIX, 678 *Aimon de Varannes ou de Chastillon*; so auch Reiffenberg, Phil. Mousk. II, S. CCXCIV; Galland, Mém. de l'Acad. des Inscript. Bd. II (cf. P. Paris, Mss. fr. III, S. 51); Antoine du Verdier a. a. O. I, S. 176; Adalbert Keller, Romvart S. 97, der sich auf Jacob, Dissert. sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire littéraire VII, 179 beruft.

sei. De Bure beruft sich auf folgende Worte Aimons: *Signor ie sai assez de fi Que dalixandre auez oi Mai ne sauez ancore pas Dont fut sa meire olipias Del roi phelipon ne sauez Qui fut ses peire dont fut nez* Ms. F fo. 1 d. Allerdings geschieht in dem *Roman d'Alixandre* der Lebensschicksale Philipps und der Olympias nur vorübergehend Erwähnung, und Aimon hat sich möglicherweise mit obigen Worten auf die Unvollkommenheit der dort gemachten Angaben berufen. Wenn nun aber P. Paris a. a. O. meint, Aimon habe an einer anderen Stelle daran erinnert, daſs man auch im Roman d'Alixandre erfahre, wie Olympias mit Unrecht angeklagt worden und wie Alexander an Nectanabus Rache genommen, so ist zu bemerken, daſs dies bei Aimon durchaus nicht in Form einer ausdrücklichen Hinweisung auf den *Roman d'Alixandre* geschieht. Der Dichter erzählt, wie der flüchtige Nectanabus nach Griechenland gekommen und dort Lehrer Alexanders geworden sei, und fährt dann fort: *les gens en dissoient folie Que olipias fut samie Alixandres ses fils estoit Mai cil mantoit q̃ le dissoit Grant mensonge fut con le dist Car Alixandres puels losist Mult dist on de mal per le mont* Ms. F fo. 34 c. Doch nicht bloſs in den branches des genannten Alexanderromans (vergl. ed. Michelant 4, 25; 9, 3 ff.) wird eine Ehrenrettung der Olympias versucht, sondern dadurch, daſs bereits Alberic de Besançon die seit dem Pseudocallisthenes verbreitete und in allen Litteraturen des Morgen- und des Abendlandes* als Thatsache anerkannte Überlieferung

---

* Zur Litteratur der Sage vom *Nectanabus* konnte ich, abgesehen von den in der Præf. zu der Ed. des Pseudocallisthenes von Carolus Müller in den Reliqua Arriani et scriptorum de rebus Alexandri M. fragmenta etc., Parisiis 1846, in Zachers Pseudocallisthenes (1867) und E. Rhodes „Der griechische Roman und seine Vorläufer", Leipzig 1876, S. 180 ff. gelieferten Beiträgen, folgende Stellen entdecken. Im Sinne des Pseudocallisthenes wird die Sage erzählt bei Photius, Bibliotheca ed. Immanuel Bekker, Berolini 1825, S. 148 a 21; Vincentius Bellovacensis, Spec. Hist., Duaci 1624, lib. IV, S. 117—118 (vergl. auch Maius, Præf. zu Julius Valerius S. XIV); auch die lateinische Version des Qualichino d'Arrezzo (erste Hälfte des 13. Jahrh.), von der A. Kreſsner H. A. 68 (1882), S. 29 (cf. Brunet I, S. 60) den Anfang mitgeteilt hat, erzählt die Sage nach der gewöhnlichen Überlieferung. Nicht in diesen Zusammenhang gehört die lateinische Alexandreïs des Gaultier de Chastillon (gegen 1180, cf. P. Paris, Mss. fr. III, S. 90), der nicht, wie Kreſsner a. a. O. meint, auf den Archipresbyter Leo, sondern auf Curtius und Justinus zurückgeht, vgl. Michelant, R. d'Alix. Vorrede, S. XVIII; ten Brink, Engl. Litt. S. 232; Chassang, Hist. d. Roman 1862, S. 442; auch Bojardo, Orl.

von der Verführung der Olympias durch den ägyptischen König und Zauberer Nectanabus als schnöde Lüge brandmarkt, wird der Versuch, den gefeierten Helden Alexander von dem Vorwurfe einer illegitimen Abkunft zu reinigen, geradezu zum charakteristischen Zuge sämtlicher französischen Bearbeiter der Alexandersage, zu denen wir Aimon de Varennes in gewissem Sinne füglich rechnen können.*

Dafs Alberic, dem sich auch hierin sein deutscher Nachahmer, der Pfaffe Lamprecht, eng anschliefst,** der erste ge-

---

inam., canto XXX, 22; so auch die englischen Bearbeitungen der Alexandersage, vgl. ten Brink, Engl. Litt. S. 301; von späteren englischen Bearbeitern sind zu nennen: John Gower, Confessio Amantis ed. Reinhold Pauly, London 1857, Bd. III, S. 61 u. 128, der einige von der sonstigen Gestalt der Sage abweichende Züge enthält; besondere Eigentümlichkeit zeigt auch in einer mittelenglischen Bearbeitung der Historia de excidio Trojæ des Phrygiers Dares eine Stelle, in der des *Neptanabus* (diese Namensform begegnet auch sonst) und der Olympias Erwähnung gethan wird, die sich aber nur in Ms. Harl. 525 findet im Gegensatz zu Ms. Lincoln's Inn 150 und dem latein. Original, vergl. H. A. LXXII, S. 25; das von Büchner, Gesch. d. Engl. Poesie, Darmstadt 1855, S. 98 erwähnte Gedicht des Nicolas Grimoald (zweite Hälfte des 16. Jahrh.) *der Fall des ägyptischen Astronomen Zoroas.* Von den byzantinischen Chronographen erzählt z. B. Michaelis Glycas Annalium Pars II ed. J. Bekker (bei Niebuhr, Corp. Script. Hist. Byzant.), Bonn 1836, S. 267 die Überlieferung als Thatsache; mit weniger Bestimmtheit Georgius Syncellus, Chronogr. ed. Dindorf (Niebuhr l. c.) Bd. I, S. 486—487, der auch die Überlieferung erwähnt, nach welcher Nectanabus nach Äthiopien floh; und mit aller Vorsicht fügt Cedrenus (Niebuhr a. a. O.) Bd. I, S. 264, 8 ff. seiner Darstellung die Bemerkung hinzu: *Διόδωρος δέ φησιν ὅτι Ἀλέξανδρος ἐξ Ἡρακλέους τὸ πρὸς πατρὸς εἷλκε γένος, πρὸς μητρὸς δὲ Αἰακιδῶν.*

* Nicht nur die wahrscheinlich auf der Grundlage des französischen, von Lambert li Tors und Alexandre de Bernay verfafsten Alexanderliedes auf Befehl Johanns von Burgund (Jean sans Peur, † 1419) in Prosa geschriebene Histoire d'Alixandre des JOHANNES VVAUQVALIN (Jean Fauquelin, Hist. litt. XV, S. 163) schliefst sich in der Darstellung der Geburt Alexanders und in der Beurteilung der daran geknüpften schlimmen Gerüchte den in ihrem Vorbilde zum Ausdruck kommenden Anschauungen an, sondern auch der ungenannte Verfasser einer jedenfalls nach 1466 in französischer Prosa geschriebenen und von jener Quelle offenbar ganz unabhängigen Geschichte Alexanders verhält sich der Sage von der Vaterschaft des Nectanabus gegenüber durchaus ablehnend, und zwar unter Hinweis auf die heilige Schrift (1. Maccab. 1, v. 1), wo Alexander ausdrücklich Philipps Sohn genannt werde. Vergl. Beiträge zur älteren Litteratur oder Merkwürdigkeiten der Herzogl. öffentl. Bibliothek zu Gotha, hrsgb. von Fr. Jacobs und F. A. Ukert, Leipzig 1835—38, Bd. I, S. 371—415.

** Man vergl. die Worte Alberics: *Dicunt alquant estrobatour Quel reys fud filz d'encantatour. Mentent, fellon losengetour; Mal en credreyz nec un de lour; Qu'anz fud de ling d'enperatour Et filz al rei Macedonor* (Paul Heyse, Rom. Inedita, Berlin 1856, S. 3—6) mit den Worten des Pfaffen Lamprecht: *noch sprechint manige lugenêre Daz eines gouchelêres sun wêre*

wesen ist, der den Glauben an jene, aus ägyptischem Lokalpatriotismus entstandene Fiktion zu erschüttern versuchte,* ohne dafs ihm seine Quelle, die bisher unveröffentlichte sogenannte *Historia de prœliis* des *Archipresbyter Leo* (erste Hälfte des 10. Jahrh.) darin vorausgegangen wäre, läfst sich schliefsen aus dem bei Pertz, Monumenta VIII, S. 62—77 mitgeteilten *Excerptum de Vita Alexandri magni* aus der Feder des lateinischen Chronisten Ekkehardus Uraugiensis, der ebenfalls auf den Archipresbyter Leo zurückgeht und zwar auf ziemlich reiner Quelle beruht (vergl. Zacher, Pseudocallisthenes S. 109), die Überlieferung der Sage von der illegitimen Geburt Alexanders aber noch ganz in dem Stile des Pseudocallisthenes vorträgt. Aimon scheint nun nicht blofs einer vielleicht seit Alberic in Frankreich allmählich herrschend gewordenen Anschauung oder dem Zuge seines Herzens gefolgt zu sein, wenn er jene Tradition als unwahr zurückweist, sondern sein dabei beobachteter Gedankengang scheint in der That in einem gewissen Zusammenhange zu stehen mit Rom. d'Alix. 9, 3 ff. Bei Aimon kommt Nectanabus nach Griechenland und wird Lehrer Alexanders, daran schliefst sich die Bezeichnung seines Verhältnisses zu Olympias als Lüge, die erwiesen sei durch den Umstand, dafs er später seinen Tod durch Alexander fand. So auch im Rom. d'Alix. 9, 3 ff.: *une grant piece apres c' Alixandres fu nes,***

Alexander, dar ih ú von sagen Si liegent alse bose zagen Alle di is ie gedáchten Wande er was rehte kunincslahte Sulhe lugenmêre Sulen sîn unmêre Jegelichen frumen man Sin geslechte ih wol gereiten kan: Sin geslchte was hêrlich etc., vergl. A. Rochart, Pfeiffers Germania I, S. 284.

* Auch der Verfasser des altspanischen Alexanderliedes (Mitte oder Ende des 13. Jahrhunderts), mag es nun der Weltgeistliche Joan Lorenza Segura de Astorga (nach Sanchez, Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV, Bd. III, S. 1—352) oder der arcediano de Toledo Jofre Garcia de Loaysa (nach Amador de los Rios in seiner Ausgabe der Werke des Marques de Santillana, Madrid 1852, S. 614 s. v. Gaufredo) gewesen sein, bezeichnet copla 19—20 die Verführung der Olympias als Verleumdung, folgt hierin indes nur seiner französischen Vorlage, der Alexandreis des Lambert li Tors und Alexandre de Bernay; vergl. Ferd. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationallitteratur, Berlin 1859, S. 73.

** Man sieht, dem Dichter dieser zu 4, 25 in Widerspruch stehenden Stelle ist die historische Thatsache bekannt gewesen, dafs Nectanabus erst lange nach der Geburt Alexanders (nach Diodorus XVI, 51 in Ol. 107, 3) aus Ägypten geflohen ist; vergl. die Erörterung dieser chronologischen Frage bei Carolus Müller, Præf. zum Pseudo-Callisthenes S. XX—XXI in den

Vint .I. hom è l' pais, de grant sens renomés, Natabus ot a non, des arts ert bien fondes. Cil fu puis d'Alixandres et mestres et prives ...... De lui fust Alixandres mescreus et blames Por cou que de sa mère fu durement prives, Dist-on k'il ert ses fius et de lui engenrés. .I. jor le prist as maints sor .I. mont u il ert, Si le bouta aval que il fu lues tués. Vergl. dazu ib. 4, 25 ff. Man wird also anstandslos mit De Bure und P. Paris, denen sich auch Michelant, Rom. d'Alix. S. XV, anschliefst, den Roman de Florimont der Zeit nach später als den Roman d'Alixandre, also mit Sicherheit nach der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts setzen können, und zwar wird sich das von J F (?) C E M(onza) vertretene Datum *1188* oder *1189* G K vor allen anderen Zeitangaben empfehlen. Die Jahreszahl *1180* B D H erklärt sich vielleicht aus der unklaren, auch metrisch ungenügenden Lesart des an dieser Stelle unechten Ms. F: *M et c .iiii. xx et vin ans;* spätere Abschreiber haben dieses *et vin* (= VIII?) als überflüssig weggelassen oder auch in der verderbten Urhandschrift nicht verstanden und sind dann mit Hilfe eines etwas gewaltsamen Polysyndetons zu der metrisch richtigen aber sachlich falschen Lesart *M et c et iiii xx ans* gelangt. In ähnlicher Weise ist, wie es schon durch P. Paris, Mss. fr. III, S. 17 geschehen, das von Borel, Galland und Amaury-Duval vertretene Datum *1128* zu beseitigen; dasselbe beruht auf Verlesung des Textes des Ms. A, welches hier die metrisch mangelhafte Lesart *mil cenam vins huit ans* bietet; hier läfst sich aus dem Grundstrich des *a* in *cenam* zusammen mit den drei Grundstrichen des *m* bequem die Zahl *.IIII.* rekonstruieren, woraus sich dann mit Leichtigkeit die Zahl *1188* ergiebt. Für das von Frisi, Mem. stor. di Monza Bd. III, S. 214 als irrig hingestellte Datum *1146*, sowie für das bei St. Palaye Bd. X, Liste des principaux ouvrages S. 1 erwähnte *1159* haben sich für mich keine Anhaltspunkte ergeben, letzteres ist vielleicht Druckfehler für *1189*. Das ebenfalls bei St. Palaye a. a. O. angeführte, vorgeblich von einem Ms. Harl. gebotene Datum *1224*, für welches De Bure, Cat. Vall. II, S. 165 sich entschliefst, weil es uns der Zeit, in der der einzige im

---

Reliqua Arriani et scriptorum de rebus Alexandri M. fragmenta — Parisiis MDCCCXLVI.

12. und 13. Jahrh. bekannte *Aimon de Varennes* (*1268*) gelebt hat, näher bringe, und welches auch von Roquefort, Gloss. als das richtige bezeichnet wird, ist mir nicht erklärlich, es sei denn, dafs darunter das in Ms. H_2 fo. 82d sich findende Datum *1223* (oder gar *1323*? s. o. S. 49) zu verstehen ist; dasselbe bezieht sich aber nicht auf die Zeit der Abfassung des Gedichtes, sondern auf die Zeit der Beendigung der Handschrift durch den Schreiber *Thomas le Huchier*. Hat also Aimon seinen Roman im Jahre *1188* oder *1189* gedichtet, so dürfte er vielleicht um das Jahr *1160* geboren worden sein, wenn es erlaubt ist, aus seinem Verhältnisse zu einer schönen Dame, die er an mehreren Stellen in begeisterten Worten preist, sowie aus seiner oft wiederholten Klage über Untreue und verschmähte Liebe den Schlufs zu ziehen, dafs er zur Zeit der Abfassung in verhältnismäfsig jugendlichem Alter gestanden habe.

Wenn oben die Stadt *Varennes* als der wahrscheinlich anzunehmende Geburtsort des Dichters bezeichnet wurde, so liegt darin ein Widerspruch gegen eine wohl zuerst von P. Paris, Mss. fr. III, S. 12 aufgestellte und nach ihm von Gidel, Étude sur la littérature grecque moderne, von Holland in Pfeiffers Germania I, S. 246 und auch sonst wiederholte Ansicht, welche dem Aimon griechische Abkunft zuschreibt. Es war mir nicht möglich, innerhalb des Gedichtes auch nur eine einzige Stelle zu entdecken, die zu der von Gidel l. c. S. 8 gethanen Äufserung berechtigte, dafs der Dichter sich selber für einen Griechen von Geburt ausgegeben oder auch nur den Versuch dazu gemacht hätte. Mit einiger Sicherheit läfst sich nur behaupten, dafs Aimon in der Balkanhalbinsel gereist ist, wenn man sich auf einige genaue Ortsangaben, die in der Art, wie sie gegeben werden, auf eigener Anschauung beruhen können, berufen will. Im allgemeinen begnügt er sich zwar mit der nackten Aufzählung der Städte und Länder, die er zu erwähnen Gelegenheit hat, und nur diejenigen Orte, in denen er längere Zeit verweilte, werden relativ genauer beschrieben, so *Gallipoli* und der *bras saint iorge: A galipol une citeit Ou ayme ot iai maint ior esteit Illuec est li bras plus estroit Passer le puet le ior III fois* Ms. F fo. 2c; oder *Abydos*: *A quinzime* (scil. *ior*) *sont arriveis A eucdon une cyteis La citeis nonme auedon Boucadaide* (*Boca*

dauede Ms. E = *Bouche d'Arie* bei Villehardouin, *Bouke dave* bei Robert de Clary ed. Hopf, Chroniques gréco-rom. inéd. ou peu connues, Berlin 1873, S. 34) *por ce ait non Li leus qui drois le seit noumeir Que illuec chiet li bras en meir* Ms. F fo. 4d. Seine geographischen Kenntnisse gehen aber auch über die Balkanhalbinsel hinaus, er ist auch in Ägypten gewesen, wenigstens beschreibt er uns die doppelte Möglichkeit, wie man von jenem Lande aus nach Griechenland gelangen könne: *Qui veult degipte en gresce aleir La grant meir* li couient passeir Mai sil veut aleir* p *surie Per anthioche et per turquie Au longue voie a port* (l. *bord*) *de meir Porait il bien en gresce aleir Le bras saint iorge passerait Jai plus de meir ni trouerait* Ms. F fo. 2b—2c. Diese Stellen zeigen genugsam die Art und Weise, in der der Dichter von seinen Reisen zu erzählen pflegt, nirgends aber geben seine Äufserungen über die von ihm berührten Städte Anlafs, die eine oder die andere derselben als seinen Geburtsort anzusehen. Dafs ferner das Griechische nicht seine Muttersprache gewesen sein kann, sondern dafs er desselben wenig oder gar nicht mächtig gewesen, dafür sprechen, abgesehen von den öfter angeführten vulgär-griechischen Stellen, mit denen Aimon seinen Erzählungen zuweilen einen gröfseren Reiz zu verleihen sucht,** einige begrifflich und sachlich falsche Auffassungen, die den Dichter deutlich als Nichtgriechen kennzeichnen. Adam Smith bei Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 320 erzählt von einem Bauernburschen, der den Eigennamen des an seinem Hause vorüberfliefsenden Flusses nicht kannte; es sei der „*Flufs*", pflegte derselbe rundweg auf diesbezügliche Fragen zu antworten. Dieser Gattungsname „*Flufs*" war ihm also offenbar zu einem ein individuelles Objekt bezeichnenden Eigennamen geworden. Ähnlich ergeht es Aimon de Varennes, der den Namen des Flusses, an dem *Philippopolis* gelegen ist, nicht

---

* Bei Chaucer, Prol. ed. Zupitza 59 *the Grete See*, alte Benennung des *Mittelländischen Meeres*; vergl. Hertzberg, Chaucer S. 579.

** Eine Erklärung dieser vulgär-griechischen Stellen ist in ungenügender Weise von du Méril, Flore-Blancheflor S. CXCIX, versucht worden; dagegen scheinen die Erklärungen Paul Meyers, Bibl. de l'École d. Chartes Ser. VI, B, II, 331 (1866) überall das Richtige zu treffen.

kennt,* vielleicht auch von den *Philiposes*, wie in F die Bewohner dieser Stadt heifsen, nie gehört hat, indem diese stets nur von einem Flusse sprachen, ohne den Namen *Hebrus* oder *Maritza* zu gebrauchen — kurz, für Aimon wird der ihm, dem Nichtgriechen, fremde Gattungsbegriff *ποταμός* zum Eigennamen; er sagt gelegentlich der Schilderung der Gründung von *Philippopolis: Li rois la nomma de son nom Philipople l'apella om Sor ung fluue syet la citeis Qui est podomen** apeleis Ensi ait il non en greiois Ne sai con ai non en Fransois* Ms. F fo. 8 b.*** — An einer anderen Stelle erzählt der Dichter, der Ort, wo der König *Candiobras* mit seinen drei Verbündeten vom König Philipp besiegt worden sei, werde seitdem *sabato* (*asabato*, Ms. B: *ausabato*) genannt, und zwar deshalb, weil *sabato* im Französischen *ost*, Heer bedeute: *Li leus en* (d. h. von der Niederlage des feindlichen Heeres) *ait ancor le nom Asabato*† *le nōmet on Seu q dist on ost en fransois Noment sabato en grezois ..... Et li leus ou jurent uencu Li quatre roi et abatu Si fut per droit de lost nomez Et sabato fut apalez Des greus et de la gent latine* Ms. F

* Auch Villehardouin und Henri de Valenciennes nennen niemals, wo sie Anlafs haben von dem Flusse *Hebrus* oder *Maritza* zu sprechen, denselben bei einem dieser Namen; er heifst bei ihnen stets nur, soviel ich sehe, *la rivière d'Andrenople*, oder sie begnügen sich mit der Angabe *il y a uns fluns*. Vergl. Villehardouin ed. Buchon, Recherches et Matériaux pour servir à une histoire de la domination française aux XIIIe, XIVe et XVe siècles dans les provinces démembrées de l'empire grec à la suite de la quatrième croisade, Paris 1809, S. 151. Dafs der Hebrus in der Vulgärsprache (*χωριτικὴ διάλεκτος* oder *ἡ χύδην ῥέουσα γλῶττα*) bereits *Μαρίτζα* hiefs, berichtet Georgius Acropolita (1220—1282), Annal. ed. J. Bekker (Niebuhr, Corp. Script. Hist. Byz.). Bonn 1836, S. 55. 77, 126.

** Hs. Harl. 3983, fo. 8b, die in dem *p* das griechische $P = \varrho$ sieht, bietet hier die interessante Variante *rodomans*.

*** Eine derartige Specialisierung eines Gattungsbegriffes — vielleicht indessen weniger harmloser Art wie hier — findet sich in der Fabel XXII des Lyoner Ysopet, ed. Förster S. 29, die die Überschrift trägt: *dou roi que li Antique eslirent*; es heifst daselbst v. 1073 ff.: *Une gent en une contree De Grece ot, mout fu sennee. Cele gent apele on Antique, De cou perlent pou les croniques.* Es ist damit zugleich ein Wortspiel verknüpft, wie die Überschrift des lateinischen Textes S. 107, XXI a zeigt: *qualiter Attici elegerunt sibi regem* (v. 4 *attica terra*), wo der Lyoner Text (L), der dem französischen Übersetzer vorgelegen, schon die Variante *antica* bietet.

† Die Form *asabato* neben *sabato* erinnert an das euphonische oder pleonastische *α*, welches im Vulgärgriechischen oft am Anfang der Wörter steht und sich auch in einigen antiken Wörtern findet, z. B. *ἄσταχυς* für *στάχυς*, *ἀσπαίρω* für *σπαίρω*, *ἀστεροπή* für *στεροπη*; vergl. F. W. A. Mullach: Grammatik der griechischen Vulgärsprache in historischer Entwickelung. Berlin 1856, S. 143.

fo. 93d—94a. Thatsächlich entspricht dieses vulgäre *sabato* dem klassischen *σεβαστός*, welches in seiner Bedeutung und Anwendung dem lateinischen *augustus* ungefähr gleichsteht. Du Méril l. c., P. Paris, Mss. fr. III, 46 und nach ihm Gidel l. c. S. 180—181 meinen nun, Aimon verwechsele hier die beiden französischen Wörter *ost* = *armée* und *aost* = *augustus* miteinander; denn *σεβαστός* entspreche dem lateinischen *augustus*, und dies letztere habe im Altfranzösischen *aost* oder, wie P. Paris in etwas unklarer Weise hinzusetzt, *oust* gelautet, wie noch der moderne Monatsname *août* dokumentiere. Wir gestehen, dafs wir auf ein Verständnis des Gedankenganges, der den Dichter, ob er nun Grieche oder Nichtgrieche gewesen, zu einer derartigen Verwechselung hätte führen können, völlig verzichten müssen, und wenn diese Erklärung einen Beweis für des Dichters griechische Abkunft abgeben soll, so ist dieselbe recht unglücklich gewählt. Die angezogene Stelle zeigt vielmehr deutlich, dafs der Dichter kein Grieche gewesen sein kann, denn sonst hätte er doch wissen müssen, dafs dem Worte *sabato* nicht die Bedeutung des französischen *ost*, Heer, sondern die des lateinischen *augustus*, erlaucht, zukommt. Der Sachverhalt ist offenbar ein viel einfacherer; Aimon sagt weiter: *Et sabato dient ancour A la cort a lempereor Cil q̄ apres lui sont pose Protosabato sont nome Proto dist en fransois premier Et sabato por ostoier Protosabato fait nomer Siax q̄ doient ses os guier* Ms. F fo. 93d—94a. Der Dichter weifs also, dafs *proto* der erste bedeutet, er weifs oder glaubt zu wissen, dafs der Oberanführer das byzantinischen Heeres *protosabato* heifst, und so war es für ihn, den Nichtgriechen, der aber gern mit seiner vermeintlichen Kenntnis der griechischen Sprache* prunkt, das Einfachste und Natürlichste, in *sabato* die Bedeutung des französischen *ost* zu erblicken und *protosabato* im Anklang an französische Ausdrücke wie *quievetains de lost* oder *de la guerre* (vergl. Beaumanoir 12) mit Heerführer zu übersetzen. — Eine Verwechselung scheint übrigens Aimon bei dieser Gelegenheit immer-

---

* Übrigens hat er auch einige Kenntnis des Persischen, wie folgende Stelle zeigt: *la dame* (die Mutter des Florimont) *auoit nom edozie Em fransois welt dire florie Iseu q̄ nos apalons flor Apalent li persant edor* Ms. F fo. 15c.

hin begangen zu haben, dieselbe trifft dann aber weniger das Wort als die Sache. Es ist zunächst zweifelhaft, ob mit der von Alexius Comnenus I (1081—1118) geschaffenen Würde des *πρωτοσέβαστος* die Stellung eines Heerführers verknüpft war; es hat vielmehr den Anschein, als wäre dieselbe nur an hochverdiente Personen als ehrende Auszeichnung verliehen worden. Die Bedingungen für die Erteilung dieses Ehrentitels scheinen sich aus einer von D C s. v. mitgeteilten Stelle zu ergeben: *Erat enim (Constantinus) vir sapiens, discretus, eloquens, et curialitate multimoda redimitus, pro quibus in eiusdem Imperatoris aula maximam habebat dignitatem, de qua Protosevasto dicebatur; nec erat ita magnus princeps post logothetam.* Aimon täuscht sich also nicht, wenn er von dem hohen Range (*cil q̄ apres lui* [dem *empereor*] *sont pose Protosabato sont nome* Ms. F fo. 93 d) seines *protosabato* zu berichten weiſs; bezüglich seiner Amtsthätigkeit scheint er ihn aber zu verwechseln mit dem *πρωτοστράτηγος*, der nach D C gloss. ad script. med. et infimæ græc. (Lugduni 1688) Bd. II, S. 1342 auch den Titel *πανσέβαστος* führte, oder, was ebenso wahrscheinlich ist, mit dem *πρωτοστράτωρ*, dem auſser seinem Amt als *marescallus* oder *primus equorum curator* auch militärische Obliegenheiten zufielen, wie aus einer Stelle bei D C l. c. Bd. II, S. 1463—1464 hervorgeht; zudem zeigt eine Stelle bei Willelmus Tyrius lib. 18, cap. 24 (cf. D C gloss. lat. s. v.), daſs der *protostrator* an Würde dem *protosebastos* gleichgestanden haben muſs: *duo nepotus eius* (des *Alexius Comnenus*), *fratres uterini, Ioannes scilicet Protosebasto, et Alexius Protostrator, qui inter illustres sacri Palatii primum obtinebant locum.* Man sieht, daſs es durchaus verzeihlich ist, wenn ein Mann wie Aimon, der des Griechischen wenig kundig und allein auf seine Erinnerung des von ihm Gesehenen und Gehörten angewiesen ist, die schon an sich so schwierigen und spitzfindigen Rangunterschiede der byzantinischen Beamtenhierarchie zusammenwirft und die schwankenden Vorstellungen seines gewiſs recht vielseitig in Anspruch genommenen Gedächtnisses für Thatsachen ausgiebt. Diese Verwechselung des *πρωτοσέβαστος* mit dem *πρωτοστράτηγος* oder dem *πρωτοστράτωρ* zeigt dann vielleicht auch den Gedankengang, der ihn dahin führte, den Ort „*sabato*“ oder „*Σεβάστη*“ mit dem Begriff

„*ost*, Heer“ in Verbindung zu bringen, und vielleicht trägt folgende von Malalas, Chronographia lib. VIII, cap. I, S. 192—193 (ed. Dindorf bei Niebuhr, Corpus scriptorum historiæ byzantinæ) berichtete Thatsache zur Klärung des richtigen Sachverhalts bei; Malalas l. c. erzählt: *ὅστις βασιλεὺς Ἀλέξανδρος προτρεψάμενος ὁμόφρονας γενναίους στρατηγούς, κατὰ τῆς ἀπονοίας Ἀσσυρίων ὀργισθείς, πρῶτος παρετάξατο Δαρείῳ τῷ βασιλεῖ Περσῶν. Καὶ ἐλθὼν εἰς Βυζούπολιν* (d. i. *Byzantium* oder Stadt des *Byzas*, cf. Malalas ib. b, 5) *τῆς Εὐρώπης ἔκτισεν ἐκεῖ τόπον, ὅνπερ ἐκάλεσε τὸ Στρατήγιον· ἐκεῖ γὰρ, στρατηγήσας τὰ τοῦ πολέμου μετὰ τοῦ ἰδίου στρατοῦ καὶ τῶν συμμάχων αὐτοῦ ἐπέρασεν ἐκεῖθεν σὺν τῷ ἰδίῳ πλήθει ἄντικρυς εἰς ἐμπόριον τῆς Βιθυνίας λεγόμενον Δίσκοι* etc. — Den grellsten Widerspruch gegen die etwaige griechische Abkunft unseres Dichters bildet die hohe stilistische Vollendung und Gewandtheit im Gebrauche des Französischen, Eigenschaften, die dem *roman de Florimont* im besonders hohen Grade eigen sind. P. Paris selber zollt an mehreren Stellen seiner Besprechung diesen Vorzügen die höchste Anerkennung (Bd. III, S. 39) und läſst sich einmal sogar zu dem schmeichelhaften Zugeständnis hinreiſsen, daſs eine derartige Reinheit und Gewandtheit des Ausdrucks sich schwerlich in anderen Werken jener Epoche antreffen lasse. Diese Stelle ist zugleich charakteristisch für die Parissche Auffassung und mag deshalb hier mitgeteilt werden: *c'est déjà quelque chose d'assez remarquable qu'un Grec venant composer un poème français en France, au XIIe siècle, dans le Lyonnais, où sans doute on parloit alors un dialecte fort peu littéraire, et l'écrivant avec une élégance et une netteté d'expression que l'on trouverait difficilement dans les compositions de la même époque* Mss. fr. Bd. III, S. 12. Besonders werden die kurzen Wechselreden, in deren Bau *Chrestien von Troyes* so groſse Kunstfertigkeit zeigte, auch von unserem Dichter mit groſsem Geschick behandelt; ein Beispiel davon hat Ludwig Holland in Pfeiffers Germania I, 241 mitgeteilt.

In diesen Zusammenhang gehört auch eine Stelle, die mir von P. Paris l. c. III, 15—16 und von Gidel l. c. S. 9—10 völlig miſsverstanden zu sein scheint. Der Dichter schlieſst sein Gedicht mit folgender Apostrophe an sein etwaiges Publi-

kum, die ich hier zunächst wörtlich nach P. Paris und Gidel wiedergebe: *Oït auez de Florimont Dou roi Florimont uos ai dit Or pri a celz qui l'ont oït Et as bons troueors dou mont Quant l'estoire oïe aueront Et as françois pri par amour Qu'ils ne blasment mon labour Qui blasme ce qu'il doit loer Et loe ce qu'il doit blasmer Il ne se puet pas plus honnir As François voil de tant seruir Que ma langue lor est saluage Et ie ai dit en leur langage Tot au miex que ie le sai dire Si ma langue la lor empire Por ce ne men dient anui Miex aim ma langue que l'altrui.* P. Paris III, 16 sieht in diesen Worten einen Versuch seitens des Dichters, sich den Franzosen gegenüber wegen der Wahl seines ihnen fremden und fernliegenden Stoffes zu entschuldigen, und dies sei ein neuer Beweis für Aimons griechischen Ursprung, während Gidel, der an dieser Stelle etwas dunkel bleibt, geneigt scheint, in der *langage*, von der der Dichter spricht, das griechische Idiom zu erblicken, für welches die Nachsicht der Leser in Anspruch genommen würde. Zunächst sei darauf hingewiesen, dafs ein Teil dieser Quelle in Ms. F etwas abweicht und zwar, wie mir scheint, zu gunsten eines besseren Verständnisses derselben. Ms. F fo. 118a (zum unechten Teil gehörig) schreibt: *Qui blasme ce quil doit loeir Et loe ce quil doit blaimeir Il ne se puet pas mues honir As fransois veult de tant seruir Que ma langue lor est saluaige*, setzt also die 3. Pers. Sing. statt der 1. Pers. Sing., und dies entspricht offenbar mehr dem Zusammenhange und der bitteren Stimmung, die des Dichters Worten zu Grunde liegt: wer mein Werk tadelt, meint er, der will damit den Franzosen dienen, ihnen eine Gefälligkeit erweisen, denn mein Idiom klingt ihnen *saluage*, was doch wohl nicht fremd, unbekannt bedeutet, sondern den Sinn des lateinischen *agrestis*, *rudis* = roh, barbarisch, hat. Und nun fährt er nach Ms. F fort: *car ie ai dit en mon langaige az muelz q̄ iu ai seu dire Se ma langue la lor empire Por ce ne men dissent* (*sic!*) *anui Miex aim ma langue que lautrui.* Seine Tadler würden sich um so mehr herabwürdigen (*honir*), als er sein Möglichstes versucht habe; und mit einer herben Anspielung auf die Eigenliebe und Hoffart der Franzosen fährt er dann fort: *Romans ne estoire ne plet A fransois se il ne lon fet*, und dies sei auch gar nicht zu verwundern, *car ou boucaige Nen est si lais oisiaux*

saluaige Que ses nis ne li soit plus biaus Que tous li miudres des oisiaus Et li estre de mon pays Me sont plus belz ce mest auis.

Wir haben gesehen, dafs das Lothringische der vom Dichter gesprochene Dialekt gewesen sein mufs, und dieser ist denn auch das Idiom, welches den Centralfranzosen so barbarisch klang und ihren tadelnden Spott herausforderte. Dafs Aimon, der Lothringer, allen Grund hatte, die beifsende Laune der Franzosen zu fürchten, die sie gegen alle diejenigen, die nicht ihren am Hofe und in der eleganten Welt gebräuchlichen centralfranzösischen Dialekt sprachen, rücksichtslos und ohne Zartgefühl spielen liefsen, das erhellt genugsam aus dem unangenehmen Abenteuer, welches der gleichzeitige artesische Dichter Quenes de Bethune am Hofe der Königin Alix, Witwe Ludwigs VII., zu bestehen hatte und welches die Veranlassung zu jenem bekannten, vielfach veröffentlichten Gedichte wurde, in welchem der Dichter seiner Entrüstung über den ihm noch dazu in Gegenwart seiner Angebeteten, der Comtesse Marie de Champagne, wegen seines eigentümlichen Dialektes widerfahrenen Spott in erbitterten Worten Luft macht; ich citiere nach Dinaux, Trouv. artés. III, S. 388: *Mout me semont amours que je m'envoise Quant je plus dois de chanter estre cois, Mais j'ai plus grant talent que je me coise Por cou jai mis mon chanter en defois Que mon langage ont blasmé li Fransois Et mes chansons, oyant les Champenois, Et la contesse encoir, dont plus me poise. La Roine ne fit pas que courtoise Que me reprist, elle et ses fiex li rois; Encoir ne soit ma parole francoise Si la puet on bien entendre en fransois* etc. etc. Einen weiteren Beitrag zum Kapitel von französischer Hoffart und Verkleinerungssucht findet Reiffenberg in der Eingangsstrophe zu der *Genesis* des Herman de Valenciennes, wo der Dichter mit äufserster Bescheidenheit, in deren Ausdruck allerdings eine gewisse unterdrückte Bitterkeit und Ironie wiederklingt, das Interesse des Publikums für sein Werk in Anspruch nimmt: *Signor, or escotés, entendes ma raison: Je ne vos di pas fable, ne ne vos di cançon: Clers sui, povres de sens, si sui moult povres hon Nes sui de Valencienes, Herman m'apiele on. De persone Dex cure ne prend, s'est grande u non; On a sovent grant aise en petite maison; De petite fon-*

taine tot son saol boit on. Tot ce di-je pour voir, je suis moult petit hon, Canones sui et prestre par grand election, cf. Phil. Mousk. II, S. CCXCIII.*

Als litterarische Frucht seiner orientalischen Reisen ist nun des Dichters *roman de Florimont* zu betrachten, und es entsteht die Frage nach der Art der Quellen, aus denen derselbe geschöpft ist. Zwar unterrichtet uns Aimon so bald als möglich, daſs er seine Geschichte aus dem Lateinischen ins Romanische übersetzt habe: *ensi com il lauoit empris Lait de latin en romans mis* Ms. F fo. 1b, und nach seiner an zwei Stellen wiederholten Versicherung hat er die lateinische Version selber aus einem griechischen Original entlehnt; Ms. F fo. 80a sagt er: *a siax q̄ seuent de clergie Contet per ethymelogie Que por samie uialine Traist de greu listore latine Et del latin fist le romans Aymes q̄ fut loials amans*, vergl. auch ib. fo. 118b. Du Méril, Flore et Blancheflor S. CC findet in dieser Versicherung des Dichters genug Gewähr für die Wahrheit derselben, nimmt ein griechisches Original an, welches Aimon zunächst ins Lateinische übersetzte und in seiner lateinischen Fassung dann als Grundlage für seinen französischen Roman benutzte — der Beweis für das Vorhandensein eines lateinischen Mediums werde erbracht durch eine Stelle, in der *lire* in seiner lateinischen Bedeutung *choisir* erscheint; wir geben die betreffenden Worte nach Ms. F fo. 48c: *biax ostes sont les robes faites Oil uolez q̄*

* Derartige Äuſserungen sind für das Verständnis der Entstehung einer mustergültigen Schriftsprache, sowie für das Verhältnis der Mundarten zu letzterer gewiſs nicht ohne Wichtigkeit. Zu den oben angeführten Beispielen mag sich hier aus späterer Zeit die mehrfach wiederholte Bitte um Nachsicht gesellen, die Sebastian Moreau aus Villefranche in Beaujolais, der Verfasser eines La Prinse et Délivrance du Roy (scil. Francois I) betitelten Berichtes, wegen seiner sprachlichen Eigentümlichkeiten an sein Lesepublikum richtet und die zugleich von dem geringen Selbstgefühl des Schreibers Zeugnis ablegt. So sagt er im Prolog: *plaise aux lecteurs supporter bénignement le gros langaige peu élegant, car j'ay plus de regard à la verité qu'à la colourer de rhétorique;* und am Schlusse seines Werkes schützt er geradezu seine Abkunft aus Beaujolais als Entschuldigung vor: ... *suppliant iceux et tous aultres lecteurs et auditeurs qu'il ne preignent les choses, sinon en bonne part, et excusent les faustes par leur bénévolence, et le langaige mal aorné, cueilly de ma nativité beaujoloyse qui en fera excuse,* vergl. Archives curieuses de l'histoire de France dépuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII ..... par M. L. Cimber et F. Danjou, Paris 1835, première série, Bd. II, S. 254 und 451.

soient traites De soie sont dune q̄lor On ne puet lire la millor (*ne sai eslire la millous* Ms. B fo. 22 a). Belege aus altfranzösischer Zeit sind mir zwar nicht bekannt, doch sei daran erinnert, dafs noch heute *lére* im Wallonischen diese Bedeutung zeigt; vergl. Grandgagnage s. v. Zunächst mufs es, nach den Irrtümern zu urteilen, in denen wir den Dichter hinsichtlich des Sinnes ziemlich gewöhnlicher griechischer Wörter betroffen haben, recht zweifelhaft erscheinen, ob seine griechischen Sprachkenntnisse überhaupt so weit reichten, um ihn zu der Übersetzung eines griechischen Originals zu befähigen, und selbst wenn ihm dieselben zugestanden werden müfsten, so bliebe es doch immerhin noch höchst seltsam, dafs er seine griechische Vorlage vorerst ins Lateinische übersetzt haben sollte; viel Zeit und Mühe hätte er sparen können, wenn er das Verfahren jenes Franzosen eingeschlagen hätte, der nicht allzu lange nach ihm die Legende von Barlaam und Josaphat direkt aus dem griechischen Original übertrug, vergl. Paul Meyer, Barlaam et Josaphat, Fragments d'une traduction française de Barlaam et Joasaph faite sur le texte grec au commencement du XIIIe siècle, Paris 1866 (vergriffen); auch abgedruckt in der Bibl. de l'École des Chartes, Sér. VI B, II, 331 (1866).* Man darf um so mehr geneigt sein, an diesen Quellen des Dichters zu zweifeln, als sich aus dem Gedichte Stellen beibringen lassen, die auf eine ganz andere Art der Überlieferung, nämlich auf mündliche Tradition, hinweisen, und diesbezüglichen Äufserungen Aimons darf man desto mehr Glauben schenken, als dieselben harmloser klingen, weil sie nicht einer blofsen Mode entstammen, wie dies mit den Berufungen altfranzösischer Dichter auf lateinische Quellen so häufig der Fall ist. Der Dichter hat die Gründung von Philippopolis erzählt und fährt nun fort: *Signor cest istoire est vertauble Nen ia mensonge ne fauble Phelipople est ancor ades Bien seiuent li philiposes Qui listoire ont en baillie Se vos voleis que ie vos die* Ms. B fo. 8 b, und dafs die zu erzählende *istoire* nach der Erfahrung Aimons zu urteilen so recht eigentlich in Philippopolis ihren Boden und Pflege fand, geht

* Eine schriftliche Quelle des Roman de Florimont nimmt auch an Nicolai, Griech. Litt. III, 344, der sich auf Gidel beruft.

hervor aus den Worten *il* (Aimon) *lauoit en gresse veue Mai nestoit pas pertot seue A felipople la troua* Ms. F fo. 1b, und unter dieser *istoire* scheint er geradezu das durch mündliche Tradition Vernommene zu verstehen, wenn er sagt: *Aymes de uaranes uos dist Qui listoire mist en escrit, Si com fine amor li consoille Et ses cuers les mos apparoille* Ms. F fo. 80a. Wir möchten diese Erörterung in den Zusammenhang verweisen, in welchem Erwin Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer, Leipzig 1876, S. 536 ff., die verschiedenen Möglichkeiten der Einführung griechischer Sagenelemente in die Litteraturen des Abendlandes erwogen hat. Vergl. auch ten Brink, Engl. Litt. S. 212.

Wenn der Dichter nun ferner berichtet, er hätte den in Philippopolis gesammelten Rohstoff zu seinem Gedichte mit sich nach *Chastillon* gebracht (*a felipople la troua A chastillon len aporta* Ms. F fo. 1a) und hier demselben die uns vorliegende Fassung gegeben, so sind wir damit vor ein neues Rätsel gestellt, insofern die Handschriften in der näheren Angabe der Lage dieses *Chastillon* bedenklich auseinandergehen. Nach der Mehrzahl derselben, A, B, C, G, I, T, M, mufs diese Stadt in *Lyonnais* gelegen haben, und diese Bestimmung wird besonders unterstützt durch eine Äufserung des Dichters, nach welcher das Gedicht gar nicht in Frankreich gedichtet wurde (*il ne fut mie fait en france* Ms. F fo. 1a), und bekanntlich wurde *Lyon* erst 1307 durch Philipp den Schönen mit Frankreich vereinigt. De Bure (1788) l. c. II, S. 165 hat, soviel ich sehe, zuerst darauf hingewiesen, dafs die Familie *de Varennes* ein Schlofs in Lyonnois besafs; mit gröfserer Vorsicht wird diese Notiz von Fr. Michel, R. d. l. Violette (1834) S. XLIII—XLIV, aufgenommen, der indes noch eine weitere Angabe hinzufügt, die geeignet ist, zu gunsten derselben zu sprechen. Nach D. Lobineau, Histoire de Bretagne Bd. II, S. 100 lebte im Jahre 1268 in Lionnois ein Aymon de Varennes, und wir haben gesehen, dafs De Bure l. c. sich für das Jahr *1224* als Abfassungszeit des Gedichtes entschieden hatte, weil dieses Datum uns der Zeit, in der der einzige aus dem 12. und 13. Jahrhundert bekannte Aimon de Varennes gelebt hat, näher bringt. Nach Michel a. a. O. hätten wir es dann mit dem in der Nähe von

Lyon, bei der Ile Barbe gelegenen Städtchen *Châtillon d'Azergue* zu thun; und P. Paris (1840) Bd. III, S. 11 nimmt, gestützt auf die Lesart des von ihm benutzten Ms. A fo. 1 a *sor aselgue a chastillon* keinen Anstand, mit aller Bestimmtheit in dem genannten Châtillon den Ort zu erblicken, in welchem der roman de Florimont gedichtet wurde; nach ihm ist der von D. Lobineau erwähnte Aimon de Varennes ein Nachkomme unseres Dichters.

Dieser scheinbar gut unterstützten Ortsbestimmung steht gegenüber die Annahme, dafs wir in dem von Aimon bezeichneten *chastillon* das in *Laonnais* gelegene *Châtillon-du-Temple* zu sehen hätten (vergl. Michel l. c. S. XLIV); und in der That zeigt ein Teil der Handschriften, darunter auch das von uns als Grundlage der Überlieferung aufgestellte Ms. F (an dieser Stelle allerdings unecht), die Lesart *loenois* fo. 1 a. Kein einziger der Punkte, die sich zu gunsten der Lesart *lionois* anführen liefsen, ist geeignet, die Wahrscheinlichkeit der Lesart *loenois* zu erschüttern. Das in der Nähe von Lyon gelegene Schlofs und sein Besitzer Aimon de Varennes mögen immerhin zu unserem Dichter in Beziehung stehen, ohne dafs daraus mit Notwendigkeit folgt, dafs schon der letztere in jener Gegend gelebt hat. Die von Ms. A vertretene Lesart *aselgue*, die erst, allerdings mit aller Leichtigkeit, in *asergue* zu ändern wäre, ist in Mss. F und E ersetzt durch die Lesart *Lors a seiour a chastillon Estoit ainme une saison* fo. 1 b; letztere ermangelt also jeder genauen Ortsangabe; *a seiour* braucht nicht die ursprüngliche Lesart gewesen zu sein, denn die angezogene Stelle gehört zu dem unechten Teile des Ms. F. Der hier schon frühzeitig zertrümmerte Text hat der Willkür der Schreiber einen grofsen Spielraum gelassen, und die von Ms. A vertretene Variante *aselgue* hat nicht mehr Berechtigung als die von Ms. B gebotene Lesart *desor saine a chastillon* fo. 3 a, oder das von anderen Handschriften gegebene *a siege, au siege* etc.; die verschiedenen Schreiber suchten sich eben jeder auf seine eigene Art die ihnen dunkel erscheinende Stelle zu erklären. Mehr Bedenken gegen *loenois* könnte die oben mitgeteilte Versicherung des Dichters erregen, nach welcher das Gedicht gar nicht in Frankreich gedichtet wurde, und Laon hat auch zu jener

Zeit, wie fast stets, zu Frankreich gehört. Der ganze Wortlaut der Stelle *il ne fut mie fait en france Maix en la langue de francois Le prist* (*fist* die anderen Hss.) *aymes en loenois* Ms. F fo. 1a macht es wahrscheinlich, dafs Aimon sich auf seine Quelle bezog, die, wie er ja später wiederholt versichert, in Philippopolis zu suchen ist — der eigentliche *roman* wurde nicht in Frankreich gedichtet, doch wurde dessen Bearbeitung in französischer Sprache von Aimon in *loenois* vorgenommen. In der zwischen *lionois* und *loenois* (nur Ms. E hat *leonois**) geteilten Überlieferung bietet sich ein neues Beispiel zu der uralten Verwechselung der beiden Städte *Lyon* und *Laon*; dieselbe findet ihren Ursprung in der Benennung *Lugdunum* an Stelle von *Laudunum*, welches der eigentliche Name für *Laon* ist, und ging zu Zeiten so weit, dafs man Überlieferungen, die sich ausschliefslich auf eine der beiden Städte bezogen, auf die andere übertrug; so wurde z. B. die Thatsache der Gründung Lyons durch den Legaten Cäsars L. Munatius Plancus anstandslos auch von dem Entstehen der Stadt Laon erzählt. Vergl. Devisme Histoire de Laon Bd. I, S. 2 und 58. Man sieht jedenfalls, dafs wir hier vor eine wenigstens mit dem bis jetzt vorhandenen Material unentscheidbare Frage gestellt sind, und wenn daher Dinaux, Trouv. Brab. IV, S. 53 ff., geradezu und mit aller Bestimmtheit behauptet, der Dichter hätte seinen Roman in dem in *Laonnais* gelegenen *Châtillon-du-Temple* gedichtet, so verfährt er mit gewifs nicht geringerer Willkür wie diejenigen, die sich für das in *Lyonnais* gelegene *Châtillon-d'Azergues* entschieden haben. Einige weitere von Fr. Michel, R. d. l. Viol. S. XLIV, erwähnte, vielleicht auf unseren Dichter bezügliche Andeutungen, darunter namentlich das Epitaphium in der Abtei Saint-Martin-des-Champs, welches den Namen eines *Haymés de Varry* trägt (vergl. Monasterii regalis S. Martini de Campis ..... Historia S. 571), sowie die von Dinaux a. a. O. möglicherweise anzunehmenden Beziehungen unseres Dichters zu dem Templer-Orden, gehören in das Gebiet reiner Ver-

---

* Léonnois heifst die die Stadt *Saint-Pol-de-Leon* umgebende Landschaft, und nach Michel, R. d. l. Viol. S. XLIII, kann hier *Châtillon-en-Vendelais* oder *Châtillon-sur-Seiche* gemeint sein.

mutung; es mag daher an dieser Stelle genügen, einfach darauf zu verweisen.

Wie die Lebensverhältnisse des Dichters selber, so ist auch die Persönlichkeit der Dame, der zu Ehren er sein Gedicht verfaſst hat und die an die Beschützerin des Dichters des *Cleomades* (cf. den Anfang und V. 18519 ff.) erinnert, in ein wie es scheint nicht zu lichtendes Dunkel gehüllt; das einzige, was sich an ihr mit einiger Sicherheit feststellen läſst, ist der Name. Derselbe begegnet innerhalb des Gedichtes an vier Stellen, von denen drei denjenigen Teilen angehören, die in Ms. F unecht sind, und hier zeigen denn auch die verschiedenen Handschriften bedeutende Abweichungen voneinander. Jedenfalls lassen sich aus der groſsen Masse von Namen zwei ausscheiden, die beide berechtigt sind und von denen der kürzere vielleicht eine Koseform des längeren sein soll: wir finden den Namen einmal im Reime auf *i*, das andere Mal im Reime auf *ine*; so schreibt Ms. F fo. 1a: *or oies signor q̄ ie di Aymes por amor anulli Fist le romant- si saigement* u. s. w. (*Aualui o fi* A, *Aualis* B, *por Aliane vi* C; *de ailli* E; *Anali* G, *Porcilanui* I, *de noilli* H_2, *Analui* K). Der längere Name muſs viersilbig gewesen sein; er begegnet auf dem letzten unechten Folio des Ms. F in der jedenfalls verderbten Form *uilonine: tout ensi com per uilonine Trait del greu listoire latine.* Zum Glück begegnet der Name auch in dem unbestreitbar echten Teile des Ms. F fo. 80a *Que por samie uialine Traist de greu listore latine.* Den Namen vialine hat Ms. B denn auch an zwei Stellen fo. 35a und fo. 50b; dagegen steht ebendaselbst fo. 3a *por malina li dis fu dis*, wo Ms. F fo. 1a p *cortoisie fut escris* schreibt. Jedenfalls zeigt der Reim *uialine* : *latine* zur Genüge, daſs die Namensform *iuliane* CE fo. 1a oder *iuliaine* D fo. 64b, die dann auch in den Prosabearbeitungen des 15. Jahrhunderts und bei mehreren späteren Berichterstattern steht, ohne Berechtigung ist.

Zum Schluſs sei noch erwähnt, daſs Frisi, Memorie storiche di Monza Bd. III, S. 214 in der *Juliane* seines *Codice Monzese* ein männliches Wesen erblickt, welches er ins 13. Jahrhundert verlegt und zum Übersetzer des von Aimon gedichteten Romans in die *lingua Provenzale* macht; er sagt: *Quest'*

opera, che contiene la vita di Filippo il Macedone, fu composta da certo Aymer, o meglio Aymes nel 1188, e nel seguente secolo tradotta nella lingua indicata, da uno Scrittore chiamato Giuliano .... Che poi l'Autore di questa traduzione sia il nominato Giuliano non v'ha luogo a dubitarne, leggendosi nel Codice Monzese poco dopo il suo principio: Par Juliane fu escrit .....

Berlin. A. Risop.

Bemerkungen zu Otfrid ad Liutbertum.

Von

G. Michaelis.

Zu der kleinen Zal der einfachen Vokale und Diphthongen, welche uns von den Römern überlifert ſind und an welche ſich unſere Schrift anlente, kamen durch die Entwicklung der neueren Sprachen allmählich neue, indem ſich mannigfache Zwiſchenſtufen zwiſchen den drei Eckpunkten a, i, u, ſowie neue Diphthongen bildeten. Änlich war es mit den Konſonanten, die ſich durch Vor- und Rückſchiebungen der Artikulationsſtellen und durch Abſtufungen in den Artikulationsgraden vervilfältigten. Es konnte daher nicht ausbleiben, dass man einzuſehen anfing, dass die uns überliferten lateiniſchen Schriftzeichen zu einer genaueren Darſtellung der neueren Sprachen nicht ausreichten.

Schon der Frankenkönig Chilperich (561—584) hatte verſucht, das lateiniſche Alphabet für vier deutſche Laute zu ergänzen, one damit durchzudringen.

Otfrid von Weißenburg machte um 868 in dem an Liutbert, Erzbiſchof von Mainz, gerichteten Schreiben, welches er ſeinem Evangelienbuche als Vorrede voranſchickte, wenn auch nur in ſer knapper Weiſe, auf einige Übelſtände aufmerkſam, welche die zu geringe Zal der lateiniſchen Buchſtaben boten. So vilfach die betreffenden Stellen auch ſchon beſprochen ſind, ſo dürfte doch eine erneuerte Betrachtung derſelben vom Standpunkte der heutigen Sprachphyſiologie aus nicht überflüssig ſein.

Es heißt bei Otfrid:

„Hujus enim linguæ barbaries ut est inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticæ artis, sic etiam in multis

dictis scripto est propter literarum aut congeriem aut incognitam sonoritatem difficilis. Nam interdum tria *uuu*, ut puto, quærit in sono, priores duo consonantes, ut mihi videtur, tertium vocali sono manente; interdum vero nec *a*, nec *e*, nec *i*, nec *u* vocalium sonos præcavere potui: ibi *y* grecum mihi videbatur ascribi. Et etiam hoc elementum lingua hæc horrescit interdum, nulli se caracteri aliquotiens in quodam sono, nisi difficile jungens; *k* et *z* sepius hæc lingua extra usum latinitatis utitur, quæ grammatici inter literas dicunt esse superfluas. Ob stridorem autem dentium, ut puto, in hac lingua *z* utuntur, *k* autem ob fautium sonoritatem. — Hic sepius *i* et *o* ceteræque similiter cum illo vocales simul inveniuntur inscriptæ, interdum in sono divisæ vocales manentes, interdum conjunctæ, priore transeunte in consonantium potestatem."

Die Worte: „Et etiam . . . superfluas" ſind in der Wiener Handſchrift in drei Zeilen an Stelle zweier früher dageſtandenen nicht mer erkennbaren durch den Korrektor eingeſchriben. (Vergl. das genaue Facſimile bei Kelle II, Tafel 2. Erdmanns Otfrid p. IX und 328.)

Wir dürfen in den angefürten Worten im ganzen wol den Stand der Laut- und Schreiblere erkennen, wie ſolche in Fulda unter der Leitung des Hrabanus Maurus (822—847), dessen Schüler Otfrid war, gelert wurde, über den aber Otfrid im einzelnen hinauszugehen verſuchte. (Vgl. Joh. Müller, Quellenſchriften S. 191 ff.)

Bei der Aufzälung der Vokale *a*, *e*, *i*, *u* ist *o* villeicht zu ergänzen, indem es nur zufällig ausgelassen wurde; villeicht ist es aber auch abſichtlich nicht mit aufgefürt, da für *o* kein *y* eintritt.

Die Eingangsworte der angefürten Stelle erinnern wol an Donat: „Omnis vox aut articulata est aut confusa. articulata est quæ litteris comprehendi potest, confusa quæ scribi non potest" (Keil IV, 367). Wie weit lautgetreu geſchriben werden kann, das hängt eben von dem Zuſtande der Entwicklung der Schriftzeichen ab.

O. Erdmann, Otfrids Evangelienbuch S. XIII, bemerkt über das *y* der Wiener Handſchrift: „*y* ſtellt der Korrektor beſonders häufig (aber nicht durchgehend) aus *i* des ersten Schreibers her in der Vorſilbe *ir-*, die derſelbe öfters (namentlich in den Marginalien) auch ſchon ſo geſchriben hatte; ferner ebenfalls beim ersten Schreiber einmal aus *e* in *fyrsagenti* I, 4, 68; einigemal aus *u*: *blyent* III, 7, 64, *gimyatu* III, 22, 37, *gimyato* II, 21, 27. III, 6, 26 (ſo ſchreibt Schr. I von selbst Sal. 32), *syah* III, 18, 19 (wol um der Leſung *suah* = *swah*

vorzubeugen); *syazo* III, 5, 20; beim zweiten Schreiber *Ny* aus *Nu* IV, 28, 11, *blyent* aus *bluent* V, 23, 273. — S. 328: y ist in V häufig aus einem vom Schreiber gefetzten Vokal korrigirt, und zwar im eigentlichen Sinne durch Hinzufchreiben oder durch Anfügung eines Striches." (Vgl. Kelle II, 445.)

Lachmann (Otfrid 1833, Ersch und Gruber Sect. III, T. VII, Kl. Schriften I, 459) fagt über Otfrids Angaben: „Er bemerkt, *i* vor Vokalen fei bald diphthongifch, bald Konfonant, er erklärt die Schreibung *uuu*, wenn *wu* gemeint ist, für genauer als das in den Handfchriften feines Werkes doch auch vorkommende *uu*. Wunderbar ist das *y*, welches er gefetzt habe, wo er den Laut keines der fünf Vokale habe können befchaffen. Nach dem Gebrauch in den Handfchriften könnte man wol an ein verkümmertes und an ein umgelautetes *u* denken, aber für difen Umlaut in fo früher Zeit wage ich mich nicht auf *muillen* im Gedicht auf den h. Georg zu berufen, welches villeicht *mulljen* heißen foll. Den fibenten Vokallaut, welchem auch *y* nicht genügen foll, weiß ich nicht zu erraten."

Dagegen bemerkt Müllenhoff (Denkm.[2] 322) zu dem in der pfälzifchen Handfchrift des Otfrid erhaltenen Georgsliede, V. 38:

man goihezen muillen ze pulver al uerpernnen,

nach Müllenhoffs Lesung:

man gohiez en müllen, ze pulver al verprennen:

„Durch das *ui* in *muillen* fcheint der Umlaut *ü* bezeichnet zu fein. Auffallend genug: doch lässt fich die Anficht, dass die ersten Anfänge difes Umlauts nicht in die ahd. Zeit hinaufreichen, daraus nicht erweifen, dass er aus den Handfchriften nicht zu erkennen ist; noch mhd. Handfchriften, z. B. die Gießener des Iwein lassen ihn unbezeichnet."

Auch im Ndd. blib der Umlaut oft noch lange unbezeichnet, wo er doch wol fchon vorhanden war. Lübben fcheint mir in der Läugnung des Umlautes im Mnd. zu weit gegangen zu fein. (Vgl. darüber meine Beiträge zur Gefchichte der Rechtfchr. II, 72 ff.) Das *y* wurde ja auch im Nord. und Agf. als Umlaut von *u* gebraucht. Wir werden daher wol dabei bleiben müssen, dass Otfrid durch *y* den Laut *ü* habe andeuten wollen.

Für das griechifche *y* im fremden Worte *sillaba* fchreibt Otfrid I, 1, 23 bereits *i*. (Vgl. Grimm Gramm. I[3] 80, Wackernagel, Umdeutfchung, Kl. Schr. III, 276.)

Was den fibenten Vokal betrifft, von dem Lachmann fagt dass er ihn nicht zu erraten wisse, fo kann, da an den Umlaut *ö* zu

Otfrids Zeit im Hochdeutſchen nicht zu denken ist, wol nur das tonloſe *e* gemeint ſein. In unbetonten Silben war dis, wenn es auch kein beſonderes Zeichen hatte, im Ahd. nach Lachmanns eigenen Ausfürungen ſchon vorhanden. Lachmann, über ahd. Betonung und Verskunst (Kl. Schr. I, S. 401) bemerkt: „dass die hochdeutſche Sprache, ſo früh wir ſie kennen, ſchon einzeln und allgemach immer mer, den Ableitungsſilben ire vollen Vokale entzieht und ſie in ein unbetontes *e* abſchwächt, wärend ſie den Flexionsendungen bis ins 12. Jarh. weit mer die urſprünglichen Laute, oft ſogar noch die Länge lässt." S. 402. „Die oberflächlichste Betrachtung otfridiſcher Verſe muss leren, dass ihm das tonloſe *e* ein ſo guter Vokal ist als alle anderen, dass er es ſer oft in die Hebung des Verſes ſetzt, wo die folgende Senkung einen vollen und oft einen langen Vokal oder Diphthong enthält."

Auch unſere gewönliche Schrift hat noch heute kein beſonderes Zeichen für diſen unbetonten, außerhalb des Hellwag-Chladniſchen Dreiecks ſtehenden Vokal (*Sweets mid-mixed-narrow*), und überlässt es der genaueren Schreibung der Dialekte, ſich zu helfen. Schmeller hat dafür *ə*, andere haben ẹ oder *ɛ* eingefürt.

Otfrids Bemerkung über das unſilbige (halbkonſonantiſche) *in consonantium potestatem* übergehende *i* vor anderen Vokalen ſchließt ſich unmittelbar an Donat an, bei dem es heißt: „*i* et *u* transeunt in consonantium potestatem, cum aut ipsæ inter se geminantur aut cum aliis vocalibus iunguntur, ut *Iuno, vates.*" (Keil IV, 367.) So heißt es auch bei Aelfric, ed. Zupitza, S. 6: „*i* and *u* bêod âwende tô consonantes, gif hî bêod togædere gesette odde mid odrum swêgendlîcum." (Über die unſilbigen Vokale vgl. Sievers Phonetik 123; Kräuter Lautverſch. Anh. I.) Bei Otfrid ſind die vokaliſchen *i* und *u* von den konſonantiſchen ſorgfältig durch die Accente unterſchiden. (Vgl. Erdmann, S. III und 329; Piper, Lit.-Geſch. u. Gramm. 278.)

Die Entſtehung des Zeichens *w* aus *uu* deutet ſchon darauf hin, dass *w* im Ahd. noch dem Vokal *u* näher ſtehend halbvokaliſch und bilabial, noch nicht labiodental (genauer labio-marginal) war. (Vgl. Grimm I² 139.) Statt der zuſammengeſetzten Anlaute *sw, thw, dw, zw* ſteht bei Otfrid noch einfach *su, thu, du, zu* (cf. Erdmann XII) z. B. *gisuichen* IV, 13, 25, *thuingan* III, 7, 65, *thuungin* V, 20, 87; *duellen* I, 27, 16, *dualta* I, 19, 17; *suival* II, 12, 17 etc. (vgl. Kelle II, 483 f.). Die Angelſachsen ſuchten ſich durch die Rune wên zu helfen, für welche ſpäter ebenſalls *w* eintrat.

In betreff des *k* und *z* bemerkt Lachmann: „dass Otfrid die unlateinifchen Buchftaben als notwendiges Übel anfehe, fei ihm oft als Befchränkung vorgeworfen.“ Ich kann indes in den Worten Otfrids nicht finden, dass er die *k* und *z* als ein Übel anfehe. Er fagt vilmer nur: unfere Sprache gebrauche fie öfter *extra usum latinitatis*, und dass es *grammatici* gebe, welche fie für überflüssig erklärten.

Das durch die hochdeutfche Lautverfchiebung aus t entftandene z hatte fich, wie Jakob Grimm und Graff unzweifelhaft nachgewifen haben, fchon im 8. Jrh. in zwei Laute gefpalten:

1) z = dem Affrikatdiphthongen ts,

2) ʒ = einer einfachen Spirans (= unferm ß wie in *gießen*).

Im Anlaut ist z diphthongifch = ts gebliben, wärend urfprünglich einfaches t im In- und Auslaut im allgemeinen unter Verdrängung des t zur bloßen Spirans geworden ist.

Otfrid hatte, wie es mir fcheint, in der citirten Stelle den Gebrauch des z für die Spirans im Sinn. Von z = ts hätte er wol kaum fagen können, dass es *extra usum latinitatis* fei, da Z, wenn es auch erst nach Festfetzung des übrigen Alphabetes, zugleich mit dem Y, aus dem griechifchen Alphabet in das lateinifche aufgenommen und an den Schluss desfelben hinter X geftellt wurde (vgl. Kirchhoff, Studien zur Gefchichte des griech. Alph.[3] 120), doch in der lateinifchen Schrift die Geltung = ts erlangt hatte. Von difem z hätte er doch wol nur fagen können, dass es in der deutfchen Sprache vil häufiger vorkomme als in der lateinifchen.

Schon der Schreiber der Parifer Handfchrift des *Ifidor de nativitate domini*, wol auch ein gelerter Mönch, hatte das Bedürfnis gefült, den Spiranten ʒ durchgehends von dem Affrikatdiphthongen z zu unterfcheiden; er hatte zu dem Hilfsmittel gegriffen, dass er f, ff als Determinativ hinter z fetzte, wärend andere Schreiber das Determinativ f vor das z fetzten, was mit der Zeit das gewönlichere wurde.

Doch war man in Fulda und in St. Gallen in bezug auf die Schreibung der Zifchlaute hinter der Genauigkeit des Schreibers des Ifidor zurückgebliben, indem in beiden Schulen das Zeichen z in der doppelten Bedeutung der Affrikata und der Spirans one Unterfcheidung beibehalten wurde, obwol fich auch fowol in Fulda wie in St. Gallen einzelne *sz* einftellten. Im Tatian (vgl. Sievers Vorrede S. 14) findet fich einmal *sz*: *gisasznisso*, urfprünglich hatte es aber öfter in der Handfchrift geftanden. In der Benediktinerregel

findet ſich *sz* zweimal: *kiwiszida*, Hatt. I, 72, *wiszun* 98, 3; bei Notker: *râbena unde álbisze* Mcp. Hatt. III, 285. Vgl. Seiler bei Paul-Braune I, 416. Auch ſonst kommen vereinzelte sz oder zs vor.

Dass das ȝ als Spirans ein dem s naheſtehender Laut war, geht ſchon daraus hervor, dass ſich bei Otfrid, wenn das folgende Wort mit einem s beginnt, häufig durch Assimilation hervorgerufen, *was* für *waȝ* geſchriben findet: *was sô, was sies* etc. (Vgl. Kelle II, 367, 508. Piper I, 104.)

In bezug auf die genauere phyſiologiſche Beſtimmung der Spirans ȝ ſtehen noch immer hauptſächlich drei Anſichten neben einander:

1) Die Rumpeltſche, zu der ſich auch Weinhold (vgl. mhd. Gram.[2] § 203) gewandt hat, dass ſchon die ahd. Spirans nichts anderes als ſtimmloſes alveolares s geweſen ſei, mochte dis nun apikal oder dorſal gebildet werden. Der Keim zu diſer Anſicht findet ſich ſchon bei Wolke und in R. v. Raumers Schrift *über die Aspiration und Lautverſchiebung* 1837. Die Deductionen Raumers ſind ſonst vorzüglich, aber darin ſtrauchelte er, dass er von vorn herein (§ 21, 22) die Artikulationsſtelle von ȝ = ß als identiſch mit der von ſ annam.

2) W. Wackernagels Anſicht geht dahin, dass die Spirans ȝ vom alveolaren s verſchiden geweſen ſei, dass ſich aber nicht mer ermitteln lasse, worin der Unterſchid beſtanden habe. Noch 1866 ſagt er ausdrücklich: „Der Laut des altd. z oder sz ist ſchon ſeit einem halben Jartauſend und darüber erſtorben und für uns unwiderfindbar.“ (Kl. Schr. III, 34.) Auch Andreſen erklärt noch 1870 den Laut des ȝ für unbekannt: „Wer vermag anzugeben, in welcher Weiſe verſchiden?“ (ZS. f. d. Phil. II, 325.)

3) Die dritte Anſicht, welche die Spirans ȝ als marginal-dentale vom alveolaren *s* unterſcheidet, ist, ſovil ich weiß, zuerst von mir 1862 aufgeſtellt. (Herrigs Arch. Bd. 32.) — Herm. Paul (Beiträge I, 1874, S. 169) ist dann genau zu derſelben Beſtimmung gekommen: „Bei der Bildung des ȝ wird die Zungenſpitze nicht ſo weit vorgeſchoben als bei der des engliſchen *th*, ſondern kommt höchstens bis an den Rand der oberen Zanreihe.“ — Braune (Beitr. I, 530) kommt ebenfalls zu der Anſicht: 1) dass der Unterſchid zwiſchen s und ȝ in der ahd. Zeit ſicher nicht auf tönender und tonloſer Beſchaffenheit beruhte, 2) dass diſer Unterſchid ein Unterſchid der Artikulationsſtelle war, und zwar, dass die Artikulationsſtelle des mhd. ȝ mer nach vorn an den Zänen, die des s weiter nach oben und ſo den slaviſchen kakuminalen

Lauten verhältnismäßig am nächsten lag. — Scherer (zur Gefch. d. d. Spr.[2] 184) ftimmt fchließlich dem zu, dass das auslautende s tonlos fei, und dass der Unterfchid zwifchen *eȝ* und *es* nicht in felendem oder zutretendem Stimmton beftehen könne. (Vgl. meine Zifchlaute. 2. Aufl.)

Hätte Otfrid die Spirans ȝ als alveolares s gefprochen, wie es Rumpelt und feine Anhänger annemen, fo würde er fchwerlich gegen die *grammatici* aufgetreten fein, die das ȝ *inter literas superfluas* rechneten; er hätte es dann vilmer felbst in difem Sinne als eine *litera superflua* bezeichnen müssen, wogegen er fich deutlich genug erklärt. (Für z = ts hätte man, wenn auch weniger beholfen, ts fetzen können.) Eine prägnantere Bedeutung erhalten indes die Worte Otfrids, wenn wir ȝ als Zeichen des marginalen Lautes anfehen, den die lateinifche Sprache überhaupt nicht kannte, als wenn wir es als identifch mit alveolarem s annemen.

Dife Auffassung, meine ich, werde auch durch die Worte *ob stridorem dentium* einigermaßen, wenn auch allerdings nicht ausreichend, unterftützt. Auch unfer alveolares *s* pflegt man, da der Luftftrom des an den Alveolen gebildeten Fricativlautes an den Kanten der Zäne vorbeipassiren muss und hier noch eine Brechung erhält, einen *stridor dentium* zu nennen; aber der unmittelbare fpecififche *stridor dentium* ist doch der, welcher direkt an den Kanten der Zäne feine Artikulation erhält.

Auch Otfrids *sæpius* erhält damit eine fchärfere Bedeutung, da die Spirans ȝ im Ahd. häufiger ist als die Affrikata z.

So meine ich, dass wir Otfrids Anficht wol am nächsten kommen, wenn wir annemen, dass er unter *stridor dentium* genau das verftanden hat, was ich feit 1862 als marginal-dentale Spirans aufgeftellt habe. Der Laut hat fich vom Beginn des Hochdeutfchen ab nach betontem langem Vokal bis ins Nhd. erhalten, wärend er nach kurzen und schwachbetonten Vokalen und nach Konfonanten feit der Mitte des 13. Jrh., wie allgemein anerkannt wird, in alveolares s übergegangen ist. Der zur Tradition gewordene Satz, dass die Spirans ȝ feit der Mitte des 13. Jrh. allgemein in alveolares s übergegangen fei (cf. Weinhold mhd. Gramm.[2] § 204), bedarf jedenfalls einer Befchränkung.

Kräuter, zur Lautverfch. 56 bemerkt, dass die Länge fowol Vokale als Konfonanten häufig vor Veränderungen fchütze, welchen die Kürze unterlige. „Vile Sprachen und Mundarten haben das kurze s zwifchen Stimmlauten auch nach kurzgeblibenen Selbstlautern tönend

gemacht, aber nicht das urſprünglich gedente ss.“ Dagegen zeigt uns das marginale ʒ ein anderes Verhalten: die Verdoppelung ʒʒ nach kurzem Vokal ist in alveolares s übergegangen, wärend ʒ nach langem Vokal unverändert gebliben ist: *waʒʒer* ist zu *wasser* geworden, wärend *groʒe* einer ſolchen Veränderung allgemein nicht unterlegen ist.

Anlautend kommt die Spirans ʒ im Hochdeutſchen nicht vor, da hier z diphthongiſch = ts gebliben ist, doch darf die marginale Spirans villeicht angenommen werden, wenn in einem Reichenauer Nekrologe des 9. Jrh. nordiſche Pilgrime þor, þorgils als zor, zurgils eingetragen ſind. (Grimm, Geſch. d. d. Spr. 395.) Auch wird in engliſchen Dialekten oft z für th geſchriben, wo wol auch an marginales ʒ zu denken ist. Villeicht dürfen wir überhaupt das nord. und agſ. *th* noch unſerm marginalen ʒ näher ſtehend annemen als es gewönlich nach der heut überwigenden interdentalen Ausſprache des engliſchen *th* geſchiht. Es felt ja auch noch heute in England nicht an Phonetikern, welche das *th* nicht interdental, ſondern marginal bilden (Sweets *point-teeth-open*). Bell ſpricht es marginal und divided.

P a u l weiſt zugleich noch darauf hin, dass die Spirans ʒ = ß im Judendeutſch für anlautendes hochd. z eingetreten ſei. Im Hochdeutſchen hat ſich die Verſchiebung von der Affrikata zur Spirans auf den In- und Auslaut beſchränkt. Das Judendeutſch ist aber in diſer Verſchiebung um einen Schritt weiter gegangen, indem es auch anlautendes hochd. z in die Spirans ʒ verwandelt: „*ßu*“ ſtatt „*zu*“, wie dis der Abgeordnete Frhr. v. H a m m e r s t e i n in der Sitzung am 5. December 1883 bei dem Worte „woßu“ dem Abgeordnetenhauſe *ad aures* demonstrirt hat. In dem ſtenographiſchen Berichte hat Frhr. v. Hammerstein, wie er ſelbst erklärt hat, z in ß korrigirt.

G r i m m (Geſch. d. d. Spr. 416) weiſt darauf hin, dass anlautendes *sz* ſich im Ungariſchen finde: „Auch finniſch T ſollte einen verſchobenen ungr. Laut zur Seite haben, und wirklich ſcheint ihm *sz* zu entſprechen in *tuuli* ventus, ungr. *szél*, *tahko* angulus, ungr. *szöglet*.“ Doch dürfte aus diſem Vorkommen wol nicht auf einen direkten Zuſammenhang zwiſchen ungariſchem *sz* und judendeutſchem ß zu ſchließen ſein; das Ungariſche ligt dazu doch wol zu fern. Indes verdient die Frage, wie die in Rede ſtehende Eigentümlichkeit des Judendeutſch entſtanden ſei, noch weitere Prüfung.

Wie weit der marginale Laut nach betontem langem Vokal noch heute von dem alveolaren hinreichend ſcharf unterſchiden wird, darüber

gehen die Anſichten noch auseinander. Sievers (Litt. Centralbl. 1883 No. 23) hat zugegeben, dass in gewissen Gebieten der preußiſchen Provinzen Brandenburg und Sachsen der Unterſchid noch ſtattfindet; am ſchärfsten ist er mir bei Eingebornen der Provinzen Preußen entgegengetreten. Auch ist es gewiss nicht zufällig, dass ſeit dem Anſange der funfziger Jare Österreich der Hauptſitz der Kämpfe für die die Unterſcheidung von ß und ss durchſürende Heyſeſche Regel geworden ist, und dass diſe bei der Festſetzung der Rechtſchreibung für die österreichiſchen Schulen durch die Epoche machende Verordnung der österreichiſchen Regirung vom 2. Aug. 1879 den Sig davongetragen hat.

Das Streben, unſere Laute in die engen Fesseln des lateiniſchen Alphabets zu zwängen, hat ſeit einem Jartauſend an der dentalen Spirans gerüttelt, am meisten zu Luthers Zeit und von neuem durch Rumpelt, one ihn doch ganz beſeitigen zu können. Um ſo anerkennenswerter ist es, dass Otfrid bereits als Wächter auftrat, dass wir uns von der lateiniſchen Schrift nicht ganz behindern lassen ſollten für die eigentümlichen deutſchen Laute eigentümliche Bezeichnungen einzufüren. So gut die Grundlage des lateiniſchen Alphabets für unſere Nationalſchriften ist, und ſo woltätig ſie ſeit Einfürung des Christentums gewirkt hat, ſo durfte doch für ſie nicht jede weitere Entwicklung abgeſchnitten werden. Für die phonetiſch genaue Umſchreibung der Sprachen und Mundarten ſteigern ſich natürlich die Anforderungen. (Vgl. darüber H. Hübſchmann, Umſchreibung der iraniſchen Sprachen und des Armeniſchen.)

Noch eins tritt uns aus der Handſchrift des Otfrid entgegen. Jakob Grimm hat für die dentale Spirans, um ſie von z = ts zu unterſcheiden, das ſogenannte geſchwänzte ȝ angenommen. R. v. Muth in ſeiner Anzeige der 3. Auflage von Lübbens Wörterbuch zu den Nibelungen (Anz. f. d. A. III, 272) nennt das nach ſeiner Anſicht ganz überflüssige und entberliche ȝ „eine üble Nachamung der franzöſiſchen Cedille.“ Allein ſchon zu Otfrids Zeit ſtehen z und ȝ als graphiſche Varietäten fridlich nebeneinander. (Über frühere Vorkommen des ȝ vgl. Wattenbach, lat. Pal.[3] 55.) Gerade an unſerer Stelle ſteht in der Handſchrift ein ſer ſchön geſchwänztes ȝ. Diſe Form wird nach Wattenbach ſpäter die gewönliche, weil die auch noch vorkommende z dem *r* rotundum zu änlich wird. Was lag daher näher als dass Grimm die beiden handſchriftlich vorhandenen Zeichen dazu benuzte, um für das ahd. und mhd. die beiden verſchidenen Laute des alten z,

die Affrikata und die Spirans, von einander zu unterſcheiden? Die ſpaniſch-franzöſiſche Cedille, aus untergeſetztem z entſtanden (vgl. Wattenbach, p. 56), ist jüngeren Urſprungs und wir bedürfen irer nicht, um uns das Grimmſche ȝ zu erklären. Für das Nhd. bot ſich als Erſatz das ß, *β*, über dessen Geſchichte ich an anderm Orte geſprochen habe.

Was endlich das k betrifft, ſo unterſcheidet Otfrid feinhörig das deutſche von einem Nachlaute begleitete *k* ($\varkappa\chi$) von der echten reinen romaniſchen tenuis *c*. Diſer Unterſchid ist namentlich von Kräuter ausfürlich erörtert. Derſelbe ſagt darüber (Lautverſch. 84): „Otfrid ſchreibt im Anlaut, ferner nach *r*, *l*, *n* im Inlaut beinahe immer *k* (zuweilen auch *ch*) und gewönlich auch für *ck*; lezteres ist nur dadurch erklärlich, dass *k* eine Doppelkonſonanz bezeichnete; auch im Tatian kommen ſolche *k* = *ck* vor (bei Williram, welcher im Anlaut ebenſalls k hat, zeigen ſich wie im Iſidor, bei Notker und in der Benediktinerregel auch *cch* für *ck*). Wenn Otfrid das *k* vor flexiviſchem *t* regelmäßig in *g* verwandelt, ſo ist *k* offenbar eine Affrikata, welche iren Reibelaut vor einer Tenuis einbüßt, änlich wie im Griechiſchen und Sanskrit *kht*, *pht* zu *kt*, *pt* werden.“ (Vgl. Kelle II, 523; Piper Lit.-Geſch. u. Gramm. 241.)

Damit dürfte auch unſere Bezeichnung *ck* einen weiteren Hintergrund gewonnen haben.

Otfrid verlangt das Zeichen k: *ob faucium sonoritatem.*

Fauces oder *isthmus faucium* heißt die Enge zwiſchen dem Gaumenſegel, den Gaumenbögen und der Hinterzunge, welche die Mundhöle von der Rachenhöle (griechiſch pharynx) trennt. (Vgl. Grützner, Phyſ. der Stimme 68, v. Meyer, Sprachwerkzeuge 124.) Doch wird *fauces* lateiniſch auch für die Rachenhöle ſelbst gebraucht.

Faucal hätte man danach villeicht die Artikulation nennen können, welche Rumpelt *velar*, Kräuter *postpalatal*, Sievers *guttural* nennt.

Es ſei mir hier geſtattet, noch eine Bemerkung aus der Geſchichte der Vokallere einzuſchalten. Hieronymus Fabricius ab Aquapendente, *de locutione*, *Ven.* 1601 ſetzte die Umwandlung der Stimme in die verſchiden artikulirten Vokale in die *fauces;* er fügte dann freilich hinzu: „At quonam modo aſficiatur aer et in quam ſiguram partes variæ ad variam Vocalium formam contrahendam conſormentur, abstrusa sane res est. Et num in vocali O rotundari magis ſaucium cavitatem contingat; in A vero potius ovalem ſiguram in longum productam

efficere: quemadmodum in E transverse ovalem: in I autem acuminatam: in U demum profundiorem cavitatem, ego sane rem difficillimam definire minime ausim." — Dass indes die Konformation der fauces allein nicht ausreiche, um die Klänge der verſchidenen Vokale zu erklären, wusste ſchon das Altertum und ist durch alle neueren Unterſuchungen beſtätigt. Doch ligt in den angefürten Worten immer ſchon ein Vorbote zu den neueren Vokaltheorien.

Mir ſcheint es keine glückliche Wal gewefen zu ſein, als Lepsius die im Kelkopf an den Stimmbändern (immediately at the larynx, ſagt er ungenau, Stand. Alph. 68) gebildeten Laute, wie unſer *h*, *faucal* nannte. Für diſe Laute wird wol der Ausdruck *laryngal*, den ich in meiner Abhandlung über die Benennung der Kelkopflaute 1863 (ZS. f. Sten. u. Orth. 11. Jarg.) vorgeſchlagen habe, der zweckmäßigste ſein. Die lateiniſche Benennung des Kelkopfs war *guttur*, die griechiſche *larynx*. Schon der Begründer der neueren Anatomie Andreas Vesalius, *Corporis humani fabrica*, Bas. 1543, gab der griechiſchen Benennung den Vorzug vor der lateiniſchen. Er ſagt: „Caput quidem asperæ arteriæ laryngem potius quam guttur mihi appellandum putaverim." Den Grund zu diſer Entſcheidung könnte man darin ſuchen wollen, dass ſich die ungute Bezeichnung *guttural* für die mit dem hintern Teil der Zunge am Gaumen artikulirten Laute bei den Grammatikern bereits festgeſetzt hätte; allein das ist in hohem Grade unwarſcheinlich; ich finde den Ausdruck *guttural* zuerst bei Joh. Wallis 1653, alſo erst 110 Jare nach dem Erſcheinen von Vesals Werk. Es haben ſich bereits vile Stimmen dafür erhoben, dass man den von Wallis eingefürten verkerten Gebrauch des Wortes *guttural* wider aufgeben ſolle.

Nach Vesal haben die Anatomen aller Nationen die griechiſche Benennung des Kelkopfs larynx angenommen und dabei wird man wol bleiben. Die phonetiſche Nomenklatur wird ſich aber immer der fest beſtimmten anatomiſchen möglichst nahe anzuſchließen haben. Dadurch werden am besten Missgriffe vermiden, wie ſie ſo vilfach vorgekommen ſind und noch täglich vorkommen.

Otfrid ſagt gegen den Schluss ſeiner Vorrede vom Schöpfer der Menſchen: „qui plectrum eis dederat linguae." Darin könnte man villeicht einen Anklang an Galen finden, welcher dem Zäpfchen (*uva*, *uvula*, griechiſch *γαργαρεών*) die Rolle eines Plektrums zugeſchriben hat: „*ὁ μὲν οὐρανίσκος οἷον ἠχεῖόν τι προκείμενον, ὁ δὲ γαργαρεὼν οἷον πλῆκτρον.*" (Gal. ed. Kühn III, 526.) Allein der leztere Vergleich

ist ſchon bei Galen ſchwerverſtändlich (vgl. Grützner, 73). Wir werden daher in dem Ausdruck *plectrum* bei Otfrid wol nur eine allgegemeine Hindeutung auf die Beweglichkeit und Schlagfertigkeit der Zunge erblicken; in diſer Beziehung dürfte ja doch die Zunge das Zäpfchen, dessen Functionen erst die neuste Zeit richtig erkannt hat, wol noch weit übertreffen.

Wir müssen nach allem ſchließlich Scherer (z. Geſch. d. d. Spr.[2] 31) recht geben, wenn er Otfrid bessere Kentnis vom Mechanismus des Sprechens zuſchreibt, als etwa das gelerte Deutſchland des 11. Jrh. ſich gebildet hatte, welches wol kaum über Donat hinausgekommen ist, und werden dem Dichter des Evangelienbuches, des größten Denkmals ahd. Sprache, ſo kurz und fragmentariſch ſeine Bemerkungen über die Laute ſind, gern auch einen hervorragenden Platz an der Spitze der Geſchichte der deutſchen Phonetik einräumen.

Einige Bemerkungen
über den Unterricht in der englischen Grammatik
angeknüpft
an den „Lehrgang der englischen Sprache“ von Deutschbein.

Von **Hermann Isaac.**

Dafs die Grammatik von Deutschbein* sich grofser Beliebtheit erfreut, beweist die Zahl der Auflagen, die sie im Laufe eines neunjährigen Bestehens erlebt hat; und diese Vorliebe ist allerdings eine berechtigte. Der Herr Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, durch unablässige, verbessernde Arbeit seine Grammatik zu einem äufserst praktischen Schulbuche zu machen, das dennoch diejenige Wissenschaftlichkeit, wie sie für höhere Knabenschulen erlaubt und erforderlich ist, nicht vermissen läfst.

Als ein Vorzug nach der letzteren Seite hin, der den meisten englischen Grammatiken abgeht, ist die Verwertung der Resultate der lautphysiologischen Forschungen zu bezeichnen, die einerseits in einer einleitenden Abhandlung zusammengestellt sind, andererseits in den vortrefflichen Lautbeschreibungen der ersten Lektionen zur Geltung kommen. Der viel beklagte Mifsstand der Aussprache des Englischen auf unseren Schulen kann nur gehoben werden auf dem Wege wissenschaftlicher Vertiefung in die Gesetze der Lautbildung. Und da nun voraussichtlich nicht alle Lehrer eins oder das andere der hervorragenden Werke auf diesem neuangebauten Gebiete — Ellis, Sweet, Sievers, Vietor — zum Gegenstande privaten Studiums machen werden, so ist

---

* Theoretisch-praktischer Lehrgang der englischen Sprache mit genügender Berücksichtigung der Aussprache für höhere Schulen. Achte verbesserte Doppelauflage. Köthen (O. Schulze), 1884. — 8. XX u. 440 S.

die erwähnte Abhandlung, welche nicht für Anfänger, sondern für die Lehrer und auch wohl für die Schüler der obersten Stufe berechnet ist, ein verdienstliches Werk. Ebenso anerkennenswert ist es, dafs der Verfasser fortgesetzt auf analoge Erscheinungen der deutschen und französischen Grammatik aufmerksam macht und an geeigneten Stellen — z. B. bei der das Particip und das Verbalsubstantiv zugleich vertretenden Form — auch den älteren Sprachstand zu kurzen, sachlichen Erklärungen heranzieht.

Der Verfasser einer Schulgrammatik mufs aber nicht blofs Philologe, sondern auch praktischer Schulmann sein; und als solcher bewährt sich Deutschbein in der wohldurchdachten, methodischen Verteilung des Lernstoffes und in der klaren, logisch knappen Fassung der Regeln; grammatische Abhandlungen, die das bekannte Mühlrad in den Köpfen der Schüler in Bewegung zu setzen pflegen, kommen in diesem Lehrbuche nicht vor. Der Stoff ist auf vier Jahreskurse verteilt: auf den ersten (Abschnitt 1, 2) fällt die Einübung der Aussprache, der elementaren Formenlehre und der zur Satzbildung unentbehrlichsten syntaktischen Verhältnisse, auf den zweiten (Abschnitt 3, 4) die vollständige Formenlehre, auf den dritten (Abschnitt 5, 6) die Syntax; der vierte ist ein Repetitions-Kursus mit vorzugsweise zusammenhängenden Übungsstücken, in dem die früheren Abschnitte eine Reihe von grammatischen Erweiterungen erfahren.

Die Aussprache wird, wie es sich gehört, in einer Reihe von einfachen Regeln neben der Formenlehre bis zur vierzehnten Lektion behandelt; die Bezeichnung derselben erfolgt durch Zeichen über und unter den Vokalen (˘ ˆ ¯ ‾ . .. ^ ') und Schrägstellung der stummen Buchstaben. Daneben werden eine Anzahl von orthographischen Regeln gegeben, die den Anfänger vor manchen überflüssigen Fehlern bewahren. Nach der 17. Lektion (d. h. nach einem Semester) ist der Schüler weit genug fortgeschritten, um mit der Lektüre leichter, zusammenhängender Stücke zu beginnen; das dem Lehrbuch angehängte Lesebuch ist für die Bedürfnisse des ersten Jahres vollkommen ausreichend. Die Übungssätze, in denen auch die Umgangssprache zur Geltung kommt, sind anfangs sehr einfach, steigen aber hinsichtlich ihrer grammatischen Schwierigkeit wie ihres Gehalts in angemessener Stufenfolge empor; erwähnenswert sind die den Übungsstücken angehängten Sprichwörter und Dichterstellen. Repetitionsstücke sind zahlreich eingeschoben, und am Ende der Abschnitte hat der Ver-

fasser zum Zwecke grammatischer Repetition eine grofse Anzahl von Sätzen, in denen die behandelten Regeln in prägnanter Weise zur Darstellung gelangen, zusammengestellt.

Im besonderen ist lobend hervorzuheben die Behandlung der unregelmäfsigen Verba, welche ihrer grofsen Wichtigkeit entsprechend in zwölf Lektionen verarbeitet werden. Ihre Einteilung ist die von der Sprachwissenschaft geforderte, in schwache und starke, welche letzteren nach der Art ihres Ablautes geordnet werden; jedem Verbum ist eine kleine Sammlung von Redensarten beigegeben. Ein vortreffliches phraseologisches Material bietet der Abschnitt über die Präpositionen. Die Regeln über die Satzstellung gründen sich auf die bedeutende Arbeit von Verron und meine Besprechung derselben (Herrigs Archiv LXVII, 213—232). Den Vokabeln sind sehr häufig kurze synonymische Bemerkungen zugesetzt, und das deutsch-englische Lexikon unterscheidet sich von den mir bekannten dieser Art dadurch, dafs es bei verschiedenen englischen Übersetzungen einer deutschen Vokabel immer mit wenigen Worten den Unterschied des Gebrauches klar macht. So ist die Grammatik nach allen Richtungen bemüht, dem Schüler das Lernen, dem Lehrer das Unterrichten zu erleichtern; niemals bietet sie — z. B. in den zu lernenden Wortreihen, in denen manche Grammatiken geradezu Vollständigkeit anstreben — dem Schüler zu viel, eher an einzelnen Stellen zu wenig. Sie verlangt nirgends von dem Lehrer etwas Unbilliges — etwa wie Plötz, aus dem sich jener durch methodische Neuordnung des Stoffes, durch Umarbeitung ganzer Kapitel, logische Formulierung zahlloser nicht durchdachter Regeln erst eine neue Grammatik schaffen mufs, wenn er nicht Lust und Streben des Schülers in dem Chaos eines derartig präparierten Lernstoffes versinken sehen will.

Jede gute Grammatik bietet jedem Recensenten immer noch eine Reihe von Einzelheiten, die er verbesserungsbedürftig findet, und es lassen sich dann leicht einige Seiten füllen mit solchen Ausstellungen im Kleinen. Aber es scheint doch zweifelhaft, ob man einem guten Buche damit einen Dienst erweist, und jedenfalls vorzuziehen, dafs man diese kleinen — mitunter nur vermeintlichen — Korrekturen direkt an die Adresse des Verfassers richtet. Im vorliegenden Falle soll nur auf einige wichtigere Punkte, deren Behandlung keineswegs bei Deutschbein allein, sondern im allgemeinen in methodischer oder

wissenschaftlicher Beziehung noch zu wünschen übrig läfst, aufmerksam gemacht werden.

Hilfszeitwörter. Der Unterschied von *can* und *may* (S. 70) wird meistens dahin bestimmt, dafs das erstere die physische, das letztere die moralische und logische Möglichkeit ausdrücke (Deutschbein bedient sich deutscher Worte). Der Schritt von dem Wissen dieser eine gewisse philosophische Bildung voraussetzenden Regel zu ihrer richtigen Anwendung ist aber nach meiner Erfahrung nicht für alle Schüler gleich leicht; die meisten bedürfen einer praktischeren Handhabe, die ihnen etwa in folgender Gestalt geboten werden könnte: Ich kann = ich bin im stande I can, = ich darf I may = es ist denkbar dafs ich... I may. — Dafs *to do* (S. 204) auch in affirmativen Sätzen zur Hervorhebung des Verbalbegriffes gebraucht wird, wird kaum von einer Grammatik übersehen; dafs es aber in negativen Sätzen fortbleibt, wenn der Ton auf der Negation ruht, steht nicht überall: I did not say so heifst „das sagte ich nicht", „das sagte ich nicht" (frz. ne — point) heifst I said not so. — Für das Verbum *lassen* im Sinne von „veranlassen" die verschiedenen Ausdrucksweisen — cause, order, bid, make, have oder get mit Part. — blofs anzugeben, ist nicht ausreichend. Die gröfste Schwierigkeit macht den Schülern die richtige Verwendung von make, das sie mit der viel gröfseren Feiheit des frz. faire zu behandeln pflegen, und have, die sich in ihrem Gebrauche gegenseitig ausschliefsen. „Ich liefs ihn eintreten" kann nur heifsen I made him enter (I had him [besser his name] entered könnte höchstens den Sinn haben „ich liefs ihn eintragen in irgend eine Liste"). „Ich liefs meine Stiefel putzen" kann nicht mit make gegeben werden, sondern nur mit I had my boots cleaned. Have kann nur gebraucht werden, wenn in dem von „veranlassen" abhängigen Satze mit „dafs" eine passive Verbalform, make nur, wenn darin eine aktive Verbalform vorkommt: ich veranlafste, dafs er eintrat; ich veranlafste, dafs meine Stiefel geputzt wurden. Bid schliefst sich dem Gebrauche von make vollkommen an, nur dafs bei ihm wie bei order ein wirklicher Befehl vorausgesetzt wird. Bei order und cause kommt es auf die Beschaffenheit des abhängigen Satzes — ob aktiv oder passiv — nicht an: I caused, ordered him to enter; I (caused) ordered my boots to be cleaned.

Der Gebrauch des eigentlichen englischen *Konjunktivs* (S. 211), der bekanntlich nur in der 3. Sing. Präs. und im Präs. und Imperf. von

to be besondere Formen hat, ist im Vergleich zu früherer Zeit (z. B. bei Shakspere) ein sehr beschränkter geworden. Er wird heute vorzugsweise durch Umschreibung mit Hilfszeitwörtern gebildet; und die richtige Verwendung der konjunktivischen Hilfszeitwörter je nach den verschiedenen Satzarten ist eine Schwierigkeit der englischen Syntax, die sich mit dem Gebrauch des Konjunktivs und des Optativs im Griechischen messen kann. Am schwierigsten ist die Unterscheidung des Gebrauchs von shall und should, je nachdem im Hauptsatze eine persönliche Zeit oder ein Präteritum steht, und von should allein für Gegenwart und Vergangenheit; und es wird sich schwerlich auf diesem Gebiete eine hinreichende Klarheit erzielen lassen, ohne dafs die Satzlehre herangezogen wird — wie es auch in einigen Grammatiken geschehen ist. Demgemäfs — die folgenden Angaben wollen den Gegenstand nicht erschöpfen — wird der Konjunktiv in Subjektsätzen nach unpersönlichen Ausdrücken gegeben durch should allein (nach einzelnen it is possible etc. durch may und might); in Objektsätzen nach Verben des Wünschens, Hoffens, Bittens, Befehlens durch may und might, will und would, nach den letzteren natürlich auch durch shall und should; nach den Verben des Sagens und Denkens und der Gemütsempfindung durch should allein, nach den Verben des Fürchtens durch may und might nach that, durch should allein nach lest; in Relativsätzen durch shall und should (drücken sie eine Absicht aus, durch may und might); in solchen Temporalsätzen, die sich auf eine noch ungewisse Zukunft beziehen, shall und should; in Konsekutivsätzen durch shall und should; in Konditionalsätzen durch should (shall selten) und to be mit präpositionalem Infinitiv; in Konzessivsätzen durch may und might; in Finalsätzen durch may und might, nach lest durch should. Dafs neben dieser, wie ich glaube, gebräuchlichsten Verwendung der konjunktivischen Hilfszeitwörter zahlreiche Abweichungen in der modernen Litteratur vorkommen, ist dem Kundigen bekannt. Über die wesentlichen Fragen, wann der Konjunktiv gebraucht werden mufs oder nur kann, wann der einfache Konjunktiv heute noch statthaft und modern ist, wann der umschriebene eintreten mufs, ja über den ganzen Gebrauch der Hilfszeitwörter in Haupt- und Nebensätzen herrscht noch grofse Unklarheit, die nicht eher gehoben werden wird, bis endlich die für exakten englischen Sprachunterricht unerläfsliche Specialfor-

schung über die heutigen englischen Hilfszeitwörter vorliegen wird.* Vielleicht dürfen wir gründliche Belehrung von dem Murrayschen Lexikon erwarten, wie ja auch das ausgezeichnete Shakespeare-Lexikon von Al. Schmidt den Gebrauch der Hilfszeitwörter bei Shakespeare erschöpfend bestimmt hat.

Gebrauch des *persönlichen Fürwortes* im Englischen *für das reflexive* im Deutschen (S. 92). Einzelne Grammatiken geben die grundfalsche Regel, dafs nach Präpositionen das persönliche und nicht das reflexive Fürwort zu setzen ist. Es handelt sich für den Anfänger gerade um die Entscheidung der schwierigen Frage, wann er nach Präpositionen das reflexive, wann das persönliche zu setzen hat. Meistenteils finden wir die Regel, dafs nach Präpositionen das reflexive Pronomen gebraucht wird, wenn dieses, das persönliche, wenn die Präposition betont ist (sobald in dem letzteren Falle kein Mifsverständnis entsteht): he thought of himself er dachte an sich; he took the child with him er nahm das Kind mit (sich); so he spoke to himself so sprach er bei sich (hier ist weder to noch himself betont, aber to him würde auf eine andere Person hinweisen). Zur Not kann man mit dieser Regel auskommen; aber leicht zu handhaben ist sie nicht, und auf welchem wissenschaftlichen Grunde ruht sie? Die einfachen Objekts-Akkusative (sich verteidigen etc.) sind alle nicht betont und werden doch alle mit -self gegeben. — Mit Hilfe der Satzlehre kann man das Verhältnis sehr kurz und unzweideutig bezeichnen: In adverbialen Bestimmungen steht das persönliche Fürwort für das reflexive. Die Verba „denken, sprechen, sich verlassen“ fordern als notwendige Ergänzungen die Präpositionen „an, zu, auf“; die vom Verbum notwendig geforderte Ergänzung ist aber ein Objekt, daher: he thought of himself, he spoke to himself, he relied on himself. Die Verben „nehmen, schliefsen“ erfordern jedoch durchaus nicht die Präpositionen „mit, hinter“, die Ergänzungen „mit sich, hinter sich“ sind also adverbiale Bestimmungen; daher: he took the child with him, he shut the door behind him. — Die Erklärung dieses Gebrauches giebt die Sprachgeschichte: noch bei Shakspere und im 17. Jahrhundert werden die reflexiven Objekts-

* Über den Gebrauch des Konjunktivs giebt es eine Schrift von Gavin Hamilton (The True Theory of the Subjunctive. Edinb. 1864), die mir bisher nicht zugänglich gewesen ist.

Akkusative ebensowohl durch das persönliche Fürwort wie durch -self gegeben; seit jener Zeit haben nun die Kompositionen mit -self das Gebiet der Objekte definitiv erobert,* in das Gebiet der adverbialen Bestimmungen sind sie nur sporadisch eingedrungen; vielleicht wird es ihnen später einmal auch gehören, wie das deutsche „sich" das früher gebrauchte persönliche Fürwort ebenfalls daraus verdrängt hat. Die obige Regel hat nämlich Ausnahmen: es giebt einzelne adverbiale Bestimmungen, in denen das Reflexivum allein üblich ist: by one's self für sich, abseits, beiseite; in one's self an und für sich; between ourselves unter uns; she was beside herself with awe; he thought within himself; und nach den Präpositionen for (vorzugsweise), on und to wird es gern gebraucht: so findet sich bei Macaulay die Zweckbestimmung nach den Verben build, choose, claim, earn, establish, find, form, gain, keep, obtain, prepare, procure, provide, reserve, say, secure, select, shift, trace, win, write durch das Reflexivum (for one's self) gegeben; ebenso die Ortsbestimmung mit on (on one's self) nach bring, draw, invoke, lay, picture, put, take; die Zweck- oder Ortsbestimmung mit to (to one's self) nach bring back, draw, have, keep, read (to one's self für sich haben, behalten, lesen), reserve (to neben for s. oben), take; und nach for und in einigen Wendungen mit to ist das Reflexivum entschieden gebräuchlicher als das Personale. Ja, es finden sich sogar Konstruktionen in Macaulay wie contain within one's self, collect round, disguise from, encourage in one's self (a disposition), portion out among, raise, rouse against, say about one's self. Look at, on one's self, inflict a wound on one's self, take care of one's self, want to one's self dagegen fallen unter die Regel; die Ergänzungen sind hier Objekte. (Über den Gebrauch der reflexiven Verba bei Macaulay siehe die vortreffliche Arbeit von Dr. E. Beckmann. Herrigs Archiv LIX 205—239.)

Die Genitive des Relativ-Pronomens *whose, of whom, of which* (S. 195) wird der Schüler niemals besser unterscheiden lernen, als wenn er über die grammatischen Begriffe des subjektiven (oder possessiven), des objektiven und des partitiven Genitivs verfügt. Der subjektive Genitiv wird ausgedrückt durch whose, wenn er eine Person, durch of which (whose), wenn er eine Sache bezeichnet. Der objektive und

---

* Die Dichter selbst dieses Jahrhunderts machen eine Ausnahme: bei ihnen finden sich die Personalia nicht selten für die Reflexiva gebraucht.

der partitive Genitiv werden gegeben durch of whom, of which. Auch für die Stellung der Genitive ist die Kenntnis dieser Begriffe insofern wichtig, als der partitive Genitiv (of whom, of which) dem unbestimmten Fürwort, Zahlwort, Superlativ, von dem er abhängt, nachtreten mufs. (Die ausführliche Regel hierüber nach Verron s. Archiv LXVII, 216.)

Dafs *any* (S. 93) in fragenden, verneinten, bedingten Sätzen steht, wird ebenso regelmäfsig angegeben, wie die vergleichenden Sätze mit as, than übergangen werden. In einigen Grammatiken fehlt eine Angabe über den Gebrauch von any in affirmativen Sätzen, in denen es eine Verstärkung von every, ein betontes „jeder" ist; es sollte daher unter den verschiedenen Ausdrücken für „jeder" nicht fehlen:

either	each	every	any
(von zweien)	(von einer beschränkten Anzahl)	(kollektiv)	(Verstärkung von every)

ebenso entsprechen sich:

every one	every body	everything } alles	everywhere } überall	—
any one	any body	anything } alles	anywhere } überall	anyhow (auf jede Art).

Zu den Ausdrücken, welche „kein" bedeuten, gehört auch not any:

neither	none (nur substantivisch)	no (etc.)	not any
(von zweien)	(von beschränkter Anzahl)	(kollektiv)	(Verstärkung von no und none);

in demselben Verhältnis stehen

no none	nobody	nothing	nowhere
not any one	not any body	not anything	not anywhere.

Unter den Regeln über die *Pluralbildung* (S. 172) machen in der Schule diejenigen die gröfsten Schwierigkeiten, welche von den Substantiven ohne besondere Pluralform oder mit doppelter Pluralform, sowie von den nur im Singular oder im Plural vorkommenden Substantiven handeln. Gewöhnlich werden diese Regeln in ein Dutzend Paragraphen verteilt und lassen jene übersichtliche Zusammenordnung vermissen, welche aus dem scheinbar Vielgestaltigen ein leicht übersehbares Weniges zu schaffen im stande ist. So z. B. finde ich nirgendwo die doppelten Pluralformen von Englishman etc. und hair etc. zusammengestellt, die doch hinsichtlich ihres Gebrauches demselben Gesetze folgen. Ich möchte folgende Ordnung vorschlagen:

1) Eine doppelte Pluralform haben, je nachdem sie von Einzelwesen oder kollektiv gebraucht werden:

an Englishman	some Englishmen	the English

(ebenso Scotchman, Irishman, Welshman, Frenchman, Dutchman)

a hair	some hairs	my hair
„ fruit	„ fruits	fruit
„ fowl	„ fowls	fowl
„ fish	„ fishes	fish

(ebenso die meisten Fischarten).

(Bemerkungen über die Bedeutung von fruits, über die Nebenformen von Scotchman etc. sind hinzuzufügen.)

2) Nur als Singularia werden gebraucht — das Verbum folgt im Singular:

advice (Ratschläge) merchandise (Waren) income (Einkünfte)
knowledge (Kenntnisse) business (Geschäfte) property (Besitztümer)
progress (Fortschritte) strength (Kräfte).

(Eine Bemerkung über die Plurale progresses, properties ist vielleicht hinzuzufügen.)

3) Nur als Pluralia werden gebraucht — das Verbum folgt im Plural — die Singularformen:

people Leute (People Volk — besonders im Gegensatz zu den herrschenden Klassen — hat den Plural peoples, der aber weniger gebräuchlich ist als nations),
cattle (ein Stück Vieh a head of cattle),
swine (ein Schwein a pig [hog]).

(Das letzte Wort findet sich gewöhnlich mit deer und sheep in den Grammatiken verbunden, selbst in solchen, die seine Ungebräuchlichkeit im Singular konstatieren.)

4) Im Singular und Plural dieselbe Form haben — das Verbum folgt im Singular oder Plural:

a) Die Völkernamen auf -ese und Swiss.

b) Die Tiere deer und sheep.

c) Die Maſsbegriffe head, couple, pair, dozen, score, groce, fathom.

(Brace, hogshead, stone, quire, ream dürften, da sie in der Schule wenig vorkommen, überflüssig sein.)

d) Die militärischen Ausdrücke: horse, foot, sail (Schiff), cannon, gun, shot.

e) Die Pluralformen means, news, alms.

An diese letzteren dürften sich am natürlichsten die Wissen-

schaften auf -ics anschliefsen, die ja heute auch vielfach als Singularia gebraucht werden. Dann würden die aus zwei gleichen Teilen bestehenden Gegenstände folgen: spectacles etc. und schliefslich die allergebräuchlichsten Pluralia tantum.

Es ist eine Erfahrung, die mit mir wohl alle Lehrer des Englischen gemacht haben werden, dafs die Schüler von vornherein geneigt sind, die englische *Apposition*, wie die französische, ohne Artikel zu gebrauchen. Es ist daher ratsam, sich nicht, wie viele Grammatiken (S. 162) thun, mit einer Regel über den Ausfall des Artikels bei Titeln etc. zu begnügen, sondern das Hauptgesetz hinzustellen: „die englische Apposition hat den Artikel", dann als Beschränkung hinzuzufügen: „der Artikel fällt nur bei solchen Appositionen aus, welche einen Titel oder einen Verwandtschaftsgrad bezeichnen."

Ausgenommen sind die ausländischen Titel czar, czarina, emperor, empress, grandduke, grandduchess, archduke, archduchess, elector, electress und princess, wenn sie dem Namen vorangehen. (Prince folgt bekanntlich der allgemeinen Regel.)

Verschiedene Grammatiken geben noch als zweite Ausnahme den Fall, wo der Name mit of folgt: the Earl of Essex, the Duke of Hereford. Nun sind aber Essex und Hereford ebensowenig Personennamen wie the Prince of Wales, the King of Bavaria, sondern Ortsnamen; es kann also gar kein appositives Verhältnis von Earl zu Essex stattfinden. Sobald jedoch ein wirklicher Personennamen zu the Earl of Essex tritt, fällt der Artikel natürlich fort: Robert, Earl of Essex; Henry, Prince of Wales.

Bei der *Präposition um* (S. 146) mufs der Schüler notwendig auf den Unterschied von about und round aufmerksam gemacht werden: he walked round the garden (um den Garten herum) und he walked about the garden (im Garten herum). — Für die Unterscheidung der verschiedenen Übersetzungen von *vor* möchte ich folgende Fassung vorschlagen:

vor — von örtlicher oder zeitlicher Reihenfolge — before
— wenn von einem beliebigen Zeitpunkt in die Zukunft gerechnet wird — before
— wenn von einem beliebigen Zeitpunkt in die Vergangenheit gerechnet wird — ago, since.

(Gewöhnlich findet man den Gebrauch von ago auf die Gegenwart beschränkt: I was in England five years ago „jetzt vor fünf Jahren."

Das ist nicht richtig: man kann mit ago sehr wohl von einem Zeitpunkte der Vergangenheit in die fernere Vergangenheit zurückrechnen.)

Sobald gröfsere *Wortreihen* angeführt werden, scheint es mir unerläfslich für ein Schulbuch, die Wörter nicht zufällig, nicht alphabetisch, sondern nach der Bedeutung zusammenzustellen, wie es in der Grammatik von Deutschbein in der That auch meist geschieht. Für die Verba jedoch, welche abweichend vom Deutschen den Akkusativ regieren (S. 181), wäre meines Erachtens eine übersichtlichere Ordnung möglich gewesen: dieselbe, wie wir sie in französischen Grammatiken häufig finden:

Verba des Sagens.	Verba der Bewegung.	Beliebige andere Verba.
advise	precede	imitate
—	follow	emulate
answer	—	equal
contradict	meet	resemble
—	encounter	—
order		please
command		serve
forbid		obey
allow		—
permit		resist
—		brave
congratulate		defy
thank		—
—		assist
flatter		help
menace		—
threaten		believe.

Diese Ordnung wird den Schülern zu klarem Bewufstsein bringen, dafs sie nur wenige Verba zu denen, die sie aus dem Französischen bereits kennen, hinzuzulernen haben und ihre Sicherheit im Gebrauch derselben ohne grofse Gedächtnisanstrengung erhöhen. — Die Verba doubt und repent (S. 187) gehören doch wohl besser zu den Verben, die den Accusativ oder den Genitiv nach sich haben (S. 234), wenn auch die Konstruktion mit dem Genitiv gewöhnlicher sein mag.

Wendungen wie go a-hunting (auf die Jagd gehen), go a-fishing (138) dürfen jetzt aus unseren Grammatiken ausgemerzt werden, sie sind veraltet und nur noch vulgär (s. Storm 270 ff.); man sagt go (out) fishing. Die Verben der Bewegung go, be out, take out, come (running) sind also zusammenzustellen mit jenen anderen (commence, cease, intend, deny etc.), nach denen das *Gerundium* ohne Präposition folgen kann. — Dafs das substantivische Subjekt des Gerundiums nicht immer in den sächsischen Genitiv verwandelt wird, sondern auch

Nominativ bleiben kann, wird von den meisten Grammatiken erwähnt (S. 220); aber die Grenzen für diesen Gebrauch werden nicht gesteckt. Giebt es keine oder sind sie auch nicht bekannt? — Mir sind bei der Lektüre vier Fälle aufgefallen, in denen das Zeichen des sächsischen Genitivs fortzubleiben pflegt: 1) selbstverständlich, wenn es eine Sache bezeichnet, 2) wenn es einen Zischlaut am Ende hat (im Plural z. B.), 3) wenn es Bestimmungen bei sich hat, 4) beim passiven Gerundium. Aber auch aufserhalb dieser Fälle findet sich der Nominativ statt des Genitivs vor dem Gerundium, kurz — non liquet.

Es giebt eine im modernsten Englisch ziemlich häufig vorkommende Konstruktion, die von der Mehrzahl der englischen Grammatiken gar nicht einmal erwähnt wird — eine recht auffallende Erscheinung, die deutlich beweist, dafs die Zahl oder Unzahl der täglich erscheinenden Grammatiken zu dem Umfang und der Tiefe der grammatischen Specialforschung nicht in geradem Verhältnis steht. Diese Konstruktion ist der *Accusativ mit dem Infinitiv nach for* (S. 216). Er ist, wenn mich meine Beobachtung nicht täuscht, im neuesten Englisch mehr in Aufnahme, als er früher, z. B. in den Schriften des vorigen Jahrhunderts war. Vorhanden ist er aber bereits bei Shakspere; freilich kommt er dort nur ein paarmal vor und nur als Vertreter von Subjektsätzen, während er heute für alle möglichen Arten von Sätzen gebraucht wird. Am ausführlichsten finde ich diese Konstruktion bei Bandow behandelt, dessen Beispiele den mannigfachen Gebrauch derselben hinlänglich erläutern. Ich selbst habe in den letzten Tagen in wenigen Kapiteln aus „Silas Marner“ und „Romola“ von George Eliot sieben Beispiele gefunden, die ich mir hinzuzufügen erlaube: (Subjektsätze.) It is easier for a camel to go through a needle's eye than for a rich man to enter the kingdom of God. — How considerate it was for San Francisco to rest contented with so small a portion of the wealth. — It is enough for a man to understand his own business. — It's part of my punishment for my daughter to dislike me (Eliot). — It will be to very little purpose for you to frequent good company, if you do not learn their manners (Deutschbein). — (Objektsätze.) The sturdy boy longed for the time to come which gave the ocean for his home. — I longed for John to speak and tell me something. — I should be very thankful for father never to be troubled with knowing what was done in the past (Eliot). — We shall

be glad for you to stop as long as you like. — (Es ist gewifs nicht als Zufall zu betrachten, dass sich der Accusativ mit dem Infinitiv nach for bei Verben der Gefühlsthätigkeit und gerade bei solchen, die ein Objekt mit for verlangen, findet.) — (Attributivsätze.) Dombey is the man for you to choose as a friend. — He put a ladder up for me to get down by. — Is this not a strange situation for me to be found in? — Truth is a riddle for eyes and wit to discover (= to be discovered by eyes) (Eliot). — (Finalsätze.) The hour was now come for him to awake. — The crocodiles leave their eggs in the sand for the sun to hatch [them?]. — She held the door wide for them to enter (Eliot). — Thy tongue can[not] leave off its everlasting chirping long enough for thy understanding to consider the matter (Eliot). — (Vergleichssatz nach too.) Her thoughts were too busily occupied with the sad transactions for sleep to visit (als dafs) her pillow. — The Roman writers have transmitted some reports... too audacious for even themselves to have believed [them?]. — The heap of coins had become too large for the iron pot to hold them. — Godfrey's mind was too full of his lot for him to give much thought to Wildfire (Eliot). — Die Grenzen des Gebrauchs dieser Konstruktion fest zu bestimmen, bin ich ebensowenig im stande wie die Grammatiker, welche ich durchsucht habe;* wir haben hier wiederum ein interessantes Gebiet der englischen Grammatik, das der Specialerforschung wartet. Für die Schule indessen wird es kaum erforderlich sein, in alle Verwendungsmöglichkeiten einzugehen; sondern genügen, auf die häufigst vorkommenden aufmerksam zu machen. Notwendig ist die Konstruktion zum Ausdruck von „als dafs“ nach too, wenn das Subjekt des Nebensatzes ein anderes als das des Hauptsatzes ist, übrigens eine Bedingung, die, wie Deutschbein richtig bemerkt, für alle Fälle Geltung hat. Sehr gewöhnlich ist sie als Vertreterin von Subjektsätzen vorzugsweise nach unpersönlichen Ausdrücken (it is possible etc.), häufig an Stelle von Finalsätzen. Jeder Satz aber, den sie vertritt — auch hierin folge ich Deutschbein — mufs eine Notwendigkeit oder Möglichkeit ausdrücken, und nicht ein Faktum; nach it is true, certain, probable, it happened wäre sie undenkbar.

* In Mätzner habe ich wohl die jetzt veraltete Konstruktion von for to mit dem Infinitiv ausführlich behandelt gefunden; für die vorliegende habe ich nur ein, wie es scheint zufällig hineingekommenes Beispiel entdeckt.

Ich wiederhole nochmals, dafs die vorausgehenden Erörterungen sich nicht ausschliefslich gegen die Grammatik von Deutschbein wenden sollen — sie könnten es doch nur zum Teil — sondern ganz objektiv einzelne verbesserungsfähige Seiten des grammatischen Unterrichts in der englischen Sprache bezeichnen. Ich schliefse mit dem Wunsche, dafs die nicht unbedeutenden Lücken, welche das Fundament dieses Unterrichts dem sehenden Auge bietet, durch eifrige, vielseitige Detailarbeit ausgefüllt werden mögen. Denn es giebt keinen gröfseren Feind eines wissenschaftlichen, eines methodischen d. h. eines fruchtbringenden Unterrichts als — Unklarheit.

Der Ebingersche Vokabularius 1438.

Von

Dr. Renward Brandstetter.

II.

Die Pflanzen- und Tiernamen.

Abies etis tanne 3. d. f. g.
Abrotanum gertwurtz vel schabwurtz.
Abrosiana huswurtz.
Absintheum wermuet.
Accasium schlehe.
Accancie allant.
Achantus hufen dorn vel wasolter.
Acer eris massolter.
Acera grund rebe.
Accidula sur ampher.
Achileya = mille folium.
Agaricus est quædam herba.
Agacia schlehe. agazio ich schlehen brichen.
Agarica est fungus candidus et odiferus nocte lucens.
Agrestis = villikanus dorfman aker man vel quædam herba.
Agrimonia quædam herba.
Agnus castus est herba conseruans castitatem.
Albutum haselwurtz.
Aleum knobloch.
Allia knobloch.
Alica ein korn.
Aloa est herba suauissimi odoris.
Algo vel alga herba marina.
Allutum est herba marina.
Alnus erle.
Amarellus emerze.
Amarillus amelber böm.
Ambrosia est herba perdulcis.
Amigdalus mandel böm.
Amonis amenböm.
Amorusca gensbluem vel eyter bluêm.
Anisium enis.
Appallaria schafft höw.
Appium ephe.
Aquilegia agleige vel agrimonie.
Arbutus butten böm 4. d.
Asarius hasel wurtz.
Asarabacaria idem est.
Ascalonia est herba sicut dicta ab ascalon ciuitate.
Accorus herba s. swertel.
Atriplex herba s. melden.
Auena habern.
Auellannus hasel stud.
Auellanna hasel nus oder stud.
Aurisea masledi herba quædam.
Ayzon huswurtz.
Baleranus katzen krut.
Balausterium dicitur centifolium puluis foliorum eius sanat wlnera.
Barba iouis huswurtz.
Bardana gröſs klett.
Bedula, bedorgar brunn wurtz.
Bedellium est arbor aromatica.
Benedicta bach múntz.
Betonica est quædam herba.
Bethonia, betenia herba.
Bidellum brunn wurtz.
Bismabia ibsch.
Bistorta múntze.
Blattulum schnitloch.
Bletra manglod.
Boletus phifferling.
Borith est herba fullonum ad lauandas vestes.
Borrago burrethz.
Brassamica brunnwurtz.

Brionia finer wertz.
Buglossa öchsen zung s. herba.
Calcandida kúrbs.
Camomilla gramill herba.
Canapus hanf vel hanf söm.
Capudium kabus.
Caprifolium winda.
Capillus vemeris est quædam herba.
Carpeus hagenbuoch.
Carui, carium kúmi.
Cardamus wilder kresse.
Carendula ringel bluom.
Castaneus kestenböm vel pannus dunkel gräw.
Caulis köl.
Cedus cederböm.
Celidonia schelwurtz vel gold wurtz.
Centinodia wagbreiti.
Centauria maior erde galle.
Cepa 1. d., cepe 3. d. zubele. cepa marina wurmkrut. cepulacen zúbel muoſs. ceparium ein muoſs mit zubellen. cepulatum ein muos mit fleisch vnd pheffer wurtzen vnd zubellen gemachet.
Cerussus, cerasus kirsbom.
Cicer is kiker erwis.
Cicuta wütrich vel schmerling.
Ciclamen winde.
Cidonius kütten böm.
Cingus est arbor flexibilis vel cingus dicitur schwam.
Cimium römsch kúmi.
Cinoglossa huntz zung talis herba.
Cinus melböm vel eschi böm.
Cippressus crippes böm.
Ciparis wilder galgan.
Ciprus merbintz.
Cirpus holbintz.
Citrus tierli böm citrum tierli.
Consolida quedam herba.
Concurbita kúrps.
Cornus hagen dorn.
Corulus hasel stud.
Corriola, corrigiola artzme vel kratzme winde herba.
Cordiaurum est herba frigida scilicet coriander s. ringelbluom.
Corinbus rebgebli winda.
Crassula basilie.
Crocum saffran.
Cucumer kúrbs vel erdöpfel. cucumarius kúrbsgart.
Cucusta wütrich.
Draguntea nater wurtz.
Dumus hurst hegg vel heidelber vel bramber.
Ebulus, ebulum attich.
Edera guot wurtz ebhöw.
Elobrum album gemerr s. wis wurtz.
Elitropa sunnen wirbel.
Enulancampana alant.
Emicedo Brachloch.
Epatica leber krut.
Epithimum est flos thimi.
Ericonon vntzitig krutt.
Ernum vislig korn vel quoddam legumen.
Ernus wiki vel dicitur ficus.
Eruca brachkrut.
Esula wolf milch.
Esulus brach krutt.
Esculus nespel böm.
Eupatorium wildi salbin.
Faba bona.
Fagus buocha.
Farrago, farraga grüni gerst.
Far weise.
Fenum grecum kriechs höwe.
Feniculum venchel.
Ficus figbom vel figboms fruht vel morbus s. figwertz.
Filipendula herba s. meiolan.
Filix varn herba.
Finecula = parua ficus.
Fraga erdber. Fragus erdberstud vel curuatio pollicis vel ipse pollex.
Fraxinus eschkriech. fraxinium est locus vbi crescunt.
Frambosus hinber.
Fu = herba quæ etiam valeriana dicitur.
Galbanus quædam herba.
Galganum gallgan. galanga galgan.
Galla merhirs vel eich öpfel.
Gallianum = gabanus herba.
Gamandres gamandre.
Gariophilum, gariophilata, gariophilatrix gamandre.
Girasolis wunder böm.
Glans dis eychel.
Gladiolus, gladiola schwertel.
Gleba turd vel kle vel erd scholl.
Glissidis herba s. bethenie.
Glos ful holtz bruoder wip bluom.
Granum solis gich korn.
Herebitus erbselböm.
Iacinctus flos s. gleige.
Ibiscus est genus virgulti quod vtitur pro flagello.
Iris regenbog gleyge.
Iuniperus rekolter.
Iuncus semd vel bintz.
Iusquianum púlsen talis herba.

Labicium rosshuob vel blachte.
Labrusca tistel vel hag reb vel nahschatt vel vnzitig fruht vitis agrestis.
Lactuca latoch. lactoca argestis wilder lattich.
Lanceo rippe quædam herba.
Lanugo tútenkolb vel nuwer bart vel flos cerbuli qui postquam exsiccatus est leui flatu fertur in aerem.
Lappa klette.
Lapacium, blachte sed credo dici labicium.
Laurus lorbon.
Laureola zilant.
Lauribacca lorbona.
Lauendula lauendel vel ringel bluom.
Lens lentis linsi.
Lenticula öluas vel clein linsi vel est diminutum a lens tis.
Lentiscus kriechböm vel melböm.
Libisticum lubstek quædam herba.
Lilium lye est lactei coloris vel stengel.
Linum flachs vel vilum vel rethe.
Ligwa canis huntz zung quædam herba.
Ligwa ceruina hirtzung talis herba.
Liquaricia süses holtz.
Lupinus wölfin genus leguminis.
Lupulus hophe.
Lutum prima producta est rubeus flos.
Macis muscat bluem.
Macracen venchel.
Macropiper est longum piper.
Maguderis köl dorse.
Malua papel quedam herba.
Malomellum maltz öpfel.
Malum terre eröpfel.
Mandragora alruna vel erd öpfel herba habens poma.
Mastix weid vel berchtram.
Medica est quoddam genus leguminis quod quum semel seritur decem annis permanet vel est arbor que alio nomine dicitur citrus.
Mel siuestre sunt folia in deserto lata rotunda lactei coloris et mellitum saporem habentia.
Melanpiper lang pheffer.
Mellilotum himel schlüssel.
Melotum wilder kle.
Mempheus grensing.
Menta múntz scilicet herba.
Mercularis hopfe.
Migra vngestampti gerst.
Migma est ordeum cum palca munita.
Millefollium gerwel herba quædam.
Millemorbium truoswurtz.
Mirifica birche.
Mirra e est arbor vel gumi eiusdem.
Mirtis mirtelböm vel stund krut scilicet herba.
Molusca dicitur nux castanea.
Morus mulböm.
Moradium heydeber.
Mora rubi branber.
Moracelsi mulber.
Muscisca muscat böm.
Muscus miesch.
Napa = rapula = rübe. napus idem.
Nardus ein krut vel ein böm.
Narstutium kress herba.
Nepeta dicitur menta siluestris.
Nerpulum velt kúmi.
Nespulus nespel böm.
Nux longa mandelkern.
Oliua ölbom.
Olea idem scilicet arbor.
Oleaster wilder ölböm.
Olus köl.
Origanum roter kost.
Orphinum est herba crescens sine humore s. bönlen.
Ossinum herba s. basilie.
Paliurus distel s. talis herba.
Palimmus agleye.
Pandeconum wilder venchel.
Panicium = lilium.
Papauer 3. d. magsamen.
Papirus gross gesemd vel mer bintz vel papir.
Pastinaca girgell scilicet herba radix vel núw setz mit reben oder ein karst.
Passul mer trúbel.
Pepo bebena.
Perforata sant johannes krutt.
Pes uitula arone scilicet herba.
Petercilium peterli.
Petaffium fúnfbleter quædam herba.
Pyonia gibt korn.
Picea vorha quædem arbor.
Pinpinella bibinella.
Piper pheffer.
Pirus bierböm.
Piretrum behtram herba.
Pisa, pisum erwis.
Plantago wegrich.
Pomus öpfel böm.
Policaria wund krut.
Polipodium stein varn vel engel süsse.
Polium ried krut.
Populus est arbor.

Porrum loch vel búrreths.
Portulaca bürtzel.
Porrusecilis schnitloch.
Precula schnit loch.
Prunus kriechbom.
Pulicaria agleya.
Quercus eych böm.
Quiniorda = rosa canina.
Rabacaulis rübkrut.
Rafanus maior retich.
Raphanus minor mer rätich.
Roborum mora dicuntur agrestia poma.
Rodans tis rosen stude.
Rosmarinus mer röfs.
Rubus dorn bösch vel brame.
Rubeta lob frösch vel mulber.
Rubetum harnstein bösch.
Rubea lidwurtz.
Rufa coccio = lens lentis.
Ruta rut talis herba.
Satirion stendel wurtz.
Sagacia schlehbom.
Salix wid.
Salina naht schatt vel esels burdi vel locus vbi invenitur sal.
Saluia salbey.
Saliunca riet grafs.
Salmentum herba spinosa.
Sambucus holder vel species simphonie de sambuco facta.
Saginarius hartrúgel s. arbor vel id est homicida.
Sandix rietkrut rubea herba.
Sanda pheffer böm.
Sauisma seinböm.
Sencio agleye vel senex.
Senecion brunnen kress vel brunnen wurtz.
Serpillum kenle keln scilicet poleium siluestre veltken scharley.
Serpentina serpetin wurm krut.
Siligo rogg siliginus roggin.
Silermontanum siermandra.
Simula bluom vel simelbrot.
Sinapis, sinapium senf.
Spargus rossmúntz.
Squamonia ein krud.
Spillus agley.
Spinnellus spinelböm.
Stimula est quedam herba.
Solsequium sunnen wúrbel talis flos qui sequitur solem.
Sorbum sefi böm.
Strucianum wilkol.
Tamariscus bantz scilicet herba.
Therebintus rekolter böm.
Thymus quidem flos.
Thircus swertel.
Tormentilla fruwurtz quædam herba milch krut.
Tragenta senf.
Tremula aspa.
Valendriana baldram.
Veniculum venchel. veniculum porcinum wilder venchel.
Vertilago wolf milch.
Virga pastoralis wolfstrel.
Vitulamen abschniten winter gerst.
Viola vigelbom viglat. violacium, violaria vigel krut.
Vlmus wul böm vel vlm böm.
Viticella liela herba.
Vua passa mer trúbel.
Ybischus ybsch.
Ybiquincida merbintz.
Yrios arone.
Yliaca wermuot.

Accipiter habk.
Acciclus egli.
Achaneis = carduellus vel distel kolb.
Attago birch huon.
Agredula = parua rana.
Alauda lerch.
Alchion est auis maritima.
Amma est auis nocturna quæ alio nomine dicitur stryx.
Amio piscis quidem ein brahsme.
Amphisebena zwöhöptig wurm.
Aneta ente.
Anetarius entrech.
Ano angel visch.
Anser gantz.
Apper eber schwin.
Apis big.
Arapagarius egden pherid.
Aranea spinne vel mer spinne.
Assilus big on angen alias trien.
Aspiriolus eychorn.
Asturcio habk vel einer leige ross dz man einem herren näch füret.
Attelibus brucus s. keuer.
Atticus humel vel keuer.
Auca gans dicitur ein stroneggler.
Auis vogel. auigerulus qui gerit aues ad uendendum.
Aurata quidam piscis.
Aurificeps quidam volucris s. eserli vel rott brústli.
Aurifrisius reigel.
Babalus barbe.
Baleam piscis hus vel wal visch.
Bardalus quoddam animal.

Bibio onis win mugg.
Blatta glissent vogel vel purpura vel fledermus.
Borbeta trische.
Bos rind.
Botraca cydochse scilicet habens faciem rane.
Brucus keuer parua locusta.
Brunellus esel.
Bubalus walt öchs vel vrochs. bubalinus idem est. bybulus klein wald öchs bucalis wald öch. bucula wald öchsin.
Buchingus búking.
Caballus hengst vel stechross.
Cabellus buren rössli.
Cabo bonis = equus.
Calamita vergift frösch.
Camelon est bestia in ethiopia.
Camelopardus kemelbar.
Canapeus est parua auis habitans in canapo.
Candaride guldin wúrmli die vff eschin bömen wachsent.
Caprea rechgeis vel varn wider.
Capricanus, capricornus steinbok.
Capitarus groppe.
Carduellius distel uogel.
Cariola iserli s. volucris.
Caropus gropp.
Cattus katz.
Cattellus húndli.
Catulaster paruus canis scilicet welf.
Cecula blinden schlich vel eiser mus.
Cefalus groppo.
Celido = hyrundo.
Cerastes gehúrnter wurm.
Ceruus hirtz vel furca que sustinet domum rustici.
Cerua hind.
Cethus wall visch.
Cicada muchein.
Ciconia storch.
Cicedula klein cisli.
Cimex wandlus.
Cinifes fis f. g. huntzmug.
Cinomia huntz flieg.
Cinifex mugga s. cinifes.
Cinomolgus = ciniphes vel pellicanus.
Cirogrillus = erinacius.
Cix = cisli.
Clebia hasel scilicet visch quidam.
Cocodrillus finna marina vel auis cocodrille.
Congros pisces scilicet hasel.
Conturnix wachtele brachuogel sed debet dici cuturnix.
Corilius karph.
Coredula dula.
Cornix krega.
Coruus rapp.
Coturnix rephuon.
Crabrona est vermis quidam ein böser fliegender wurm.
Crotalus ein tier.
Culex mug wantlufs.
Culpar ein barg schwin.
Curlegus rephuon.
Delphin mer schwin.
Dentrix est piscis multos et grandis habens dentes.
Diomede grasmugg.
Diomeda wasser vögelli.
Dispas adis est genus serpentis scilicet wasser wurme.
Dumapiscis stichling.
Edis ein kitzi. edos wider. edum kitzi vel widerli.
Ella alant quidam piscis.
Emissarius bok vel cursor vel schell s. equus qui aptus est ad coeundum ad equas.
Emorreus bluet wurm.
Equus ein ross. equa merch. equester rossman. equitius ross staller.
Ericinus mersnek.
Ericius, erinacius ygel.
Erodius valk.
Erugo egel s. röti rubigo vicium segetum.
Erudo egel.
Esinus merswin.
Escaurus huso quidam piscis esok idem.
Fenix est auis coccinei coloris.
Ficedula ried schneph.
Foca e merkalb.
Frigellus buochfink.
Fucus est apis non mellificans sed aliorum mel comedens vel brem vel mul kefer crescens in stercore mulorum vel farwe krut.
Fulica bilgrim gir valk vel hor gans.
Fundula grundel.
Furfarina dorntúchel.
Gacius, gadiolus quidam piscis.
Gallina henna.
Gallinacius kappun.
Gamma wasser wurm.
Gamarius est piscis scilicet salm.
Girofalko girfalk bönfalk.
Glis animal glis terra tenax glis lappa vocatur ein ratt muos lette ein klette.
Grus krye kranch.

Guggulus göch.
Herodius herodion valk.
Hirperius husreit s. piscis.
Iaculus fliegend schlang vel schútz wurm.
Ibris vel ibrida est porcus natus de apro siluestri et porca domestica.
Idrox wasser steltz.
Ixion onis est alba auis de genere vulturum scilicet minor.
Lamia hechsi tale animal et est monstrum.
Larus secundum quosdem músser vel weche vel wasser vogel s. hünli.
Laudula lerche sed crede debere dici alauda.
Ledia quidem pisces.
Leena löwin vel helfant.
Lepus has.
Lepos est auis in stangnis habitans.
Leporarius canis s. wind.
Letofagus est vermis mortuus comedens.
Limax snegg.
Linx luhs.
Ligwa auis vogel mug.
Licissa est animal natum ex patre lupo et matre cane.
Loaficus weche talis volucris.
Locusta höwstaffel matschrek vel quedam herba.
Lumbricus regen wurm vel wurm in dem buch.
Lupus ein wolf.
Lupus hecht.
Luscina mer vögellin.
Lusculus quidem piscis.
Lutilia wasser steltz.
Melus hermli vel tachs inde melota.
Melomurus vnda aque vel est swartzer mer visch.
Melaurus schlige vel piscis.
Menonides swartz mer vögelli.
Mergulus tucherli.
Merges etis ysuogel.
Merops grün specht.
Mergus = mergulus scharbe.
Merulus qui cantat pro vino vel smierling.
Merula amsula.
Meranulus schwartzer mer visch.
Meropis muser.
Merocor horrnus.
Migale hermli.
Miluus wige.
Millabo dicitur piscis volitans supra aqua et significat tempestatem.
Mingeus ad parietem est canis vel infirmus qui non potest longus ire.
Mirlus smirlus scilicet auis.
Mix iserli s. auis.
Monedula tula.
Mugilus est piscis valde agelis.
Multipes vermis multorum pedum.
Murena lemphir piscis quidem.
Murenula diminutum núnög vel silbrin vel guldin kettena vel fúrspang vel ornatus colli.
Muriceps, murilegus katze.
Muricio merschnegg.
Murex icis est piscis.
Murica e est coclea vel conchilium.
Musio catze.
Musca flieg vel monile.
Mustela wisel.
Musmo est animal natum ex caprea et ariete.
Nictimena wigla.
Nicticorax naht rapp.
Nicinus huntz fliege.
Nigella ratte.
Ninulus hinden kalb.
Obices dicitur serpens colorem arene habens.
Onager wald esel.
Onocrotulus vel onocrotalum est auis wulgariter hortrúbel.
Ontragus est auis secundum quosdam dicitur schnephe.
Onoliras dicitur quasi asinus.
Orix est quidem mus s. animal in mundum vel heher vel hasel huon vel animal simile capre siluestri.
Oriolus witewal quidam volucris.
Ornix heher est auis vel quercus.
Orthigomet... rephuon orhuon.
Orthimetra vrhön.
Orticulerna hortuba.
Ossifrangus bein brúchel quedam auis.
Ostrea wasser schnegg piscis.
Palumber ruoder laffe slage tube oder holtz tube.
Papilio phiffolter.
Pardulus phigargan origen cameleon.
Parix meise.
Parias est animal quod cauda ambulat = pareas.
Passer gespar.
Passilis est auis vel animal quod manu pascitur.
Paua phewin.
Pegasus phawe.
Pellicanis est auis.

Pellanus schlyge talis piscis.
Pelliades idem est.
Pelora tröstel auis.
Pellargosis dicitur ciconia.
Perdix rephuon.
Peribolum belua marina.
Piconcus picconius rötbrústli.
Picus specht.
Pigargonius quoddam animal vel auis.
Pigargus quædam auis parua.
Pipus specht.
Pipiones sunt pulli columbarum.
Piscis visch. pisciculus, piscillus vischli.
Phasianus fasant.
Philomena nahte galla.
Platanus eychorn.
Plais schlyg talis piscis.
Polernus fúli = pollendrus.
Porcus swin. porca mora.
Poruirio, porphirio est quædam auis.
Pulex floh schwartze lufs.
Puto onis yltisen animal.
Rana frösch.
Rubicula rötteli talis piscis.
Rucius ross.
Salmo salm piscis.
Salmandra ein fúr wurm ein lintwurm.
Saura moll scilicet vermis.
Scarabius wibel vermis.
Scabro ross keuer crescens in sterkore.
Serpedo tö wurm = lumbricus vel dorn wurm.
Seta burst vel wasserkalb.
Sibulus wisplung vel serpens.
Silarus barbe.
Sillago quidam piscis.
Simeus aff.
Sparus tratt piscis.
Speriolus eichorn.
Strix wiggla húlen.
Sorex schermufs spitzmufs.
Scorpia nater.
Scrofa su vel more.
Tabellius zabel animal quoddam.
Tereo holtzwurm.
Theballus zebel zilitz quedam animal.
Tirus ein land vel triatel made.
Tortuca scharphe s. vermis.
Tragicus wefze.
Trages quedam animal.
Tragelaphus hirtz bok.
Trossa trossel.
Tuligo mer visch.
Turdus brach vogel stare.
Turdela trostel.
Turnilla grundel quidam piscis.
Velter wind scilicet canis.
Vermis wurm. vermiculum rot wúrmli sidin wúrmli.
Vespa wespi.
Vippera nater. vipperus natreht.
Vitulus kalb vitula kalba.
Vllula hüwlem auis.
Vppupa widhopf.
Vrculus mer ross.
Vria schwin lus.
Vrsus bere vrsa berin.
Ypotus merschwin.
Ybex ibsch est genus quadrupedis.
Yrundo schwalb vel yrugo.
Yrugo egla.
Ydrus wasserschlang.
Zomus phaff in der fedren.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Breymann, Französische Elementargrammatik für Realschüler. Ausgabe für Lehrer. München, R. Oldenbourg, 1884. XII u. 75 S. — Breymann und Möller, Französisches Elementarübungsbuch für Realschüler. München, R. Oldenbourg, 1884. VI u. 175 S. — Breymann und Möller, Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. Anleitung zum Gebrauch des französischen Elementarübungsbuches von Hermann Breymann und Hermann Möller. München, R. Oldenbourg, 1884. 48 S.

Seit mehreren Jahren sprechen sich immer mehr Stimmen, sei es in Zeitschriften, sei es in selbständigen Veröffentlichungen, für die Notwendigkeit einer Änderung der bisherigen Methode des Unterrichts in neueren Sprachen aus. Diese Änderung wird teils in Bezug auf die Unterweisung in der Aussprache, teils in Bezug auf die in der Grammatik verlangt.

Man verlangt heutzutage vor allem eine bessere theoretische Einsicht des Lehrers in die Natur der Laute der fremden und derjenigen der eigenen Sprache, und man behauptet mit Recht, dafs der Lehrer einer fremden lebenden Sprache die Pflicht habe, sich mit diesem Gegenstande zu befassen, nachdem Männer wie Brücke, Sievers, Trautmann, Vietor, von den Ausländern gar nicht zu reden, so feine Untersuchungen und Beobachtungen auf diesem Gebiete gemacht haben, Untersuchungen und Beobachtungen, die ebenso interessant an sich, als zu einer wissenschaftlichen Erkenntnis eines wichtigen Teils der Sprachkunde notwendig sind. Kennt der Lehrer aber die Physiologie der Laute der fremden Sprache und den Unterschied, der zwischen ihrer Hervorbringung und derjenigen der verwandten Laute seiner Muttersprache stattfindet, so ist er auch offenbar besser im stande, seinen Schülern nicht blofs durch einfaches Vorsprechen und Nachsprechen ihrerseits auf rein empirische Art die Aussprache beizubringen, sondern auch durch fafsliche Angaben über die Hervorbringung der Laute ihnen die Schwierigkeiten hinwegzuräumen oder zu erleichtern. Es ist ja selbstverständlich, dafs es dem Schüler leichter sein mufs, einen gewissen Laut hervorzubringen, w e n n e r e i n e A n l e i t u n g ü b e r d i e A r t d e r S t e l l u n g d e r S p r a c h o r g a n e b e i A u s s p r a c h e d e s s e l b e n e r h ä l t , a l s w e n n m a n i h m n o c h s o o f t e i n e n L a u t v o r s p r i c h t , d e n e r t r o t z s e i n e s g u t e n W i l l e n s n i c h t t r i f f t , w e i l e r n i c h t w e i f s , w i e e r d e n s e l b e n h e r v o r b r i n g e n s o l l. Dafs man aber die richtige Aussprache

schon gleich in der ersten Stunde zu lehren hat, liegt ebenso klar am Tage, denn „quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu."

Die zweite Forderung, die man in neuerer Zeit an den Sprachunterricht stellt, betrifft die Verminderung des grammatischen Stoffes, der dem Lernenden zur Aneignung dargeboten werden soll. Es ist bis jetzt zu viel Grammatik getrieben worden, man hat dem Schüler Regeln und Ausnahmen zu lernen aufgebürdet, die er nie Gelegenheit hatte anzuwenden. Die meisten Verfasser von Schulgrammatiken suchten ihre Vorgänger durch gröfseren Regelreichtum und gröfsere Vollständigkeit der Ausnahmen zu übertreffen — zur Qual der Schüler und zum Schaden der Sache. Warum dem Schüler zumuten, Regeln und Ausnahmen zu lernen, die er während seiner ganzen Schulzeit und selbst bei späterer schriftlicher oder mündlicher Anwendung der fremden Sprache nicht brauchen wird? Stellt nicht die heutige Zeit überhaupt mehr Anforderungen an die Lernkraft der Jugend, als dies früher der Fall war, und soll man nicht einem Schwerarbeitenden jede unnötige Last im Interesse seiner Leistungsfähigkeit abnehmen? Also auch diese Forderung — Vereinfachung des grammatischen Lehrstoffs — ist sicher berechtigt und wird im Princip nicht auf grofsen Widerstand stofsen, wenn auch im einzelnen bei der Festsetzung des zu Bietenden und des Wegzulassenden sich Meinungsverschiedenheiten ergeben dürften.

Diesen beiden Forderungen in Bezug auf Aussprache und Grammatik suchen nun die Bücher von Breymann und Möller zu entsprechen.

I. Die Elementargrammatik von H. Breymann enthält auf 52 Seiten das Regelmäfsige aus Laut-, Schriftzeichen- und Formenlehre.

a) Die Lautlehre behandelt in übersichtlicher, leicht fafslicher Weise das Notwendige über die Vokale und Konsonanten und deren Aussprache, die Silben, Doppelkonsonanten, die Betonung und die Bindung. Eine schöne Tabelle in § 9 giebt dem Lehrer Gelegenheit, den Schüler auf die Art der Hervorbringung der Konsonanten aufmerksam zu machen. Da es nun vorkommen kann, dafs der Lehrer selbst nicht genau über die Bildung der Konsonanten informiert ist, so hat sich der Verfasser die Mühe genommen, für denselben in einem Anhang der Elementargrammatik (der sich nur in der Ausgabe dieses Buches für Lehrer findet §§ 55 bis 74) das Notwendigste der französischen Lautlehre zusammenzustellen. Es mufs wiederholt werden, dafs diese Abhandlung sich nur in der Lehrerausgabe befindet, wie auch der Verfasser auf Seite VI der Vorrede ausdrücklich erklärt: „Dem Ermessen und pädagogischen Takte des Lehrers bleibt es natürlich anheimgestellt, wie viel er von dem in den §§ 161 bis 207 Gebotenen dem Schüler mitzuteilen für nötig hält." Und sicher ist der Gedanke des Verfassers auch gewesen, dafs dem Ermessen des Lehrers auch die Art anheimgestellt bleibe, in der er das in den citierten Paragraphen Gebotene mitteilen will. Ein in den bayerischen Realschulblättern auftretender, etwas hastiger Recensent der Elementargrammatik scheint nun zu glauben, als verlange der Verfasser beim Unterricht wörtliche Wiedergabe des in dem Anhange für den Lehrer Mitgeteilten, denn nur so ist es zu erklären, wenn dieser Recensent emphatisch ausruft: „B. kann ein vorzüglicher akademischer Lehrer sein, zu Kindern von zehn Jahren versteht er nicht zu sprechen." Wenn der Verfasser gewollt hätte, dafs seine Erklärungen über die Laute den Schülern wörtlich mitgeteilt werden sollten, so hätte er doch nicht zwei Ausgaben seines Buches herstellen lassen, sondern er hätte den genannten Anhang gleich in das Schülerbuch aufgenommen. Nun kann man aber doch nicht verlangen, dafs der Verfasser einer Abhandlung, die sich an Lehrer, also an erwachsene, gebildete Personen richtet, sich einer so einfachen und elementaren Redeweise bedienen solle wie die ist, die man zehnjährigen Knaben gegenüber anwenden mufs.

Der Verfasser läfst jedem Lehrer die Freiheit, wie viel Aussprachetechnik er lehren will, und wir behaupten, dafs es ein armseliger Lehrer sein müfste,

der nicht fühlte, in welchem Tone er zu seinen jedesmaligen Schülern sprechen mufs, und der nicht im stande wäre, irgend einen der Lehrsätze des Anhangs in eine Sprache umzuwandeln, die von zehnjährigen Schülern verstanden wird. Es sind ja nicht Abstraktionen, die mitzuteilen sind, sondern man arbeitet ja beim Ausspracheunterricht gleichsam mit einem Instrumente; nicht blofs der Gedanke, sondern auch der Sinn des Gehörs wird in Anspruch genommen; was aber mit Instrumenten betrieben wird und in die Sinne fällt, kann unmöglich dem Verständnis zu grofse Schwierigkeiten bereiten.

Dafs man aber eine lebende Sprache richtig oder wenigstens annähernd richtig aussprechen lehren müsse, wird ja wohl kein Vernünftiger bezweifeln. Dann gehört aber auch die Unterweisung in der richtigen Aussprache in die Schule und zwar an den Anfang des Unterrichts, denn wollte man diesen Gegenstand an das Ende der Schulzeit verlegen, so würde die falsche Gewöhnung unausrottbar sein. Man stelle sich nur vor, was es für uns, die wir sechs Jahre lang an der Schule und bei privatem Lesen in späteren Jahren das Griechische nach Quantität und mit deutschen Vokalen gesprochen haben, für Schwierigkeit hätte, nach dem Itacismus und nach dem Accent lesen und so Gesprochenes verstehen zu lernen.

Die Erfahrung lehrt auch, dafs es den Schüler sehr interessiert, die richtige Aussprache und die Unterschiede zwischen der Hervorbringung der fremden Laute und jener der Muttersprache kennen zu lernen, und es freut ihn, einen Satz mit dem echten fremden Klange sprechen zu hören und selbst so sprechen zu lernen.

Grundbedingung zu einem anregenden Unterrichte dieser Art ist nun aber selbstverständlich, dafs der Lehrende selbst die Sache kennt. Lehrtalent mufs wohl jeder Lehrer haben, aber ein Lehrer einer lebenden Sprache mufs vor denen anderer Fächer noch ein empfindliches Ohr für den Sprechton und eine natürliche Gabe der Tonnachahmung voraus haben. Gerade in dem Mangel dieser beiden Erfordernisse scheint ein guter Teil der Opposition gegen eine exakte Behandlung der Aussprache ihren Grund zu haben. Denn diejenigen, welche selbst nichts hören und nicht im stande sind, ein Wort der fremden Sprache mit dem ihm eigentümlichen Klange auszusprechen, sondern ihren heimischen Dialekt auch in der fremden Sprache nicht zu verleugnen vermögen, diese können natürlich den neuen Forderungen nicht gerecht werden; sie werden deshalb, um ihre Unfähigkeit in diesem Stücke nicht eingestehen zu müssen, sich gegen jeden Versuch in dieser Richtung sträuben. Solche Lehrer eignen sich dann allerdings eher zu Schreib- als zu Sprechlehrern.

Es giebt jedoch noch eine andere Klasse von Lehrern, denen es weder an gutem Willen, noch an der Fähigkeit fehlt, sich selbst eine annähernd richtige Aussprache anzueignen, die aber entweder durch die Ungunst der Verhältnisse nicht in der Lage gewesen sind, einen kundigen Mann zum Lehrer gehabt zu haben, oder die sich durch die etwas anspruchsvollen Namen Lautphysiologie oder Phonetik haben abschrecken lassen, der Sache näher zu treten. Auch mufs zugestanden werden, dafs nicht alle diesen Gegenstand behandelnden Werke in der für praktische Verwertung wünschenswerten Weise abgefafst sind. Von diesem Standpunkte aus ist der Anhang in der Lehrerausgabe der Breymannschen Elementargrammatik ein wahrer Schatz für die zuletzt genannte Klasse von Lehrern zu nennen. Es ist da alles Nötige so übersichtlich zusammengestellt, es finden sich da so viele praktische Winke, so viele feine Bemerkungen, dafs wir überzeugt sind, dafs manche sich darunter befinden, die selbst solchen, die einer guten Aussprache sicher zu sein wähnen, beherzigenswert erscheinen werden. Wir sind ferner überzeugt, dafs jeder Lehrer, der einigen Sinn für die lebende, gesprochene Sprache hat, sich durch die Lektüre dieser Paragraphen zum Studium einer unserer gröfseren Phonetiken veranlafst sehen wird. Alle diejenigen,

die es mit ihrem Berufe ernst nehmen und einen Sinn für das Künstlerische bei der Erlernung einer fremden Sprache besitzen und noch nicht mit dem Studium dieser Dinge sich befafst haben, werden dem Verfasser für diese klare Einführung in die Technik der französischen Aussprache Dank wissen.

b) In der Buchstaben- und Silbenlehre geht des Verfassers Bestreben vor allem dahin, dem Schüler die keineswegs selbstverständliche Thatsache zum Bewufstsein zu bringen, dafs der Laut, d. h. der gesprochene Ton etwas ganz Selbständiges ist und dafs die Schrift nur ein Mittel ist, denselben darzustellen, und dafs ein und derselbe Laut durch verschiedene Buchstabenverbindungen dargestellt werden kann. So einfach dieser Satz klingt, ist er doch erst in neuerer Zeit allgemein recipiert worden. Früher hat man gewöhnlich den Buchstaben mit dem Laute identifiziert. Der neue Satz entspricht aber offenbar allein der Wirklichkeit und bei konsequenter Durchführung ist er wohl geeignet, den Schüler mehr, als es bisher der Fall war, auf den Gebrauch des Ohres statt auf den des Auges hinzuweisen. Durch die ganze Art des bisherigen Unterrichtes wurde und wird der Schüler daran gewöhnt, sich nur diejenigen Wörter zu merken, die er geschrieben oder gedruckt vor sich sieht, andere Wörter, die er nur hört, wird er kaum im Gedächtnis behalten, er fragt unwillkürlich: wie schreibt man das? Wenn der Schüler aber an Aufmerksamkeit an den Laut gewöhnt wird, so wird er auch Wörter behalten, die ihm blofs vorgesprochen werden, und er wird so von der Schrift unabhängiger. Es ist dann auch kein Unglück, wenn er ein nur gehörtes Wort unorthographisch schreibt, unphonetisch wird er es nie schreiben. Auf Grund dieses Gedankens leitet Recensent seine Schüler stets an, nicht zu fragen: Hat religion einen Accent? sondern nur: Spricht man religion oder réligion? In dieser Emancipation von der Schrift liegt unserer Ansicht nach das Geheimnis der angeblichen Begabung der slavischen und orientalischen Völker für Erlernung fremder Sprachen. Sie lernen die fremden Sprachen meist mit dem Ohre, nicht mit dem Auge, und sind deshalb besser im stande, das Gesprochene zu verstehen und nachzusprechen, während bei unserer Lehrmethode der Schüler zwar besser schreibt, aber schlechter spricht und noch schlechter hört oder versteht. Wir wollen hier keineswegs dem Empirismus das Wort reden; eine Sprache, die mit dem Auge gelernt wird, haftet vielleicht auch länger im Gedächtnisse als eine blofs mit dem Ohr erlernte, aber es ist behufs allseitiger Ausbildung des Lernenden nötig, auch das Ohr und die Sprachorgane besser zu üben, als es bisher geschah. Schüler, deren Ohr nicht systematisch geübt wird, werden kein Diktat schreiben können, weil sie das gesprochene Wort nicht klar aufzufassen im stande sind: sie wissen nicht, wo ein Wort aufhört und das andere anfängt.

Dieser wichtigen Thatsache ist nun vom Verfasser der Elementargrammatik auch in

c) der Wortlehre Rechnung getragen. Überall wo die Wortform sich infolge der Flexion ändert, ist sorgfältig zwischen einer Veränderung des Lautes und einer Veränderung der Schrift unterschieden, eine Unterscheidung, die unseres Wissens hier zum erstenmal konsequent durchgeführt wird. Auch bei den Fürwörtern zeigt sich in der glücklich gewählten Unterscheidung von tonlosen und betonten derselbe Gedanke.

Der oben erwähnte Recensent erklärt: „Der grammatische Teil macht auf Originalität wohl kaum Anspruch.“ Man kann doch nicht verlangen, dafs ganz neue Sprachgesetze aufgedeckt und aufgestellt werden sollen. Aber unseres Erachtens ist die oben erwähnte Unterscheidung, ferner die Behandlung der regelmäfsigen Verba, sowie die ganze Vorführung der Sprachgesetze originell genug. Die Originalität bei der schulmäfsigen Behandlung grammatischer Dinge ist in der Anordnung und Darstellung zu suchen. Und hierin hat dieses Buch ganz bedeutende Vorzüge vor anderen: die Knappheit der Regeln, die Zusammenstellung des Zusammen-

gehörigen, die Beschränkung des Stoffes und, was nicht zu unterschätzen ist, die Übersichtlichkeit des Ganzen, welche wesentlich durch die typographische Ausstattung unterstützt wird. Auch die Ausstattung des Buches in Bezug auf Papier, Schönheit und Gröfse der angewandten Lettern läfst nichts zu wünschen übrig.

Da es dem Recensenten mehr um Darstellung der gröfseren Gesichtspunkte zu thun war, von denen aus diese Grammatik zu beurteilen ist, so kann er sich von der näheren Erörterung des Details dispensieren und zur Besprechung des die Grammatik ergänzenden Übungsbuches übergehen, nicht ohne den Wunsch ausgesprochen zu haben, dafs die Grammatik den Kampf mit Vorurteil, Schlendrian und Übelwollen siegreich bestehen möge.

II. Das Französische Elementarübungsbuch von H. Breymann und H. Möller schliefst sich an die Paragraphen der Schulgrammatik an und stellt gleichfalls einen ganz bedeutenden Fortschritt gegen die bisherigen Übungsbücher dar und darf deshalb als ein vorzügliches Lehrmittel bezeichnet werden.

Die Verfasser arbeiten schon auf der Elementarstufe auf Anbahnung der Fertigkeit im mündlichen Gebrauch des Französischen hin. Es geschieht dies von § 97 an (die Zahl aller Paragraphen ist 284) durch die Abteilung „Questionnaire“, welche den Inhalt der zusammenhängenden französischen Lesestücke in Frage und Antwort behandelt. Von § 88 an bilden nämlich die französischen Mustersätze zusammenhängende Stücke über Dinge und Verhältnisse, die durchaus im Anschauungskreise des Schülers liegen. Jedoch sind auch die einzelnen Muster- und Übungssätze der vorausgehenden Paragraphen durchaus nicht trivial, sondern sie sind mit Geschick ausgewählt oder erfunden. Die französischen Stücke überwiegen die deutschen Aufgaben an Zahl (die Dictées mitgerechnet um ca. 15) und namentlich an Länge. Sollte ein Lehrer das umgekehrte Verhältnis wünschen, so würde er die französischen Stücke mit besonderer Aufmerksamkeit durchnehmen und als Grundlage zu mündlichen Retroversionen benützen können, wodurch sich viele Übungen ergeben würden. Die Zahl der im Buche vorkommenden Vokabeln scheint etwas zu bedeutend; aus dem angehängten deutschen Wörterverzeichnis ergiebt sich eine Summe non ca. 2000 Vokabeln, die gewifs nicht alle in einem Jahre gelernt werden können. Die Verfasser wollen allerdings, dafs das Buch in einem Jahre absolviert werde. Aber was hindert denn, zwei Jahre auf die Durchnahme desselben zu verwenden? Recensent würde vorschlagen, einige — etwa hundert — der ungewöhnlicheren Wörter wegzulassen und mit § 198 das erste Schuljahr abzuschliefsen. Dann würden — das Schuljahr zu 240 Sprachstunden gerechnet — auf jede Lehrstunde vier Wörter treffen, so dafs also der ganze Vokabelreichtum des Buches in zwei Jahren angeeignet werden könnte. Dann würden die unregelmäfsigen Verba in den III. Kurs zu verweisen sein, im IV. und V. würde die Syntax absolviert und das sechste Schuljahr zu einer Generalrepetition verwendet werden. Recensent würde also lieber die Behandlung der Syntax um ein Jahr verschoben sehen, als auf die Aneignung der im Elementarübungsbuch gebotenen Vokabeln verzichten. Denn die ersten Unterrichtsjahre sind erfahrungsgemäfs die günstigsten für das Erlernen von Wörtern, während die späteren günstiger für das Erfassen der Syntax sind, und andererseits ist es unbedingt nötig, dafs zur Erzielung besserer Unterrichtsresultate und um den Schüler in den Stand zu setzen, sich nach dem Verlassen der Schule selbständig fortzubilden, mit Bedacht und systematisch auf die Erwerbung eines ausgedehnteren Vorrates unentbehrlicher und brauchbarer Vokabeln hingewirkt werde.

Nun noch einige Worte über den dritten Gegenstand dieser Besprechung, über die

III. Anleitung zum Gebrauch des französischen Elementarbuches von H. Breymann und H. Möller.

Es ist dies eine sehr beachtenswerte kleine Schrift, deren „Allgemeiner

Teil“ auch diejenigen interessieren wird, welche das Elementarbuch nicht benützen.

Der besondere Teil der Schrift giebt dann Aufschlufs darüber, wie sich die Verfasser die Art der Benutzung ihres Buches beim Unterricht vorstellen. Sie beeilen sich jedoch hinzuzusetzen, dafs ihre Erläuterung keineswegs die Freiheit des Lehrers hemmen wolle, sondern dafs die Ziele, welchen das Elementarübungsbuch zustrebt, innerhalb des vom Buche vorgezeichneten Rahmens auch auf verschiedenen Wegen erreicht werden könnten.

Wir schliefsen diese Besprechung in der Überzeugung, dafs die besprochenen Bücher einen wesentlichen Fortschritt in der Unterrichtsmethode des Französischen bezeichnen, und mit dem Wunsche, dafs dieselben allseitig die Anerkennung finden möchten, die sie so sehr verdienen.

München, Dezember 1884. Th. Wohlfahrt.

Karl R. Holzinger von Weidich, Die einfachen Formen des französischen Zeitwortes in geordneter Darstellung. Graz, Leuschner & Lubensky, 1883. 61 S. 8.

Die Schrift ist für den Lehrer bestimmt und versucht, die Formen des französischen Verbums ihrer Bildung nach zu erklären; und zwar weder rein geschichtlich, noch rein deskriptiv, sondern es wird „derjenige Teil eines Zeitwortes, durch welchen es sich von allen anderen Zeitwörtern seiner Bedeutung nach unterscheidet“, als Stamm des neufranzösischen Verbs angesehen und aus diesem die verschiedenen Formen hergeleitet, insofern das zwischen dem Stamm und der betreffenden Form bestehende Verhältnis auch im Lateinischen oder wenigstens in der alten Sprache vorhanden war und sich somit geschichtlich rechtfertigt. So wird für tenir als Stamm tèn angesehen, dessen è in den stammbetonten Formen zu iè diphthongiert wird, während die flexionsbetonten Formen, die des Futurs ausgenommen, dumpfes e zeigen. Das p. p. bu wird durch bevu, bëu erklärt. Als ursprünglicher Stamm dieses Verbums gilt bèv; in den stammbetonten Formen des Präsens ist der Vokal des Stammes zu oi gesteigert. Die lautflektierenden (Gegensatz: stummflektierenden) Formen des Präsens bildet ein anderer Stamm: buv; boire ist also ein „mehrstämmiges“ Verb, indessen gehören seine verschiedenen (Tempus-)Stämme demselben Vokalstamme an.

Dieses Verfahren des Verfassers läfst sich gutheifsen, soweit das sprachgeschichtliche Korrektiv im Auge behalten wird. Dies geschieht aber nicht immer. So ist das „Konjunktivsuffix“ ss in j'aimasse aus essem erklärt, während amassem zu grunde liegt. Die lateinischen Verbalstämme na, pa, crè, parè und (con) no diphthongierten — so giebt der Verfasser an — beim Übergange ins Französische ihre Vokale im Präsensstamme und setzten das Inchoativsuffix an. So entstanden die Präsensstämme naiss, paiss, croiss, paroiss, connoiss. Die Entwickelungen, welche hier als „Diphthongierungen“ zusammengefafst werden, sind aber nicht in eine Reihe zu stellen. Über das S. 37 Angegebene: „Für den Ausdruck ‚leben‘ ergänzen sich die beiden defektiven Zeitwörter vivre und das untergegangene Zeitwort vescoir,“ wozu es in der Anmerkung heifst: „das altfrz. p. p. vescut läfst auf einen Infinitiv vescoir schliefsen“ (!), und „für den Ausdruck ‚wissen‘ ergänzen sich savoir und das untergegangene sachir“, hätte sich der Verfasser auch aus der Sprachgeschichte eines anderen belehren lassen können.

Das Büchlein will ein Leitfaden für die Behandlung des französischen Verbs im Unterrichte sein. Ich gestehe indessen für meinen Teil, zu den „praktischen“ (die Anführungszeichen rühren vom Verfasser her) Lehrern zu gehören, bei denen „die Versuche dieser Art die Furcht vor einer Ver-

größerung der Unterrichtsschwierigkeiten nicht zu beseitigen vermocht hat". Gewifs ist es für den Schüler am leichtesten, die Verbalformen mechanisch, ohne Erklärung zu lernen. Will man aber auf einer höheren Stufe eine Erklärung hinzutreten lassen, so kann dieselbe nur die historische sein, weil es eine andere nicht giebt. Auf der Gymnasialprima wird man dies gewifs zu thun wünschen, sich aber damit begnügen müssen, gelegentlich an Beispielen die strenge Gesetzmäfsigkeit der Entstehung der späteren Sprachformen aus älteren nachzuweisen. Ein weiteres ist nicht Sache der Schule.

—g—

Prof. Dr. W. Wiedmayer, Französische Stilübungen für obere Klassen. Stuttgart 1883. 126 S. 8.

Das Buch bietet eine treffliche Sammlung zusammenhängender Stücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Das Übersetzen derselben, obwohl durch grammatische, stilistische, auch synonymische Anmerkungen erleichtert, wird dem Primaner noch Schwierigkeiten genug machen, ihn aber in gleichem Mafse üben und fördern. Der praktische Versuch hat mir dies bestätigt. Lobenswert ist auch, dafs hinsichtlich des Inhalts die französische Litteratur besonders berücksichtigt worden ist.

Das Buch ist zunächst im Anschlufs an des Verfassers „Syntax" bearbeitet, setzt aber deren Gebrauch keineswegs voraus.

Dr. J. B. Peters, Materialien zu französischen Klassenarbeiten. Für obere Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig 1882. 72 S.

Dieses Büchlein dient ungefähr dem gleichen Zwecke wie das vorhergehende. Über die Art seiner Benutzung giebt der Verfasser noch näher an, dafs es Extemporalien zur Übung — zu unterscheiden von solchen, deren Zweck Prüfung ist — darbietet und dafs die ganz besonders berücksichtigten Synonymen jedesmal, wenn eine Gruppe derselben (ohne Anführung des Unterschiedes) zusammengestellt ist, in der „vortrefflichen" französischen Synonymik von Dr. K. Meurer, die er bei den Schülern voraussetzt, nachzuschlagen seien. Auch ich unterscheide, wie der Verfasser, beim Extemporale zwischen den beiden Zwecken der Übung und der Prüfung. Das dem letzteren Zweck dienende Extemporale mufs der Lehrer selbst ausarbeiten, da der augenblickliche Standpunkt der Schüler und die besonderen Erfahrungen des Lehrers dabei Berücksichtigung fordern. Mit manchen neueren Schulmännern ganz auf dasselbe zu verzichten und das Feststellen des Wissens- und Könnensmafses nur dem mündlichen Unterricht zuzuweisen, halte ich nicht für rätlich: die bevorstehende Prüfungsarbeit ist ein zu gutes Motiv des Lernens für den Schüler. Freilich darf sie dann nicht zu häufig kommen — vielleicht monatlich, das Übungsextemporale wöchentlich. Was aber die Behandlung der Synonymen angeht, so ist zunächst das Meurersche Büchlein, welches gleichzeitig mit den „Materialien" benutzt werden soll, herzlich schlecht. Wissenschaftlich selbständige Arbeit läfst sich ihm nicht nachrühmen, es zeichnet sich auch nicht einmal durch scharfe Bedeutungsbestimmung oder treffliche Beispiele aus. Überhaupt aber sollten die Synonymen nicht nach einem Buche und gewissermafsen systematisch durchgenommen werden. Es ist kaum ein geistiger Gewinn damit erzielt, dafs der Schüler hundert synonymische Gruppen kennt und das über die Unterschiede Bemerkte mehr oder minder gut wiederzugeben weifs. Viel mehr gewinnt er, wenn ihm in einigen gelesenen Stellen der Unterschied deutlich vor Augen tritt, so dafs eine Vermittelung durch das Hilfsbuch

unnötig wird. Dabei kann man etwa so verfahren, dafs eine zuerst begegnende Stelle, welche den Bedeutungsumfang des einen Synonymums (z. B. la puissance) klar erkennen läfst, zunächst scheinbar aus Anlafs irgend einer anderen, z. B. grammatischen, Eigentümlichkeit oder als Sentenz memoriert wird. Tritt nun später das zweite Synonymum (le pouvoir) an einem anderen Orte gleichfalls scharf charakteristisch auf, so lenkt man die Aufmerksamkeit der Schüler zugleich auf die früher memorierte Stelle zurück (falls sie sich nicht von selbst alsbald darauf besinnen sollten) und entwickelt so den Unterschied, bezw. läfst sie selbst denselben auffinden. Auch kann eine dem Denken des Schülers bisher noch nicht geläufige logische Distinktion ihm an zwei Synonymen deutlich gemacht werden; z. B. subjektive und objektive Beziehung an engl. freedom (Zustand oder Eigenschaft eines Subjekts) und liberty (objektiv, die Freiheit substantiell gedacht, daher auch bestimmte, einzelne Freiheiten). So wird zunächst dem Erkennen des Schülers ein gewisser formaler Gewinn zugeführt, und die verschiedenen Bezeichnungen, welche eine andere Sprache für die aufgefundenen Begriffsnüancen darbietet, prägen sich ganz von selbst und nebenbei ein, weil sie zur Verdeutlichung der Erkenntnis dienen. Es wird hierdurch diejenige Behandlung der Synonymen, welche ich die stoffliche nennen möchte, vermieden und durch eine vorwiegend begriffliche ersetzt; es wird das formelle Denken geschärft, nicht aber das Gedächtnis belastet. Bei systematischer Behandlung dagegen verliert die Synonymik das Anregende und vermehrt eigentlich nur den Unterrichtsstoff.

Die „Materialien“ sind im übrigen zur Übung der Schüler oberer Klassen nicht ungeeignet. Sie setzen etwas geringere Kenntnisse voraus als das vorher besprochene Wiedmayersche Buch.

R. Wilcke, Anleitung zum englischen Aufsatz. Berlin 1881. 68 S.

Nach dem Titel wird man von dem Büchlein etwas anderes erwarten als das, was es wirklich darbietet. Dasselbe enthält nämlich eine allgemeine Stil- und Dispositionslehre und es wird dabei das Englische nur insofern berücksichtigt, als einmal bei den vorkommenden Kunstausdrücken neben der deutschen die englische Bezeichnung angegeben wird, und als zweitens die Beispiele dieser Sprache entnommen sind. Hierbei hätte sich immer noch viel Idiomatisches heranziehen lassen, so dafs das Buch wenigstens einen Teil seiner Aufgabe gelöst hätte; doch ist dies nur wenig geschehen. Auf unseren Schulen dürfte sich hiernach von dem Büchlein kaum Gebrauch machen lassen. —g—

Jules Theisz, Petite histoire de la littérature française. Löcse (Hongrie) 1883. 66 S. 8.

Nicht besser und nicht schlechter als die meisten ähnlichen Zusammenstellungen. Der Selbständigkeit entbehrt das Büchlein so gut wie ganz, Sainte-Beuve, Demogeot u. a. sind oft wörtlich ausgeschrieben.

Guillaume le Conquérant. Aus Augustin Thierrys Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands. Mit Einleitung (2 Seiten) und Noten (3 Seiten) zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Robolsky. Leipzig (ohne Jahreszahl).

Die Wahl dieses Gegenstandes für ein Schullektürebuch war recht glücklich und hat, wie das Erscheinen einer zweiten Auflage beweist, Bil-

ligung gefunden. Inhalt und Sprache sind zu dem angegebenen Zwecke durchaus geeignet.

Gleiches Lob verdient das von demselben Verfasser herausgegebene Büchlein

La lettre française. Leipzig, Renger.

Robolsky hat dasselbe aus dem Nachlafs seiner verstorbenen Schwester (Frau Dr. Töppe) veröffentlicht. Das Büchlein soll dem weiblichen Geschlecht als Hilfsbuch für den Briefstil dienen und dürfte diesen Zweck nach unserer Meinung ausgezeichnet erfüllen.

Grammatisches Übungsbuch für den Unterricht in der französischen Sprache. Im Anschlufs an die Schulgrammatik von Plötz bearbeitet von W. Bertram. Bremen 1881.

Ein willkommenes Materialienbuch für denjenigen, welchem der Umfang der in der Plötzschen Schulgrammatik gebotenen Übungsstücke nicht ausreicht. Zugleich kann der gebotene Stoff für die Konversation benutzt werden. Für einen Vorzug halten wir es, dafs die französischen Sätze guten nationalen Autoren entnommen sind und somit die Gewähr eines guten Französisch bieten. Wir sind im Gegensatze zu anderen der Meinung, dafs ein französisches Lehrbuch seine französischen Sätze stets mustergültigen französischen Schriftstellern entlehnen sollte. Schreibt der Verfasser sie selbst, so läuft höchst wahrscheinlich manches Nichtidiomatische mit unter. Und sind die meisten Lehrer des Französischen in der französischen Stilistik (der praktischen) denn so sattelfest, dafs das Deutsch-Französische manches Lesebuches auch sie selbst niemals irreführt? L.

Miscellen.

Re Umberto.

Von Richard Schmidt-Cabanis, übersetzt von Leopoldo Bizio.

Heil dir, Savoyens fürstlicher Sprofs,
Der sich den Kampfpreis gewann!

Tapferster Helden würd'ger Genofs —
Wird man dich rühmen fortan!
Mocht auch in Kriegestänzen
Blutiger Lorbeer dir
Nimmer den Scheitel noch kränzen:
Hell soll die Palme dir glänzen —
Reinere Zier! —

Wenn durch die Gaue erschütternd wild
Donner der Schlachten grollt;

Wenn auf verwüstetem Saatgefild
Ehern der Würfel rollt:
Höllische Mifsgewalten

Können doch nimmer im Bann
Mark und Sehnen dort halten;

Frei darf die Kraft sich entfalten —
Mann gegen Mann!

Rüstiges Ringen im wogenden Kampf
Frischt und weitet die Brust;

Wiehernder Rosse mutig Gestampf
Steigert des Reiters Lust;

Ob auch sein Blut mufs färben,
Rinnend, die Scholle rot,
Sieg doch half er erwerben:

Für das Vaterland sterben —
Ruhmreicher Tod!

Salve, o sabaudo Principe,
Che la gran lotta hai combattuto e vinto!

Al par degli avi tuoi
Magnanimo sei tu, figlio d'eroi.
Se pur la fronte di cruenti allori
Mai più non cingi,
È d' ogni altro più splendida e più pura
Questa palma, che in pugno oggi tu stringi.

Quando l' urlo selvaggio

E il tuon delle battaglie empie le terre,

E le ubertose biade
Il bronzo del cannon devasta e rade;
Poter non v' ha, che il braccio e il nerbo al prode

Abbia mai domo:
La forza erompe, ebbra è la pugna, ed arma

La febbre del lottar l' uom contro l' uomo.

Il fluttüar dell' ardua
Tenzon rinfranca al combattente il petto;

La scalpitante zampa
E il nitrir del cavallo il cuor gli avvampa.

Sia pur ch'ei debba imporporar del suo
Sangue la terra,
Se il premio alfin della battaglia ei giunge:

Bello è il morir per la sua patria in guerra!

Aber ein grausiges Blachfeld zumal
Dehnt sich schweigend und weit

Dort, wo im dumpfigen Krankensaal
Lager an Lager gereiht;
Dort, wo in Jammerhöhlen
Lauernd die Pest sich birgt;
Wo sich der Kühnste mufs stählen,
Nur die Opfer zu zählen,
Die sie erwürgt!

Nimmer der Hörner kriegrischer Klang
Dringt dort befeuernd ans Herz;

Nimmer ein freudiger Schlachtgesang
Sänftigt den brennenden Schmerz;

Nimmer der Banner Winken
Hebt den zagenden Sinn —
Nimmer der Waffen Blinken:
Streiter um Streiter sinken
Wehrlos dahin!

Tückisch des Dämons eisige Hand
Taucht in schwärendes Gift

Pfeile — schärfer denn Diamant;
Ziellos schiefst er — und trifft!
Wälle verwesender Leiber
Stützen des Furchtbaren Macht;
Greise und Kinder und Weiber
Rafft er — ein gieriger Räuber —
Jäh über Nacht! —

Du aber trotztest des Würgers Wut,
Hieltest dem Schrecknis stand;
Fachtest der Feigen gesunknen Mut,
Die zur Flucht schon gewandt.
Furchtlos, inmitten Leichen,
Ruhte dein Königsblick
Auf dem Unhold, dem bleichen,
Bis er doch mufste weichen
Endlich zurück!

Also hervor aus grimmem Gefecht
Schrittest als Sieger du,
Und deine Bürger jauchzen mit Recht
Ihrer Edelstem zu —
Weihen den Kranz dir der Ehren,
Der deinem Wirken gebührt;
Sieh, und den friedlich hehren
Haben des Dankes Zähren
Perlengeziert.

Selbst deiner Feinde düsteres Heer,
Das sich „unfehlbar“ glaubt:

Ma miserando e lugubre
L' ampio quadro ivi s' apre, ove fra il greve
Tanfo dell' ospedale
Lunghe file di letti empion le sale;
Ove in tugurii squallidi la peste
Tende l' agguato;
Ove fino il più ardito ha raccapriccio
Le vittime a contar, ch' essa ha strozzato.

Ivi al clangor di belliche
Trombe non vibra e non si accende il cuore;
Ivi non tempra il fiero
Duol di chi soffre un lieto inno guerriero;
Ivi il lampo dell' armi, e la bandiera
Ai venti stesa
Non rïalza il coraggio a chi vacilla:
Iva cade ciascun senza difesa.

La fredda man del demone,
Più che il diamante aguzze, entro il veleno
Marcio le freccie intride:
Scocca senza mirar, colpisce e uccide.
Vigor le danno i monti dei cadaveri
Imputriditi;
Vecchi, donne e fanciulli, in una notte,
Il vorace ladron tutti ha rapiti.

Ma tu l' empio carnefice
Tu l' hai sfidato, e atteso a pie' sicuro;
Alle turbe fuggenti
Nuovo côr desti tu, nuovi ardimenti.
Fra i cadaveri immoto, il tuo fissasti
Sguardo di Re
Sovra il pallido mostro; ed esso infine
Ceder dovette, o Umberto, innanzi a te.

Così dal fiero eccidio
Trïonfatore uscisti, e al sommo erede
Delle virtù sabaude
Dall' Alpi al mar tutta l'Italia applaude.
La corona al valor t' han consacrata
Tutte le genti;
Ma le perle più belle al tuo diadema
Le lagrime saran dei tuoi redenti.

Perfino il bieco esercito
Che „infallibil“ si crede e sul tuo capo

Ob dich's verflucht und verketzert schwer,
Neigt nun verstummend das Haupt;
Leider vergebens flehten
All ihre Heilgen sie an,
Dafs die ein Wunder thäten —
Du aber — ungebeten —
Hast es gethan!

Heil dir, Italias tapferer Held,
Blühendes Königsreis!
Klingen soll hinaus in die Welt
Laut deines Namens Preis!

Mehrt' auch kein Völkermorden
Noch deiner Krone Glanz:
Bist doch für Süd und Norden
Wahrhaft ein Vater worden
Des Vaterlands!

Impreca e maledice,
Ammutolisce e piega la cervice;
Invan dai loro santi essi un prodigio
Hanno invocato,
Li pregarono invan; — ma lo facesti
Il miracolo tu: — tu non pregato.

Italo eroe, di Principi
Rampollo vigoroso, io ti saluto!
Dee d' ogni terra in fondo
Empiere il suon della tua fama il mondo.
S' anco il fulgor di tua corona in guerra
Tu non aumenti,
Fin nél settentrïone ultimo, Padre
Te della patria chiameran le genti.

Lateinschrift oder deutsche Schrift?

Es ist in neuerer Zeit vielfach der Wunsch ausgesprochen worden, in unseren Büchern und Schriften nur ein Alphabet, und zwar das sogenannte lateinische anzuwenden, und da diese Frage für das deutsche Kultur- und Geschäftsleben von gröfserer Wichtigkeit ist, als es bei oberflächlicher Betrachtung scheint, dürfte eine nähere Beleuchtung jedem vaterländisch Gesinnten von Interesse sein. Wägen wir die Gründe für und wider parteilos ab.

Gründe gegen die ausschliefsliche Anwendung der Lateinschrift.

1) Die Gegner der Lateinschrift sagen, es sei unpatriotisch, die uns eigentümliche deutsche Schrift aufzugeben. Sie sprechen damit einen Grund aus, der, wenn er sich als richtig erweisen sollte, schwerwiegend genug wäre, die vorgeschlagene Neuerung zurückzuweisen. Es ist dies jedoch nicht der Fall. Die Sache liegt anders. Um sie richtig zu stellen, müssen wir sagen: Die „lateinische“ wie die „deutsche“ Schrift sind beide deutsch; oder: die lateinische Schrift ist die runde — die deutsche Schrift die eckige Form desselben Alphabets.

Hier der Beweis dafür. Eine Schrift, welche aus dem Wesen unserer Sprache hervorgegangen wäre, also eine eigentümliche deutsche Schrift, haben wir nie gehabt: die Runen wird man weder so nennen, noch sie wieder einführen wollen. Wir bekamen unsere Kultur von den Römern und mit ihr, vorzüglich bei Einführung des Christentums, die lateinischen Buchstaben. Die lateinische Schrift wurde, nachdem sie sich unseren Lautverhältnissen angepafst hatte, zur christlich-deutschen.

Alle deutschen Werke bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst sind in dieser, der „lateinischen“ Schrift geschrieben. So die Bibelübersetzung des Ulfila um 400, wie das Wessobrunner Gebet, das Hildebrandslied, der Heliand um 800, das Ludwigslied, Notkers Psalmen und die ganze reiche Litteratur, deren Sprache durch „mittelhochdeutsch“ bezeichnet wird, z. B. das Nibelungenlied, Gudrun, Titurel, Parsifal, Lohengrin, Tristan und Isolde, Freidanks Bescheidenheit, Reineke Fuchs, sämtliche Minnelieder von Heinrich von Veldeke bis Ulrich von Lichtenstein u. s. w.

Begreiflicherweise stimmten die Schriftzüge der verschiedenen Schreiber

nicht völlig überein, namentlich suchten die Mönche, welche sich mit Abschreiben beschäftigten, die Buchstaben auf mannigfache Weise zu verzieren, und so kam es, dafs Gutenberg, als die Entscheidung an ihn trat, welche bestimmte Form er den Drucklettern geben solle, statt der reinen, runden Form der Lateinschrift die gebrochene, verschnörkelte Zierschrift zum Muster nahm.

Natürlich druckte man allenthalben mit diesen Lettern: nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Spanien, Holland u. s. w. lange Zeit hindurch. Bei der steigenden Geschmacksbildung indessen wurden die Buchstaben wieder mehr gerundet. Die nicht gebrochene Schrift trug den Sieg davon. Zuerst bei den romanischen Völkern und dann bei Schweden, Dänen, Böhmen. Nur die Deutschen blieben zurück. Sie sahen sich zwar durch den internationalen Verkehr gezwungen, die alte runde Schrift wieder anzuwenden, behielten aber unpraktischerweise die eckige Schrift daneben bei. So entstand die unnatürliche, unerhörte Einrichtung, dafs eine Sprache durch zwei Alphabete dargestellt wurde.*

Wir haben also jetzt eine runde und eine eckige Lateinschrift und nennen unlogischerweise die letztere deutsch. Freilich kommt auf den Namen wenig an; er ändert an der Sache nichts, wohl aber erschwert er die Heilung des Übels. Hätte man stets von Rundschrift und Eckenschrift geredet, so würde jetzt keine patriotische Regung der Rückkehr zu den einfachen natürlichen, sprachrichtigen Verhältnissen hemmend entgegentreten, sondern man würde fragen: Welche Schrift sollen wir aufgeben, die runde oder die eckige? Und die Antwort könnte nicht schwer fallen.

Verschieben wir diese Antwort jedoch bis ans Ende unserer Untersuchung. Alle Vorzüge und Mängel der einen wie der anderen Schrift müssen erwogen sein, bevor eine gründliche Entscheidung getroffen werden darf. Trotzdem die sogenannte deutsche Schrift nicht ausschliefslich deutsch ist, könnte es sich doch herausstellen, dafs sie als die zweckmäfsigere anerkannt werden müfste. Haben wir doch unsere deutschen Mafse und Gewichte gegen fremdländisshe aufgegeben, ohne uns dabei durch mifsverstandenen Patriotismus beirren zu lassen! Deutsche Verkehrtheiten bewahren zeugt eher von allem anderen als von Liebe zum Vaterlande.

2) Die Rundschrift, heifst es bisweilen, nimmt mehr Zeit in Anspruch. Zur Klarstellung dieser Angabe frage man sich: Nehmen die Rundbuchstaben mehr Raum ein? Und die Antwort lautet: Nein, im Gegenteil; folglich kann das Überblicken durchaus nicht mehr Zeit erfordern. „Gleichwohl," wird vielleicht dieser oder jener Leser erwidern, „bedarf ich thatsächlich mehr Zeit dazu." Zugegeben. Das aber liegt nicht an der Schrift, sondern an Übung und Gewohnheit. Der Ausländer wird Gleiches von der deutschen Schrift behaupten. Was aber das Schreiben der beiden Schriftarten betrifft, so beachte man den Umstand, dafs die deutsche Schrift 101, die lateinische dagegen nur 94 Grundstriche in ihrem Alphabete enthält.

3) Endlich macht man noch darauf aufmerksam, dafs die allgemeine Einführung der Lateinschrift auf grofse Schwierigkeiten stofsen würde. Ohne Zweifel entständen solche, wenn z. B. die Rede von dem griechischen oder arabischen Alphabete wäre; allein die Rundschrift brauchen wir nicht zu lernen — wir alle kennen und können sie ohne Ausnahme. Sie wird nicht etwa nur in den Gymnasien und Realschulen, sondern schon in der

* Der Natur der Sache angemessen, mufs die Sprache für jeden Laut einen Buchstaben besitzen, also für den Laut a den Buchstaben a; wir aber haben acht Zeichen dafür: ein geschriebenes, ein gedrucktes, und zwar grofs und klein in deutscher Schrift und ebenso viele in Latein — sämtlich voneinander verschieden. Und so alle übrigen Buchstaben. Welche Last durch diesen nutzlosen Überflufs vorzüglich der lernenden Jugend erwächst, fällt in die Augen.

untersten Klasse sämtlicher Volksschulen gelehrt und geübt und findet in stets wachsendem Mafse Anwendung. Wir sind an ihren Gebrauch dergestalt gewöhnt, dafs sie in manchen Fällen als selbstverständlich erscheint. Giebt es irgend eine Landkarte, einen Globus mit sogenannter deutscher Schrift? Oder Post- und Stempelmarken, Münzen, Postkarten? Auch die Inschriften auf Denkmälern, die Schilder an Verkaufsstellen, die Eisenbahn-Fahrpläne und Billets, die durch den Drucktelegraphen hergestellten Telegramme, das Papiergeld und Millionen von Cirkularen und Formularen der Kaufleute werden fast ausschliefslich in Rundschrift gedruckt, sowie Tausende von deutschen Büchern und Zeitschriften. Der Einführung der Rundschrift steht also kaum eine nennenswerte Schwierigkeit entgegen. Es ist keine Neuerung, sondern lediglich eine praktische Durchführung des Bestehenden. Wir brauchen nur zu wollen.

Gründe für die ausschliefsliche Anwendung der Rundschrift.

Ergiebt sich aus dem Obigen, dafs die Anwendung der Rundschrift mit keinem Nachteile verbunden ist, so bleibt noch übrig, zu untersuchen, ob sie auch genügende Vorteile bietet, um ihre Durchführung anzuraten. Wir bemerken darüber folgendes:

1) Die Rundschrift, wie bereits angedeutet, zeigt einfachere, edlere, deutlichere Formen als die gebrochene, verschnörkelte, altmodische Eckenschrift; sie ist also schöner. Vergl. 𝔄 A. 𝔚 W, 𝔐 M, 𝔎 K, 𝔨 k, 𝔭 p, 𝔰 s u. s. w. 𝔇𝔈𝔘𝔗𝔖𝔆ℌ𝔈𝔖 ℜ𝔈𝔍𝔆ℌ DEUTSCHES REICH! Dafs wir auch die gebrochene Schrift schön finden, ist ein Ergebnis des falschen Patriotismus und der Macht der Gewohnheit. Der Mensch und besonders der deutsche Philister findet überall das schön, was er liebt und woran er sich gewöhnt hat. Jeder Fremde wird unsere Eckenschrift unschön finden. Und wir sollten stolz auf diese Schrift sein?

2) Die Rundschrift ist wohlthätig für die Augen. In keinem Lande giebt es so viel Kurzsichtige wie in Deutschland. In den Oberklassen der Gymnasien finden sich nach ärztlich und amtlich angestellten Untersuchungen durchschnittlich 60 Proz. Kurzsichtige verschiedenen Grades, und selbst in Töchterschulen 20,30 Proz. Fremden Ärzten, welche Deutschland besuchen, fallen die vielen jugendlichen Brillenträger als etwas Besonderes auf, und fast alle stimmen darin überein, dafs sie die Eckenschrift als Hauptquelle des Übels ansehen. Die vielen Spitzen und Zacken der deutschen Buchstaben reizen das Sehorgan. Ein ermüdetes Auge fühlt sich erleichtert, wenn es zum Lesen lateinischer Schrift übergeht. Freilich mufs man im Lesen derselben geübt sein. Wer selten Lateinschrift liest, ist gezwungen, schärfer zuzusehen, weil ihm die runden Formen ungewohnt sind, und er kann deshalb leicht in den Irrtum verfallen, die Rundschrift sei anstrengender.

Indes, das Lesen der deutschen Druckschrift ist noch nicht halb so verderblich wie das Schreiben und Lesen der Schreibschrift. Die feinen Striche, aus welchen sie besteht, erfordern eine hohe Spannung der Sehkraft, vollends bei der meist blassen Schultinte und bei schwacher Beleuchtung, weitab vom Fenster, in der Abenddämmerung, bei einer flackernden Kerze u. s. w. Und nun ermesse man die Verwüstung, welche die jetzt gebräuchlichen häuslichen Aufgaben: stundenlanges Schreiben in solcher Schrift, an den Augen anrichten müssen! Es ist kaum begreiflich, dafs sich nicht deshalb schon längst alle Eltern, denen die Gesundheit ihrer Kinder am Herzen liegt, gegen die Beibehaltung der verderblichen Eckenschrift empört haben.

3) Die Handschrift wird fester, wenn die Jugend nur eine Art von Schrift zu lernen hat. Rundschrift und Eckenschrift sind so grundverschieden, dafs sich die Führung der Feder danach richten mufs. Hat sich der Lernende kaum an die eine Art der Handbewegung gewöhnt, so zwingt man ihn, zu der anderen überzugehen. Beide stören sich gegenseitig. Erst

spät wird Festigkeit erlangt. Daher findet sich in Deutschland verhältnismäfsig viel seltener eine sichere, ausgeprägte Handschrift als z. B. in England. Wer sich auf zwei verschiedenen Instrumenten, etwa auf Geige und Klavier, ausbildet, erreicht niemals Virtuosität.

4) Die Lernlast der Jugend wird durch Beseitigung der Eckenschrift erleichtert. Das Lesen- und Schreibenlernen nimmt, von Orthographie ganz abgesehen, bekanntlich geraume Zeit in Anspruch, in Deutschland augenfällig doppelt so viel als in Frankreich oder England, und es nützt wenig, wenn man, wie es z. B. in manchen Fibeln geschehen ist, zu der Schreibschrift zugleich die Druckschrift deutsch und lateinisch hinzufügt, weil dem Kinde dabei für einen Laut acht Zeichen gegeben werden und diese Zeichen zum Teil so verschieden sind, dafs sie den Schüler notwendig verwirren. Wie ganz anders würde sich dieser Unterricht gestalten, wenn wir nur ein Alphabet: das lateinische, hätten! Rektor R. Dietlein hat sich das grofse Verdienst erworben, eine Fibel (Berlin 1881, Th. Hofmann) drucken zu lassen, welche nach dieser Voraussetzung eingerichtet ist. Mittels eines solchen Buches lesen und schreiben zu lernen, wird den Kindern eine Freude sein. Die Ähnlichkeit zwischen Schreib- und Druckschrift braucht nicht mühsam aufgesucht zu werden, da namentlich bei den kleinen Buchstaben (*a d e h m n r v* u. s. w.) thatsächlich fast gar kein Unterschied vorhanden ist, wie die Dietleinsche Fibel deutlich zeigt. Hier sind es vorzüglich Lehrer und Eltern, von denen wir das werkthätige Handeln erwarten, um der Jugend das Kleinod der einheitlichen Schrift zu erringen.

5) Die ausschliefsliche Anwendung der Rundschrift erleichtert den Verkehr mit anderen Völkern. Der Rundschrift bedienen sich, Russen und Griechen ausgenommen, alle Völker von Europa, Amerika und Australien, und bekannt ist sie, wohin nur Europäer und Amerikaner gedrungen sind: sie ist eine Weltschrift. Der Wunsch, dafs alle Menschen eine Sprache reden möchten, wird vielleicht nie in Erfüllung gehen; dagegen ist wenigstens eine einheitliche Schrift fast erreicht, und damit für den geistigen wie geschäftlichen Verkehr der Völker ein ebenso wichtiges Erleichterungsmittel geschaffen, wie die Eisenbahnen und Telegraphen es bieten. Wie seltsam, dafs gerade das Volk der Dichter und Denker in diesem einen Punkte so hinter der vorschreitenden Kultur zurückgeblieben ist und den augenfälligen Gewinn für Verlust ansieht!

Dafs Deutschland diese aufserordentlich grofsen Vorteile nicht beachtet, läfst sich, wie gesagt, nur aus mifsverstandenem Patriotismus erklären und aus jenem unglückseligen Eigensinne, der die Schwächen früherer Jahrhunderte in ehrfurchtsvoller Scheu auch jetzt noch beibehalten will. Es sollten gerade die Deutschgesinnten für einen Fortschritt eintreten, welcher uns nur Ehre und Nutzen bringen kann und den Ausländern ein grofses Hindernis bei Erlernung unserer Sprache hinwegräumt. Die deutsche Sprache und Litteratur kann sich an Schönheit und Gediegenheit mit allen anderen der Erde messen, ja, übertrifft sie in manchen Beziehungen; aber dennoch wird sie im Auslande noch immer zu wenig erlernt und gewürdigt, und daran trägt einen grofsen Teil der Schuld unsere unglückliche, altmodische Eckenschrift.

Wir sind mit unserer Betrachtung zu Ende und glauben ihr gemäfs zu folgendem Schlusse berechtigt zu sein:

„Die alleinige Anwendung der Lateinschrift bringt keinen nationalen Nachteil, wohl aber wichtige Vorteile; die Lateinschrift ist also unbedenklich vorzuziehen, und es liegt jedem Deutschen die Pflicht ob, diese wohlthätige Reform mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, herbeiführen zu helfen.“

Schliefslich führen wir noch einige Urteile anderer über die Lateinschrift an.

Jakob Grimm und alle germanistischen Sprachforscher haben die

Rundschrift für die eigentlich deutsche und vorzüglichere erklärt. Der 1868 zu Jena verstorbene, als Sprachforscher weit berühmte Prof. A. Schleicher z. B. sagt darüber in seiner Schrift „Die deutsche Sprache“: „Ein grofser Übelstand ist die Beibehaltung der von unseren romanischen, germanischen und slavischen Nachbaren fast durchaus bereits abgeschafften verzerrten und verschnörkelten Schrift, wie sie zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst gerade üblich war. Keineswegs ist die Schrift etwa eine deutsche, etwas uns Eigentümliches, Nationales; diese Entstellung der lateinischen Schrift war vor einigen Jahrhunderten bei allen Nationen üblich; aber, wie denn überhaupt der Geschmack sich in vieler Beziehung wieder dem Einfachen, Natürlichen zuwandte, man kehrte auch hier zu den edleren, reinen Formen zurück; nur wir Deutschen halten zur Unbequemlichkeit für den Ausländer und für uns selbst, die wir alle zwei Schriften lesen und schreiben lernen müssen, an der verkehrten Sitte einer geschmacklosen Zopfperiode fest.“

Als Beleg für den Eindruck, welchen unsere Schrift auf Nichtdeutsche macht, möge auch eine Stelle aus der in London erscheinenden Daily News hier Platz finden. Dort heifst es: Frankreich, Italien und England bringen allerdings so gute Bücher hervor wie Leipzig, Hannover, Berlin; aber wir können doch ohne die deutschen Bücher nicht wohl fertig werden. Die deutsche Schrift jedoch giebt der Versuchung, an der deutschen Wissenschaft vorbeizugehen, eine besondere Stärke. Die Druckbuchstaben sind knorrig, verzwickt, spitzig, abstofsend. Jeder hat eine Familienähnlichkeit mit irgend einem anderen und viele sind so vollgespickt mit kleinen Dornen, dafs die dem Auge wirklich weh thun. Das kleine f z. B. ist so zackig wie die Kriegskeule eines Südsee-Insulaners, das kleine ſ und f kosten dem Ausländer, der Deutsch lernt, manche mühselige Reise durchs Wörterbuch. Das B und V führen zu verhängnisvollen Verwechselungen. Natürlich lernt durch beständige Übung der Fremde seinen Weg ins Alphabet, aber auf Kosten seiner Zeit, seiner Augen und auch wohl seiner guten Laune.

Wiesbaden. Dr. W. Fricke.

Lettres de M. Guizot.

Vor kurzem erschienen in der bekannten Verlagsbuchhandlung von Hachette & Cie. in Paris „Lettres de M. Guizot à sa famille et à ses amis recueillies par Mme de Witt née Guizot.“ — Die von einer Tochter oder Cousine des 1875 verstorbenen Autors herausgegebene Sammlung besteht aus 153 Briefen znd bildet einen der bekannten stattlichen Gelbbände von 436 Seiten. Die Briefe sind chronologisch geordnet, beginnen vom 28. Oktober 1810 — also im 25. Jahre Guizots — und reichen bis zum 22. Mai 1874.

Wenn auch das Werk in erster Linie in Frankreich, vor allem von den Freunden des Schriftstellers und von den politischen Gesinnungsgenossen des Staatsmannes mit Enthusiasmus gelesen werden wird, darf es doch in Deutschland nicht unbekannt bleiben. Denn wenn die Briefe schon als Vervollkommnung und Vervollständigung des biographischen Materials manchem willkommen sein dürften, wenn sie manche neue Linie zur Zeichnung und Beurteilung des Verstorbenen bieten, so übt vor allem der geistvolle Stil eine hohe Anziehungskraft aus. Neben der Kürze, Präcision und Klarheit, welche Guizot in seinen geschichtlichen, politischen und philosophischen Werken anstrebt, wirkt hier die dem Briefstil eigene Innigkeit — ich möchte sagen Innerlichkeit — wohlthuend auf den Leser. Der Autor ist hier nicht blofs Verstandesmensch und nobeler Charakter, er erscheint als liebender Gatte, sorgsamer Vater und teilnehmender Freund; er läfst uns hinter den durch Politik und Ceremoniell gezogenen Vorhang in das innere Seelenleben blicken.

In Bezug auf die bei der Korrespondenz in Betracht kommenden Personen lassen sich die 153 Briefe in vier Gruppen teilen: 1) Briefe an Familienglieder (Frau, Kinder, Schwägerin u. s. w.) — etwa 40 —; 2) Briefe an Schriftsteller des In- und Auslandes (Barante, Rémusat, Vitet, Mad. Auguste de Gasparin, Mistress Austin, Mad. Lenormant), ca. 50: 3) Briefe an französische und englische Staatsmänner (Duc de Broglie, General Bugeaud, Lord Aberdeen, Mr. Piscatory), vielleicht 30; endlich 4) Briefe an Freunde und Gesinnungsgenossen.

Von den an die Familienglieder gerichteten Briefen tragen die an Mme Guizot, née Dillon, den Stempel innigster Liebe, herzlichster Zärtlichkeit. Auf seinen Reisen zu politischen Zwecken erzählt er seiner „chère maman“ die kleinsten Umstände auf das genaueste und spricht der „bien aimée“ sein Bedauern über die Trennung aus. Mit eben solcher Zärtlichkeit wendet er sich an die noch im zarten Alter stehenden Kinder. Er versteht es so wohl, den kindlichen, unmittelbar herzlichen Ton zu treffen, dafs man z. B. bei folgendem, an sein Töchterchen Henriette gerichteten Briefe denken könnte, Guizot habe sich den bekannten Brief an seinen Sohn „Hänsichen“ zum Muster genommen:

A mademoiselle Henriette Guizot.*

Londres, samedi 21 mars 1840.

Je reçois à l'instant même, ma chère Henriette, une lettre de Rosine,** qui me fait grand plaisir par tout ce qu'elle me dit de votre santé et de votre gaieté. Je n'en doutais pas, mais je suis charmé de le lire en détail, ce qui ne vaut pourtant pas autant que de le voir de près. Ceci reviendra. Grandissez et engraissez d'ici là. Et faites des progrès en sagesse comme en force. Il me semble que la musique va assez bien. Pour l'écriture, je juge par moi-même, et le progrès est sensible.

J'espère que vous me raconterez demain votre gaîté chez Mme Lenormant et toutes vos joies. Je vous ai bien regrettée l'autre jour au Musée Britannique; mais vous auriez été fatiguée. Je l'étais moi-même. C'est trop de choses ensemble. Imagine-toi le Jardin des Plantes, le Musée du Louvre et la Bibliothèque du roi réunis dans un même édifice. Les livres, les estampes, les statues, les antiquités égyptiennes, les vases étrusques, les animaux et les oiseaux empaillés, les minéraux, l'herbier, tout est là. On rencontre sur l'escalier des rhinocéros, des hippopotames, des girafes, des élans, placés là comme des sentinelles. Et puis, au haut de l'escalier on entre dans une salle remplie d'armes, de vêtements, d'ornements de guerre de sauvages des îles du Sud; c'est effroyable. Il y a des masques de guerre tout rouges, grands comme trois ou quatre têtes pour donner à ceux qui les portent l'air de colosses, la bouche ouverte, avec deux rangées de cinquante énormes dents chacune, des cheveux noirs tout hérissés et des yeux hagards. Ces masques, que les grands chefs seuls sont en état de posséder, sont faits avec les plumes des ailes et de la queue de charmants petits oiseaux rouges; il faut tuer cinq ou six mille oiseaux pour avoir de quoi faire un masque. — Ce que j'ai trouvé de plus beau au Musée Britannique, ce sont les bas-reliefs du Parthénon d'Athènes, enlevés du Parthénon même par lord Elgin et rangés ici tout autour des murs d'une même salle. C'est magnifique et rien n'en peut donner l'idée; pas même les petits plâtres de la galerie du Val-Richer.

Il n'y a au Musée Britannique que des animaux empaillés. Les bêtes vivantes sont dans un établissement particulier qui s'appelle Zoological Gardens, et qui n'est soutenu que par des souscriptions volontaires. J'irai le visiter un de ces jours.

---

* Lettre 61, pag. 183 f. ** Mme de Chabaud-Latour.

Tu vois que je commence à aller voir les choses. Ce dont je suis le plus curieux, c'est l'abbaye de Westminster, admirable église gothique qui contient les tombeaux de tous les grands hommes de l'Angleterre; mais que le temps soit doux. Le froid des églises m'est fatal.

Je suis charmé, ma chère enfant, que tu apprennes et retiennes beaucoup de beaux vers. Dans le cours de ta vie, il te sera souvent agréable de les retrouver dans ta mémoire, et puis, c'est un vif plaisir de voir ses propres sentiments, ses sentiments les plus chers, exprimés dans un beau langage. Il y a longtemps que j'admire et que j'aime les vers que tu m'as cités.

Adieu, mon Henriette, j'ai près de chez moi une rue qui s'appelle Henrietta-Street. Je ne passe jamais devant sans un sentiment de plaisir. Adieu, je vous embrasse, bonne maman, Pauline, Guillaume et toi. —

Wir haben diesen Brief vollständig gegeben, einmal um Guizot als Familienvater vorzuführen, dann aber, weil wir glauben, dafs Herausgeber von Chrestomathien etc. diesen Brief gern in ihre Bücher übertragen werden.

Guizots Korrespondenz mit den ihm befreundeten Schriftstellern bezieht sich zum Teil auf die Tageslitteratur, auf die von Guizot in der Revue des deux mondes veröffentlichten Artikel, auf seine und seiner Freunde Werke, sowie auf die wichtigeren Familienangelegenheiten der letzteren. Wir verweisen in dieser Beziehung auf Brief 19 und 21, wo Guizot seinen Freund Rémusat über den Verlust seiner Gemahlin zu trösten sucht, welche im Wochenbett gestorben war, und auf Brief 87 und 126 an Barante. — Während der Schreiber im ersten dem Freund bei dem Tode seines zwanzigjährigen Sohnes teilnahmvolle Trostesworte spendet, drückt er im anderen (vom Jahre 1860) seinen Schmerz über das Hinscheiden des Lord Aberdeen aus. Höchst charakteristisch für die schriftstellerische Thätigkeit, für die Art seiner Geistesarbeit ist ein Brief Guizots an Rémusat vom Jahre 1828. Guizot wollte seine „Conseils de morale“ veröffentlichen und wünschte ein Vorwort von Rémusat. Er schreibt: „Mon cher ami, rends-moi un service, un grand service. Vous savez qu'en tête de ces trois grands volumes que je vais publier, il doit y avoir une notice. J'ai voulu la faire; j'ai écrit, réécrit; j'ai essayé de toutes les manières; j'ai parlé en mon nom au nom d'un tiers; j'ai tenté toutes les formes. Je ne peux pas, je ne peux absolument pas. Je tombe sur-le-champ dans une intimité, une souffrance, qu'il est impossible de laisser voir. Si je me permettais de tout dire, d'écrire je ne sais pas combien de centaines de pages, j'en viendrais peut-être à bout; peut-être me ferais-je comprendre. Mais il n'y a pas moyen. Depuis six semaines, ce supplice-là s'est ajouté à mon supplice et je ne suis pas plus avancé. pp.

Während dieser Brief einen Einblick in die Gedankenwerkstatt des Autors gewährt und als Beispiel hochherziger Offenheit dienen kann, finden sich in anderen beachtungswerte Belege für die religiösen Ansichten Guizots, Gedanken, aus denen man mit ziemlicher Sicherheit auf seine Stellung zur Offenbarung, auf sein aus Philosophie, Ethik und Christentum konstruiertes Glaubenssystem schliefsen kann. Einige Belege. Guizot schreibt an Rémusat (13. Novbr. 1826): ... J'y travaille sans cesse; cet été encore pendant six semaines j'ai laissé là toutes mes affaires pour m'en occuper; j'ai employé ce temps-là à rechercher exactement ce que veut dire le mot foi, quel est cet état de l'âme son origine, son véritable sens. Je ne suis pas mécontent du résultat; des questions vagues sont devenues précises pour moi, des difficultés ont été lévées. Mais plus j'avance, plus je me confirme dans cette double certitude qu'il y a là un monde réel, auquel nous tenons par des rapports assurés, et que ce monde est interdit à la connaissance humaine, que nous n'en pouvons jouir ici-bas, de cette possession claire et satisfaisante qui s'attache à la science. Nous pouvons, j'en suis

convaincu, nous assurer qu'il est, mettre la main sur le sceau qui le couvre, jamais le rompre ...

An den Abbé Gratry, welcher ein Werk über Religion und Philosophie veröffentlicht hatte, schreibt Guizot am 5. Dezbr. 1863: „Vous avez joint l'exemple au précepte; ce que vous avez dit, vous l'avez fait; vous avez été croyant et philosophe; vous avez uni la raison à la foi. ... c'est un acte chrétien. Vous croyez l'homme intelligent et libre, comme Dieu l'a fait, et vous le traitez en conséquence; vous respectez son intelligence et sa liberté. Et en même temps vous savez que ni l'intelligence ni la volonté libre de l'homme ne suffisent à le gouverner et à le sauver; et vous travaillez à le ramener dans la foi et sous la loi que Dieu lui-même a données aux hommes, tout en livrant le monde à leurs disputes. C'est-là le christianisme, monsieur, c'est la philosophie et la pratique chrétiennes." Und an Mad. Lenormant (3. Novbr. 1853): „En fait de soumission à Dieu, j'ose croire qu'il n'y en a point de plus entière que la mienne. Elle a été mise à l'épreuve. J'ai été bien frappé, au fond de l'esprit comme du cœur, dans la vie privée et dans la vie publique. Jamais un murmure ne s'est élevé, je ne dis pas sur mes lèvres, mais dans mon âme. J'ai tout accepté, non seulement sans rébellion intérieure, mais avec confiance. Les voies de Dieu ne sont pas nos voies dans notre destinée personnelle, comme dans celle du monde; je ne sais ni le motif ni le but des voies de Dieu, mais je crois en Dieu; et la foi, c'est la confiance dans la soumission."

Am interessantesten sind vielleicht die Briefe, in denen sich Guizot direkt mit Politik beschäftigt. Verfolgt man nur sie, so kann man das Werden des Fachmannes, das Sichbilden des Talents beobachten. Gleichviel, ob wir ihm als Kandidaten oder berufenen Volksvertreter, als Minister oder Kritiker, als unbeteiligten Zuschauer oder geschäftigen Agitator begegnen: überall finden wir in Guizot den geborenen Staatsmann, den fertigen Politiker, der ruhig und sicher, beobachtend und berechnend sein Ziel fest im Auge behält. Schmiegsam als Minister, selbstbewufst als Abgeordneter, weitblickend als Zuschauer!

Gestattete es der Raum und die Tendenz dieser Anzeige, so führten wir gern einige Briefe an aus der Sturmperiode von 1847—1852. Langsam sieht Guizot das Wetter heranziehen, mit ziemlicher Sicherheit stellt er seine Prognostika. Ohne Scheu und Rückhalt spricht er sich gegen seine Freunde und Gesinnungsgenossen über den „neuen Kaiser" aus, mit dem er sich übrigens später auf guten Fufs zu stellen wufste. In der Entscheidungszeit (1870—71) unterzieht er auch die deutschen Verhältnisse — auf die er schon in seinem Briefe aus Ems an Mistress Austin vom 5. August 1850 zu sprechen kommt — einer eingehenden Beurteilung. Im November 1870 hofft er noch auf eine gute Wendung für sein Vaterland.

Lausanne. Otto Wendt.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

G. Körting, Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie. Teil II: Die Encyklopädie der romanischen Gesamtphilologie. (Heilbronn, Henninger.) 7 Mk.
O. Gerber, Die Sprache und das Erkennen. (Berlin, Gärtner.) 8 Mk.
F. Heger, Sprache. Gebärdensprache. (Progr. der Realschule zu Wien.)
Arno Grimm, Über die baskische Sprache und Sprachforschung. (Breslau, Hirt.) 2 Mk.
A. Goerth, Einführung in das Studium der Dichtkunst. II. Bd.: Das Studium der dramatischen Kunst. (Leipzig, Klinkhardt.) 6 Mk.
A. Gerber, Die Sprache als Kunst. 2. Aufl. (Berlin, Gärtner.) 1. Lfrg. 2 Mk.

Grammatik.

H. Rötteken, Der zusammengesetzte Satz bei Berthold von Regensburg. (Strafsburg, Trübner.) 2 Mk. 50 Pf.
H. Harth, Die Qualität der reinen Vokale im Neufranzösischen. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 50 Pf.
E. Engel, Über den Gebrauch der Präpositionen bei Joinville. (Progr. der höheren Bürgerschule in Heidelberg.)
G. H. Webster, A grammar of new English, beginning with the age of Elizabeth. Pittsburgh.
E. Bourciez, Origines et formations de l'ancien français. Première leçon du cours complémentaire de langue française à la Faculté des lettres de Bordeaux. (Bordeaux, Gounouilhou.) 1 fr.
L. Wespy, Die historische Entwickelung der Inversion des Subjekts im Französischen. (Oppeln, Franck.) 2 Mk.
Th. Meyer, Die provençalische Gestaltung der mit dem Perfektstamm gebildeten Tempora des Lateinischen. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 80 Pf.
M. Hüllen, Über den Vokalismus des sicilianischen Dialekts. (Diss. Bonn.)
M. Zschalig, Die Verslehren von Fabri, Du Pont und Sibilet. (Leipzig, Frohberg.) 1 Mk. 50 Pf.
M. Mussafia, Della prosodie francese. (Progr. d. Realgymn. in Triest.)
D. Zatelli, De l'emploi de la négation en français et en italien. (Progr. des Gymn. in Rovereto.) 1 Mk.

Lexikographie.

D. Sanders, Verdeutschungswörterbuch. (Leipzig, Wigand.) 5 Mk.
F. Khull, Beiträge zum mittelhochdeutschen Wörterbuche. (Graz, Selbstverlag des Verf.)

P. Andreef, Dictionnaire technologique français-russe-allemand-anglais, contenant les termes techniques employés dans l'industrie, les sciences appliquées, les arts et métiers. 1. Bd. (12 Lfrgn.) (Petersburg, Zinserling.) 25 Mk.
E. Deseille, Glossaire du patois des matelots Boulonnais. (Paris, Picard.)
J. Moers, Die Form- und Begriffsveränderungen der franz. Fremdwörter im Deutschen. (Progr. Bonn.) 1 Mk.
Delinotte, Dictionnaire des synonymes français. (Paris, Nilfsen.) 7 fr. 50 c.

Litteratur.

Wolfram von Eschenbach, Parzival, in neuer Übersetzung für alle Freunde deutscher Dichtung. (Berlin, Friedberg & Mode.) 3 Mk.
Hartmanns armer Heinrich. Mit Anmerkungen von W. Wackernagel hrsgb. von W. Toischer. (Basel, Schwabe.)
R. Froning, Zur Geschichte und Beurteilung der geistlichen Spiele des Mittelalters. (Frankfurt a. M., Jügel.) 75 Pf.
R. Schneider, Die namenlosen Lieder aus Minnesangs Frühling, erläutert und ins Neuhochdeutsche übertragen. (Berlin, Friedberg & Mode.) 60 Pf.
H. Kauffmann, Über Hartmanns Lyrik. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 50 Pf.
H. Hallwich, Gestalten aus Wallensteins Lager. (Leipzig, Duncker.) 3 Mk.
P. Th. Falck, Friederike Brion von Sesenheim. Eine chronologisch bearbeitete Biographie nach neuem Material aus dem Lenz-Nachlasse. (Berlin, Kamlah.) 4 Mk.
M. Rödiger, Kritische Bemerkungen zu den Nibelungen. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 40 Pf.
M. Schwarze, Die Frau in dem Nibelungenliede und der Kudrun. (Diss. Halle.)
G. Krause, Friedrich der Grofse und die deutsche Poesie. (Halle, Waisenhaus.) 2 Mk.
W. Eigenbrodt, Hagedorn und die Erzählung in Reimversen. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 40 Pf.
F. Überweg, Schiller als Historiker und Philosoph. Hrsgb. v. M. Brasch. (Leipzig, Reifsner.) 8 Mk.
Kritische und nichtkritische Versuche: Egmont, Die göttliche Komödie, Faust. (Danzig, Axt.) 1 Mk. 20 Pf.
O. Lücke, Goethe und Homer. (Progr. d. Gymn. zu Ilfeld.)
E. Mauerhof, Zur Idee des Faust. (Leipzig, Wigand.) 2 Mk.
J. Schmidt, Schiller und Rousseau. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge. (Berlin, Habel.)
K. Rieger, Zu Goethes Gedichten. (Progr. des Joseph-Gymn. in Wien.)
H. Welli, Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung. (Leipzig, Veit.) 5 Mk. 40 Pf.
A. Schüll, Gesammelte Aufsätze zur klassischen Litteratur alter und neuerer Zeit. (Berlin, Hertz.) 7 Mk.
J. Vising, Sur la versification anglo-normande. (Upsala, Almqvist & Wiksell.) 1 Mk. 75 Pf.
L. Römer, Die volkstümlichen Dichtungsarten der altprovençalischen Lyrik. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 50 Pf.
L. Müller, Das Rondel in den franz. Mirakelspielen und Mysterien des 15. und 16. Jahrhunderts. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 60 Pf.
A. Keller, Die Sprache des Ven. Roland. (Diss. Strafsburg.)
G. Raynaud, Bibliographie des chansonniers du XIIIe et XIVe siècles. Comprenant la description de tous les mss., la table des chansons classées par ordre alphabétique de rimes et de la liste des trouvères. 2 vols. (Paris, Vieweg.) 15 fr.
O. Börner, Raoul de Houdenc. Eine stilistische Untersuchung über seine

Werke und seine Identität mit dem Verf. des Messire Gauvain. (Leipzig, Dissert.)

Di Saint Pierre, B. Raoul de Cambrai. Chanson de geste. In den Akten der Turiner Akad. d. Wissenschaft.

L. Arreat, La morale dans le roman. L'épopée et le roman. (Paris, Alcan.) 2 fr. 50 c.

S. Berger, La Bible française au moyen-âge. Étude sur les plus anciennes versions de la Bible écrites en prose de langue d'oïl. (Paris, Champion.)

J. Brauns, Über die Quelle und Entwickelung des altfranzösischen Cançun de saint Alexis. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 1 Mk. 80 Pf.

Le roman de Renart, publié par E. Martin. 2 vol. 2 partie du texte: Les branches additionnelles. (Strafsburg, Trübner.) 8 Mk.

H. Herzog, Die beiden Sagenkreise von Flore und Blancheflor. Eine litterarische Studie. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 50 Pf.

Rustebuefs Gedichte. Nach den Handschriften der Pariser National-Bibl. hrsgb. von A. Krefsner. (Wolfenbüttel, Zwifsler.) 10 Mk.

E. Vaudin, Gérard de Roussillon. Histoire et légendes. (Paris, Champion.) 3 fr. 50 c.

E. Penning, Ducis als Nachahmer Shakespeares. (Progr. der Realschule zu Bremen.)

A. Rebhann, Einflufs der französ. Litteratur auf die grofse Revolution Frankreichs im 18. Jahrh. (Progr. des Ober-Gymn. zu Brüx.) 1 Mk.

A. Ricard, Monographie sur le Gil Blas de Le Sage. (Progr. der Handelsschule zu Prag.)

J. Hagmann, Über Voltaires „Essai sur les mœurs". (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 50 Pf.

E. Le Hericher, Littérature populaire de Normandie. (Paris, Maisonneuve.) 5 fr.

V. Fournel, De Malherbe à Bossuet. Études littéraires et morales sur le XVIIe siècle. (Paris, Didot.) 3 fr.

H. Merbach, Das Meer in der Dichtung der Angelsachsen. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

R. Fricke, Die Robin-Hood-Balladen. (Strafsburg, Diss.)

B. ten Brink, Chaucers Sprache u. Verskunst. (Leipzig, Weigel.) 5 Mk.

E. Köppel, Lydgate's Story of Thebes. Eine Quellenuntersuchung. (München, Oldenbourg.) 1 Mk. 50 Pf.

S. Stapfer, Shakespeare et l'antiquité. (Paris, Fischbacher.)

A. S. G. Canning, Thoughts on Shakespeare's historical plays. (London, Allen.) 12 sh.

Feis, Shakespeare and Montaigne. (London, Paul & Trench.) 8 sh.

E. Hermann, Ergänzungen und Berichtigungen der hergebrachten Shakespeare-Biographie. (Erlangen, Deichert.) 5 Mk.

L. Arrigoni, Souvenir de Pétrarque. (Milan.)

C. M. Sauer, Geschichte der italienischen Litteratur, von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. (Leipzig, Friedrich.) 10 Mk. 50 Pf.

L. de Camoens' sämtliche Gedichte, deutsch von Wilh. Storck. 6. Bd. (Paderborn, Schöningh.) 5 Mk. kompl. 25 Mk.

A. Reinholdt, Geschichte der russischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. In 10 Lfrgn. I. Lfrg. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk.

H. v. Paucker, Das Lied von der Heerfahrt Igors Fürsten von Seversk. Aus dem Altrussischen übersetzt. (Berlin, Deubner.) 1 Mk. 20 Pf.

Hilfsbücher.

J. Wagner, Musterbeispiele zu deutschen Aufsätzen für Volkspräparanden und Fortbildungsschulen. 2 Bändchen. (Langensalza, Schulbuchhandlung.) à 90 Pf.

A. Wentzel, Themen aus den verschiedenen Gebieten der Pädagogik, nebst Dispositionen und Winken zu ihrer weiteren Ausführung, für Lehrer. (Langensalza, Schulbuchhdlg.) 80 Pf.

F. W. Bürgel und P. Wimmers, Die deutsche Lektüre in Lehrerbildungsanstalten. Litteraturkunde und Methodik. 3. Jahr: Die Arten der dramatischen Poesie. Das Epos. Abschlufs des Lehrstoffs. Nebst einer Karte zu Schillers Tell. (Aachen, Barth) 1 Mk. 30 Pf.

J. E. Haselmayer, Neue deutsche Aufsätze und Aufsatzpläne für höhere Kurse der Mittelschulen. (Würzburg, Staudinger.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Spelthahn, Die französische Aussprache. (München, Seitz.) 50 Pf.

K. Städler, Französische Grammatik für höhere Mädchenschulen. I. (Kassel, Kay.) 2 Mk. 50 Pf.

K. Städler, Methodik des grammatischen Unterrichts in Mädchenschulen. (Kassel, Kay.)

A. E. Beauvais, Grofse deutsch-französische Phraseologie. (20. bis 30.) Schlufs-Lfrg. (Wolfenbüttel, Zwifsler.) à 50 Pf.

Corneilles Polyeucte, erklärt für obere Klassen von K. Brunnemann. (Wolfenbüttel, Zwifsler.) 90 Pf.

Victor Hugo, Eine chronologisch geordnete Auswahl seiner Gedichte, mit Einleitung und Anmerkungen zum Gebrauch in oberen Klassen. In drei Heften hrsgb. v. A. M. Hartmann. (Leipzig, Teubner.) à 1 Mk. 50 Pf.

Thiers, Expédition de Bonaparte en Égypte. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Foth. (Leipzig, Renger.) 1 Mk. 40 Pf.

Michaud, Influences et résultats des croisades. Für den Schulgebrauch erklärt von F. Hummel. (Leipzig, Renger.) 1 Mk. 15 Pf.

Voltaire, Mahomet, erklärt v. K. Sachs. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 60 Pf.

L. Herrig, The British classical authors. Select specimens of the national literature of England and America with biographical sketches and a historical outline of English literature. 56th ed. (Braunschweig, Westermann.) 4 Mk. 50 Pf.

Merope. Tragedia di Scipione Maffei. Mit Anmerkungen und Wörterverzeichnis von K. Goldbeck. (Berlin, Simion.) 50 Pf.

Maly-Motta, Italienische Grammatik. II. Kursus: Syntax, Stilistik und Poesie in ital. Sprache. (München, Lindauer.) 2 Mk. 80 Pf.

S. v. Manstein, Handbuch der russischen Sprache. Grammatische Übersicht. Text und phonetische Transskription. Glossar. (Leipzig, Brockhaus.) 4 Mk. 50 Pf.

Der Lucidaire Gilleberts.*

Von

Dr. P. Eberhardt.

Der Lucidaire ist in fünf Handschriften vorhanden:

Handschrift A in Paris, Bibl. de l'Arsenal, BLF 283 (neu 3516). Nach Le Roux de Lincys Beschreibung in der Einleitung seines Roman de sept sages S. XL wurde dieses Manuskript im Jahre 1268 vollendet (vergl. ferner Z.F.R.P. II, 438 und Herrigs Archiv Bd. LXVIII, S. 319). Unser Text ist in dem auf Bl. 1 befindlichen Inhaltsverzeichnis unter dem Titel „De Lucidaire“ und als auf Bl. 148 beginnend angeführt. Jedes Blatt hat auf jeder Seite vier Spalten zu je fünfzig Zeilen. Das Gedicht enthält hier 4142 Verse. Glücklicherweise war der Lucidaire nicht mit Miniaturen versehen, durch deren Ausschnitt er wie andere Stücke dieser Handschrift arg verstümmelt worden wäre.

Handschrift B in Paris, Bibl. nat., franç. 1807, Bl. 178r bis 207v.

Handschrift C in Paris, Bibl. nat., franç. 25427 ist unvollständig.

Handschrift D in Florenz, Laurenziana, Coventi soppressi 99, ein Bruchstück von 1600 Versen, wovon G. Paris und Alphonse

* Meine am 26. Juni 1884 bei der philosophischen Fakultät in Halle eingereichte Arbeit sollte bereits gedruckt werden, als mir eine Leipziger Dissertation von Hugo Schladebach: „Das Elucidarium des Honorius Augustodunensis und der französische metrische Lucidaire des 13. Jahrhunderts von Gillebert de Cambray“ zu Gesicht kam, auf die ich nachträglich an einzelnen Stellen Rücksicht nehme. Die Schladebachschen Bezeichnungen der Handschriften und Verse habe ich bei jeder Bezugnahme zum besseren Verständnis in Klammer ( ) hinter den meinigen angegeben.

Bos in der Einleitung zu der Vie de St. Gilles par Guillaume de Berneville, Paris 1881, p. XIII, die 26 Eingangs- und 4 Schlufsverse abgedruckt hat.

Die Handschriften B, C, D, sowie eine vierte zu Ashburnhamplace, Barrois 171, führt P. Meyer, der sie in das 13. Jahrhundert versetzt, in der Romania VIII, 327, Anm. 1 an.

Handschrift E in Cambridge, Corpus Christi College Nr. 405 behandelt auf Bl. 425 unter der Überschrift „Hic incipit de Antichristo“ das Erscheinen des Antichrists, welcher Passus dem Lucidaire v. 1108 ff. entnommen ist. Die Kenntnis dieser Handschrift, sowie die Übermittelung der vier ersten Verse verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Dr. Stürzinger. Sie lauten:

Meistre, beneït seies tu,
ben me as de tut rendu.
Mes de Antechrist demandasse
mout volenters si je osasse.

Unser Lucidaire ist in Achtsilblern gedichtet und beruht auf dem dritten Buche des Elucidarius des Honorius von Augustodunum (Ausgabe Sancti Anselmi Cantuariensis Opera ed. Gerberon). Er ist wie der lateinische Text in der beliebten Form von Frage und Antwort verfafst. Mehrere französische Übersetzungen in Prosa aus dem 13. Jahrhundert sprechen für die damalige Beliebtheit dieses Stoffes. Über Nachbildungen in der französischen Litteratur vergleiche man Z. F. R. P. I, 91, wo Suchier nachweist, dafs der Sermo de sapientia in W. Foersters Dialoges Gregoire lo Pape S. 283—298 auf die ersten siebzehn Kapitel des ersten Buches des Elucidarius zurückgeht, ferner P. Meyer, Romania I, 421 und Ed. Stengel, Mitteilungen aus Handschriften der Turiner Bibliothek S. 40.

In Versen haben wir noch eine Bearbeitung des Elucidarius in dem ersten Buche der Lumiere as Lais von Peter von Peckham, von deren Anfang und Schlufs P. Meyer in der Romania VIII, 328 einen Abdruck giebt. Peter benutzte den Elucidarius nur für das erste Buch seines Werkes, und nahm, da jener seiner Ansicht nach in verschiedenen Punkten Irrtümer enthielt, seine Zuflucht zu anderen Quellen. Im Prolog seiner Lumiere sagt er v. 583—588:

„Le primer liver en acun endreit
Est de Lucidarie estreit,
Mes pus jo me percevoie
Ke mespriz en poinz, ne vuloie
Plus de cel liver treiter,
Enz comensai en autres estudier.“

Diese Aussage bestätigt sich vollkommen. Denn obwohl das sechste Buch der Lumiere as Lais (Old Royal 15 D II, Bl. 88r) überschrieben ist „*Ici comence le sime livre ke est del jour de jugement e des peines de enfern e des joies du ciel*“, also ähnlich wie unser Text, und die Überschriften vieler Kapitel auf denselben Inhalt wie im Lucidaire schliefsen lassen, wie Bl. 88r „*En quel vertu leverunt de nut ou de jour,*“ Bl. 88v „*Le quel vendra nostre seignur, Si tuz serrunt de une estature, quant leverunt de mort en vie,*“ etc., so zeigt doch eine nähere Einsicht in den Inhalt dieses Buches, dafs der Schüler wohl im allgemeinen dieselben Fragen stellt wie im Elucidarius, wenn auch in ganz anderer Reihenfolge, der Lehrer aber den Stoff zur Beantwortung derselben anderen Quellen entlehnt hat. Einmal beruft er sich auf den heiligen Ambrosius, sehr oft auf den heiligen Augustin und Gregorius. Den Dialogen des letzteren hat er den ganzen Passus vom Fegefeuer entnommen. Denn in dem Kapitel „Ou purgatoire put estre“ (Bl. 91r) sagt Peter:

„Dunt une partie vus dirai
de ces countes, si cum jeo sai,
que sunt verreis e esprovez,
cum seint Gregoire l'ad recitez
en un livere que est nomé
‚Dyaloge‘ saunz fauseté.“

Bei der Herstellung des Textes standen mir nur die Handschriften A, B, C vollständig zu Gebote. Ich liefs mich bei der Herstellung eines kritischen Textes, die ich zu meiner Orientierung vorgenommen habe, von dem Grundsatz leiten, alles, was in einer Handschrift überliefert ist, in denselben aufzunehmen. Jedes Plus der einen Handschrift im Verhältnis zu den übrigen ist in eckige Klammer [ ] gesetzt und, wenn aus B, mit [b], und wenn aus C entnommen, mit [c] bezeichnet.

Daher halte ich es auch für geraten, eine Tabelle aller Lücken der drei Handschriften aufzustellen, die zeigt, welche

Stellen B oder C ausschliefslich angehören, ferner eine Übersicht gewährt, wie die Handschriften sich gegenseitig ergänzen, und endlich auch wichtige Anhaltspunkte für die Klassifikation der Handschriften giebt.

In den Varianten ist die richtige Lesart immer vorausgeschickt und mit L bezeichnet, wenn Übereinstimmung mit dem lateinischen Texte stattfand.

In der Tabelle wird das Vorhandensein einer Stelle in einer der drei Handschriften durch das Plus-, das Fehlen durch das Minuszeichen ausgedrückt. Mit U sind alle Übergänge bezeichnet und mit L alle Stellen, die nur in B, C, nicht aber in A vorhanden und auf den lateinischen Text gestützt, also ursprünglich sind.

		A	B	C			A	B	C
49—54		—	+	+	660—1		—	—	+
79—80		—	+	+	674		—	+	+
243—5		+	—	+	675		—	—	+
246—55	U	+	—	—	676		+	+	—
270—1	L	—	+	+	677		+	—	—
280—1		+	—	+	735		+	—	+
314—5	U	+	—	—	746—9		+	—	—
336—7	U	+	—	—	752—3		—	—	+
342—3		—	—	+	766—7		+	+	—
348—9	U	+	—	—	768—9	U	+	—	—
358—9		+	+	—	770—1		+	+	—
362—3		+	+	—	772—3		+	—	+
365		+	—	+	776—7		+	—	—
467		+	—	+	800—1	U	+	—	—
410—3	L	—	+	+	807		+	—	—
414—5	U	+	+	—	824—5		+	+	—
420—1	L	—	+	+	855		+	+	—
423		+	—	+	860—1	U	+	—	—
428—9	U	+	—	—	870—1		+	+	—
445		+	—	+	896—911		+	—	+
446—7		—	+	—	914—5	U	+	—	—
448		+	—	+	916—7		+	—	+
508—9		+	—	—	920—1		+	—	+
525—6		—	+	+	922-3		+	—	—
613		+	—	+	932—3		+	+	—
622—3		—	+	—	938—9		+	+	—
625		+	—	—	960—1		+	+	—
630—1	U	+	—	—	964—5		—	+	—
636—7		+	+	—	968—9	L	—	+	+
612—3	U	+	—	—	978—9	U	+	—	—
646—9	U	+	—	—	986—9		+	—	—
658—9		+	—	+	993		+	—	+

		A	B	C			A	B	C
998—9		+	+	—	1758—9		+	—	—
1002—3		+	+	—	1760—1		—	+	+
1017		+	—	+	1762—7	U	+	—	—
1022—5	U	+	—	—	1769—70		+	—	—
1030—1		—	—	+	1776		+	—	+
1100—1		+	+	—	1822—3		—	+	+
1106—7	U	+	—	—	1828—31	U	+	—	—
1125		—	+	—	1834—5		+	—	—
1127		—	+	—	1862—3	U	+	—	—
1128—9		—	+	+	1864—5		+	+	—
1136—7		—	+	—	1868—9		+	—	+
1154—5		—	+	+	1874—7		+	+	—
1156—7		—	+	—	1890—1	U	+	—	—
1172		+	+	—	1894—5	U	+	—	—
1173		—	+	—	1896—7		+	+	—
1175		—	+	—	1898—9		—	+	—
1180—90		+	—	+	1905—6		+	—	+
1192—3		—	+	+	1908—13	U	+	—	—
1198—1201		—	+	+	1915		+	—	+
1260—1		—	+	+	1935		+	+	—
1262—7		+	—	—	1937		+	+	—
1274—5		—	+	+	1946—9		+	—	—
1296—7		—	+	+	1953		+	—	+
1300—1		+	—	—	1968—9		+	—	+
1337		—	+	—	1970—1	U	+	—	—
1339		—	+	—	2014—5		+	—	+
1356—7		+	—	—	2032—3	U	+	—	—
1380—1		+	—	+	2040—1	U	+	—	—
1390—1		—	+	+	2067		—	+	+
1436—9		—	+	+	2068		—	+	—
1470—1		+	—	+	2070—3		+	+	—
1517—8		—	+	+	2078—9	L	—	+	+
1541—7		+	+	—	2082—3	L	—	+	+
1548—9		—	+	+	2084—5	U	+	—	—
1552—3		—	+	+	2096—7		+	+	—
1576—81	U	+	—	—	2108—9	U	+	—	—
1563a—b		—	—	+	2114—5		+	—	+
1576—81		+	—	—	2158—61	L	—	+	+
1594—1623	L	—	+	+	2162—3		+	—	—
1624—5		—	+	—	2170—1	U	+	—	—
1626—31	L	—	+	+	2186—7		+	—	+
1632—3		—	+	—	2198—9		—	—	+
1634—61	L	—	+	+	2204—5	U	+	—	—
1660—7		+	—	—	2208—9		+	—	+
1679		+	—	—	2223		—	+	+
1682		+	—	—	2225		—	+	+
1688—9	U	+	—	—	2230—1		+	+	—
1695		+	—	+	2234—7	U	+	—	—
1698—9		+	—	+	2245		+	—	+
1703		+	+	—	2248		+	+	—
1710—1		—	+	+	2318—9		+	—	+
1726—7	U	+	—	—	2328		+	—	—
1730—1	U	+	—	—	2331		+	—	—

		A	B	C			A	B	C
2346—51		+	+	—	3301—2	U	+	—	—
2354—5	L	—	+	+	3381—4	U	+	—	—
2358—61		—	+	+	3389—90		—	+	+
2362—5	U	+	—	—	3403—10	U	+	—	—
2368—9	U	+	—	—	3504		+	+	—
2386—7		—	+	+	3533—4	L	—	+	+
2394—5		—	+	+	3573—4		+	—	+
2424—5	L	—	+	+	3577—8		+	—	—
2426—7		+	—	+	3595—8		—	+	—
2430—1		+	—	—	3638—9		+	+	—
2432—43	L	—	+	+	3640—1		+	—	—
2450—1	U	+	—	—	3642—3		+	+	—
2458—61	U	+	—	—	3644—51	U	+	—	—
2480—1	L	—	+	+	3655—6		+	+	—
2498—9		+	—	—	3688—9		—	—	+
2537—8		+	+	—	3694—5	U	+	—	—
2557—8		+	—	+	3698—703		+	+	—
2582		+	+	—	3705		+	—	+
2625—6		+	+	—	3718—23		+	+	—
2643—4		+	—	—	3730—1		+	—	—
2653		+	—	+	3738—45	U	+	—	—
2657—60		+	—	—	3751		+	+	—
2681—2		+	+	—	3753		+	+	—
2685—7		+	+	—	3758—9	U	+	—	—
2705—6		—	+	+	3766—9	L	—	+	+
2717—8		+	+	—	3788—91		+	—	+
2733—4		+	—	+	3796—7		+	+	—
2801—4		+	+	—	3812—3	U	+	—	—
2833—6		+	—	—	3820—1	U	+	—	—
2863—4		+	—	—	3832—3	U	+	—	—
2879—80		+	—	+	3851		+	—	+
2907—8		—	—	+	3852—5	U	+	—	—
2925—8	U	+	—	—	3864—88		+	+	—
2935—6	U	+	—	—	3892—3	U	+	—	—
2945—6	U	+	—	—	3900—1	U	+	—	—
2957		+	—	—	3916—7		+	+	—
2967—8		+	+	—	3924—5		+	+	—
2995—6		+	—	—	3930—1		+	—	—
3049—54	U	+	—	—	3956—7		—	—	+
3063—4	U	+	—	—	3962—3	L	—	+	+
3071—4	U	+	—	—	3966—7	L	—	+	+
3079		+	—	+	3970—3		+	—	—
3080—5		+	—	—	3980—1	U	+	—	—
3099—100		+	—	—	3990—1		+	—	+
3153—4		+	+	—	3996—7		—	—	+
3157—60		+	—	+	4048—9		—	—	+
3169—72	U	+	—	—	4054—70		+	+	—
3225—6		+	—	—	4071—6		+	—	—
3233—6	U	+	—	—	4077—99		+	+	—
3247—8		+	—	+	4100—3		+	—	—
3249—50		+	—	—	4104—9		+	+	—
3267—8	U	+	—	—	4110—3	U	+	—	—
3297—8	U	+	—	—	4118—9		+	—	+

		A	B	C			A	B	C
4120-5	U	+	—	—	4186—95		+	—	+
4130-1		+	—	—	4206—13		+	—	+
4134—5		+	+	—	4216—23		+	—	+
4142—5		+	—	+	4224—5	U	+	—	—
4152—9		+	—	—	4236-9		+	—	Explicit
4160-2		+	—	+	4246—7		+	—	
4163		+	—	—	4276—7		+	—	
4165		+	+	—	4302—5		+	—	
4170-3		+	—	+	4308—9		+	—	
4176—9		+	—	+	4328—9		+	—	
4184		+	—	+	4352—9		+	—	
4185		+	—	—					

Klassifikation der Handschriften.

Da B und C neben gemeinsamen Lücken auf den lateinischen Text zurückgehende Partien gemeinschaftlich aufweisen, die A nicht kennt, so können sie nicht aus A geflossen sein.* Wohl aber könnte man bei dem auffälligen Zusammengehen von B, C das unvollständige C für einen Auszug aus dem umfangreicheren B halten. Doch dagegen sprechen folgende, wenn auch zum Teil entbehrliche, aber sich nicht in B findende Stellen: v. 342—3, 660—1, 752—3, 1030—1, 1563a—b, 2198—9, 2907—8, 3956—7, 3996—7. Doch auf L ist folgende gestützt:

Wie die klare und frische Quelle den ermüdeten Landmann erquickt, „ita," fährt Honorius Kap. XX, A fort, „delectabilis favus de ore tuo distillans meam refocillat animam," und der französische Dichter v. 3687—9:

„si as tu m'ame saolee
et replenie et abevree
de bon miel a tote la ree
dont ta bouche est asavouree,"

wovon v. 3688—9 nur C angehören, vergl. Schl. S. 35. Daraus folgt, dafs C wenigstens nicht ganz aus B geflossen sein kann.

Doch eine genauere Vergleichung von A, B, C und D, soweit letzteres von G. Paris abgedruckt ist, unter sich und mit dem lateinischen Texte führt zu dem überraschenden Resultat,

* B und C stimmen zu L, während A den Text entstellt hat: v. 460—5, 666, 715, 780, 781, 812, 863, 870, 918, 1060, 2000, 2124, 2264, 2321, 2482, 2486, 2981, 3428, 3587, 3902.

dafs zunächst A, C gegen B eine Gruppe bilden. Denn es findet sich in A, C zunächst ein gemeinschaftlicher Fehler, der sich durch den Sinn als solcher beweisen läfst und durch B korrigiert wird. Es ist folgender:

Als v. 3503 die Vergnügen des Salomon denen der Guten gegenübergestellt werden, lesen A, C: et **des** delices Salemon, B aber richtig: et **les** delices Salemon werden gegen die der Seligen nur Elend sein.

Bestätigt wird unsere Vermutung, A, C eine Gruppe gegen B, durch folgende Stellen, wo B und L den Handschriften A, C als Korrektiv dienen:

1) v. 438: Genau wie L verlegt B die obere Hölle ou plus **bas** leu, aber A, C el plus **haut** lieu que la terre a. Im Elucidarius heifst es Kap. IV, C: Duo sunt inferni, superior, et inferior. Superior **infima** pars hujus mundi, quae plena est poenis.

2) v. 3453: Die Schnelligkeit der Gerechten schildernd, sagt der Dichter, dafs sie im Augenblick auf und nieder steigen. Dasselbe thun die Engel. Dem letzten Satze entspricht in

B et li angle **dieu ainsint** font,
A et li angele **devisey** sont,
C et li angle **devise** lont.

Der Elucidarius liest Kap. XVIII, D: Hoc etenim angeli facere possunt.

Das Resultat unserer bisherigen Untersuchung ist nun kurz folgendes: A, C gehören wegen gemeinschaftlicher Fehler zusammen, doch ist C nicht aus A geflossen. Wir müssen daher annehmen, dafs A, C auf eine gemeinsame Quelle x zurückgehen. Doch dafs C nicht nur aus x geflossen ist und noch nähere Beziehungen zwischen B und C bestehen, beweisen folgende auf L zurückgehende, sich nur in A findende, also B, C gemeinschaftlich fehlende Stellen:

a) L Kap. VII, C: Illorum etiam orare, est cruciatus corporis vel bene gesta pro Christo, deo repraesentare.

v. 920—3: Et ses encor qu'est lor orer
le bienfait a deu demostrer
de lor cors le cruciëment
k'il sofrirent et le torment.

Streng genommen gehört dieser Fall nicht hierher, weil C für v. 920—1 liest:

Ses encore quel sont leur veu
lor bien qu'il depriënt a deu,

sei aber doch erwähnt wegen der in B, C fehlenden Verse 922—3.

b) L Kap. VIII, A: Quae autem in poenis sunt, non apparent, nisi ab angelis permittantur .... etc.

v. 986—9: Mais celes qui en travail sont,
ja nule fois ne s'aparont,
se li angle ne lor otroient
qui par conduit les i envoient.

c) L Kap. X, E: Nequaquam, sed diabolus ejus maleficiis corpus alicujus (V* alicujus damnati) intrabit, et illud apportabit, et in illo loquetur.

v. 1262—6: Et la ou trovera les mors
fera diable entrer el cors
par art et par encantement,
dont saudront sus isnelement,
parler les fera a la gent.

d) L Kap. XX, B: Quod enim quisque in se non habuerit, in altero habebit.

v. 3930—1: Ce que li uns en soi n'avra,
en son proisme le portera.

e) L Kap. XXI, C: Sicut isti immensa voluptate deliciabuntur, ita illi immensa miseria amaricabuntur.

v. 4152—5: Si con cels se deliteront
es grans delices qu'il aront,
si seront cels en amertume
et en misere par costume.

f) L Kap. XXI, C: Sicut isti egregia sanitate vigebunt, ita illi infinita infirmitate deficient.

v. 4156—9: Si con ces grant santé aront
ki puis enferté ne criendront,
isi seront cil soffissant
de male enferté et de grant.

* V = Variante.

Der letzte Fall gehört eigentlich auch nicht hierher, da C für v. 4158—9 liest:

ensi erent cil defaillant
et de male enfreté pesant,

doch fehlen C v. 4156—7.

Diese Erscheinungen sind keinem bloſsen Zufall zuzuschreiben. Denn es wäre sonderbar, wenn B, C, ganz unabhängig voneinander, in sechs Fällen dieselben auf L gestützten Partien ausliefsen. Es müssen daher nähere Beziehungen zwischen B und C existieren.

Allen Anforderungen genügt nun die Annahme, daſs C unter der Benutzung von B und x entstanden ist.

An ihre Vorlage traten die Schreiber von A und C bearbeitend heran, änderten, fügten hinzu oder lieſsen aus, je nach ihrem Geschmack.

Wie frei der Schreiber von A verfuhr, mögen folgende Stellen zeigen:

1) Nach der Schilderung der unteren Hölle heiſst es in L Kap. IV, C: Ut sicut corpora peccantium terra cooperiuntur, ita animae peccantium sub terra in inferno sepeliuntur. Dem schlieſsen sich B, C genau an, wenn sie lesen:

Car si con li cors est enfrez
et est de terre acouvetez,
si ont les ames sepulture
soz terre en l'infernal ardure.

Dagegen A v. 460—5:

Quant l'ame est partie del cors
se il estoit mangiés de pors
ou il fust en poldre ventés,
ja ne seroit si tormentés
que l'ame n'eüst sepouture
sos terre en l'infernal ardure.

2) Als Grund der vierten Qual der Bösen giebt L Kap. IV, A an: Qui autem hic foetore luxuriae dulciter delectabantur, juste ibi foetore putrido (V et putredine) atrociter cruciantur.

Ebenso B, C:

Aprés, por ce que en vieuté
de luxure sont enorté,

trop doucement si deliterent,
come bestes si saoulerent;
par droit la puor infernal
seufrent cil sanz fin et le mal.

Dagegen vergl. A v. 680—95:

Aprés, por ce c'onques nul jor
n'orent vers dameldeu amor,
ne vers les povres en bienfais,
ne envers les mesiax des fais,
ne ne lor voldrent riens doner,
quant lor venoient demander
lor almosnes par charité,
et por le roi de majesté,
ains lor puoient si forment
qu'il nes aperchoient noient
ne nes pooient endurer,
por ce lor covient sans douter
soffrir icele grant puor
qui en infer est nuit et jor
dont il ne seront ja osté,
si con nos dist l'autorité.

Dieses Verhalten unseres Schreibers zu seiner Vorlage giebt denn auch Berechtigung zu der Vermutung, die in der Tabelle mit U bezeichneten Übergänge für sein Produkt zu halten, denn ohne dieselben schreitet die Erzählung wie in B und C schneller fort und gewinnt die Sprache an Kraft. Ganz gegen die Gewandtheit der Sprache unseres Dichters und daher auch in B und C nicht vorhanden sind mehrfache, fast wörtliche Wiederholungen, wie:

1) v. 648—9, 766—7, 1730—1:

Li maistres lors li respondi:
„Amis," fait il, „entent a mi!"

2) v. 914—5, 2032—3:

Volontiers amis le dirai
ke ja ne vos en mentirai.

3) v. 1726—7, 1908—9:

„Maistres," dist il, „par vo comant
encor voil demander avant."

4) v. 2935—6, 3820—1, 4246—7:

Aprés li a li maistre dit:
„Amis, enten moi un petit!"

5) v. 3049—50, 3063—4, 3612—3:

Li disciples li respondi:
„Maistre, je l'ai mout bien oï!"

6) v. 3232—3, 3407—8, 3648—9:

Li maistres dist: „Amis, enten
et si retien et si apren!"

Dem Schreiber von A sind auch die letzten acht, B fehlenden Verse zuzuschreiben, wo er, „qui che escrit", Gott bittet, ihm Verstand zu geben, so zu handeln, dafs er die Qualen der Hölle vermeiden und die Freuden des Paradieses geniefsen könne. C hat einmal eine Umstellung vorgenommen (322—35, 288—319). B ist äufserst flüchtig kopiert. In vielen Fällen (vergl. Tabelle) fehlt entweder zur vorhergehenden oder folgenden Zeile der entsprechende Reimvers. Den Passus von v. 750 an kopiert der Schreiber nach v. 799 ein zweites Mal, bricht aber nach drei Zeilen, seinen Irrtum noch rechtzeitig gewahr werdend, ab, dann überspringt er wieder v. 1899 und trägt ihn acht Zeilen später nach. Die Vorlage von B war eine zuweilen vom Original abweichende Bearbeitung y, eine Vermutung, die folgende auf L gestützte Stellen zu bestätigen scheinen:

1) Als der Schüler in L Kap. XI, E den Lehrer fragt, „qua aetate vel mensura" die Guten auferstehen würden, antwortet dieser: „Qua erant, si (V cum) essent triginta annorum," und dem schliefsen sich A, C v. 1772 an: En sanblance erent de .xxx. ans, während B .xxxııı. liest.

2) In der Beschreibung der Kleidung der Gerechten folgen A, C gegen B genau L Kap. XVI, E: Salus autem justorum et laetitia erunt illorum vestimenta, indem sie lesen v. 2336:

Il seront ilueques vestu
de grant leece et de salu,

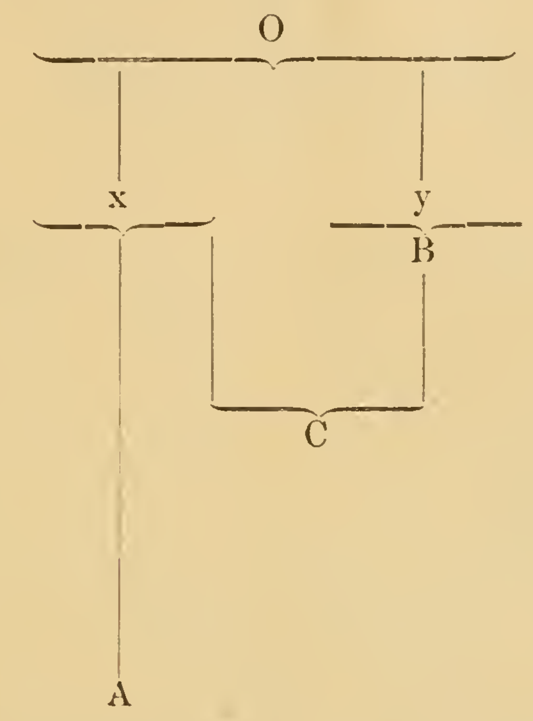
B dagegen: de grant biauté, de grant vertu.

Das Endresultat unserer Untersuchung ist also folgendes:

A hatte zur Quelle eine Vorlage x, welche die A, C gemeinschaftlichen Fehler enthielt, aber das Original vollständig gab, also auch die auf L zurückgehenden, aber in A fehlenden Stellen von C; B ist eine flüchtige Kopie einer Bearbeitung y und unabhängig von A, C aber eine eklektische Bearbeitung

von x und B, worauf sich das B, C eigentümliche Fehlen von durch L gestützten Stellen zurückführen läfst.

Diese Verhältnisse lassen sich, wenn O das Original bedeutet und die Länge der Vertikalstriche den Grad der Entfernung von O angiebt, durch folgende Figur veranschaulichen:*



Für eine kritische Bearbeitung des Textes ergiebt sich demnach, dafs jede Übereinstimmung von A, B den Originaltext liefert.

Was D angeht, so zeigt eine Vergleichung des Abdrucks von G. Paris mit den übrigen Handschriften, dafs D den Handschriften B, C näher steht als A.

E tritt infolge der mit C gemeinschaftlichen Umstellung von demandasse und osasse in nähere Beziehung zu C.

Die Person des Dichters.

Über die Person des Dichters erfahren wir näheres am Schlufs des Lucidaire v. 4338—47, wo der Dichter ausruft:

---

* Die auf S. 45 bei Schl. befindliche Klassifikation der Handschriften ist weder genau noch überzeugend. Denn aus gemeinsamen Varianten, übereinstimmenden Versen, möglicherweise vom Dichter herrührenden Erweiterungen und Zusätzen können in Bezug auf das Verhältnis der Handschriften zueinander nicht immer endgültige Schlüsse gezogen werden. Untrügerische Kriterien liefern nur gemeinschaftliche Fehler. Hätte Schl. die Handschriften auf solche geprüft und kritisch behandelt, so hätten ihm die nahen Beziehungen zwischen A, C (B) nicht entgehen können. — Ferner wird man weniger von Mittelstufen zwischen B und C als von Bearbeitungen von B (C) sprechen müssen.

„Merchi cri a cels, qui l'oront
et qui bone essample i prendront,
qu'il depriënt le fils Marie
qui por nos vint de mort a vie,
qu'il merchi ait de Gillebert
et qu'en son regne le herbert,
cil qui a Quambroi fu noris,
a Beaubec a deu convertis,
de sa mere meesmement
et de ses amis ensement!"

Der Name des Verfassers ist also Gillebert. In der Angabe des Ortes, wo der Dichter erzogen wurde, v. 4344, gehen die Handschriften auseinander. A nennt Chambres (Dép. de la Manche). Doch einen Ort der Normandie als Heimat des Dichters anzunehmen, verbietet uns, wie wir sehen werden, die Sprache. Ich bevorzuge daher die Lesart von B „Quambroi", das wir nach dem Resultat der Sprachuntersuchung mit Cambrai (Dép. du Nord) werden identifizieren dürfen.* Nach A war er in Beaubec (Dép. de la Seine inférieure) „a deu convertis", d. h. wahrscheinlich in die 1116 oder 1127 gegründete Cistercienser Abtei eingetreten. In B ist die zweite Silbe dieses Ortsnamens nicht recht erkennbar; man kann lesen Belboec und Belborc. Wahrscheinlich lebte Gillebert in seiner Jugend in Cambrai und zog sich im späteren Alter in ein normannisches Kloster zurück.

Über Peter von Peckham, den Verfasser der Lumiere as Lais sagt P. Meyer in der Romania VIII, 327: „Il s'est nommé non pas par vanité, mais pour obtenir le bénéfice des prières de ses lecteurs, pieux motif auquel nous devons en plus d'un cas de connaître les noms de ceux qui, au moyen âge, composèrent des poésies morales et religieuses."

Diese Ansicht läfst sich auch für unseren Dichter geltend machen. Die Angabe seines Namens ist nur in dem frommen Wunsche begründet, in das Gebet seiner Leser eingeschlossen zu werden, damit er mit seiner Mutter und seinen Freunden vor Gott Gnade und in dessen Reiche Herberge finde, v. 4338—47.

* Auf keinen Fall war er aus Launoy, wie Schladebach S. 47 ohne jeglichen Grund vermutet.

Die Sprache des Dichters.

A. Ergebnisse der Untersuchung der Reime.

a) *Vokale.*

1) o. o¹, das tiefe geschlossene, und o², das hohe offene o, werden stets gesondert.

2) an und en werden nicht vermischt. noient 279, negligent 650, esciënt 967, 2969, occhident 2378 haben e. Mit a und e werden im Lucidaire dolent und talent gebraucht:* dolans : ans 3243; dolent : haltement 501, : froment 726, : torment 1284; dolens : tormens 1012, : pulens 3551; talant : avant 248; talent : gent 204, : voirement 982, : largement 1292, : bonement 3866. Die vom Part. Präs. und Gerundium abgeleiteten Substantiva gleichen sich in der Endung ance der ersten Konjugation an: conissance : ramenbrance 874, etc.

3) e¹, das offene e (aus lat. ĕ oder ae in geschlossener Silbe), e², das halb offene e (aus lat. ē oder ĭ in geschlossener Silbe), und e³, das geschlossene e (aus lat. a in offener Silbe) hat der Dichter nicht vermischt. Beispiele: e¹: aprés : pres 1023, terre : conquerre 1360, estre : senestre 1866, bele : novele 2565. e²: destrece : tristrece 291, 1875, : leece 422 etc. e³: de : virginité 151, : majesté 1431 etc. Ob der Reim bele : mele 2509 dem Dichter angehört, lassen die Lesarten von B bele : vice und C eüst : fust unentschieden.

4) i. ĕ + i ergab in der Sprache unseres Dichters keinen Diphthong oder Triphthong, sondern i. Beweisend ist der Reim (ire): : baptestire 1367, doch als in Übergängen befindlich weniger belegend: desir : (plaisir) 1910, (respondi) : pri (preco) 1971, (dit) : delit 3234.

---

* Schladebach erwähnt S. 56 nicht den gemischten Gebrauch von dolent und talent, giebt dagegen irrig an, dafs noient mit a und e im Lucidaire gebraucht werde. Die hier einschlägigen Verse 276—9 lauten:

Li un sont ichi espurgié,
quant lor cors sont bien cruchiié
(v. 263) et traveillié de male gent
qui nes deportent de noient

(B gent : neant, C gent : nient). Schladebach liest unbegreiflicherweise grant statt gent, obwohl B, C gent ausschreiben und grant keinen Sinn giebt. — Ebensowenig ist noians 1832 (v. 1682), das übrigens alle drei Handschriften nicht mit s, sondern t überliefern, für die Sprache des Dichters gesichert, denn A liest: certainemant : noiant, B neant : haustement, C noient : hautement.

b) Diphthonge.

5) ui. Der Lucidaire weist keinen Reim auf, der den Übergang ŏ + i zu ui bewiese.

6) oi. Für die Vermischung von abam und ebam zeigt unser Gedicht mehrere Beispiele: venoient : lechoient 474, amoient : faisoient 704, servoient : sauvoient 1008, lapidoient : faisoient 1946.

Der Reim ot : sormontot 3952 dürfte beweisen, dafs Gillebert auch die Imperfektbildung der ersten Konjugation auf -oe, -oue kannte (vergl. H. Suchier Z. F. R. P. II, 276 „im Pikardischen wurde aller Wahrscheinlichkeit nach das normannische -oe (amoe) gesprochen, ehe -oie (aus ebam) die Alleinherrschaft an sich rifs").

7) ai. ai reimt im allgemeinen nur mit sich selbst. Doch begegnen uns auch Bindungen von ai zu e[1], die beweisen, dafs ai in geschlossener Silbe wie offenes e gesprochen wurde: estre : maistre 326, : naistre 1194, set (septem) : ait 2474, aprés : mais 3303. Ferner finden sich Reime, in denen ei aus lat. ē oder ī vor n zu ai wird und mit ai aus lat. a gebunden ist: paine : semaine 308, 628, mains (minus) : daerains 950.

8) ie. e und ie sind auseinander gehalten. Der Reim pendié : clocifié 1906 scheint zu beweisen, dafs Gillebert noch die alte Endung -ie des Perfektums der zweiten schwachen Konjugation kannte, doch läfst sich keine sichere Entscheidung treffen, da B v. 1905—6 fehlen und C pendi : soffri bindet. Doch durch A, B gesichert ist der Reim vesquié : haitié 3255.

9) Für die Kontraktion der Endung -iee des Femininums des Part. Perf. der Verba auf ier zu ie zeigt der Lucidaire keine beweisende Beispiele.

10) ui wird mit i gebunden: achoisi : lui 496, fist : destruist 1226, : estruit 4252, trestuit : contredit 2625.

c) Konsonanten.

11) Ob die Auflösung des l dem Dichter angehört, läfst sich aus dem Reim cevols : angoisous 2845 nicht mit Sicherheit feststellen, da in B, C der entsprechende chevox : dieux (dolium) lautet.

12) s. Einfaches s und s als Produkt von t (d) + s hält der Dichter streng auseinander. Doch reimen ans : grans 1217, : enfans 1733, : dolans 3244, : vaillans 4060. Er wird also anz gesprochen haben.

Ohne Beweiskraft ist der Reim paradis : esperis 121, denn B

reimt paradiz : viz und C faitis : mis, ebensowenig benis : paradis 246 und amis : fis (fidus) 3900, die in Übergängen befindlich als unecht bezeichnet werden dürfen.

13) Die Bindungen von s mit d und t scheinen zu beweisen, dafs diese Konsonanten zuweilen stumm waren: clost : conplot 1626, David : amis 2999, : garnis 3275, sosmist : contredit 3323, fist : estruit 4252.

Der Reim venus : uns 2903 ist unecht, da diese Stelle, mit B, C verglichen, als eine Verderbnis erscheint.

14) In dem Reime (montaignes) : plaignes 2878 steht mouilliertes n, wo es sonst nicht gewöhnlich ist.

B. Ergebnisse der Silbenzählung.

15) Verschiedene Verse des Lucidaire geben nur dann acht Silben, wenn wir die Nichtelision eines auslautenden e annehmen, eine Erscheinung, die sich dadurch erklärt, dafs Gillebert das dumpfe e nach schweren Konsonantengruppen in den Hiatus treten liefs. Beispiele bieten folgende Verse: dont la terrë est pupliee 54, disciplinë et ne l'amerent 697, et au sepulcrë iront liez 1390, et l'autrë est esperitez 1643, por .x. millë est aconté 2682, et atemprancë et justice 4285. Unsicher sind folgende: Maistrë, or me dites briefment 2109, Li maistrë en ore respont 2173, 2328, Dist li maistrë: „Or i entent" 2448, Dist li maistrë: „Amis enten" 3407. In dem Verse .vii. especiax vertus aront 2471 weichen A, B, C bedeutend voneinander ab. B liest: .vii. esperiteux gloires avront, C aber: .vii. grandes boneürtés ont, L Kap. XVII, C: Septem speciales (V spirituales) glorias corporis habebunt, et septem animae. Man wird especiax dreisilbig lesen müssen, obwohl es v. 4100, 4289 viersilbig gebraucht ist. celestiël v. 4205 ist viersilbig.

16) ie ist einsilbig in Filistiens v. 3058, zweisilbig in Domiciëns 1146, chrestiëns 1147, 1220, 1853, 2128, 4004, anchiën 1161, 1321, 1375, 3345, devriëns 2007, 2009, ensipiënce 4167, terriën 4315, Typriëns 4329.

Saül 2985 ist zweisilbig.

17) Vom Substantivum.

a) Bezüglich des s, das die Maskulina der ersten und dritten Deklination auf e später im Nom. Sing. annehmen konnten, zeigt die Sprache des Dichters ein Schwanken. Das flexivische s ist noch nicht vorhanden in: pere 502, ministre 1159, dire : sire 1770, sire 2543.

Doch findet sich daneben auch leres 1012, hermites 1155, menres 3523, graindres 3527, mires 3844, Basires 4328. Von den Adjektiven hat povres 520 das s des Nom. Sing. angenommen. Den einzigen als Acc. fungierenden Nom. bietet v. 103:

Del juste est con del riche ber,
quant il doit sa feme espouser.

b) Die Frage, ob die Feminina nach der lateinischen dritten Deklination im Nom. Sing. ein s annehmen, ist schwer zu entscheiden. Nur in dem Reime fachon : raison 2859 stimmen die Handschriften überein. Wie sie sonst auseinandergehen, zeigen folgende Reime, in denen Feminina nach der lateinischen dritten Deklination als Nom. Sing. fungieren:

A, B greignor : menor 310, : baldor 934, C hat anderen Text; A, B carbon : avon 3549, C carbons : avons; A tribulation : trovon 1304, B tribulations : treuve on, C tribulations : creons; A santé : enfermeté 3656, B santez : enfermetez, C fehlt; A maison : habitation 364, B weicht ab, C maisons : habitations; A baudor : honor 2879, B fehlt, C baudors : honors.

Hieraus ersehen wir, dafs Gillebert sicher die ältere Form kannte.

18) Vom Adjektivum. Die Adjektiva der lateinischen dritten Deklination haben im Femininum im allgemeinen noch kein e angenommen. Beispiele: quel 329, 2141, tel 369, 433, 666, 727, 884 etc., ardant 542, itel 3167, grant 2488, 3932, 3940, 3954 etc., griefment 335, briefment 413, forment 638, 668, corporelment 2920, esperitelment 2921.

Eine Ausnahme macht tele 2280, das aber durch itel ersetzt werden könnte, ferner quelle 1337, presentement 1542.

19) Vom Pronomen. Für die Anlehnung der Pronomina le und les an je, ne (non und nec), qui, se oder si bietet unser Text folgende Beispiele:

a) jel 349, 350, 1112, 1894, 1913, 1997, 2044, ges 3158, die aber nichts für die Sprache des Dichters beweisen.

b) nel 1239, 1420, nes 279, 1408, 1453 dagegen sind durch A, B, C gestützt, ebenso

c) ques 3659, doch nicht quil 3336, quis 2015, 3402, 4085, ques 2913.

d) (si, wenn) ses 569, (si, sic) sel 2427, ses 2904, sis 3107, 4108. Da B, C in den letzten Beispielen abweichen, so können diese auch Produkt des Schreibers von A sein.

Li der Dativ der unbetonten Form des Pron. Pers. verliert sein i vor en: onques nul dangier ne l'en fist 72. Über die betonte Form des Pron. Pers. in der ersten und zweiten Person Sing. geben die Reime moi : croi 432, : foi 513, toi : voi 77, : croi 2900 Aufklärung. Der Reim respondi : mi befindet sich in Übergängen 648, 1730.

20) Der Artikel. Der Artikel li als Nom. Sing. kann gekürzt werden: l'autre 851, 1380, 1934, 4266, l'uns 2008, 3860, l'angles 1772, daneben aber auch li ewangiles 467, li un, li altre 950, 3550, 3875, li uns 3539.

21) Das Verbum.

a) Die erste Pers. Sing. Präs. Ind. der ersten schwachen Konjugation zeigt noch kein e: pri 232, 413, 536, cri 502, espoir 981, comant 1081.

b) Vor vokalischem Anlaut verliert das e der dritten Pers. Sing. Präs. seinen Silbenwert: „Maistre,“ dist il, „dex regne en toi“ 74, qui maine o soi grant conpaignie 105, puis l'en amaine a grant leece 107, ains que dex vigne al jugement 407, vergl. ferner sueffre 426, apele 600, conbate 2639, amaine 3850.

c) Die Endung -iés der zweiten Pers. Plur. Imp. ist stets einsilbig: tenriés 568, oisiés 569, veïsiés 2590, gheroiés 2861, faisiés 2862, poriés 3662.

Der Reim se vos le me voliés dire 328, wo -iés zweisilbig ist, geht auf Kosten des Schreibers von A, der, wie die Varianten zeigen, seine Vorlage erweitert hat.

d) Neben der regelmäfsigen Bildung des Futurums der ersten schwachen Konjugation kennt der Dichter auch die Unterdrückung des unbetonten e zwischen Verschlufs- oder Reibelaut und folgendem r: donra 1282, 1288, 2339, 3394, 3438, 3638, 3692, 4006, dura 1306, demorai 2496. Nicht sicher sind demandrai 2381 und comandrai 4251.

Ob Gillebert sich den Einschub des unbetonten e erlaubte, läfst sich nicht mit Sicherheit feststellen, da folgende Stellen: istera 2215, esteroit 4058, averoit 3417, esteront 3443, estera 3958, renderont 4045 sämtlich mit B, C variieren und daher auch dem Bearbeiter von A zugeschrieben werden können. Die Übereinstimmung von A, C in esteroit 3264 beweist wegen der nahen Beziehungen von A, C zueinander nichts für die Sprache des Dichters.

22) neïs 1182 und niënt 279, 817 werden immer zweisilbig gebraucht.

Durch die Vermischung von abam und ebam (6) wird das Nor-

mannische sofort ausgeschlossen. Die Einsilbigkeit der Endung -iés der zweiten Pers. Plur. Imp. (21, c) versetzt unser Denkmal in die Pikardie. Ohne Beweiskraft ist der Reim issir : veïr 3159, der nach H. Suchier, Auc. u. Nic. p. 68 auch in den Loherains im Reime steht.

Der schwankende Gebrauch des s im Nom. Sing. bei den Maskulinis der ersten und dritten Deklination, die Anwendung der älteren Form des Nom. Sing. der Feminina der lateinischen dritten Deklination, das Fehlen des e femininum bei den Adjektiven der lateinischen dritten Deklination und endlich das Verstummen des e in der dritten Pers. Sing. Präs. der ersten Konjugation vor folgendem Vokal weisen auf das Ende des 12. oder den Anfang des 13. Jahrhunderts hin. Die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts kommt nicht in Betracht, da Handschrift A im Jahre 1268 vollendet wurde.

Das Verhältnis des Lucidaire zum lateinischen Texte.

Obwohl Teil III der Schladebachschen Dissertation diesen Teil meiner Arbeit in einigen Punkten überflüssig macht, so gewährt doch die Art und Weise jener Untersuchung keinen genügenden Einblick in das wahre Verhalten des Gillebert zu seiner Vorlage und macht meine Untersuchung nicht überflüssig, sondern in einigen Punkten sogar notwendig. Der Erleichterung wegen habe ich am Rande meines französischen Textes die lateinische Kapitelzählung in eckigen Klammern angegeben.

Der Hauptzweck des Gillebert bei der Abfassung seines Lucidaire war, das Volk zum Guten zu führen und auf das jenseitige Wohl hinzuweisen. Er schrieb daher ohne jede Spitzfindigkeit, klar und einfach, wie es der damaligen Volksbildung angemessen war. Die Tendenz seines Werkes und wie er dasselbe verfaſste, sagt er uns v. 4334—7:

„Por bien et por amendement
l'ai escrit si apertement
que li clers et la simple gent
i poënt prendre amendement.“

Ich werde mich daher nicht, wie Schladebach, mit einer nackten Aufzählung einzelner Unterdrückungen und Erweiterungen begnügen, sondern zeigen, wie der Dichter, geleitet von jenen Grundsätzen, sich zum Elucidarius verhält.

Betrachten wir zunächst Gilleberts Unterdrückungen im lateinischen Texte. Im ersten Kapitel übergeht er den Vergleich des Schülers und seiner Fragen mit der Hydra und deren Köpfen, da er jene Sage bei dem ungebildeten Volke nicht als bekannt voraussetzen konnte und eine Behandlung derselben seinem Zwecke nicht entsprochen haben würde. Als zu gelehrt und spitzfindig läfst der Dichter die auf S. 17 bei Schladebach behandelte Frage des Schülers aus, warum die nicht Vollkommenen gerade bis zum siebenten, dreifsigsten Tage oder bis an das Ende des Jahres dulden. Aus gleichen Gründen wohl auch das in Kap. X* durchaus dogmatisch behandelte Überheben des Antichrists, ferner in Kap. XVIII, D den Beweis, dafs der Glanz der Guten ums Siebenfache den der Sonne in der Sommerszeit übertreffe. Nämlich Gott als Schöpfer der Sonne habe mehr Klarheit, die Menschen seien der Tempel Gottes, in dem Gott wohnt, folglich müssen diese in gröfserer Klarheit leuchten als die Sonne. Über die in Kap. XV, E unterdrückten Fragen des Schülers: „Quid est transiens ministrabit illis?“ (Luc. 12, v. 27) etc., vergl. Schladebach S. 18.

Mit Recht unterdrückt Gillebert schon erwähnte Stellen. In Kap. VI, A [v. 844—73]** von der unteren Hölle sprechend, übergeht er „unde et dives rogabat a Lazaro guttam super se stillari,“ welchen Zusatz er ganz richtig schon in der Geschichte vom reichen Manne durch v. 504—6 als erledigt betrachtet, ebenso scheint in Kap. XIV, E [2050—203] die Frage des Schülers: „Quomodo judicabuntur?“ und Antwort des Lehrers: „Coelesti palatio, qui haec fecerunt, digni censebuntur“ durch v. 2042—9 abgethan, wo schon von dem Wie und dem Resultat des Urteils die Rede war. In Anschlufs an Kap. XV erzählt der Dichter bis v. 2251 die Reinigung der Elemente und thut den glücklichen Griff, Kap. XV, A den Vergleich zwischen der Verwandlung unseres Körpers und der Erde zu übergehen. Er sah richtig voraus, dafs er sich bei der folgenden eingehenderen

* Obwohl Kap. X durch den Libellus de Antichristo des Adso ersetzt ist, werde ich im folgenden doch die Bezeichnung „Kap. X“ beibehalten.

** Die in der eckigen Klammer stehenden Verszahlen geben die dem Kapitel entsprechende Partie meines Textes an.

Schilderung der Verwandlung der Erde v. 2278—307 wiederholen mufste. Ein anderes Beispiel für geschickte Vermeidung von Wiederholung bietet Kap. XVI, D [v. 2308—82]. Hier läfst der Dichter die zweite Frage des Schülers: „In qua aetate, vel in qua mensura erunt?“ aus, sich wohl erinnernd, dafs er derselben schon Kap. XI, E bei der Auferstehung der Guten und Bösen begegnet ist und sie in v. 1732—51 behandelt hat. Wohl als selbstverständlich unterdrückt Gillebert Kap. VII den auf die Guten bezüglichen Schlufssatz des Kapitels „Non tamen aliquid orant, nisi quod ipse deus disposuit facere : alioquin incassum orarent“, da es ihm ganz natürlich scheint, dafs die Guten Gott um nichts Böses bitten werden. Ferner Kap. IX die Träume, zu denen der Mensch selbst Anlafs giebt, da dieselben, im Grunde genommen, doch wieder ihren Ursprung in Gott oder dem Teufel haben (vergl. Schl. S. 17), und endlich in Kap. XX, C die Erledigung der Frage, warum die Seligen Himmel und Erde nicht neu gestalten, vergl. Schl. S. 18.

Den Fortschritt der Handlung nur hemmende Vergleiche und Citate aus der Bibel sind für unseren Dichter auch entbehrlich. So in Kap. VIII, D. Der Schüler fragt: „Habent plenum gaudium sancti?“ Den die Antwort des Lehrers ausmachenden Vergleich der Heiligen mit Gästen, die über ihre eigene Einladung Freude, aber über das Nichterscheinen ihrer Freunde Schmerz empfinden, unterdrückt der Dichter und geht sofort ad rem, indem er an das „plenum“ in der Frage des Schülers anknüpft und dieselbe durch v. 926—35 beantwortet. Von angeführten Bibelstellen seiner Vorlage entnimmt er nur die kräftigste. So übergeht er in Kap. XI, C das auf das Ertönen der Posaune bezügliche „Canet enim tuba, et mortui resurgent“ (1. Kor. 15, v. 52), ferner „Periit memoria eorum cum sonitu“ (Psal. 9, v. 7), schliefst sich sodann in den Versen 1618—21 wieder an die Worte „et altissima (V. altisona) voce mortuis clamabunt, surgite“ an, erlaubt sich aber sofort folgende zweite, sich unmittelbar an den vorhergehenden Anschlufs anreihende Unterdrückung: Media nocte clamor factus est (Matth. 25, v. 6). Gillebert nimmt also für seinen Lucidaire nur das wichtige „surgite“ heraus und fühlt ganz richtig, dafs dies auf das Gemüt des Volkes seine Wirkung nicht verfehlen konnte.

Vollständig entbehrlich scheint dem Dichter in Kap. XIV, E die auf die Worte „Kommt ihr Gesegneten meines Vaters etc.“ bezügliche Frage: „Dicentur haec sonis verborum?“ (vergl. Schl. S. 17), desgleichen die Kap. XXI, A enthaltenen Bibelstellen, wie das sich auf den Wagen Christi beziehende „Ascendes super equos tuos : et quadrigae tuae salvatio“ (Abac. 3, v. 8) und das auf die vier Tugenden bezügliche „Hierusalem, quae aedificatur ut civitas“ (Psal. 122, v. 3).

Wie geschickt Gillebert vermeidet, seinen Leser zu ermüden, zeigt Kap. XVIII, A. Nur über die sieben leiblichen Güter und das erste geistige läfst der Dichter den Schüler sein Erstaunen durch Ausrufe ausdrücken, doch nicht über die übrigen sechs geistigen. In L erwidert der Schüler auf die Freundschaft des David und Jonathan v. 3303—10 „O beatitudo!“, auf die Eintracht des Laelius und Scipio v. 3320 „O ineffabilitas!“ etc. Nachdem Gillebert die ersten acht Ausdrücke der Verwunderung berücksichtigt hatte, mochte er den Eindruck gewinnen, dafs die Anführung der übrigen sechs äufserst ermüden mufste. Auch mochte er sich der Unmöglichkeit bewufst sein, jene Ausrufe wegen des Versmafses und der Fessel des Reimes mit der Kürze und Bündigkeit des lateinischen Textes wiederzugeben.

Als absurd und gegen die Tendenz seines Werkes unterdrückt der Dichter in Kap. VIII, B das Erscheinen des Papstes Benedikt halb als Esel und Bär (vergl. Schl. S. 17), ebenso in Kap. XI, E die Frage, ob das Kind im Mutterleibe und wie der Mensch auferstehe, der von wilden Tieren gefressen wurde oder mifsgeboren war, vergl. Schl. S. 19.

Geschickt weifs Gillebert auch auszulassen, um anderen Stellen gröfseren Nachdruck zu geben. Um das Schicksal der Verdammten noch härter darzustellen, dient der künstlerischen Absicht des Dichters im Kap. VIII, E die Unterdrückung der Angabe, dafs einige Seelen der Bösen einige Kenntnis besitzen. Kap. X entnimmt der Dichter nur die letzte der beiden Todesarten, übergeht dagegen, dafs der Antichrist vor dem Glanze des göttlichen Lichtes und vor Furcht sterben werde. Diese Todesart machte offenbar weniger Effekt als seine Vernichtung durch den Erzengel Michael.

Und wenn Honorius sich am Schlufs des Elucidarius über die Wirkung der Ausscheidung der Bösen als den rauhen Steinen in Bezug auf die Festigkeit der Mauer ausläfst, indem er sagt: „De quorum exitio justi vinculo charitatis quasi caemento murus firmius compaginabuntur“, so ist auch hier das Streben nach kräftiger Schilderung unverkennbar, wenn er diese Stelle übergeht und mit der Qual der Bösen im Feuer und mit der Freude der Guten im Himmel abbricht.

Neben diesen meistens motivierten Unterdrückungen zeigt Gillebert auch andere, für die sich kein rechter Grund angeben läfst. So in Kap. X für die Auslassung der Schilderung, wie die Menschen sich bei der Verfolgung durch den Antichrist gebärden werden und in Kap. XIX, B der Ausspruch, dafs die Begierde nach weltlichen Vergnügen uns so intensiv durchdringe wie der Schmerz, den uns ein an den Kopf gelegtes glühendes Eisen verursache (vergl. Schl. S. 18). Dies mufs uns um so mehr wundern, als die Behandlung dieser Stelle ganz im Sinne des Lucidaire gewesen wäre, indem dem Leser der Grad seiner Sinnenlust veranschaulicht wurde. Hierher könnte man auch aus Kap. XIV, C die symbolisch-allegorische Deutung rechnen von Apok. 20, v. 12: Libri aperti sunt; et liber vitæ, etc. Doch hat Schl. unrecht, wenn er S. 18 diese Stelle als „gänzlich“ unberücksichtigt hinstellt. Der Dichter berührt sie, wenn auch nur äufserst flüchtig, in den v. 2202—3:

Iluec liront con en un livre,
s'il seront dampné ou delivre

und nimmt den Hauptgedanken dieses Passus richtig heraus. Allerdings würde eine eingehendere Behandlung dieser Stelle nicht gegen die Tendenz des Lucidaire gewesen sein. Dafs der Dichter in Kap. XV, A die eingehende Schilderung der Welt durch Feuer v. 2240 nur mit dem einfachen:

Par fu sera tot degasté

wiedergiebt, mufs uns wundern, da er doch sonst immer darauf aus ist, durch kräftige Schilderung auf seine Leser zu wirken.

Wenn Gillebert einerseits Stellen übergeht, so führt er andererseits in L nur kurz angedeutete Gedanken weiter aus und versieht sie mit Produkten eigener Phantasie. Das ge-

schicht hauptsächlich bei Stoff, der die Gemüter mächtig ergriff und wohl geeignet war, die Menschen zur Reue und Bufse zu bewegen, wie ihn Kap. IV „De malorum deductione ad inferos; et de poenis et quas ibi sustinent“ bietet. Hier bewaffnet er beim Tode der Bösen den Teufel mit Spiefsen, Haken und Stacheln, läfst sie hüpfen, tanzen und springen und erzählt ausführlich die in L nur kurz erwähnte Geschichte vom reichen Manne und armen Lazarus. Die Höllenqualen schildernd, bezeichnet er alles Aas der Welt im Vergleich zu dem „foetor intolerabilis“ der vierten Qual als Weihrauch und Wohlgeruch, läfst in die sechste ohne Unterschied Könige und Herzöge, Geistliche und Laien eingehen und zeigt endlich, dafs in der achten das Feuer nicht leuchte, aber von schrecklicher Glut sei. Ausführlich gegen L erzählt der Dichter in Kap. IX den Traum des Joseph von Sonne, Mond und Sternen, den des Joseph, des Gemahls der Maria, und ganz nach eigener Phantasie den der Frau des Pilatus. Letzterer scheint eine Erweiterung des zweiten Kapitels der Gesta Pilati zu sein (vergl. C. v. Tischendorf, Evangelia Apocrypha S. 343). Die Angabe, dafs der Antichrist dreifsig Jahre alt sein wird, fehlt dem zehnten Kapitel, ebenso, dafs Enoch und Elias, die uns das Kommen des Antichrists ankündigen, in grofser Pracht und Klarheit erscheinen werden v. 1454—9, auch die Freude des Antichrists und der Seinigen auf dem Ölberge über seinen vermeintlichen Sieg v. 1512—28. Dafs der Antichrist durch einen Blitzstrahl vom Erzengel Michael getötet, in Pulver verwandelt, vom Winde verweht und seine Seele in die Hölle geschleppt wird, ist eine phantasievolle Ausschmückung, und die Angabe, dafs die Anhänger des Antichrists über den jähen Sturz ihres Herrn erstaunt sein werden v. 1544—53, eine eigene Betrachtung des Dichters. Eingehender als Honorius erklärt Gillebert, der Unkenntnis des Volkes Rechnung tragend, in Kap. XIV, A die Frage, was es heifse, dafs die Gottlosen beim Gericht sich nicht erheben, sondern ohne Gericht untergehen werden. In L lautet die entsprechende Stelle:

Discipulus: „Quare dicitur de eis : *Non resurgent impii in judicio?*“ (Psal. 1, v. 5, Psal. 20, v. 10).

Magister: „Non contiगget illis, ut ibi judicent; sicut hic

fecerunt. De his dicitur: *Pones eos ut clibanum ignis in tempore vultus tui.*“ Dagegen vergl. Lucidaire v. 2115—23:

Ce senefie lor vertu
ki fu plaine d'inniquité
el siecle et de grant crualté.
Cil jugierent a lor talent
lor voisins et la povre gent,
mais lores, quant il resordront,
ne bien ne mal ne jugeront,
perdu avront lor poësté
dont il jugoient contre de.

Aus gleichem Grunde erläutert er die in Kap. XVIII zur Erklärung der vierzehn Tugenden angegebenen Beispiele, wird aber breit, indem er Dinge erzählt, die seinem Zwecke gar nicht entsprechen, vergl. Schl. S. 20—21. Wie er seiner Phantasie die Zügel schiefsen läfst, zeigt die Schilderung von Joabs Auszug, wo so recht das ritterliche Element des Mittelalters durchbricht. Der Dichter ruft v. 2697—702 aus:

„La veïssiés espiels brandir,
escus a fin or resplendir,
healmes luire et estinceler
et ces ensegnes venteler
et ces eskieles aprochier,
l'une vers lautre cevalchier!“

und als Joab kämpft v. 2725—8:

„Onc puis n'i ot resne tenue.
La ot tante lance esmolue
brisie et tant escu perchié
et tant bon hauberc desmaillié!“

Davids Klage über seinen Sohn Absolom vergl. Schl. S. 59. Eigentlich alles vom Dichter über Absolom Gesagte, aufser was dessen Schönheit betrifft, gehört streng genommen nicht zur Sache und läfst sich nur insofern rechtfertigen, als es die Strafe für die Versündigung eines Sohnes an dem Vater veranschaulicht und so dem Leser zur Warnung dient.

Der Tendenz des Lucidaire gemäfs streut Gillebert gelegentlich ernste Ermahnungen ein, die nicht durch den latei-

nischen Text gestützt sind, so in Kap. II, wo von den Qualen der Nichtvollkommenen die Rede ist, dafs wir schleunigst unsere Sünden bereuen möchten. In Kap. III im Anschlufs an die Geschichte vom reichen Manne und armen Lazarus rät er uns, den Armen reichlich zu geben und uns des Schicksals des Reichen zu erinnern. In Kap. XIII veranlafst ihn die Wahrnehmung, dafs wir hier in unserem Urteil manchem Irrtum unterworfen sind, zu der Mahnung, uns jedes Urteils über andere zu enthalten und dasselbe Gott zu überlassen. Im Anschlufs an die Schrecknisse nach dem Gericht redet er in Kap. XV in den Versen 2220—5 seinen Lesern eindringlich ins Gewissen, ihr Leben so zu regeln, dafs sie einst der Hölle entgehen könnten, und nach dem Tode Absoloms in Kap. XVIII, unsere Eltern zu achten und zu lieben, damit wir geistig in der Hölle nicht noch schrecklicher leiden als körperlich hier der Sohn Davids. Eigentum des Dichters ist in Kap. XIX noch die Betrachtung über die Vergänglichkeit alles irdischen Vergnügens v. 3543—9.

Wenn Schl. S. 19 den Sturz der zehnten Engellegion v. 382—409 (v. 365—92) als „ganz frisch hinzugefügt, durch keine Andeutung im Original motiviert“ hinstellt, so ist er im Irrtum, denn Honorius behandelt diese Stelle im siebenten Kapitel „De casu diaboli et satellitum ejus“ des ersten Buches seines Elucidarius, das, wie Schl. S. 11 richtig angiebt, unserem Dichter bekannt war.

Dagegen bezeichnet Schl. ebenda die „signification“ des Namens Antichrist richtig als im Elucidarius nicht motiviert, läfst jedoch die Frage offen, was dem Dichter bei dieser Partie als Quelle gedient hat. Ich beantworte diese Frage dahin, dafs mit dem zehnten Kapitel „De Antichristo et adventu Enochae Eliae“ [v. 1106—1575] unser Dichter den Elucidarius verlassen und für seinen Lucidaire den Libellus de Antichristo benutzt hat, welchen Adso, Abt von Mendier-en-Der, im zehnten Jahrhundert verfafste (hrsgb. von Froben in Beati Flacci Albini seu Alcuini abbatis opera, Tom. II, vol. I, p. 527; vergl. H. Suchier, Denkmäler provençalischer Litteratur und Sprache S. 490). Welche Quellen Gillebert sonst noch benutzt hat, sagt er uns v. 4326—9, vergl. Schl. S. 22. In diesem Kapitel zeigt uns

Gillebert ein neues Verfahren bei der Bearbeitung seines Stoffes. Er stellt verschiedentlich um.

Von v. 1106—1303 hält sich der Dichter in der Anordnung der Gedanken genau an den Libellus, nimmt jedoch in v. 1262—7 noch einmal seine Zuflucht zu Kap. X, E des Elucidarius; es heifst dort: Diabolus ejus maleficiis corpus alicujus (V alicujus damnati) intrabit, et illud apportabit, et in illo loquetur, welche Stelle im Adso nicht zu belegen ist. Erst von v. 1304 an erlaubt er sich grofse Freiheiten mit seiner Vorlage. Wir finden abweichende Reihenfolge der Gedanken, die ganze Situationen ändern und Wiederholungen zur Folge haben, ferner Erweiterungen, Zusätze und umfangreiche Unterdrückungen.

Gleich nach v. 1307 übergeht der Verfasser unseres Gedichtes das Verkürzen der Zeit „Tunc abbreviabuntur dies propter electos (Matth. 24, 22); nisi enim dominus abbreviasset dies, vix salva esset omnis caro (V non fuisset salva omnis caro),“ um es erst nach der grausamen Verfolgung des Enoch und Elias durch den Antichrist v. 1496 bis 1503 zu erwähnen. Entschieden gereicht es seinem Gedicht zum Vorteil, dafs er allen Umschweif vermeidet, wenn er die allgemeinen Bemerkungen über die Herrschaft der Perser, Griechen und Römer übergeht. Der Dichter hebt nur das Wichtigste vom Erscheinen des Antichrists hervor. Derselbe kommt, wenn die Oberherrschaft von den Römern gewichen ist. Dieselbe dauert noch fort in den François, Alemant und Englois. Adso erwähnt nur die Franzosen, er sagt: „Tamen quamdiu reges Francorum duraverint, qui Romanum imperium tenere debent, dignitas Romani imperii ex toto non peribit, quia stabit in regibus suis.“ Aus ihnen geht ein König Namens Konstantin hervor, der das ganze römische Reich beherrschen und nach langjähriger Regierung auf dem Ölberge seine Krone niederlegen wird. Das sich hier unmittelbar anschliefsende „Hic erit finis et consummatio Romanorum et Christianorum imperii“ läfst der Dichter vorsichtig aus, da er noch eine eingehendere Beschreibung des Königs jenes Imperiums und eine Schilderung seiner Thätigkeit bis zu seinem Ende folgen läfst, und bringt obigen Gedanken vom Ende des Römerreiches mit einer Wiederholung, nämlich der Rückkehr Konstantins nach Jerusalem und

einem zweiten Besteigen des Ölberges in v. 1426—33 nach der Besiegung der Völker von Got und Magot. Über das Überheben des Antichrists vergl. S. 149. Den König Konstantin schildert der Dichter als von schönem Wuchs und Ansehen, am Ende seiner Regierung als im Alter von hundertundzwölf Jahren, welche Angabe zufolge des lateinischen Textes erst nach v. 1396 nach der Rettung der Juden hätte eingefügt werden dürfen, und sein Land als fruchtbar, blühend und im Frieden.

Im Libellus wird dieses Glück gestört durch die Erhebung der Völker auf den Inseln Goch und Magoch. Der König wirft den Aufstand nieder, angespornt durch den Zuruf der Schrift: „Rex Romanorum omne sibi vindicet regnum terrarum." Es folgt die Unterjochung aller Inseln und Staaten, der Versuch, die Heiden zu taufen und die Bekehrung der Juden. So im Libellus. Hier heifst es:

Tunc exurgent ab aquilone spurcissimae gentes, quas Alexander rex inclusit in Goch et Magoch. Haec sunt viginti duo (V. duodecim) regna, quorum numerus est sicut arena maris. Quod cum audierit Romanorum rex, convocato exercitu debellavit eos, et prosternet eos usque ad internecionem. Hic semper habebit prae oculis scripturam ita dicentem: „Rex Romanorum omne sibi vindicet regnum terrarum." Omnes ergo insulas et civitates devastabit, et universa idolorum templa destruet, et omnes paganos ad baptismum convocabit, et per omnia templa crux Christi erigetur. In diebus illis salvabitur Juda, et Israel habitabit confidenter (Jerem. 33, 16).

Ganz unnatürlich ist die Anordnung der Gedanken im Gedichte. Hier stört die heilige Schrift jenes Erdenglück. Sie ruft dem König zu v. 1354:

„Rois des Romains,
venge le roi des crestiains!"

Daran schliefst sich der Passus von der Eroberung aller Länder bis zur Bekehrung der Juden von v. 1356—95, und dann erst folgt der Aufstand der Völker auf Goch und Magoch und ihre Unterwerfung. Stellen wir v. 1396—1424 vor v. 1353—95, so haben wir die logische Aufeinanderfolge der Gedanken des lateinischen Textes. Warum weicht hier der Dichter, der sonst bei der Bearbeitung des Stoffes immer grofse

Gewandtheit zeigt und die Gedanken logisch zu verknüpfen versteht, von der klaren lateinischen Disposition ab? Ein triftiger Grund läfst sich nach unserem Dafürhalten nicht geltend machen.

Mit der Rückkehr des Königs nach Jerusalem und der Niederlegung seines Regiments auf dem Ölberge folgt der Dichter wieder dem Libellus und bezeichnet hier mit dem vorher unterdrückten Satze „Hic erit finis et consummatio Romanorum imperii“ die Aufgabe des Königs von Rom als gelöst. Dann macht Gillebert einen Zusatz und sich damit einer Wiederholung schuldig. Er läfst nämlich gegen den lateinischen Text v. 1434—9 den Antichrist nochmals in Jerusalem einziehen, in den Tempel gehen und seine Macht verkünden, alles Gedanken, die er schon v. 1218—29 weiter ausgeführt hat. Über das Erscheinen des Elias und Enoch vergl. S. 153. Sie predigen dreiundeinhalb Jahre, bekehren alle Juden und werden dann unter den grausamsten Martern getötet. Hier erst, wo die Trübsal am gröfsten ist, fügt der Dichter in unverkennbar künstlerischer Absicht das Verkürzen der Zeit ein v. 1496—9, das zufolge des lateinischen Textes schon nach v. 1307 hätte erwähnt werden müssen, vergl. S. 156.

Über die Freude des Antichrists und der Seinigen auf dem Ölberge, seinen Tod und das Erstaunen seiner Anhänger über den jähen Sturz ihres Herrn vergl. S. 153.

In den Schlufsversen der Abhandlung über den Antichrist hält sich der Dichter dem Sinne nach genau an Adso und erzählt, dafs die aus Schwachheit dem Antichrist Anheimgefallenen bis zum jüngsten Gericht noch vierzig Tage haben, während welcher sie bereuen und zu Gott zurückkehren können.

Wir sehen also, wie Gillebert sichtet und sondert. Sehen wir von der unglücklichen Umstellung S. 157 ab, so dürfen wir doch alle übrigen als geschickt und wohlgelungen bezeichnen. Neben diesen Umstellungen erlaubt sich der Dichter Unterdrückungen von Stellen, die für das ungebildete Volk zu spitz gehalten, selbstverständlich oder schon erwähnt waren. Dann übergeht er alles, was den Charakter des Absurden trägt und gegen die Tendenz seines Werkes war. Endlich läfst er Partien aus, um andere um so stärker hervortreten zu lassen. Anderer-

seits führt er im lateinischen Texte nur angedeutete Stellen, wenn sie zur Belehrung des Volkes dienten, weiter aus, versieht sie mit Produkten eigener Phantasie, ja streut kleine Episoden von allgemeinem Interesse ein, wie Joabs und Abners Kämpfe, Simsons Streiche und Liebesabenteuer, und läſst es an eigenen Betrachtungen, Belehrungen und Ermahnungen nicht fehlen.

Auſser den im Laufe der Untersuchung gemachten Bemerkungen über die Dissertation Schladebachs füge ich noch folgende hinzu:

S. 1 schreibt der Verfasser Prolegommena statt Prolegomena; gleich sei hier auch erwähnt auf S. 52 Diphtong statt Diphthong und auf S. 53 Triphtong statt Triphthong.

S. 5 rechnet Schl. den provençalischen Elucidarius unter die Klasse der Bestiaires, während das Werk eine Encyklopädie ist.

S. 7 löst der Verfasser in der Überschrift des Lucidaire, ebenso auf S. 24 und 41 die Abkürzung ml't durch mult anstatt durch mout auf, was jedoch nur für sehr alte Denkmäler statthaft ist.

S. 27 wirft Schl. betreffs der orthographischen Differenzen in Eigennamen die überflüssige Frage auf, ob diese Differenzen auf Kosten der Kopisten zu setzen seien. Auf wessen Kosten sonst?

S. 28 wird scheinbar A, B (C) ein gemeinschaftlicher Fehler nachgewiesen. Schl. sagt: „A, C irren v. 1870, wenn sie schreiben: et les .III. ordres jugeront anstatt .IIII., wie B richtig aufweist.“ Doch eine genauere Einsicht in den lateinischen Text zeigt, daſs .IIII. eine falsche und .III. die einzig richtige Lesart bietet. In L. Kap. XIII, C heiſst es: Tunc ab angelis boni a malis ut grana a paleis secernentur, et in quatuor ordines dividentur. Dem entsprechen v. 2014—2019:

Car li angle departiront
les bons des max quis conistront,
si con de la paille est sevré
li grains, quant il est esmeré.
.iiii. ordres aprés en feront,
quant il devisé les aront.

Jetzt folgt die Aufzählung der vier Ordnungen und ihr Schicksal. Von der ersten sagt Honorius: „Unus ordo est perfectorum cum deo judicantium“, und Gillebert v. 2020—3:

„Li uns ert des esperitals
ki haïrent vices et mals
ki o dieu es sieges seront
et les .iii. ordres jugeront.“

Auf wen anders als die drei folgenden Ordnungen soll les .iii. ordres bezogen werden? Würde man mit Schl. .iiii. lesen, so müſste die erste Ordnung sich selbst richten. Und etwa das voraufgehende angle in v. 2014 als Subjekt zu jugeront in v. 2023 anzunehmen, verbietet sowohl die Satzkonstruktion, als auch der Sinn. Denn auf die Frage des Schülers, wer die Richter seien, antwortet der Lehrer: „Apostoli, martyres, monachi, virgines“, die also mit dem „judicantium“ der ersten Ordnung identisch sind. Es folgen dann die drei übrigen Ordnungen, die ganz im Anschluſs an L in v. 2024—9 aufgeführt werden.

S. 29. Von gemeinschaftlichen Zusätzen von A, C (B) gegenüber B (C) kann nicht die Rede sein, nur von Lücken in B (C). A, C (B) haben nicht zugesetzt, sondern B (C) hat ausgelassen. Was nun den Sachverhalt im einzelnen anlangt, so irrt Schl., wenn er v. 264—5 (269—70) B (C) abspricht. Sie stehen auf Bl. 180r, Spalte a, v. 16—17 und lauten:

Li autres par leur granz doulors
et par leur corporeuz langours.

Dasselbe gilt auf S. 31 von v. 3593—4 (3391—2), sie befinden sich auf Bl. 203r, Spalte a, 15—16:

Cele que li patriarche ont
et cele ou li prophete sont.

S. 33. Wenn Schl. bei dem Plus von A, B (C) über C (B) 3698—701 (3495—8), also nur vier Verse, als fehlend und die v. 3702—3:

envers cele qu'il porseront
en deu qu'il devant els verront

unerwähnt läfst, so begeht er einen Fehler, denn in C (B) fehlen auf Bl. 75r jene sechs Verse zwischen folgenden:

sans fin vivront sain et haitié

und plain ierent de tote sciënce,

die in meinem Texte v. 3697 und 3704 entsprechen.

S. 34. Die in B, C fehlende und sich eng an „diabolus ejus maleficiis corpus alicujus intrabit, et illud apportabit, et in illo loquetur“ des Kap. X, E im Elucidarius anlehnende Stelle ist nicht vollständig gegeben. Es fehlen die Eingangsverse 1262—3 (1199—1200):

Et la ou trovera les mors,
fera diable entrer el cors.

S. 38. Hinter v. 2081 (1924) fehlen in A noch folgende Verse von B, C:

En paradiz le glorieuz
en serez mes toz jors joieus.

S. 39. Mit dem Verse „Ne en cuer d'ome ne monter“ ist die A fehlende Stelle noch nicht zu Ende, es schliefsen sich noch an v. 2442—3:

la grant joie que diex dorra
a toz ceuz que il amera.

S. 41. Dafs bei einer Ausgabe des französischen Werkes auf Zusammenstellung eines ausreichenden kritischen Variantenapparates Bedacht genommen werden mufs, ist wohl nur für Herrn Schl. nicht selbstverständlich.

S. 42 nennt der Verfasser die Handschriften von A, B, C, warum nicht einfach A, B, C?

S. 49, Anm. 1. Man wird, wenn gloire zu glore wird, im Pikardischen nicht von einem Übergange des oi zu o reden dürfen, da glore nicht aus gloire, sondern aus glorie entstanden ist.

S. 55. Dafs aus lat. e oder i in gedeckter Silbe ie geworden wäre, ist im Reime nirgends zu belegen.

Zum Schlufs sei mir noch vergönnt, den Verwaltungen der Arsenal- und Nationalbibliothek zu Paris und des britischen Museums, vor allem aber meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. H. Suchier, der mir stets mit Rat zur Seite stand, sowie Herrn C. Kohler für die mir erwiesene Freundlichkeit in der Vergleichung mir zweifelhafter Lesarten, meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben.

Von

Hermann Isaac.

I. Kritische Einführung.

Die Neuheit der in der folgenden Untersuchung anzuwendenden Methode mag es entschuldigen, wenn ich in diesen einleitenden Erörterungen weiter aushole, als es für die vorliegende philologische Aufgabe unbedingt erforderlich ist. Zwar ist diese Methode nicht so neu, dafs sie nicht bereits — das darf ich objektiv behaupten — einen praktischen Erfolg aufzuweisen hätte. Da aber die engere Shakspere-Gemeinde in Deutschland verhältnismäfsig klein ist und keineswegs alle diejenigen umfafst, welche ein mehr als ästhetisches Interesse an dem gröfsesten Dramatiker nehmen, so darf ich meinen Aufsatz im vorjährigen Shakspere-Jahrbuch — „die Sonett-Periode in Shaksperes Leben" — wohl nicht als allen Fachgenossen bekannt voraussetzen und die Berechtigung des darin eingeschlagenen kritischen Verfahrens, mich zum Teil wiederholend, vor einem gröfseren Leserkreise entwickeln.

Als ich im Jahre 1877 für die in den beiden folgenden Jahren veröffentlichte Arbeit über Shaksperes Liebes-Sonette* seine lyrischen Gedichte einem eingehenden Studium unterzog, fiel mir auf die Übereinstimmung zahlreicher Bilder und Gedanken, ja ganzer Sonette mit gewissen Stellen in den Dramen. Ohne einen bestimmten praktischen Zweck vor Augen zu haben,

---

* „Zu den Sonetten Shaksperes": Herrigs Archiv Bd. LIX, S. 155—204, 241—272; LX, 33—64; LXI, 177—200, 393—426; LXII, 1—30, 129—172.

schien es mir interessant, die Dramen nach solchen Parallelismen zu durchforschen. Die Ausbeute dieser Arbeit war eine unerwartet, staunenswert reiche: es fand sich, dafs es in den Sonetten verhältnismäfsig wenige Bilder, Gedanken, Empfindungen gab, die nicht in den Dramen ihre mitunter mehrfache, ja vielfache Wiederholung fänden. Wäre wohl eine ähnliche Erscheinung bei unseren Klassikern nachzuweisen? — Sicher nicht. Shakspere hatte nach dieser Richtung hin einen anderen Standpunkt seinen Produktionen gegenüber als heutige Dichter; was heute den Vorwurf beschränkter Fruchtbarkeit begründen würde: *sich selbst zu wiederholen — hielt Shakspere für erlaubt.* Ein Dichter von so unermefslicher Schöpferkraft durfte das freilich, ohne seinen Ruhm zu schädigen, thun.

An diese Beobachtung knüpfte sich als selbstverständlich die Frage nach dem synchronistischen Verhältnis dieser Wiederholungen: kehrten sie in den Stücken der verschiedensten Perioden wieder? fand sich z. B. ein Sonett-Gedanke im *Tit.** und *Temp.*, ein anderer in *Gentl.* und *Lear*, oder auch nur in *R. III* und *H. VIII* zugleich? — Nein. Die überwiegende Mehrzahl der spätesten Dramen stand mit den Sonetten in keinem gedanklichen oder poetischen Zusammenhang. Dagegen fanden sich die Parallelen zu sämtlichen Liebes- und dem gröfseren Teile der Freundschafts-Sonette mit unerheblichen Ausnahmen nur in den Jugenddramen. Zu dem anderen Teile der Freundschafts-Sonette — offenbar der reiferen, klassischen Produkte — fanden sich eine beträchtliche Reihe zum Teil auffallendster Übereinstimmungen in den Dramen der letzten neunziger Jahre des 16. und der ersten des 17. Jahrhunderts. Das war eine erfreuliche Entdeckung. Ohne dafs ich die Parallelismen im einzelnen gesichtet, nach Sonett-Gruppen zusammengestellt hatte, war mir klar, dafs die Abfassungszeit der Sonette sich von den letzten Achtzigern bis in den Anfang des neuen Jahrhunderts erstrecke; dafs man zwei Sonett-Perioden, eine jugendliche und eine reifere, zu unterscheiden habe.

---

* Die Titel der einzelnen Dichtungen gebe ich — mit geringfügigen Abweichungen — in den allen Shakspere-Kundigen geläufigen Abkürzungen des Shakspere-Lexikons.

Weiter aufklärend wirkten die massenhaften Parallelen, die ich in den zeitgenössischen Sonettisten und schliefslich auch in den italienischen Muster-Lyrikern — Dante, Petrark und Tasso — ja, sobald von Liebe die Rede war, selbst in den Epen jener Zeit — im „Befreiten Jerusalem“, im „Rasenden Roland“, im „Don Quixote“ — entdeckte. Überall dieselben Gedanken — d. h. die aus den betreffenden beiden Dialogen Platos entwickelten italienischen Liebestheorien — überall dieselbe Einkleidung im Ausdruck, Bild, Konzept, in der Antithese, Hyperbel — d. h. die von Petrark kultivierten Formalien, die wohl zum gröfsten Teile provençalischen Ursprungs sind. Weshalb sollte also wohl der einzelne Dichter sich nicht selbst wiederholen, wenn *er ohne Bedenken alles, was er in anderen Dichtern fand, zu seinem Eigentume machte?* Die Unselbständigkeit der damaligen Lyriker geht so weit, dafs sich eine Reihe von Petrarkischen Sonetten mit unbedeutenden Abweichungen bei verschiedenen anderen Dichtern wiederfinden; das traurig berühmte Sonett:

Mich floh der Friede, floh die Kraft zum Kriege;
Ich lodre, bin ein Eis, frohlock und bange . . . . .

hat jeder mir bekannte Sonettist nachgeahmt, d. h. zum Teil nahezu übersetzt, Shakspere im 75. Sonett mit der ihm eigenen selbstherrlichen Art.

In der genannten Arbeit des Shakspere-Jahrbuches, die mir erst sechs Jahre später möglich wurde, machte ich den Versuch, die Abfassungszeit der Sonette nach diesen Parallelismen zu bestimmen; was mir durch die auffallende Beobachtung erleichtert wurde, dafs gewisse Sonett-Gruppen sich an gewisse andere Dichtungen hervorragend anlehnten. So liefs sich der Gedankengehalt der ersten siebzehn sogenannten *Prokreations*-Sonette fast vollständig in *Ven.* nachweisen. Dafs also *Ven.* womöglich schon in Stratford gedichtet, die Prokreations-Sonette etwa ums Jahr 1599 entstanden und an Pembroke gerichtet sein sollten, war unmöglich: beide Dichtungen gehörten offenbar in eine sehr frühe Zeit des Shakspereschen Schaffens. Wenn nach *Ven. Rom.* die merkwürdigsten Übereinstimmungen mit diesen Sonetten und noch auffallendere mit den *Reiseliedern* aufwies, so war damit

angedeutet, dafs Freundschaft und Liebe nicht zu verschiedenen Zeiten seines Lebens das Herz unseres Dichters erfüllt haben können. Die Sonett-Reihe, der ich den Namen „*Liebeslust und -leid*“ beilegte, schlofs sich unzweifelhaft an *LL.** an — unter anderem ist ein Sonett fast wortgetreu in dem Drama wiederholt. Wenn ich nun auch zugeben will, dafs *einzelne* Sonette von mir für jugendliche angesehen sein mögen, die in eine spätere Zeit gehören,** so halte ich doch die Entstehung von ca. 120 Sonetten in den ersten neunziger Jahren (und früher) so lange für fest bewiesen, als mir nicht neben meinen ca. 350 Parallelismen mit den Jugenddichtungen ebenso viele in späteren Dramen nachgewiesen werden. Eine solche Widerlegung meiner Theorie wird nie gelingen. Neben diesem litterarhistorischen hat meine Untersuchung noch einen anderen Erfolg gehabt, der mir zu grofser Genugthuung gereicht: die abenteuerliche Masseysche Sonett-Interpretation, von der ich lebhaft bedauere, dafs sie jemals in Deutschland irgend welchen Anklang gefunden hat, ist endgültig aus dem Felde geschlagen. Wenn jetzt noch jemand für möglich halten sollte, dafs Shakspere bis zum Ende des Jahrhunderts im Interesse des Earl of Southampton und seiner Miss Vernon Liebesgedichte geschrieben oder gar dem eigens von Massey erfundenen unsittlichen Verhältnisse zwischen dem jungen W. Herbert, späteren Earl of Pembroke, und der doppelt so alten Lady Penelope Rich poetischen Vorschub geleistet habe, so kann man nur annehmen, dafs er die einschlägige Litteratur nicht kennt.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich die Möglichkeit als solche, Parallelismen zwischen den einzelnen Dichtungen Shaksperes für die Bestimmung ihrer Abfassungszeit zu verwerten. Und obgleich ich mich nicht der überschwenglichen Hoffnung hingebe, dafs auf diesem Wege die Chronologie aller Dramen mit annähernder Gewifsheit festzustellen sein wird, so glaube ich doch bestimmt, dafs eine eingehende Betrachtung der ge-

---

* Love's Labour's Lost.

** Auf jedes Sonett kommen durchschnittlich drei Parallelstellen in den Dramen; aber nicht jedes Sonett hat Parallelstellen. Und aus sechzehn Zeilen einen bestimmten poetischen Stil zu erkennen, ist mitunter unmöglich.

danklichen Übereinstimmungen für dieses Gebiet der Shakspere-Forschung vielfach nützlich zu verwenden sein wird. Vor zu weit gehenden Erwartungen mufs uns schon die *eine* Thatsache bewahren, dafs die Parallelstellen in den späteren Dichtungen (von der Mitte der Neunziger ab) bei weitem nicht so zahlreich sind als in den Jugenddichtungen: der männliche Dichter mit seiner unendlichen Gedankenfülle hat naturgemäfs viel geringere Veranlassung, sich zu wiederholen, als der jugendliche Anfänger, der wenigstens auf dem Gebiete der Liebe in einer konventionellen Form des Denkens und des poetischen Ausdrucks befangen ist.

Was aber können einzelne oder in geringer Anzahl vertretene Parallelismen beweisen? Weshalb sollte der Dichter nicht einen im Jahre 1595 glücklich gefundenen prägnanten Ausdruck, ein sprechendes Bild im Jahre 1605 wiederholen? Waren ihm doch solche Reminiscenzen nur zu nahe gelegt, da er seine früheren und frühesten Erzeugnisse immer wieder auf der Bühne an seinem Geiste vorüberziehen sah. Und konnte nicht zu noch weiter auseinander liegenden Zeitpunkten — auch ohne diese mnemonische Anregung — die gleiche Situation den gleichen Gedanken in ihm erwecken?

Gewifs. Und so finden wir wirklich Übereinstimmungen zwischen sehr frühen und sehr späten Dramen, die sich vorzugsweise freilich mehr auf äufserliche Darstellungsmittel als auf den geistigen Gehalt erstrecken. Darum können auch solche formalen Wiederholungen niemals an sich beweisend sein, sondern höchstens anderweitig erbrachte Beweise stützen helfen. — Diese Beobachtung trifft aber doch nur die eine Seite der Sache: sie für die Bedeutung der Parallelstellen als allein mafsgebend zu halten und die letzteren als kritisches Material gänzlich zu verwerfen, hiefse oberflächlich verfahren. Ich stelle ihr eine andere Beobachtung gegenüber, die jeder ohne besonders tiefe Kenntnis Shaksperes zu machen im stande ist. Man stelle die Liebesverhältnisse in *Rom.* und in *Wint.* in Gedanken nebeneinander: es ist wahr, sie sind ihrem Wesen nach nicht identisch, in Juliet ist die heifs begehrende, in Perdita die keusch beherrschte Liebe verkörpert; aber Florizel stürmt, wie Romeo, über alle äufseren Hindernisse, die vor der Erfüllung seiner

Leidenschaft liegen, hinweg; er verzichtet lieber auf den Königsthron als auf sein Schäfermädchen. Die Leidenschaft der Liebe ist in *Rom.*, wie bekannt, mit unerreichter Kraft geschildert, und dennoch sind nur wenige Töne aus den Ergüssen Romeos in das „Wintermärchen“ hinübergedrungen. — Wenn nun doch einmal Shakspere so wenig Bedenken trägt, altes Material noch einmal zu verwerten — weshalb denn hat er es hier nicht gethan? — Als Shakspere *Rom.* dichtete, kam es ihm darauf an, die Glut der Leidenschaft, die in ihm selbst wogte, aus sich herauszugestalten, objektiv zu machen, um sich innerlich zu befreien; er wollte alles sagen, was er litt, ohne Verhalten, ohne Verhüllen, mit aller Entfaltung seiner poetischen Mittel; daher die üppige, hinreifsende, und die fremdartige Pracht der Einkleidung, die der damals italianisierende Dichter wollte. *Rom.* ist eine höchst persönliche Dichtung. Als Shakspere das „Wintermärchen“ schrieb, wufste er, dafs die wahrhaft tiefe Liebe zu voll von sich ist, um auch nur einen Gedanken an prunkvolles Erscheinen übrig zu haben; dafs sie nicht „im Verkünden donnert“, sondern mehr ahnen läfst als ausspricht, mehr handelt als redet. Damals stand er *über* seinen Stoffen. Die Darstellung der Liebe im „Wintermärchen“ zeigt eine ganz andere, eine viel höhere Kunstübung, für welche der Dichter den glänzenden — Tand seiner Jugendwerke nicht mehr verwenden konnte.

Diese Beobachtung kann man leicht dahin verallgemeinern, dafs Shakspere überhaupt sehr wenig aus seiner ersten Schaffens-Periode in seiner dritten wird haben gebrauchen können. Und ebenso leicht wird man aus ihr das eigentliche, für diese gesamten Wiederholungen mafsgebende Princip ableiten können: der Dichter wird doch immer nur diejenigen Gedanken aus früheren Schöpfungen wiederholt haben, die auch noch seinem späteren geistigen Standpunkte nahe lagen, von ihm nicht überwunden waren. Und so werden in der dritten Periode die Anklänge an die Dichtungen der ersten notwendig weniger zahlreich sein müssen als an die der zweiten; und diese werden wieder numerisch zurücktreten müssen vor den Parallelismen, welche die Dichtungen der dritten Periode untereinander haben.

Und so ist es in der That. Die Parallelstellen der Dramen der mittleren Periode, d. h. aus der zweiten Hälfte der Neunziger und dem Beginn des neuen Jahrhunderts liegen mir geordnet vor.* Ich nehme nur diejenigen Stücke, welche allgemein der zweiten Periode zuerkannt werden: *Ado*, *As*, *1*, *2 H. IV*, *H. V*, *Merch.*, *Haml.*, *Tw.*, *Wiv.*, *Cæs.*; andere, die meiner Ansicht nach hierher gehören, aber von anderen Forschern zum Teil sehr viel später gesetzt werden, lasse ich fort. Für diese Stücke habe ich in den folgenden Jugenddramen: *1 H. VI*, *Err.*, *Mids.*, *Gentl.*, *2 H. VI*, *Compl.*, *Shrew*, *John*, *R. II* 15 Parallelstellen gefunden; in den spätesten Dramen: *Ant.*, *Tim.*, *H. VIII*, *Wint.*, *Temp.* 22; untereinander haben sie 95 mehr oder weniger auffallende Übereinstimmungen. Und nun noch eine im Hinblick auf die Jugenddramen äufserst bezeichnende Thatsache: in den folgenden vier Stücken: *Rom.*, *LL.*, *All's*, *R. III*, habe ich 40 Parallelen entdeckt, d. h. diese Dramen stehen hinsichtlich ihrer Übereinstimmungen in demselben Verhältnis zu den zuerst genannten, in welchem diese zueinander stehen. Und nun ist *LL.* mit 13 Parallelstellen nach dem Titel der Quarto von 1598 („newly corrected and augmented") sicher, *Rom.* mit 18 Parallelstellen höchst wahrscheinlich in der zweiten Hälfte der Neunziger vom Dichter überarbeitet worden; dasselbe hat man verschiedentlich von *R. III* (5 Parallelstellen) und *All's* (4 Parallelstellen) angenommen. Sollte es wirklich blofser Zufall sein, dafs *Rom.* und *LL.*, welche die zahlreichsten und auffallendsten Anklänge an die Jugendsonette enthalten (39, 33), also sicher zu einer frühen Zeit entstanden sind, sich gleichzeitig an die Dramen der mittleren Periode so nahe anschliefsen? Wer könnte das glauben! Hier haben vielmehr die Parallelstellen den untrüglichen Beweis einer zweiten Bearbeitung erbracht.**

So ist es wohl nicht als eine optimistische Einbildung zu

---

* Sie sind nach einmaliger Lektüre zusammengestellt; es ist also sehr wahrscheinlich, dafs die folgenden Zahlen sich später einmal vergröfsern werden; ihr gegenseitiges Verhältnis dagegen wird schwerlich erhebliche Veränderung erleiden.

** Ich kann vorläufig, da ich auf die Vorführung meines umfangreichen Materials verzichten mufs, nur an den Glauben der Leser appellieren; aber

betrachten, dafs die Gedanken-Übereinstimmungen zwischen den einzelnen Dichtungen als Schlufsmaterial für Altersbestimmungen verwertet werden können; das Abfassungs-*Jahr* können sie zwar nicht ergeben, aber in vielen Fällen die ungefähre Abfassungszeit. Das wird niemand bestreiten können, der die logische Voraussetzung für diese ganze Art der Untersuchung zugiebt, welche lautet: Das Bedenken moderner Dichter und selbst moderner Schriftsteller, *heute nicht zu sagen, was man gestern, vor einem oder mehreren Jahren schon einmal gesagt hatte, dieses Bedenken kannte Shakspere nicht. Er wiederholte, was ihm nach seinem augenblicklichen geistigen Standpunkte der Wiederholung wert schien, vorzugsweise also Gedanken, deren Entstehung in eine nahe Vergangenheit fiel.* Und dieses Fundament der vorliegenden Arbeit wird schwerlich jemand angreifen können, der gesehen hat, wie sich ganze Sonette in den Dramen wiederfinden; der erfahren wird, dafs nicht blofs einzelne Gedanken, sondern ganze Gedanken*reihen* in mehreren Dramen zugleich auftreten. Eine plausible Erklärung für eine solche Erscheinung ist doch nur zu finden in dem hervorragenden Interesse, welches diese Gedanken zu *einer* bestimmten Zeit seines Lebens für den Dichter hatten.

Es giebt eine Anzahl von Stücken, bei denen uns die sonst für Altersbestimmungen gebrauchten Indicien im Stiche lassen; eines von ihnen ist *Cymbeline.* An ihm wollen wir ein Beispiel geben für die Bedeutung, welche Parallelstellen unter Umständen für chronologische Bestimmungen haben können.

Das Stück wird von den meisten Kritikern entweder in das Jahr 1609 (Malone, Skottowe, Dowden) oder 1610 (Delius, Fleay, Stokes) gesetzt; nur Drake — wie auch ursprünglich Malone — meint, dafs es 1605, Chalmers,* dafs es 1606 ver-

---

ich hoffe, dafs mir in einem der nächsten Jahre die detaillierte Entwickelung dieser Theorie möglich sein wird.

* Fleay verteilte anfangs die Abfassung des Stückes auf die Jahre 1606—1608.

fafst sei. Welche Gründe werden für diese späte Abfassungszeit angeführt?

1) Im Jahre 1610 oder 1611 führte ein Dr. Simon Forman ein Tagebuch, in welchem er eine Aufführung von Cymb. beschrieb. Er fügte weder hinzu, wann er der Aufführung beigewohnt, noch ob das Stück alt oder neu sei; dennoch aber meint man, dafs er es wahrscheinlich kurz vorher gesehen habe und dafs es ein ziemlich neues Stück gewesen sei. Wenn andere nun anzunehmen geneigt sind, dafs es schon ein altes Stück war, das er schon lange kannte, so ist in der Notiz nichts zu entdecken, welches dieser Annahme widerspräche. Sie beweist nur, dafs *Cymb.* nicht *nach* 1610 oder 1611 verfafst ist, sondern in irgend einem beliebigen früheren Jahre.

2) In Beaumonts und Fletschers „Philaster" soll nach Fleay der Charakter der Euphrasia dem Imogens nachgebildet sein; auch „andere Ähnlichkeiten" will man entdeckt haben, die mir unbekannt sind, und schliefslich — hierauf wird von den verschiedenen Kritikern ein grofses Gewicht gelegt — soll eine Stelle im „Philaster" eine Reminiscenz an eine Stelle in Cymb. enthalten; die Stellen lauten:

and the air *of't* (this country)
Revengingly enfeebles me; *could this carle,*
A very drudge of nature's, *have subdued me*
In my profession? Cymb. IV, 2, 3.

The gods take part against me; *could this boor*
Have held me thus else? Phil. IV, 1.

Offenbar hat hier eine ähnliche Situation eine ähnliche Wendung hervorgebracht; aber eine irgend etwas beweisende Parallelstelle ist das nicht. Ich wenigstens, wenn ich dem Leser weiter nichts als so schwache und scheinbar zufällige Anklänge zu bieten hätte, würde die vorliegende Arbeit nicht unternommen haben. — Nehmen wir nun, da wir den „Philaster" nicht kennen, immerhin als richtig an, dafs ihm Cymb. mehrfach als Muster gedient habe, so fragt sich: wann wurde er verfafst? Nach Dyce 1608, nach Malone 1608—1609, nach

Fleay 1610—1611. Also seine Abfassungszeit scheint ebenso unsicher zu sein wie die Cymb.s. Nehmen wir an, dafs das eine oder das andere Datum richtig sei, so würde das immer nur beweisen, dafs Cymb. entweder 1608 oder 1609 oder 1610 schon *existiert* habe; *verfafst* mochte es einige Jahre früher sein.

3) Dowden findet in Cymb. dieselbe versöhnte Lebensanschauung wie in *Wint.* und *Temp.*; und Furnivall will wahrscheinlich machen, dafs Cymb. *Wint.* näher stehe als irgend ein anderes Stück: „es handelt von einem Vater, der durch eigene Ungerechtigkeit die Familienbande bricht und dann wieder knüpft“ — das sollte das Hauptinteresse in Cymb. sein? — „und weist auf Shaksperes erneutes Familienleben in Stratford, nachdem er London verlassen hatte, und auf den Gegensatz hin, den er zwischen Land- und Hofleben empfunden haben mufs.“ — Vielleicht könnte die erstere Behauptung einen bereits vorhandenen Beweis stützen. In der zweiten giebt es keinerlei logische Nötigung; denn niemand kann ihre Prämisse zugeben, dafs ein Dichter ähnliche Handlungen auch in derselben Zeit seines Lebens bearbeitet haben müsse.

4) Die sogenannte „Metrical Test“ führt zu keinem einheitlichen Resultat für die Abfassungszeit von Cymb. Sie steht, wie mir scheint, überhaupt auf schwachen Füfsen. Behauptungen der Kritiker, wie: der Versbau dieses oder jenes Stückes verweise es in eine späte oder frühe Zeit, beruhen in der That häufig auf einem ganz allgemeinen, sehr subjektiven und darum leicht fehlbaren Eindruck. Beweis dieses Stück, dem Malone und Fleay — doch auch zum Teil auf Grund solcher Kriterien — anfangs eine frühere, dann eine spätere Entstehungszeit gegeben haben; Beweis vor allem *All's*, das Knight alle Anzeichen der unreifsten Periode (1590), Hertzberg alle Anzeichen der reifsten Periode (1603) zu tragen scheint, und beide gehören zu den tiefsten Shakspere-Kennern. Man sollte meinen, dafs die Metrical Tests auf genauen Angaben über den inneren Bau der Verse beruhten, sich auf den Gebrauch irregulärer Cäsuren, überzähliger Silben vor der Cäsur, des Anapäst an Stelle des Jambus und vorzugsweise des

Trochäus an anderen Stellen als im Beginn und nach der Cäsur der Verse, auf die Zahl der Versungeheuer* erstreckten; denn darin besteht doch vor allem die mit den Jahren wachsende Nachlässigkeit des Shakspereschen Versbaus. Das ist nicht der Fall. Sie setzen sich aus äuſserlicheren Wahrnehmungen zusammen: dem weiblichen Versschluſs (Double Ending), dem tonlosen Versschluſs (Weak Ending, z. B. of, if, and etc.), dem schwach betonten (Light Ending), abgebrochenen und sechsfüſsigen Versen (Alexandrinern). Von diesen sind die abgebrochenen (ein-, zwei-, drei-, vierfüſsigen) Verse ein vollkommen unbrauchbares Kriterium, wie ein Blick auf die Tafeln bei Fleay lehrt; eine zeitweise principielle Neigung oder Abneigung des Dichters solchen Versen gegenüber läſst sich schwerlich entdecken. Die Zahl der Alexandriner und der Double Endings nimmt allerdings stetig zu; aber daran, daſs man nach dem prozentualen Verhältnis derselben einfach die Reihenfolge der Dramen bestimmen könnte, ist nicht zu denken. Ein flagrantes Beispiel der Unzuverlässigkeit des letzteren Kriteriums für genauere Zeitbestimmungen bilden die beiden *H. IV*; sie sind nach allgemeiner Annahme mit höchster Wahrscheinlichkeit in wenigen aufeinander folgenden Jahren verfaſst, und doch haben von 1 H. IV nur 3 bis 4 Prozent der Verse, von 2 H. IV 12 bis 13 Prozent Double Endings. Wenn also Cymb. ebenso zahlreiche weibliche Ausgänge hat wie *Cor.*, *Oth.*, *Lear*, so ist damit mit nichten gesagt, daſs es mit diesen Stücken gleichzeitig ist; sondern nur, daſs es ziemlich sicher nicht mehr im 16. Jahrhundert verfaſst ist. Und daſs solche äuſseren Anzeichen niemals den Zeitpunkt, sondern höchstens die ungefähre Periode der Abfassung angeben können, ist ja im Grunde, wenn man sich das poetische Schaffen vergegenwärtigt, das mit einem Rechenexempel absolut nichts gemein hat, auch selbstverständlich. Noch unzuverlässiger erscheint die Weak Ending Test; wenn wir sehen, daſs hier die Zahlen nur bis 52 reichen, und daſs z. B. *Oth.* 0, *Lear* 1, *Macb.* 2 und *Ant.* 28 Weak

* So möchte ich die schon in mittleren Dramen sich zeigenden Verse nennen, deren bunt durcheinander gewürfelte Metren keinen rhythmischen Eindruck im Gehör zurücklassen.

Endings hat, so werden wir nicht ohne weiteres glauben können, dafs *Cymb.* und *Cor.* und *Temp.* alle in eine Zeit gehören, weil sie den gleichen Prozentsatz von tonlosen Versschlüssen haben. Die Tafel der Light Endings giebt ein ziemlich buntes Bild: *All's* hat ca. 1 Prozent, *John* und *1 H. IV* $^1/_3$ Prozent, *Lear* $^1/_5$, *Oth.* gar $^1/_{13}$ Prozent und *Macb.* wieder $1^1/_2$ Prozent. Was will es da sagen, wenn *Cymb.* mit *Wint.* und *Temp.* cirka 3 Prozent hat und *Cor.* und *Ant.* mit $2^1/_2$ Prozent ihnen am nächsten steht? Daher ist es denn auch durchaus nicht widersinnig, dafs die Alexandriner-Test diesen Kriterien widerspricht und Cymb. mit *Meas.*, *Haml.*, *Troil.*, *Cor.* zusammenbringt. Die Alexandriner-Test ist aber, wenn wir das ziemlich beharrliche Fortschreiten der Zahlen von 0 (*Err.*, *Mids.*) auf 78 (*Oth.*) verfolgen, von den vieren das beste Beweismittel.

5) Die *Rhyme-Test* ist entschieden schlufsfähiger als die bisher beliebten Metrical Tests; die Differenz der Anfangs- und Endzahlen ist eine sehr grofse (1028 *LL.* — 2 *Temp.*) und die Abnahme eine ziemlich regelmäfsige. Dafs sie ein untrügliches Bild von der Reihenfolge der Dramen gäbe, daran ist freilich auch bei ihr nicht zu denken. Cymbeline hat 44 Reime in den dramatischen Reden, von denen zwei oder drei zweifelhaft sein mögen, also 88 Reimverse.* Danach gehört Cymb. genau mit *Haml.* zusammen (Verhältnis der Blankverse zu den Reimversen 30 : 1); sehr nahe kommen ihm *Oth.* und *Lear.*

Resumieren wir das bisherige Resultat unserer Untersuchung, so werden wir — unter der zwar sehr verbreiteten, aber noch unerwiesenen Voraussetzung, dafs Shaksperes dramatische Thätigkeit sich etwa bis zum Jahre 1610 erstreckt habe — sagen können: Cymb. wurde *irgendwann im ersten Jahrzehnt*

* Fleay giebt 107 an. Ich habe schon vor Jahren zu meiner Arbeit über Shaksperes Aussprache die Dramen nach Reimen genau durchsucht, und jetzt Cymb. einer nochmaligen Durchsicht unterzogen; ich mufs daher die Angabe Fleays als unrichtig bezeichnen. — Auch seine Angabe über die Gesamtzeilenzahl von *Macb.* (1993) ist falsch; sie beträgt 2108. *Ant.* hat bei Fleay den Umfang von 3964 Versen erhalten; es hat nur 2989. Hoffentlich sind das die einzigen Fehler, die den Gebrauch der sehr wertvollen Zusammenstellung erschweren.

des 17. Jahrhunderts verfafst. Geben wir den Alexandriner- und Reim-Tests den Vorzug, wie sie es allerdings verdienen, so wurde Cymb. in der Zeit der *Haml.*, *Meas.*, *Troil.*, *Oth.*, *Cor.*, *Lear*, also præter propter in den *ersten beiden Dritteln dieses Jahrzehnts* verfafst. Da es aber nach beiden Tests *Haml.* am nächsten steht, so ist es am wahrscheinlichsten in das *erste Drittel des Jahrzehnts* zu verlegen.

Wie kommen wir nun aus diesem Dilemma? — Durch das Kriterium der *Gedanken-Parallelismen.* Cymb. hat mit *R. III*, *1, 2 H. IV* und *Tw.* 7 Parallelstellen; es neigt also bedeutend ins 16. Jahrhundert. Mit den spätesten Stücken — *Ant.*, *Tim.*, *H. VIII*, *Wint.*, *Temp.* — hat es nur 11 Parallelen; in den anderen Dramen des 17. Jahrhunderts — *Cæs.*, *Meas.*, *Troil.*, *Macb.*, *Lear*, *Oth.*, *Cor.* — finden sich deren 20. Es steht also hinsichtlich seiner Parallelstellen fast genau auf der Stufe von *Troil.*, *Macb.* und *Lear.* Was nun für das Alter von Cymb. entscheidend ist, sind die auffallend zahlreichen und bedeutsamen Parallelen, die es mit *Haml.* aufweist — ein Punkt, in welchem ihm die genannten Stücke sehr nahe kommen. Cymb. hat 9 Parallelstellen mit Hamlet. Es giebt in den späteren Perioden nicht wieder zwei Stücke, die so merkwürdige, ausgeführte Wiederholungen aufweisen wie Cymbeline und Hamlet, wie sich im Verlaufe dieser Arbeit zeigen wird. Wie wäre es nun wohl denkbar, dafs ein Stück aus dem Jahre 1610 so viele Anklänge an Hamlet haben sollte, während *Wint.* und *Temp.* so gut wie keine zeigen? Es ist eben undenkbar: Cymbeline gehört nicht in die Periode dieser Dramen, es gehört in die *ersten Jahre des 17. Jahrhunderts* und wurde entweder kurz vor, oder gleichzeitig mit, oder bald nach dem Haml. von 1604 verfafst. Ein noch genaueres Datum könnte nur eine eingehende Betrachtung der etwa gleichzeitigen Dramen ergeben, die wir an dieser Stelle nicht vornehmen könnten.

Könnte nun nicht Fleays Ansicht die richtige sein, welcher meint, dafs die auf Imogens Flucht und Bellario bezüglichen Scenen des dritten und vierten Aktes, in denen die zahlreichsten Reime vorkommen, früher gedichtet, der Rest des Stückes um

1610 vollendet sei? — Das ist eine kleinliche Verwendung der Rhyme Test. Die ersten Akte sind keineswegs von Reimen so entblöſst, daſs sie mit *Temp.* und *Wint.* verglichen werden könnten; im dritten und vierten Akte werden sie nur darum zahlreicher, weil das lyrische Element bedeutender hervortritt. Nichts aber kann die Unähnlichkeit des dichterischen Schaffens in Cymb. und *Wint.* deutlicher beweisen als ein Vergleich des Wald-Idylls im ersteren mit dem Dorf-Idyll im letzteren Stücke: dort *bedarf* der Dichter zu lyrischen Wirkungen der Reime, hier *verschmäht* er sie. — Und die Parallelstellen mit *Haml.* legen gegen Fleays Ansicht das entschiedenste Veto ein: gerade im ersten Akt, dann im fünften, also in Teilen, die so viel später entstanden sein sollen, sind sie am stärksten vertreten.

Als ich die Dramen der mittleren Periode nach Parallelen mit den Sonetten durchsuchte, fand ich, daſs „*Hamlet*“ zu denen gehörte, welche die zahlreichsten und bedeutsamsten Übereinstimmungen aufzuweisen hatten; u. a. ist das 66. Sonett in dem Monologe „To be or not to be“ wiederholt. Aber nicht bloſs in den Sonetten, sondern in fast allen Dramen dieser Zeit fanden sich Wiederholungen Hamletscher Gedanken so zahlreich, daſs sie jeden aufmerksamen Leser in Erstaunen setzen müssen. Wenn die Durchschnittszahl der Parallelstellen jedes einzelnen Dramas mit den verschiedenen nahezu gleichalterigen Dramen einige zwanzig nicht übersteigt, so wurde sie hier um das Vierfache übertroffen — ein sicheres Zeichen für die lebhafte, anhaltende Bewegung, in welche das Hamlet-Problem die Seele des Dichters versetzt, für das tiefe, persönliche Interesse, das ihn bei der Schöpfung seines gröſsten Kunstwerkes beherrscht hat. Es war noch immer die Zeit, in der der Mund des Dichters überging von dem, dessen sein Herz voll war. — Aber ist das die einzige Folgerung, die aus dieser Erscheinung zu ziehen ist? — Eine nähere Betrachtung der Parallelstellen legt weitere Mutmaſsungen nahe. Zunächst unterscheiden sie sich durch die groſse Anzahl wortgetreuer oder längerer Wiederholungen, die eine Reihe von Stücken dieser Zeit aufweist, und

die zwischen den übrigen Dramen sehr sporadisch auftreten; dann — eine Erscheinung, die kein anderes Drama zeigt — dadurch, dafs diese auffallenden Wiederholungen in Stücken vorkommen, deren Abfassungszeit sicherlich ein Lustrum oder noch weiter auseinander liegt, während in einigen Stücken, die zwischen diesen äufsersten Endpunkten der Hamlet-Anklänge liegen, d. h. gewöhnlich an das Ende des 16. Jahrhunderts gesetzt werden, nur sehr geringe oder keine Beziehungen zu Hamlet haben. Merkwürdig zahlreiche Übereinstimmungen finden sich in den Stücken, die man in die Jahre 1596—1598 und in den Beginn des 17. Jahrhunderts zu versetzen pflegt: in *Ado*, *As*, *1, 2 H. IV*, *Merch.* einerseits und *Cæs.*,* *Meas.*, *Troil.*, *Cymb.*, *Macb.*, *Lear*, *Oth.* und selbst *Cor.* andererseits, die bei weitem hervorragendsten jedoch in dem letzteren.** Dazwischen liegen drei Stücke, die sehr geringe Anklänge, wie *H. V*, *Wiv.*, oder gar keine, wie *Tw.* aufweisen. Was in den späteren Stücken auf Haml. hinweist, ist nicht der Erwähnung wert.

Diese Erscheinung ist zu auffallend, zu einzig, als dafs wir sie mit Gleichgültigkeit betrachten könnten: *Der „Hamlet“ dominiert eine ganze Periode hindurch, die sich etwa von 1596 bis 1604 erstreckt*; wir können sie mit Fug und Recht die *Hamlet-Periode* nennen. Dieser Zeitraum wird unterbrochen und in zwei Teile geteilt durch drei Stücke, d. h. etwa ein bis zwei Jahre, in denen die Hamlet-Einflüsterungen nicht vernehmbar sind. Nun wissen wir aus der Angabe Gabriel Harveys, die ich von fast allen Shakspere-Forschern in das Jahr 1598 verlegt finde, dafs um diese Zeit Shaksperes Hamlet ein beliebtes Stück war; wir wissen, dafs Shakspere 1604 eine bedeutend erweiterte authentische Quart-Ausgabe veranstaltete. Scheint diese Erscheinung nun nicht die von einem grofsen Teile der Kritiker vertretene Annahme einer doppelten Redaktion „Hamlets“ zu unterstützen? Sollte eine eingehende

---

* In Bezug auf dieses Drama bin ich zweifelhaft, ob es nicht noch in das 16. Jahrhundert gehört.

** Von den späteren Stücken zeigt *Tim.* die meisten Anklänge an Haml.: vielleicht gehört er ebenfalls noch in den Beginn des Jahrhunderts.

Betrachtung der Parallelstellen unter vergleichender Berücksichtigung der beiden Quartos, deren erstere vielfach für eine Verstümmelung der ersten Redaktion gehalten wird, nicht einiges Licht auf die bisher dunkele, vielumstrittene Entstehungsart und -zeit des Dramas werfen können?

Sehen wir einmal, wie weit wir auf diesem Wege kommen!

Kyffhäuser, Tannhäuser, Rattenfänger.*

Von

Adalbert Rudolf.

Ein seltsames Kleeblatt! — wird mancher ausrufen — wie soll da eine Verbindungskette sich herstellen lassen? — Und dennoch hoffe ich dies zuwege zu bringen, wenn man ruhig meinem Gedankengang zu folgen sich bequemen wird. Ich knüpfe zu diesem Zwecke an die letzten Todeszuckungen des germanischen Heidentums an.

Der Sieg der schwer verdaulichen christlich-paulinischen Lehre gegen die zwar derbe, aber dabei schlichte, handgreifliche heidnische war besonders in dem unzugänglichen Inneren Deutschlands kein leichter und schneller; ein Hauptgrund dafür war auch der, dafs der aufgedrängte neue Glaube seine Wurzeln in völlig fremdem Boden hatte und daher mit der Veränderung zugleich dem gesamten teuren Volkstum Gefahr drohte. Jakob Grimm sagt: „Das Christentum war nicht volksmäfsig. Es kam aus der Fremde und wollte althergebrachte, einheimische Götter verdrängen, die das Land ehrte und liebte. Diese Götter und ihr Dienst hingen zusammen mit Überlieferungen, Verfassung und Gebräuchen des Volkes. Ihre Namen waren in der Landessprache entsprungen und altertümlich geheiligt, Könige und Fürsten führten Stamm und Abkunft auf einzelne Götter zurück; Wälder, Berge, Seen hatten durch ihre Nähe lebendige Weihe empfangen. Allem dem sollte das Volk entsagen, und was sonst als Treue und Anhänglichkeit gepriesen

---

* Vergl. Archiv LXVIII, S. 43 ff.: Tannhäuser.

12*

wird, wurde von Verkündigern des neuen Glaubens als Sünde und Verbrechen dargestellt und verfolgt", gleichwie Chlodowig dem Franken bei der Taufe gesagt ward: „Verbrenn, was du angebetet, und bet an, was du verbrannt hast!" Durch solches Auf-den-Kopf-stellen kam es denn, dafs das Christentum nur ganz allmählich in die Stämme des inneren Deutschland einzudringen vermochte. Bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts waren Alemannen, Bojoarier, Therwinger, Sachsen und Friesen noch Heiden. Besonders in Friesland hatte das Christentum einen schweren Stand; Fürst und Volk hielten sogar noch zu Beginn des achten Jahrhunderts beharrlich an dem mit ihrem Volkstum verknüpften Glauben fest. Der Herzog Ratbot verjagte den heiligen Willibrod und enthauptete den heiligen Wipert, welcher die Götterbilder zu zerschlagen gewagt hatte. Endlich aber schien er zur Annahme des Christentums gewillt; er hatte sich durch den Eifer des heiligen Wolfram dazu bestimmen lassen und bereits den Fufs in das Wasser der Taufkufe gesetzt, als ihm während der Weihungsrede die Frage einfiel, ob denn seine Vorfahren auch in dem Himmel seien; auf die Antwort des Geistlichen, dafs sie in der Hölle büfsen müfsten, weil sie Heiden gewesen, zog der wilde Täufling hurtig den Fufs aus dem Wasser zurück, indem er versicherte, lieber zu seinen tapferen Ahnen, sei's auch in die Hölle, kommen, als mit dem gemeinen Christenvolke selig werden zu wollen. Dazu erzählt die Kirchensage, dafs dem Friesenfürsten, als er sich zur Taufe anschickte, ein Mann in kriegerischer Rüstung erschienen sei, welcher ihm *Wuotans*, des Götterkönigs, *goldblinkende Säle* und den für Ratbot *geschmückten Sitz* gezeigt und ihn gewarnt habe, von dem alten Gotte abzulassen; der Diakonus aber habe, als sein Auge gleichfalls auf die teuflische Erscheinung gefallen sei, schnell das Zeichen des Kreuzes darüber gemacht, und sogleich habe sich alles in öden Sumpf und Moor verwandelt. Der starre Herzog blieb unerschütterlich dem Glauben der Väter getreu und verfolgte die Christen eifrig bis zu seinem Tode (719).

Aus dieser kurzen Darlegung erhellt so recht die Sinnesart in der Übergangszeit des Glaubens; man fühlt mit, wie schmerzlich-schwer unseren Altvorderen werden mufste, sich von den Volkstumgöttern loszureifsen. Endlich war in ganz Deutsch-

land der Sieg des Christentums entschieden, wenigstens äufserlich: unmöglich konnte die innere Wandlung sich schnell vollziehen, indem die neue, fremde Lehre nicht durch milde Bekehrung und Überzeugung, sondern meistens durch alle Schrecken des Zwanges eingeführt ward. *Da zogen im Volksglauben die alten Götter sich in ihre irdischen Behausungen, in die Berge zurück,** während sie die schönen, gedankenüppigen Himmelsitze dem siegreichen Christengotte mit seinem Anhange lassen mufsten. Diese *Bergentrückung* ist deutlich in der herrlichen Sage vom *Odenberg* bei dem Städtchen Gudensberg** (Niederhessen) geschildert, zwar jetzt auf *Karl den Fünften* bezogen, wie früher nachgewiesen auf Karl den Grofsen, aber offenbar ursprünglich dem alten Gotte *Charal* (d. i. Herr) = *Wuotan* zugehörig. Sie lautet also:

Karl war mit seinem Heer in die Gebirge der Gudensberger Landschaft gerückt, siegreich, wie einige erzählen, nach anderen fliehend, von Morgen her (aus Westfalen). Die Krieger schmachteten vor Durst, der König safs auf *schneeweifsem Schimmel*; da trat das Pferd mit dem Huf auf den Boden und schlug einen Stein vom Felsen, aus der Öffnung sprudelte die Quelle mächtig. Das ganze Heer ward getränkt. Diese Quelle heifst Glisborn, ihrer kühlen hellen Flut mifst das Landvolk gröfsere Reinigungskraft bei als gewöhnlichem Wasser etc. Der Stein mit dem Huftritt, in die Gudensberger Kirchhofmauer eingesetzt, ist noch heute zu sehen. Nachher schlug König Karl eine *grofse Schlacht* am Fufse des Odenberges. Das strömende Blut rifs tiefe Furchen in den Boden (oft sind sie zugedämmt worden, der Regen spült sie immer wieder auf), die Fluten „wulchen“ zusammen und ergossen sich bis Bessa hinab; Karl erfocht den Sieg: *Abends that sich der Fels auf, nahm ihn und das ermattete Kriegsvolk ein und schlofs seine Wände.* In diesem Odenberg ruht der König von seinen Heldenthaten aus.

---

* Dieser Gedanke liegt um so näher, wenn man bedenkt, dafs im alten Glauben der Germanen, besonders in der älteren und reineren Anschauung der Deutschen, die Götter anstatt der luftigen Himmelsitze *Erdensitze*, namentlich *Berge*, innehatten, wie das auch noch vereinzelt aus der nordischen Götterlehre erhellt. Die sogenannten Säle oder Hallen der Götter in der Edda sind eigentlich Bergräume.

** Odenberg und Gudensberg — seltsames Zusammentreffen verschiedener Gestaltungen des Namen Wuotan: alemannisch Otan, fränkisch Godan, was auf eine Mischung oder Berührung dieser beiden Stämme hinweist.

Er hat verheifsen, alle sieben oder alle hundert Jahre hervorzukommen; tritt eine solche Zeit ein, so vernimmt man Waffen durch die Lüfte rasseln, Pferdegewieher und Hufschlag; der Zug geht an den Glisborn, wo die Rosse getränkt werden, und verfolgt dann seinen Lauf, bis er nach vollbrachter Runde endlich wieder in den Berg zurückkehrt. Einmal gingen Leute am Odenberg und vernahmen Trommelschlag, ohne etwas zu sehen. Da hiefs sie ein weiser Mann nacheinander durch den Ring schauen, welchen er mit seinem in die Seite gebogenen Arm bildete: alsbald erblickten sie eine Menge Kriegsvolk, in Waffenübungen begriffen, den Odenberg aus- und eingehen.

Dafs in dem zweiten Teile der Odenbergsage von einem Siege Karls die Rede ist, mufs mifsverständlich sein, jedenfalls durch die Mengung der Sage mit der Geschichte herbeigeführt; anderenfalls leuchtete nicht ein, warum jener zu fliehen und sich zu bergen genötigt ist. Karl ist seinem mächtigen Feinde unterlegen und weifs keinen anderen Ausweg, als sich mit dem Heere seiner Getreuen in den Berg zurückzuziehen. Es ist zweifelsohne der grofse Heidengott, welcher, in dem Niederschlage der alten Sage zu Kaiser Karl geworden, dem Christengotte weichen mufs. — Das Sagengebilde spielt weiter, wie schon eben das Beispiel mit dem Armringe beweist. An gewissen Tagen soll der Odenberg den Menschen, besonders den Sonntagskindern, offen stehen. Wer dann durch die Öffnung in den Berg hineintritt, erblickt da die *entrückten Männer*, hervorragend unter ihnen einen *alten langbärtigen Mann*, welcher einen blinkenden Becher in der Hand hält, und wird reich beschenkt. Alle sieben Jahre hält Karl seinen *Umzug*, *um nach dem Stande der Dinge zu schauen*; es heifst, dafs er dereinst für immer wieder aus dem Odenberge hervorgehen werde zu neuem Kriege und Siege. Das deutsche Volk konnte sich dem Gedanken nicht verschliefsen, dafs seinen geliebten, sonst so mächtig gewesenen Göttern wieder einmal in Zukunft die Weltherrschaft zufallen müsse. — Bei Fränkisch-Gemünden wird erzählt, dafs im *Guckenberge* (Berg des Altvaters Guogo?) vor Zeiten ein Kaiser mit seinem ganzen Heere versunken sei; er werde aber, wenn sein Bart dreimal um den Tisch, an welchem er sitze, gewachsen sei, mit seinen Leuten wieder herauskommen. Vortrefflich drückt hier das Wachsen des Barthaares die lange

Spanne der Vergangenheit und das ganz allmähliche, aber sichere Rücken der sehnlich erwarteten Zukunft aus. — Wesentlich einklingend mit der Odenbergsage, zugleich den Gipfel des ganzen, äufserst reichhaltigen Sagenkreises bildend, ist die Sage vom Berge *Kyffhäuser* in der Goldenen Aue, und damit erst betreten wir den festen Boden beabsichtigter Abhandlung:

Kaiser *Friedrich* — halb der Erste, dessen Tod in Kleinasien nicht vom Volke geglaubt ward, halb der Zweite — war vom Papste in den Bann gethan, und die Fürsten waren der Treue und der Eide gegen ihren Oberherrn ledig gemacht. Deshalb wurden dem Kaiser alle Kirchen und Kapellen verschlossen; kein Gottesdienst ward ihm mehr gehalten und keine Messe mehr gesungen. Da ritt nun der Kaiser einmal vor dem Osterfeste — damit die Christenheit durch ihn nicht gehindert würde, die heilige Zeit zu begehen — hinaus auf die Jagd. Niemand von seiner Begleitung wufste des Kaisers Sinn und Gedanken. Er hatte aber sein gutes Gewand angelegt, welches ihm aus dem Lande Indien gesandt war, nahm ein Fläschlein mit schmackhaftem Brunnen zu sich, bestieg sein edles Rofs und ritt hinaus in den fernen Wald; nur wenige Herren folgten ihm dahin. Im Walde steckte er ein *wunderkräftiges Ringlein* an den Finger und sogleich war er vor den Augen aller *verschwunden,* dafs niemand ihn mehr gesehen hat, und man nicht weifs, ob er noch lebendig sei. So ging der hochgeborene Kaiser dort verloren. Jedoch sagen die Bauern, dafs er sich oft als Waller habe sehen lassen, auch öffentlich ihnen gesagt habe, dafs er bestimmt sei, auf römischer Erde noch gewaltig zu werden und die Pfaffen zu stören, und dafs er nicht aufhören noch ablassen werde, bis er das heilige Grab wieder in der Christen Hand gebracht habe.

Weiterhin wird dann der Kaiser nach seiner Verzauberung in Beziehung zu dem *Kyffhäuser* gesetzt. Man glaubte: der „Ketzer-Kaiser" Friedrich lebe noch und solle lebend bleiben bis an den jüngsten Tag; auf dem wüsten Schlosse Kyffhausen in Thüringen (und auch auf anderen wüsten Burgen, welche zum Reiche gehörten) wandere er um und lasse sich zu Zeiten sehen und rede auch mit den Leuten, und der Glaube verknüpfte sich damit: Vor dem jüngsten Tage werde ein mächtiger Kaiser der Christenheit kommen, um Frieden unter den

Fürsten zu machen. Auch ward vielfach erzählt, dafs dieser Kaiser mit grofsem Hofgesinde im Berge von Kyffhausen verzaubert wohne, und dafs dieser verzauberte Kaiser kein anderer als Friedrich Rotbart sei. Er sitze auf einer Bank vor einem runden Steintische — nach anderen auf einem goldenen Herrschersessel, die goldene Krone auf dem Haupte, in der vollen Pracht und Herrlichkeit, welche ihn im Leben umgab. Er halte den Kopf in die Hand gestützt und ruhe oder schlafe; dabei nicke er aber stets mit dem Haupte und zwinkere mit den Augen, indem er sie bald etwas öffne und dann seine grofsen Brauen wieder senke und zusammenziehe, als ob er nicht recht schlafe oder bald wieder erwachen wolle. Sein roter Bart sei ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füfse gewachsen. Er werde vor dem jüngsten Tage wieder aufwachen und sein verlassenes Kaisertum aufs neue antreten; wenn er dann hervorkomme, werde er „seines Schildes Last hängen an den *dürren Ast“ — davon werde der Baum grünen und eine bessere Zeit werden.* Von dem dürren Baume wird in der Sage vom Walserfelde erweiternd gesagt: Er sei schon dreimal umgehauen worden, seine Wurzel aber immer wieder ausgeschlagen, so dafs ein neuer vollkommener Baum daraus erwachsen sei; wann er wieder zu grünen beginne, dann nahe die grofse Schlacht, und wann er Früchte trage, werde sie anheben, und dann werde ein solches Blutbad sein, dafs den Kriegern das Blut in die Schuhe rinne. Auch wird in der Sage berichtet: des Kaisers Bart sei um den Tisch gewachsen, dergestalt, dafs er dreimal um die Rundung des Tisches reichen mufs bis zum Erwachen; jetzt aber gehe er erst zweimal darum. In den späteren Kyffhäusersagen begegnet wiederholt der Zug, dafs *Raben um den Berg fliegen,* welche vor dem Erwachen des Kaisers verscheucht werden müfsten. Auch wird gesagt, dafs der Kaiser wiederholt Besucher des Berges gefragt habe, wie es auf der Oberwelt aussehe.

Wir wollen hier eine kleine Pause machen zur Anstellung einiger Betrachtungen. Der Name des Berges „Kyffhausen, Kyffhäuser, Kifhäuser“, nach welchem die Burg den Namen erhielt, scheint sehr alt zu sein; aber die Deutung ist zweifelhaft. Ganz unzulässig ist die geschehene Ableitung von Kopf, Koppe, Kuppe. Vielleicht läfst sich an Kipicho, Gibich (d. i.

Geber), Beiname Wuotans denken — der Übergang des p, b in f wäre sehr einfach. Hätte man nur eine ältere Namenform! Die Gegend um den Kyffhäuser (Kipichhäuser?) hiefs vom 8. bis 12. Jahrhundert „Nabelgau“ oder „Nebegau“, was an Nebelheim (die Totenwelt) und Nibelunge gemahnen könnte. — Wenn wir nun an eine Deutung der Kyffhäusersage gehen, so mufs zunächst alles in das politische Gebiet Streifende ausgeschieden werden, wenn man den echten, alten Urgrund erhalten will. Sehr vorteilhaft läfst die Sage durch die engverwandte Odenbergsage sich ergänzen; in beiden haben wir deutlich und bestimmt den alten Wuotan, Charal, Geermann vor uns, welcher schon im unerschütterten Heidentum „*der Alte vom Berge*“ hiefs; nur der rote Bart könnte auf Donar hinweisen, ist aber wahrscheinlich als eine Entlehnung von dem geschichtlichen Herrscher zu nehmen. Vom christlichen Standpunkte aus ward das Wiederkehren des Kaisers und das Schlagen der grofsen Schlacht, leicht erklärlich und im voraus richtend, mit dem letzten Weltkampfe, dem jüngsten Tage, dem Weltuntergange verknüpft, wie dies besonders in den Sagen vom Untersberg (Undersberg = Schlummerberg?) bei Salzburg und vom Walserfelde deutlich ausgesprochen ist. Die Raben, welche um den Berg fliegen, sind Wuotans zwei Raben, seine steten Begleiter Huginn und Muninn, welche ihm Kunde von allen Dingen zutragen, die Allwissenheit Gottes versinnlichend. Wenn es heifst, dafs sie verscheucht werden müfsten, bevor der Kaiser erlöst sei, so ist dies späteres Mifsverständnis: Die Raben sind hier in ihrer alten Bedeutung, indem sie ausgeflogen sind, um auszuspähen und die Neige der Zeit der Verbannung zu ergattern; der Gott, welcher nach einer Fassung der Sage alle hundert Jahre einmal erwacht, ersehnt, dafs sie wieder in den Berg einfliegen und sich ihm auf den Schultern niederlassen, um die Kunde der endlichen Erlösung in seine Ohren zu flüstern.

Noch manche Sagen spinnen sich um den Kyffhäuser; besondere Beachtung verdienen die Hirtensagen: Ein Schäfer trieb einmal seine Herde ziemlich weit hinauf an das alte Kyffhäuserschlofs und blies fröhlich auf seiner Schalmei, dafs es weithin scholl und hallte. Plötzlich stand ein ganz *kleines Männlein* neben ihm, grüfste ihn artig und züchtiglich und frug: „Möchtest du wohl den alten Kaiser Friedrich sehen und ihm auch

solch ein fröhliches Stücklein aufspielen?“ — „Warum denn nicht?“ Der Schäfer folgte dem Männlein getrost in den Felsengang, welcher sich mit einemmal vor ihm aufgethan hatte. Nach ziemlich langer Wanderung kamen sie in eine weite Halle, wo der Rotbart mit geneigtem Haupte und geschlossenen Augen schlummerte. Beherzt ergriff der Schäfer nun seine Schalmei und blies. Da hub der alte Kaiser sein Haupt mit dem roten Barte empor, welcher durch den Tisch gewachsen war, und frug: „Fliegen die Raben noch um die Burg?“ — „Sie fliegen noch!“ erwiderte der Schäfer. Da seufzte der Kaiser tief und schwer und sprach kummervoll: „So mufs ich aufs neue hundert Jahre schlafen!“ neigte sein Haupt und schien zu entschlummern. Der Zwerg führte hierauf den Schäfer an das Tageslicht zurück und verschwand. Die Belohnung für den dem Kaiser erwiesenen Dienst war grofser Herdenreichtum. — Eine andere Hirtensage knüpft an die *Wunderblume* an, welche nur alle hundert Jahre einmal blühen und die Kraft haben soll, den Berg zu erschliefsen und zur Hebung der Schätze und Reichtümer, welche im Kyffhäuser ruhen, zu verhelfen: Ein Hirte hatte die Wunderblume, ohne ihre Bedeutung zu kennen, an den Hut gesteckt und gelangte durch die Bergtrümmer in den Berg, fand viele kleine glänzende Steine auf der Erde, steckte so viel er konnte in seine Tasche und wollte wieder das Gewölbe verlassen. Da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „Vergifs das Beste nicht!“ Vor Furcht flüchtete er hastig aus dem Gewölbe, dafs er selber nicht wufste, wie er wieder ans Tageslicht kam. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Herde, so *schlug die Thüre*, welche er vorher gar nicht gesehen hatte, mit grofsem Geräusch *hinter ihm zu*. Er griff nach seinem Hut, und die wunderschöne Blume war fort; sie war beim Stolpern entfallen. Plötzlich stand ein *Zwerg* vor ihm und frug: „Wo hast du die Wunderblume, welche du fandest?“ — „Verloren!“ sagte traurig der Hirte. „Dir war sie bestimmt,“ sprach wieder der Zwerg, „und sie ist mehr wert als die ganze Rotenburg.“ Traurig ging der Hirte; die Steine aber waren lauter Goldstücke. — Der Zwerg kommt häufig vor: Eine Schar munterer Bauernbursche kam auf den Einfall, Kaiser Friedrich einen Ehrentrunk zu bringen. Da stand plötzlich ein *Zwerg* mitten unter ihnen, welcher einen goldenen Becher in der einen

und zwei Flaschen vorzüglichen Weines in der anderen Hand hielt u. s. w. Das kleine Männlein, der Zwerg, tritt in manchen Sagen nicht nur als Thürhüter auf, sondern auch, wie eben, als Kellermeister und aufserdem als Hausmeister, welcher Korn einkäuft, und als Schatzmeister. — Zuweilen begegnet der Zug, dafs Leute, welche nur kurze Zeit im Kyffhäuser gewesen zu sein wähnen, thatsächlich nach 20 oder gar 200 Jahren zurückkehren; den Göttern sind Jahre Augenblicke.

Der Sagen von Bergentrückungen und Verwünschungen sind so viele wie in keiner anderen Richtung;* wir können hier nur flüchtig diejenigen zusammenstellen, welche Bezug auf die Götter gewähren: Hakelberend, Hakolberand (althochdeutsch: Hachulpirant), der Mantelträger, was ein Beiname Wuotans ist, weilt in seinem grofsen Grabberge auf *weifsem Rosse* bei seinen Schätzen. Karl der Grofse oder der Fünfte sitzt im Odenberge, im Desenberge (Disenberg = Götterberg?) bei Warburg, im Untersberge bei Salzburg, auf der Burg bei Nürnberg (ältere Form: Nornberg?), in der Burg Herstall (Heristal), im Trifels bei Anweiler, und zwischen Nürnberg und Fürth liegt ein Kaiser-Karls-Berg — immer, wie wir gesehen haben, *Wuotan.* Otto der Grofse, auch rotbärtig wie Kaiser Friedrich, weilt nach älteren Sagen im Kyffhäuser; er ist schon dem Namenanklange nach Wuotan, Otan, wie auch sein Speerwurf im jütländischen Ottensunde auf den Gott sich bezieht. Friedrich Rotbart oder der Zweite (auch Herzog Friedrich) haust im Kyffhäuser, im Untersberge, im Trifels und in einer Höhle bei Kaiserslautern. Wir sehen, dafs in den Sagen überall der alte Wuotan uns entgegentritt; neben dem Hauptgotte verschwinden die anderen Götter. Einigemal liefse sich vielleicht an den rotbärtigen *Donar* denken. An dem Südwestende des Kyffhäusergebirges befindet sich die Falkenburg mit einer eigentümlichen, auf Donar zu beziehenden Sage: Im 17. Jahrhundert (?) sei ein Herzog aus Schlesien in der Heimat von einem gespenstigen Bocke aufgenommen, in gar kurzer Zeit durch die Lüfte ge-

* Die Volkstümlichkeit der Bergentrückung erhellt aus der geläufigen Redart „Ich möchte in die Erde versinken, schliefen (schlüpfen)“ in dem Sinne von „aus der Haut fahren“. Nach dem Liede von der „Klage“ weifs man von König Etzel nicht, „ob er sich verslüffe in Löcher der Steinwände“, was zu sagen scheint, dafs er vielleicht in den Berg, Felsen gegangen sei.

führt und in den Trümmern der Falkenburg abgesetzt worden; halbtot und elendiglich zugerichtet sei er dann bei Nacht in die naheliegende Falkenmühle gekommen und habe um Obdach gebeten. Bedauerlich ist, dafs diese Sage so lückenhaft erhalten. Entweder führte Donar auf seinem Bocke den Herzog durch die Lüfte, wie Wuotan seinen Schützling Hartung (Hadding), etwa um ihn Verfolgern zu entziehen, oder der Herzog war Donar selber, welcher die Gastlichkeit der Menschen versuchen wollte. Der Schmied Boldermann, welcher bei Kaiser Friedrich im Kyffhäuser sitzen soll, wird Gott *Paltar*, Balder sein, wie in der Edda die Ansen (Asen) als Schmiede (Glücksschmiede?) hingestellt werden. Unter den bekannten Siebenschläfern sind eigentlich und ursprünglich sieben Hauptgottheiten (ungerade Zahl heilig!) zu verstehen. Auch Helden, Niederschläge von Gottheiten, werden vielfach in Berge entrückt gedacht, wie Dietrich (Diotarich, d. i. Volkreich) = Donar, Rüdiger (Ruodiger, d. i. Ruhmgeer) = Wuotan, Sigfrid (Sigufrit, d. i. Siegfreier) = Wuotan, Tell (Tellingar) = Heimdall = Wuotan* u. a. — Mit der Bergentrückung ist oft *ein verwünschter, heblicher Schatz* verknüpft; da wo der alte Gott oder Held in der Berghöhle sitzt und schlummert, liegt ein unendlicher Hort (der zu „hütende“ Schatz) geborgen, zuweilen, wie beim Nibelungenschatz, welcher in einer deutschen Sage aus einem hohlen Berge getragen ward, mit Gewinnung einer zauberhaften Macht, die Herrschaft über das Totenreich gewährend, oder sonstiger geheimnisvoller Einwirkung verbunden. — Der verschiedenen hierher gehörigen Volksmärchen — wie die Geschichte des „Königs vom goldenen Berge“ (Grimm Nr. 92) und das Märchen „Der Rabe“ mit dem goldenen Schlosse von Stromberg (Nr. 93) — sei nur andeutungsweise Erwähnung gethan.

Überall in dem Sagenbereiche der Bergentrückung findet sich mit geringen Unterschieden derselbe Gedanke: In höhlenartigen Bergwohnungen schlafen die Götter und Helden, nur von Zeit zu Zeit erwachend. Waffengetöse und kriegerische Weisen sind zuweilen vernehmbar, den vorübereilenden Menschen ein Schrecken; dann rüstet das verschlossene Geisterheer sich zum Aufbruche, und die Entrückten, Verwunschenen ziehen zur

* Archiv LXIII, S. 13 ff.: Neues zur Tellsage.

Nachtzeit, besonders Mitternacht hinaus, wie Karl Langbart aus dem Odenberge, als wütendes Heer und wilde Jagd — bald sichtbar in dahinjagenden Wolkengebilden, wohl auch als Männer auf feurigen Rossen, mit leuchtenden Waffen die Gegend durchstürmend — bald unsichtig durch die Lüfte schwebend, nur im Gebrause und Heulen des Windes vernehmbar. Der Zweck solcher Auszüge ist, teils um den alten Lieblingsbeschäftigungen, Jagd und Kampf, wenn auch nur zur Zeit der Gespenster, zu huldigen, anderenteils um zu spähen, ob die Stunde der Wiederkehr ihres Reiches noch nicht gekommen sei, teils auch um durch List oder Gewalt *neue Anhänger für den zu erwartenden grofsen Kampf zu gewinnen*, allerdings hier nicht immer mit günstigem Erfolg, wie einige Volksmärchen beweisen, und wie vor allem aus folgender kernigen mecklenburgischen Sage hervorgeht:

Ein Bauer kam einst trunken in der Nacht von der Stadt, sein Weg führt ihn durch einen Wald; da hört er die wilde Jagd und das Getümmel der Hunde und den Zuruf des Jägers in hoher Luft. „Mitten in den Weg! mitten in den Weg!“ ruft eine Stimme, allein er achtet ihrer nicht. Plötzlich stürzt aus den Wolken nahe vor ihm hin ein *langer Mann auf einem Schimmel.* „Hast Kräfte?“ spricht er, „wir wollen uns beide versuchen, hier die Kette, fafs sie an — wer kann am stärksten ziehen?“ Der Bauer fafste beherzt die schwere Kette, und hoch auf schwang sich der wilde Jäger. Der Bauer hatte sie um eine nahe Eiche geschlungen, und vergeblich zerrte der Jäger. „Hast gewifs das Ende um die Eiche geschlungen?“ frug der herabsteigende *Wod.* „Nein,“ versetzte der Bauer, „sieh, so halte ich's in meinen Händen“. — „*Nun so bist du mein* in den Wolken,“ rief der Jäger und schwang sich empor. Wieder schürzte schnell der Bauer die Kette um die Eiche, und es gelang dem Wod nicht. „Hast doch die Kette um die Eiche geschlagen!“ sprach der niederstürzende Wod. „Nein,“ erwiderte der Bauer, der sich eiligst losgewickelt hatte, „sieh, so halte ich sie in meinen Händen.“ — „Und wärst du schwerer als Blei, so mufst du hinauf zu mir in die Wolken!“ Blitzschnell ritt er aufwärts, aber der Bauer half sich auf die alte Weise. Die Hunde bollen, die Wagen rollten, die Rosse wieherten dort oben, die Eiche krachte an den Wurzeln und

schien sich zu drehen. Dem Bauer bangte, aber die Eiche stand. „Hast wacker gezogen,“ sprach der Jäger, „*mein wurden schon viele Männer*, du bist der erste, der mir widerstand! Ich werde dir's lohnen.“ Laut ging die Jagd an: hallo, holla! wol! wol! Der Bauer schlich seines Weges, da stürzt aus ungesehenen Höhen ein Hirsch ächzend vor ihn hin, und Wod ist da, springt vom weifsen Rosse und zerlegt das Wild. „Blut sollst du haben und ein Hinterteil dazu!“ — „Herr,“ sagt der Bauer, „dein Knecht hat nicht Eimer noch Topf.“ — „Zieh den Stiefel aus!“ ruft Wod. Er that's. „Nun wandere mit Blut und Fleisch zu Weib und Kind!“ Die Angst erleichterte anfangs die Last, aber allmählich ward sie schwerer und schwerer, kaum vermochte er sie zu tragen. Mit krummem Rücken, von Schweifs triefend erreichte er endlich seine Hütte und siehe da — der Stiefel war voll Gold und das Hinterstück ein lederner Beutel voll Silber.

Diese Menschenjagd, *Seelenfängerei*, ist sehr bedeutsam und bereits in den alten echt heidnischen Sagen enthalten, besonders indem Wuotan durch seine Walküren die Seelen der Helden nach Walahalla führen läfst; der Gedanke liegt da unter, ein starkes Heer zu schaffen, um für den grofsen Kampf zur Muspillizeit, am jüngsten Tage, gerüstet zu sein und dem drohenden Schicksale widerstehen zu können, wie es in der jüngeren Edda heifst: „Es ist wahr, eine grofse Menge ist da (in Walahalla), und noch viel mehr müssen ihrer werden; aber dennoch wird scheinen, ihrer seien viel zu wenig, wenn der Wolf (der Vernichtung) kommt.“ So sucht denn Wuotan auch durch besondere Schutzverhältnisse starke Helden an sich zu fesseln, und mehrfach tritt der Gedanke hervor, sich Wuotan gegen Gewährung irdischer Vorteile, Ruhm, Reichtum u. s. w. zu weihen, d. h. ursprünglich, zu geloben, nach Ablauf einer bestimmten Frist sich zu töten, wenn der Gott für die Dauer der Zwischenzeit gnädig sei und beistehe. Auch Kinder, sogar ungeborene, läfst er sich versprechen, wie bei der bierbrauenden Geierhild (Geerhild), welche dem Höttr (d. i. der Hut, Beiname Wuotans) für seinen Beistand, indem dieser seinen Speichel zur Hefe giebt, verheifsen mufste, was zwischen ihr und dem Fasse sei; sie wufste nicht, dafs sie damit ihren Sohn Wikar dem Wuotan gelobt hatte.

Wenn in der späteren Volkssage der Tod Gevatterschaft bei Menschen steht, so ist das wieder ganz Wuotan, wie er unter der stillschweigenden Bedingung der Weihe Schutzverhältnisse eingeht. Nie vergifst der Gott sein Recht geltend zu machen; sein todbringender Ger, welchen er dem Schützling leiht, wird schliefslich diesem selber verhängnisvoll. In den Sagen und Märchen tritt für den Gott auch zuweilen ein Riese ein, wie unter dem christlichen Einflusse schliefslich, als Gipfel der Sagenrichtung, der seelenhaschende Teufel sich entwickelt. Hier hat die Bedeutung der Seelenfängerei eine schärfere, auf dem Gegensatze der Religionen fufsende Begründung gefunden. Die Bündnisse mit dem Teufel, welche in der Faustsage ihren grofsartigen Abschlufs gefunden haben, wurzeln in heidnischen Gedanken.

Während in der obigen mecklenburgischen Sage die Scheu vor dem alten Gotte, welcher dort als riesenhaftes Gespenst auftritt, schon ganz hinfällig geworden ist, so läfst uns eine Erzählung der Ynglingasage von König Svegdir noch mit Leichtigkeit das alte ungetrübte Verhältnis erkennen: Svegdir that das Gelübde, Godheim (die Götterwelt) und den alten Odhinn (Wuotan) aufzusuchen; mit zwölf Begleitern fuhr er weit herum auf der Erde u. s. w. Im Osten von Svithjod (Schweden) liegt ein grofser Hof, *Stein* genannt, da ist ein Stein (Felsberg) hoch wie ein grofses Haus. Abends nach Sonnenuntergang, als Svegdir vom Zechgelage in sein Schlafzimmer ging, sah er hin nach dem Stein, und ein *Zwerg* safs unten bei dem Stein; Svegdir und seine Leute waren sehr trunken von Met und liefen hin zu dem Stein. Der Zwerg stund in der Thüre und redete Svegdir an und bat ihn, *hineinzugehen, falls er Odhinn finden wolle.* Svegdir lief hinein in den Stein: aber *der Stein schlofs sich* alsbald zu, und Svegdir kam nicht wieder. Thjodolf der Weise von Hvin (norwegisches Eiland), Skalte Haralds des Schönhaarigen, singt:

Doch der lichtfliehende Felsenhüter
Täuschte Svegdirn mit schlauem Truge,
Als des Erhabnen hoher Spröfsling
Tief in den Felsen folgte dem Zwerge
Und der helle Stein des Herrschers der Tiefe
In der Riesenkammer den König umschlofs.

Der „lichtfliehende Felsenhüter“ ist der Zwerg, „des Erhabenen (des Göttes Njord) hoher Sprößling“ ist König Svegdir, und der „Herrscher der Tiefe“ ist Odhinn, Wuotan, welcher in einem Liede der Edda (Sigurdhakvidha, Reginsmal) sich selber den „Alten vom Berge“ nennt. Wenn hier die Aufforderung des Zwerges, Wuotan in dem Steine zu suchen, als Trug aufgefaßt wird, so ist dies doch nur unverstandene, spätere Auffassung oder sonstige Verstümmelung: In der echten Sage weist der Zwerg an dem Zugange des Berges die Anhänger Wuotans in erhaben-ernstem Sinne in die unterirdische Götterbehausung. In vielen Sagen lockt ein Zwerg als Bote der Unterweltgöttin (Hella, Hölle) in den Berg; auch den Dietrich von Bern holt nach einer Sage ein Zwerg dahin ab — das ist überall derselbe Gedanke. Die Zwerge, ein unterweltliches Geschlecht, nähern sich leicht dem Totenreiche, wie auch die *Niblunge* (Niflinge) anfangs nur das Dunkle, Nächtige besagen, aber dann zu Totengeistern werden, deren stilles Wirken die Menschen unabwendbar in ihr Reich führt. — Einige Ähnlichkeit mit der Svegdirsage zeigt auch die Gylfisage, welche in der jüngeren Edda überliefert worden ist:* König Gylfi (ein finnischer König?) war ein weiser Mann und zauberkundig. Er wunderte sich sehr, daß der Asen (Ansen) Volk (d. i. die Germanen) so vielkundig sei, daß alles nach ihrem Willen erginge. Er dachte nach, ob dies von ihrer eigenen Kraft geschehe oder ob da die Macht der Götter walte, welchen sie opferten. Er unternahm eine Reise nach Asgard (Ansgart, d. i. Götterburg), fuhr aber heimlich, indem er die Gestalt eines alten Mannes annahm und so sich hehlte. Als er in die Burg kam, sah er eine hohe Halle, daß er kaum darüber wegsehen konnte; das Dach war mit goldenen Schilden belegt wie mit Schindeln. Am Thor der Halle sah Gylfi einen Mann (Zwerg?); dieser frug ihn nach dem Namen. Er nannte sich Gangleri (d. i. Wanderer) und sagte: er komme aus unwegsamer Ferne

---

* Diese ursprünglich alte Sage ist erst in christlicher Zeit niedergeschrieben worden und hat daher manche Willkürlichkeit an sich ergehen lassen müssen. Dementsprechend lautet auch die Überschrift der Sage Gylfaginning, d. i. Gylfis *Verblendung*. Ich gebe hier nur die durch die Abänderung nicht getrübten Hauptzüge.

und bitte um Nachtherberge. Alsbald ging der Mann ihm vorauf in die Halle und er folgte ihm nach, und *dicht hinter seinen Fersen schlug die Thüre zu.* Da sah er viele Gemächer und eine Menge Volkes: einige spielten, einige zechten, andere übten sich in Waffen. Er sah drei Hochsitze, und auf jedem safs ein Mann. Er ward nun auf seine Fragen weitschweifig über die Erschaffung der Welt, über die Götter und Göttinnen, über Göttergeschichten und dereinstigen Weltuntergang unterrichtet. Als er aber mit Fragen gar nicht ermüden zu wollen schien, ward ihm zuletzt der Bescheid: „Wenn du aber nun weiter fragen willst, so weifs ich nicht, woher dir das kommt; denn nie hörte ich jemand mehr von den Schicksalen der Welt berichten. Nimm also hiermit fürlieb!“ Darauf hörte Gangleri ein grofses Getöse um sich her. Und als er sich wandte und recht um sich blickte, fand er sich allein stehen auf einer weiten Ebene und sah weder Halle noch Burg mehr. Da ging er seines Weges fort und kam zurück in sein Reich und erzählte die Zeitungen, welche er gehört und gesehen hatte, und nach ihm erzählte einer dem anderen diese Geschichten. — Man sollte infolge von Vergleichung mit anderen Sagen annehmen, dafs das Zuschlagen der Thüre dicht hinter den Fersen erst beim Hinausgehen hätte geschehen müssen.

Auch *weibliche Wesen, Göttinnen,* weilen mit den Göttern in den Bergen. In der bekannten Kyffhäusersage vom „Brautpaare aus Tilleda“ (Tyleda, d. i. Hügelort, am Ostende unterhalb des Kyffhäuser), welches in den Berg gegangen und, wie sich schliefslich herausstellt, 200 Jahre darin gewesen ist, sowie in der Sage von den Musikern, welche an dem Kyffhäuser vorüberziehend dem alten Kaiser ein Ständchen bringen und dafür belohnt werden, kommt die *Prinzessin* vor, welche als Schaffnerin, Ausgeberin beim Kaiser weilt, wohl als Tochter desselben gedacht — in Wirklichkeit unfehlbar die herrliche Göttin *Fria* (Frea, Frikka, d. i. die Freie) mit ihren Beinamen Perachta (Perchta, Berta, d. i. die Leuchtende, Prächtige) und Holeda (Holda, Hulda, Frau Holle, d. i. die Holde), also die Gemahlin Wuotans. Am Kyffhäuser haften auch Sagen, ohne Verhüllung des Namens, von der *Frau Hulle,* welche auf dem Berge zum Trocknen Flachsknoten ausbreitet; diese verwandeln sich guten

Menschen, rechtschaffenen Armen in Gold. — In verschiedenen Gegenden Deutschlands gab es Berge, welche besonders nach *Holda* benannt waren. Späterhin — vermutlich etwa im 13. oder 14. Jahrhundert, vielleicht auch teilweise schon früher — sind diese altheimischen *Holda-* oder *Hollenberge* latinisiert in *Venusberge* umgewandelt worden. Am berühmtesten ist der thüringische Venusberg, für welchen man gewöhnt ist den *Hörselberg** an dem Flüfschen Hörsel bei Eisenach anzusehen. Dieser gilt als Hexenberg; die nachtfahrenden Frauen sollen im Venusberge zusammengekommen sein, und gutes Leben, Tanzen und Springen habe dort geherrscht. Viele bedeutsame Sagen sind vom Hörselberge im Schwange. Eine daselbst, am Nordwestende des Berges, an einer steilen und schwer zugängigen Felsenwand befindliche unheimliche Schlucht, *Hörselloch* genannt, wird im Volksglauben für den Eingang der Hölle gehalten, wie auch die Götter von den Bekehrern zu Teufeln gemacht worden waren. Aus diesem Loche ist oft der Schall sonderbarer Töne, wie wenn unterirdische Gewässer von hohen Klippen herabstürzten, oder eine empörte Brandung an ein mächtiges Felsengestade schlüge, Stimmengewirr und Getöse, wie wenn Eisen gegeneinander geschlagen würde, vernommen worden; zu der düsteren Stimmung des Gemütes mag beigetragen haben, dafs in der Nähe des Hörselberges eine Wetterscheide ist, wo sich oft die furchtbarsten Gewitter mit schrecklichen Blitzen und Donnern entladen.

In den unterirdischen Höhlen des Berges wohnt die „*Teufelin Venus*", die gestürzte Himmelskönigin, Wuotans schöne Gemahlin, die heidnische „Unsere liebe Fraue", das Urbild der christlichen Maria. Sie, welche in der guten alten Zeit unserem Volke den Kindersegen verlieh, zieht nun die Seelen der Kinder wieder zu sich; die lebenspendende Seite ist ihr genommen, nur die unheimliche Todesgöttin ist geblieben. Zugleich waltet hier in milderer Gestalt derselbe Gedanke der Seelengewinnung, wie wir ihn scharf ausgesprochen bei Wuotan angetroffen haben.

---

* Horsel-, Hoselberg — vielleicht Oselberg, Osberg = Asen-, Ansenberg, Berg der Götter. Oder etwa entstanden aus Mons Horrisonus, der schaurig tönende Berg, wie lateinische Chronisten ihn nennen? oder umgekehrt?

Das besagt wohl auch die im östlichen Thüringen begegnende Sage, dafs *Frau Berchta* mit der Schar der *Heimchen* (Heinchen?) umherzieht. In dem benachbarten Franken läfst *Frau Hulli* liebliche Klänge vernehmen, welche einem Menschen das Herz im Leibe schmelzen möchten; Kinder werden gewarnt, darauf zu lauschen, sonst müfsten sie mit Frau Hulli bis zum jüngsten Tage im Walde herumfahren. Auch die nordische *Huldra*, die Herrin des Huldrevolkes, der Huldumänner, der Holden, wie in Deutschland die Zwerge auch genannt werden, liebt Musik und Gesang; ihr Lied, Huldreslat, hat traurige Weise. Von derselben wird gesagt, dafs sie den Menschen ungetaufte Kinder forttrage. — Frau Holda zieht auch mitunter als Waldfrau, „wilde Waldin" der wilden Jagd voraus, welche dann im Venusberge verschwindet. Zu Eisleben und im ganzen Mansfelder Lande fuhr das wütende Heer im Geleite der *Frau Holla* alljährlich auf Fasnacht-Donnerstag* vorüber. Das Volk versammelte sich und sah der Ankunft des Heeres entgegen, nicht anders als sollte ein mächtiger König einziehen. Vor dem Haufen trat ein *alter Mann* einher mit *weifsem Stabe*, der *treue Eckhart*, welcher die Leute aus dem Wege weichen, einige auch heimgehen hiefs: sie würden sonst Schaden nehmen. Hinter ihm kamen etliche geritten, etliche gegangen, man sah darunter neulich verstorbene Menschen. Ein trunkener Bauer, welcher dem Heere nicht ausweichen wollte, ward ergriffen und auf einen hohen Felsen gesetzt, wo er tagelang harren mufste, bis man ihm wieder herunterhelfen konnte. In dieser Darstellung ist Frau Holda fast unverkürzt die altheidnische Göttin, welcher bei ihrem Einzuge in das Land das Volk entgegenströmt; sie nimmt die Huldigungen der Getreuen entgegen und belohnt und bestraft nach ihrem Urteil. Nur ist alles dies Erhaben-Göttliche von dem Christentum in die Spukzeit der Nacht verwiesen worden.

Der *Frau Holda Hofhaltung* in den grofsartigen Bergräumen ist von der Phantasie auf das herrlichste ausgeschmückt worden.

---

* Von „vasen, fasen" = umherschweifen (daher auch „faseln, Faselhans" für geistige Verwirrtheit). Die Umänderung in Fa*st*nacht ist kirchliche Neuerung. Dafür sprechen die Ausdrücke in fast sämtlichen deutschen Mundarten, sowie das englische fashing.

Die schönheitstrahlende Göttin oder „Teufelin“ haust da stattlich und prächtig, von den *Zwergen* bedient, wie auch noch in den allegorischen Gedichten des 15. Jahrhunderts ein Zwerg zu Frau Venus führt. Vereinzelte Menschen, welche sich bei ihr einfinden, leben da in Freude und Wonne. Wer kennte nicht die wunderliebliche Märe von *Tannhäuser*, eine der anziehendsten Sagen des Mittelalters? wie den edlen fränkischen Ritter die Begierde trieb, in den Venusberg zu gehen, um die Wunder der dort hausenden herrlichen Göttin zu schauen? Als Tannhäuser in der Abenddämmerung an dem Berge anlangte, erblickte er eine Höhle und an derselben ein weibliches Wesen stehen, so schön, wie er noch nie eins gesehen hatte, und das war *Frau Venus* selber, die schönste der Göttinnen. Sie rief ihn mit einer bezaubernden Stimme an und forderte ihn auf, mit in den Berg zu kommen. Tannhäuser folgte ihr entzückt durch die Höhle, und der verhängnisvolle Zugang schloſs sich hinter ihm. Sieben Jahre brachte er da zu, schwelgend an dem Freudentische der göttlichen Bergfürstin, den Becher der Wonne bis auf die Neige leerend. Da endlich sehnte der Ritter sich wieder hinaus in die blaue Luft und unter die Menschen, und er wollte wieder ein Roſs besteigen und ritterlich kämpfen und des edlen Weidwerkes pflegen. Zugleich auch regten sich Gewissensbisse in ihm, und er trachte danach, sich mit seinem Gotte zu versöhnen; sogar in den Wollustarmen der Herrin der Liebe fand er nicht Ruhe mehr. Aber seine flehentlichen Bitten vermochten nicht, ihm Urlaub zu verschaffen. Da gelang ihm, durch ein Ritzlein des Berges schlüpfend, nach der Oberwelt zu entfliehen, und nun wandte er sich von einem Geistlichen zum anderen, um Vergebung für sein unheiliges Leben zu erlangen; aber keiner wollte ihm solche gewähren. So blieb dem Unglücklichen nichts übrig als nach Rom zu wallen, um von dem heiligen Vater Sühne und Ablaſs zu empfangen. Mit blutigen Füſsen kam er endlich in Rom an. Von Reue zerknirscht warf er sich dem Papst zu Füſsen. Als dieser aber die Beichte des Sünders vernommen, wies er denselben entsetzt von sich, nachdem er ihm den Pilgerstab entrissen und in die Erde gestoſsen hatte, den gräſslichen Fluch sprechend: „*Wie dieser dürre Stab nie wieder sprossen und grünen wird, so wirst auch du niemals Vergebung erhalten!*“ Tannhäuser schied

in Verzweiflung, ohne zu wissen, wohin er die Schritte lenken solle. Aber nach dreien Tagen sah der Papst mit Staunen, dafs der dürre Stecken sprofs und Blätter und Blüten trieb. Erschrocken sandte er Eilboten nach Tannhäuser, um ihm das Wunder der göttlichen Gnade zu künden. Aber es war zu spät — wie sie auch nach allen Winden suchten, sie fanden den Ritter nicht mehr: der Ritter war in den Berg zurückgekehrt und wird da weilen bis zum jüngsten Tage.

Zwar bieten nur verhältnismäfsig jüngere Quellen uns diese bedeutende, tiefsinnige Sage; aber trotzdem kann ihr ein hohes Alter nicht abgesprochen werden. Sie mufs sogar, wie wir noch zur vollen Genüge erkennen werden, in die graue Vorzeit zurückreichen. Auffallend ähnlich ist die Sage vom „*Schnewburger*“,* welcher in den Venusberg bei Ufhausen, unweit Freiburg, einkehrt; die Verwünschung lautet daselbst: „Eher soll der Stab, welchen ich in der Hand halte, *Rosen tragen*, als du bei dem Herrn Verzeihung finden wirst!“ Die Tannhäusersage mufs in ihrem Urkerne also verstanden werden: Den edlen Ritter, welcher schon zum Christentum übergetreten war, ergriff mächtige Sehnsucht nach dem Glauben der Altvorderen, nach seinen Göttern, und trieb ihn — sagenhaft bildlich — in den Berg, wo „der Frau Hollen Hofhaltung“ ist, in den „Venusberg“, und die Sage spinnt sich dann, wie geschildert, weiter und zeigt uns in rührender Weise, wie entgegen der Unbegrenztheit der göttlichen Gnade die Geistlichen der Lehre der Liebe durch Härte und Grausamkeit die halbgewonnenen Herzen sich abwendig zu machen verstanden. Einen wohlthuenderen Schlufs giebt eine verwandte schwedische Sage: Wie der Papst dem Tannhäuser und Schnewburger durch den dürren Stecken die Hoffnung abschneidet, sagt auch da der Geistliche zu dem harfespielenden Wassergeiste (Neck, Nix): „Eher wird dieser Rohrstab, welchen ich in der Hand halte, grünen und blühen, als du Erlösung erlangst!“ Trauernd wirft der Neck die Harfe hin und weint. Der Priester reitet fort. Bald danach aber beginnt der Stab in Laub und Blüten auszuschlagen. Schnell kehrt der Reiter um, das Wunder dem Neck zu verkünden,

* Ob dieser Name an den *Schneckhäuserberg* bei Göttingen gemahnen darf, wo die schöne *Berta* (Fria, Holda) 300 Jahre wandelte, bis sie erlöst ward?

welcher nun die ganze Nacht hindurch frohe Weisen erschallen läfst. Auch an viele andere Sagen klingt die Erzählung von Tannhäuser an. Das Kindermärchen berichtet dasselbe von *Frau Fortuna* (welche der deutschen *Salida*, Sälde entsprechen würde), die schwedische Sage ebenso von der *Elbkönigstochter*; *Ogier* (Otger, Olger, ursprünglich dänisch und niederländisch) bringt 200 Jahre bei der *Fata Morgana* (Fee Seeweib) zu, welche ihn durch einen auf das Haupt gedrückten Kranz alles vergessen machte. Nicht allzu weit ab steht auch die Sage von *Odysseus* (Odhinn, Wuotan),* welcher acht Jahre bei der holden Nymphe *Kalypso* (Halja, Hellia, Hel — Krimhilde) und ein Jahr lang bei der halbgöttlichen Zauberin *Kirke* (Herka, Zisa?**) zubringt, ähnlich wie etwa Wuotan bei der schönen Gunnlödh u. s. w. Aus alledem erhellt, dafs die Sage nicht nur deutsch, germanisch ist, sondern sie ist indogermanisch; sie ist später treffend auf den Kampf des Christentums mit dem Heidentum angewandt worden. — Der Begriff von „in den Berg (Grabhügel) gehen" = „sterben" rührt *nicht unmittelbar* an das Bereich der Tannhäusersage, wenn auch einige Verwandtschaft besteht. Hingegen bietet jenen Gedanken voll und ganz die anklingende Sage vom *Schwanenritter:* Dieser, längst von der Oberwelt geschieden, wird von dem bergentrückten König *Artur* (Arturus, *Artus*) aus dem hohlen Berge gesandt, wo er bei *Juno* und *Felicia* lebte; der keltische Artus ist in allen auf ihn bezüglichen Sagen leicht als völlig unserem Wuotan entsprechend zu erkennen, Juno ist gleich der Venus unsere Fria = Holda, und Felicia wiederum Fortuna, Salida (Sälde). Im Parcival wird der Ritter von dem geheimnisvollen *Graal**** ausgesandt, und hier begegnet für den unheimlichen Kämpfer der Name *Lohengrin* (Loherangrin; d. i. Flammenhelm oder Flammen-

---

* Der Name Odhinn, Otan, Wuotan bezeichnet den „*Wilddurchdringenden*, *Wütenden*", und ganz ebenso Odysseus den „*Zürnenden*", letzteres in der Odyssee insbesondere mit Bezug auf die heftige Gemütserregung gegen die unverschämten Freier aufgefafst. Ulysses?

** Herka oder Zisa ist die Gattin des Schwertgottes Ziso (Zio) = Heru = Saxnot. In ihrem Berge oder Steine (Harkenstein oder Hirkenstein im Havellande) wohnen die *Unterirdischen*, d. i. Zwerge. Diese Göttin scheint sowohl dem Namen als dem Wesen nach ganz obiger Kirke zu entsprechen.

*** Darf dieses sachliche Wort an eine Person, den *unsterblich lebenden Gralent*, gemahnen? Welcher Ausdruck würde von dem anderen entlehnt sein?

gesicht?). So spinnen sich Faden auf Faden unendlich fort in Menschen-, Helden- und Göttergeschichte.

Aber alle diese angeführten Beispiele der Ähnlichkeit müssen zurücktreten gegen die bedeutsame Berührung der *Tannhäusersage* mit obiger *Svegdirsage*. König Svegdir hat so grofse Ähnlichkeit mit Tannhäuser, welcher der Venus Wunder zu schauen trachtet, dafs man geneigt ist, ihn als Urbild für diesen zu nehmen; denn seine Sage scheint wirklich nur eine plumpere Darstellung des Ur-Tannhäuser zu sein. Die Ähnlichkeit ist so grofs, dafs sogar der Zwerg der Svegdirsage sein Ebenbild in der Tannhäusersage hat: Es ist *Eckhart* (Eginhart) der Getreue, welcher nicht nur dem wütenden Heere voranschreitet, sondern auch als *Hüter an dem Venusberge* sitzt; er ist gleichfalls als Zwerg aufzufassen. Wenn es allerdings in der Sage von ihm heifst: er sitze vor dem Venusberge, um die Leute zu warnen, hineinzugehen, so ist das lediglich christliche Änderung des alten Zuges.

Nun noch einige betrachtende Worte über den *Namen Tannhäuser*, welcher in mannigfachen Abweichungen vorkommt, als: Tanhuser, Tanhauser, Tanheuser, Tannhäuser, Danhuser, Dannhuser, Dannhauser, Danhewser, Danhäuser; dänisch: Danyser; im holländischen Liede wird der Name zu Danielken verstümmelt (was wohl entlehnt ist von einem am Hofe des Königs Artus vorkommenden Daniel). Die erste Silbe des Wortes hat schwerlich etwas mit Tanne, Tann zu schaffen, wenngleich einige Orts- und Familiennamen dahinweisen könnten. Walter Scott bietet uns ein schottisches Volkslied von des *Tamlane* Aufenthalt bei den Elfen (Elben) und seiner späteren Erlösung. Ob dieser keltisch klingende Name selbständig oder dem deutschen nachgebildet ist? An König *Dan* (Danr), den Ahnherrn der Dänen, welcher bei seiner Bergentrückung das Rofs gesattelt bei sich behalten wollte, darf wohl kaum gedacht werden (?), noch weniger jedenfalls an die rätselhafte deutsche Göttin *Tanfana* (Tamfana?), welche der germanisch-skythischen *Tabiti* (Tambiti?) zu entsprechen scheint. Versuchen wir eine andere Deutung:

Aus der Ähnlichkeit, besser Gleichheit der Svegdir- und Tannhäusersage geht hervor, dafs der *Zwerg Eginhart das Amt eines Heroldes sowohl bei Wuotan versieht*, indem er die Thüre

zum Steine vor Unberufenen hütet und die Gläubigen hinein weist, *als auch bei Frau Holda*, indem er in gleicher Eigenschaft vor ihrem Berge sitzt und aufserdem noch dem von der hohen Göttin geführten Zuge mit weifsem Stabe vorausgeht. Aus dem gemeinsamen Herolde ist man auf einen *gemeinsamen Aufenthalt* des göttlichen Ehepaares im sogenannten *Venusberge* zu schliefsen berechtigt. Was ist auch natürlicher, als diese beiden waltenden Urwesen der deutschen Göttersage vereint zu denken? Wie, wenn der Berg, in welchem der „Alte vom Berge, Herrscher der Tiefe“ mit seiner schönen Gemahlin Fria haust, den Namen *Wuotanshäuser* geführt hätte als Brudernamen des Kyffhäuser? Nach dem Breviarium des Lullus hat es einen alten thüringischen Ort *Wudaneshusun, Woteneshusun** gegeben, und merkwürdigerweise heifst noch heutzutage ein Ort in der Nähe des Hörselberges *Wutha*, was an jenen erinnern mufs, wenngleich mir keine ältere Namengestalt aus der Zwischenzeit vorliegt. Aufser diesem thüringischen Wotaneshusun scheint es noch andere süddeutsche Orte des Namens Wotanhusen, Otanhusen oder sonstwie gegeben zu haben, wo dann unter Verschluckung der ersten Silbe eine Umwandlung in *Tanhausen*, oder mifsverstanden: Tannhausen, stattgefunden; so liegt ein Thannhausen in Bayerisch-Schwaben.** Auf diese Weise würde auch der

* Ein Ort im Triererlande läfst sich vergleichen: *Otzenhausen*, welchen ich als Wuotan-Stätte nachgewiesen habe; er entspricht als *Otaneshusun* genau dem thüringischen Wotaneshusun. Der sonst ungewöhnliche Wegfall des W gleich dem Nordischen (Odhinn), wie er auch schon oben beim Odenberg begegnete, mufs trotz vielfachen Widerspruches einem deutschen Stamme, und zwar einem Teile der Alemannen, eigen gewesen sein. Ein *Otzberg* (= Otanesperac) liegt im Darmstädtischen, ein Ottenhausen bei Saarbrücken, Ottweiler bei St. Wendel, Odenbach in der Pfalz u. s. w., des Odenwaldes nur flüchtig zu gedenken.

* Die süddeutsch-österreichischen (fränkisch-schwäbischen) Adelsfamilien von *Tanhusen* können sich nach solchen Orten benannt haben. Aber nicht anzunehmen ist, dafs der sagenhafte Tannhäuser in irgend welcher Beziehung zu diesen Familien steht. — Das Geschlecht des grofsen bayerischen Feldherrn, die Freiherren von und zu der Tann gehören einem altadeligen Geschlechte Frankens an; Stammsitz ist das Schlofs Tann an der Rhön, beim Städtchen gleichen Namens gelegen. Der Familienname, welcher bis etwa zur Reformationszeit *Than* geschrieben ward, kommt schon viel früher in der deutschen Geschichte und sogar in der Sagengeschichte vor. Ein Than soll unter Karls des Grofsen berühmtem Paladin Roland (Rutland) gekämpft haben, ein anderer Than hat in der Schlacht auf dem Lechfelde gegen die Ungarn gestritten. Haben wir vielleicht auch hier eine Kürzung des Namens Wuotan — aus heiliger Scheu, weil sich vollständig nach Götternamen zu benennen für einen Frevel erachtet ward?

Name Tanhäuser als Wòtánhäúser gefafst werden können, also eigentlich Tànhäúser auszusprechen sein.

Der edle fränkische Ritter, dessen Name nicht erhalten zu sein scheint, kehrte von dem unvolkstümlichen fremden Christengotte zum alten Götterreiche, zu seinem altgeliebten Wuotan und dessen schöner Gemahlin zurück und erhielt im Volksmunde, als die Thatsache zur Sage umgebildet war, den Beinamen „der Wuotanhäuser“, d. i. der Abtrünnling, welcher im Wuotanhäuser Berge gewesen ist.

Und wo bleibt der Rattenfänger von Hameln? wie wäre dieser zu deuten und in Verbindung mit dem Bisherigen zu bringen? Stellen wir die Hauptzüge dieser seltsamen Sage zusammen: Im Jahre 1284 am Tage Johannes und Paulus, 26. Juni, war es nach urkundlicher und inschriftlicher Überlieferung, dafs ein buntgekleideter *Spielmann* 130 Hamelnsche Kinder in den *Calvarien- oder Coggenberg* geführt hat. Das kam aber so: Die Stadt war von *Ratten* und *Mäusen* schwer heimgesucht. Da erschien ein *fremder Pfeifer* und erbot sich, die immer ernster werdende Plage zu beseitigen. Er blies so wunderbare Weisen auf seiner Pfeife, dafs alle Ratten und Mäuse hinter ihm herliefen und ihm bis in die Weser nachfolgten, wo sie ertranken. Als man nun aber dem Fremdling den bedungenen Lohn nicht auszahlte, erschien er am nächsten Sonntag, als gerade alle Erwachsenen in der Kirche waren, wieder, in Jägertracht mit rotem Hute und schrecklichem Angesichte. Er blies so herzbewegend in den Gassen, dafs *alle Kinder ihm folgten.* Er führte sie zum Osterthor hinaus an den Fufs eines Berges, *welcher sich aufthat*, und in welchem er mit ihnen *verschwand.* Nach anderer, etwas älterer Fassung der Sage hatte der Rattenfänger auch die Ratten und Mäuse in den Berg geführt. — Dies ist die Sage in abgerundeter Vollendung, wie sie etwa gegen Ende des 16. Jahrhunderts ihre Gestalt erlangt haben mag, während die älteste überlieferte Nachricht, welche nur ganz kurz in lateinischer Sprache die nackte Thatsache ohne jede Erwähnung des Unglücksfalles berichtet, frühestens aus dem 14. Jahrhundert stammt. Was auffällig erscheint und ein höheres Alter der Sage in Frage stellen könnte, ist der Umstand, dafs diese an eine bestimmte, im Verhältnis jüngere Zeit, sogar an Jahr und Tag gebunden

scheint.* Aber man bedenke, bei wie vielen uralten Sagen wir dasselbe haben; man erwäge nur die Tellsage, Winkelriedsage und viele andere, man denke auch an die Übertragung nebelhafter Göttersagen auf Menschen, sogar neuerer Zeit, vor allem an unsere besprochenen Wuotan-Karl-Friedrich-Sagen. Was aber offenbar und unzweifelhaft der Rattenfängersage den Beweis des Alters liefert, ist der Umstand, dafs dieselbe ganz oder teilweise auch in anderen Gegenden vorkommt, ohne dafs eine Entlehnung angenommen werden kann. So treffen wir den Pfeifer, welcher die Kinder entführt, auch im Harze an unter der Gestalt eines Dudelsackbläsers, welcher von Haus zu Haus zieht; in jedem Hause, vor welchem er pfeift, stirbt ein junges Mädchen und folgt ihm, bis er fünfzig Mädchenseelen im Gefolge hat. Ähnliches erzählt man an vielen Orten Mittel- und Süddeutschlands. In der Wormser Sage vom Lorscher See werden nach manchen anderen Plagen zuletzt die Seelen der Kinder von dem *Spielmanne,* welcher als Bergmännchen, *Zwerg,* auftritt, entführt. Auffallend gleich ist auch eine keltische Sage, wenn gestattet ist, solche hier anzuwenden: Zu Belfast in Irland erzählt man von einem Dudelsackpfeifer, welcher *die Kinder in einen sich von selber öffnenden Berg lockt.* Man sieht, wie der Hauptzug sich überall gleich bleibt, bedeutsam für die Behauptung sprechend, dafs die Erzählung dem grauen Alter der Sagenzeit angehört.

Wir wollen nunmehr die Sage zergliedern: Der der heutigen Fassung derselben unentbehrliche erste Teil, die Ratten und ihre Beseitigung, fehlt in den älteren Berichten vollständig und taucht erst später ganz plötzlich als eigenartiger Zusatz auf. Noch ein Hamelner Stadtbuch, die jüngere „Brade" genannt, welche, für die Vergangenheit auf der „älteren Brade" fufsend, gegen Ende des 16. Jahrhunderts niedergeschrieben worden ist, erzählt in einfacher Weise also: „Anno 1284 am dage Joannis et Pauli, ist der 26te dach des mantes jünii gewesen, sint durch einen Piper, so mit allerleige varve bekledett, einhundert und drittich kinder, in Hamelen geborn, uth der stadtt gebracht unde up den koppen by Calvarie buthen dem

* Haben wir doch erst kürzlich gesehen, wie in Hameln das 600jährige Erinnerungsfest grofsartig begangen worden ist.

oisterdore verbracht unde verloren.“ Man sieht, dafs von Ratten keine Spur ist. Nun begegnen in der Volkssage unter der Gestalt der Mäuse, vielleicht auch der nahestehenden Ratten,* vielfach die Seelen der Menschen, wie u. a. die bekannte Hattosage, sowie die zahlreichen Hexensagen beweisen. In der Hamelner Märe könnte uns also ein Zug unter zwei verschiedenen Bildern vorliegen, welche späterhin deutelnd verknüpft wurden; die ältere Fassung der Sage würde dann dahin lauten, dafs die Kinder unter der Gestalt der Mäuse oder auch Ratten entführt wurden.

Der Name des Hamelner Berges *Coggenberg*, wofür auch Kockenberg, dürfte an den vorerwähnten sagenhaften *Guckenberg* erinnern; jedoch begegnet auch Koppenberg und sogar Kopffelberg, Köpffenberg. Er ist zweifelsohne ein Götterberg und geht daneben in den Begriff eines Totenberges, der Unterwelt über, wie denn die Rattenfängersage, entgegen den meisten bisherigen Sagen, nahe an die *Totensagen* rührt. Wer ist nun der Spielmann, Pfeifer, Dudelsackbläser, Rattenfänger? Entweder ein seelenhaschender Abgesandter eines Gottes, einer Göttin, Wuotans, der Fria, wie das Bergmännchen, der Zwerg in der Wormser Sage — oder vielleicht der grofse Wuotan selber, welcher, wie wir gesehen, eifrig trachtet, sein Reich durch immer neue Seelengewinnung zu stärken. Manches dieser Anschauung ist auf den jüngeren *Tod* übergegangen, welcher gleich Wuotan *zu Rosse erscheint und die Seelen auf dasselbe setzt.*

Wesentlich ist in der Rattenfängersage die zauberhafte, wunderbar-mächtige Wirkung der Musik, durch welche die Seelen in das geheimnisvolle Reich gelockt werden. Schon bei Holda trafen wir denselben Zug. Von Wuotan heifst es in der „Heimskringla“: „Odhinn wufste auch von allen in der Erde verborgenen Schätzen, und *er verstand die Lieder, durch welche die Erde, die Berge und Steine und Grabhügel sich öffneten*;“ auch das wunderkräftige *Horn* des Alps oder Zwerges Alberich = Oberon, *welches alles tanzen* macht, gehörte ursprünglich dem obersten Gotte an. Bekanntlich begegnet der *Tod* gleichfalls als munterer *Spielmann* und führt einen sinnumwirbelnden

* Vielleicht sind die Ratten nur durch Mifsverständnis, vielleicht auch durch die *Verstümmelung des Eigennamens* des Trägers der Sage zu „Rattenfänger“ in die Sage gekommen?

Reigen, den *Totentanz*, auf, um sich durch Pfeifen und Geigen Gefolgschaft zu werben. Die Redart „auf dem letzten Loche pfeifen“ für „sterben“ ist entstanden aus dem Gedanken, dafs der Tod, oder umschreibend der Sterbende selber, die Töne auf der Flöte herunterspielt, bis mit dem letzten Loche der letzte Klang verhallt, und der Mensch dem Tode anheimgefallen ist.

In dem Büchlein „Der historische Kern der Rattenfängersage, von Dr. Otto Meinardus“ sucht der Verfasser die Sage herzuleiten aus der Tanzwut, dem Veitstanze (St. Vitus?), welche zu grofsartigen Wandertänzen ausartete und zahlreiche Opfer kostete. Das hat eine grofse Wahrscheinlichkeit für sich und kann leichtlich der Ursprung der Rattenfängersage sein. Aber auch dies angenommen — als die Sage, an eine bestimmte geschichtliche Thatsache anknüpfend, ausgebildet ward, verschmelzte man sie mit den älteren volkstümlichen Anschauungen, welche im unverwüstlichen Heidentum wurzelten. Der Grundzug der Sage ist uralt; dagegen ist nicht anzukämpfen.

Und nun zum Schlusse: Man sieht, dafs allen drei grofsen Sagen, der mit der Odenbergsage zusammenfallenden *Kyffhäusersage*, sowie der *Tannhäusersage* und der *Rattenfängersage* ein einziger grofsartiger Gedanke innewohnt: *die Hoffnung auf Wiederkehr des zurückgedrängten Heidenreiches!* Wenn wir nun dieses auch trotz aller christlichen Konfessionswirren jetzt nicht mehr herbeisehnen wollen und können, so dürfen wir doch getrost ausrufen: O käme die Zeit des alten, ungetrübten deutschen Volkstums wieder und machte der Kläglichkeit des zersetzenden politisch-religiösen Welschtums für immer ein Ende!

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Dr. F. Techmer, Dozent der allgem. Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig. I. Band. Leipzig, Joh. Ambr. Barth.

Über die Entwickelung dieses höchst beachtenswerten Unternehmens berichtet Herausgeber S. XII: Durch seinen eigenartigen Studiengang wurde er von der Philosophie und Naturwissenschaft zu der Sprachwissenschaft geführt. Zunächst widmete er sich den neueren Sprachen, namentlich während eines fünfjährigen Aufenthaltes in Frankreich, England und Italien; später der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und der Sprachenkunde. So entwickelte sich das folgende Programm für seine sprachwissenschaftliche Thätigkeit:

Begriff (weiterer der Ausdrucksbewegungen, engerer der artikulierten Sprache), Geschichte, Methode (induktive) der Sprachwissenschaft. Einteilung:

I. Naturwissenschaftliche Seite (Beziehungen zur Anthropologie).
   1. *Akustische* Ausdrucksbewegungen (*Phonetik*). Physikalisches. Anatomie, Physiologie, Pathologie des gesamten Sprachorgans und Ohres. Artikulationsstörungen. Taubstummheit. Physiologische Erklärung des Laut- oder vielmehr Artikulationswandels und der Lautgesetze in ihrem steten Wirken.
   2. *Optische* Ausdrucksbewegungen (*Graphik*). Physikalisches. Anatomisches. Physiologie der Mimik, der Gesten (besonders der der Taubstummen), der Schrift. Pathologie der Schrift. Tastbare Ausdrucksbewegungen. Blindenschrift. Laura Bridgmans Fall u. ä.
   3. Gegenseitiges Verhalten der akustischen und optischen Ausdrucksbewegungen. Methodik des Taubstummenunterrichts. Die Schrift unabhängig vom Laut und im Dienste desselben. Orthoepie und Orthographie. Principien der Transskription. Psychologisches.

II. Psychologische Seite (*Psychik*). Beziehungen zur Psychologie. Wechselwirkungen zwischen Sprache und Seele. Die psychologischen Vorbedingungen und Gesetze der Entwickelung (Erzeugung und Veränderung) von:
   1. Artikulation (Artikulationssymbolik und -verschiebung),
   2. Laut (Lautpsychologie und -verschiebung),
   3. Wurzel (Definition derselben),
   4. Wort (Semasiologie und Bedeutungswandel),
   3. Satz (vergleichende Syntax inkl. der der Taubstummensprache).

Dem entsprechend die Psychologie der *optischen* Ausdrucksbewegungen.

Analogie. Wichtigkeit der Psychik für die etymologische Forschung. Ideologische Beiträge um so mehr wünschenswert, als diese Seite gegenüber der naturwissenschaftlichen und historischen bisher zu sehr vernachlässigt oder vorwiegend a priori behandelt worden, und die Resultate letzterer Methode sich bei den aufsenstehenden Kreisen einzubürgern anfangen.

III. Historische Seite (*Historik*).

1. *Phylogenetische* Entwickelung der Sprache.

Ursprung und vorhistorische Entwickelung. Sprachwissenschaft und Darwinismus. Beziehungen zur Mythologie. Historische Entwickelung. Historisch-vergleichende Methode. Beziehungen zur Ethnographie. Begriff der Tochter- und Mischsprache, der Mundart und Schriftsprache, der Sprachfamilie und (Volks-)Sprache. Charakteristik der Sprachen in ihren verschiedenen Entwickelungsphasen. Grammatik und Wörterbuch. Merkmale der relativen Vollkommenheit: Einheit und Gliederung (funktioneller Wert der Glieder in Rede, Satz, Wort und Laut).

Sprachenkunde.

Einteilung der Sprachen; naturwissenschaftliches (phonetisches), psychologisches, historisches Princip. Ungebildete und gebildete, lebende und tote Sprachen. Sprachwissenschaft und Philologie; Paläontologie. Die ungebildeten und lebenden Sprachen hier besonders zu berücksichtigen. Die Missionare und Sprachlehrer zu überzeugen, dafs sie in vieler Beziehung gemeinsame Interessen mit den Sprachforschern haben. Nach jeder Seite Erweiterung der induktiven Grundlage zu erstreben.

2. *Ontologische* Entwickelung der Sprache.

Kindersprachen. Erlernung der Muttersprache (Vergleichung mit den verwandten Mundarten) und fremder Sprachen. Methodik des Sprachunterrichts. Streben des Individuums zum Ganzen (Genus). Sprache und Menschheit. Ideen einer Universalsprache und -schrift.

Zur Ausführung dieses Programms begann der geschätzte Herausgeber mit der naturwissenschaftlichen Seite und veröffentlichte als I. Band einer „Einleitung in die Sprachwissenschaft: Die akustischen Ausdrucksbewegungen“ (Phonetik) in zwei Teilen, 1880, ein treffliches Werk, welches im Archiv LXVI, 107 besprochen und als vollständigstes Repertorium zur vergleichenden Physiologie der Stimme und Sprache anerkannt worden ist. Bei weiterer Arbeit sah Herausgeber, dafs zur Ausführung des obigen Programms die Kraft eines einzelnen nicht ausreichend sei, „dafs es des Zusammenthuns vieler Forscher, womöglich aller Nationen bedürfe, dafs Teilung der Arbeit und doch wieder Einheit des Planes notwendig seien“. So entwickelte sich der Gedanke der Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft und der folgende *Plan* dazu:

„Die Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft erscheint in Heften von je ca. 15 Bogen Roy.-8° zum Abonnementspreise von 12 Mark für den Band von zwei Heften, welche letztere, soweit als thunlich, je halbjährlich ausgegeben werden sollen. Aufser *Originalarbeiten* in deutscher, englischer, französischer, italienischer, lateinischer (ganz ausnahmsweise auch in anderer) Sprache werden Abdrücke oder Übersetzungen wichtiger, aber schwer zugänglicher Abhandlungen, Auszüge, Besprechungen, Bibliographie, Mitteilungen und buchhändlerische Anzeigen, aufserdem in jedem Bande das Bild eines der Hauptvertreter der Sprachwissenschaft, zunächst das von W. v. Humboldt, geboten werden.“

„Die Zeitschrift soll rein der Wissenschaft dienen ohne Rücksicht auf Nationalität, Partei oder Schule. Gegensätze in den Ansichten werden nie ganz zu vermeiden sein; sind sie ja doch ein Zeichen des Lebens in der Wissenschaft und eine Bedingung ihres Fortschritts. Doch sollte in jeder wissenschaftlichen Kritik Urbanität herrschen und im internationalen Verkehr mehr als das; hier ist Humanität notwendig."

Auf Grund dieses Plans und des obigen Programms haben die berühmtesten Sprachforscher ihre Mitarbeit zugesagt, die Hauptvertreter der *allgemeinen* Sprachwissenschaft, der einzelnen Teile derselben und der nächst verwandten Wissenschaften.

Des ersten Bandes erste Hälfte erschien mit Anfang 1884. Das neue Unternehmen ist vielerseits besprochen worden und hat nach dem vom Verleger versandten Auszug der Besprechungen reiche Anerkennung gefunden.

Die zweite Hälfte des ersten Bandes ist Ende 1884 herausgekommen. So sind wir nunmehr im stande zu prüfen, wie weit der abgeschlossene erste Band dem Programm entspricht. Wir halten uns dabei Schritt für Schritt an die Disposition des Herausgebers.

Zur *Geschichte* der Sprachwissenschaft hat Pott Beiträge geliefert mit seiner „Einleitung in die allgemeine Sprachwissenschaft" S. 1—68, 329—354.

I. Über die naturwissenschaftliche Seite, und zwar
   1. Über die *akustischen* Ausdrucksbewegungen handelt Techmer: „Naturwissenschaftliche Analyse und Synthese der hörbaren Sprachen" S. 69—170.
   2. Über die *optischen* Ausdrucksbewegungen Mallery: Sign Language S. 193—210.
   3. Über das gegenseitige Verhalten beider, besonders über die Principien der *Transskription* Techmer: „Transskription mittels der lateinischen Kursivschrift. Vorschlag zum möglichst einheitlichen Gebrauch in der internationalen Zeitschrift" S. 171—192.

II. Die psychologische Seite, namentlich des Wortes, erörtert W. v. Humboldt: „Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus. Wörtervorrat" S. 383—411. Die Analogie Kraszewski: „Principien der Sprachentwickelung" S. 295—307.

III. Historische Seite.
   1. *Phylogenetische* Entwickelung der Sprachen.
      Vorhistorische Entwickelung, Sayce: The Person-endings of the Indo-european verb S. 222—225. Beziehungen zur Mythologie: Max Müller, „Zephyros und Gahusha" S. 215—217. Mundart: Lundell, „Sur l'étude des patois" S. 308—328.
      Sprachenkunde: v. d. Gabelentz, „Zur grammatischen Beurteilung des Chinesischen" S. 272—280. Himly, „Über die einsilbigen Sprachen des südöstlichen Asiens" S. 281—294. Radloff, „Zur Sprache der Komanen" S. 377—382. Donner, „Über den Einflufs des Litauischen auf die finnischen Sprachen" S. 257—271. Brugmann, „Zur Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen" S. 226—256.
      Einteilung der Sprachen: Adam, „De la catégorie du genre" S. 218—221.
   2. *Ontologische* Entwickelung der Sprache. Methodik der Sprach-, specieller des Leseunterrichts: Radloff, „Lesen und Lesen lernen" S. 355—376.

Wir erkennen somit, dafs der erste Band den einzelnen Teilen des Programms in voller Weise gerecht wird; niemand könnte verlangen, dafs er es erschöpfen sollte. Das ist ein Ideal, welchem sich die Zeitschrift erst in weiterer Folge nähern kann, wozu wir ihr gedeihlichen Fortgang wünschen.

Die Beiträge des ersten Bandes sind zumeist in *deutscher*, zum Teil in

englischer und *französischer* Sprache verfafst; von den Verfassern sind belgische Unterthanen 1, deutsche 6, englische 2, französische 1, österreichische 1, russische 3, schwedische 1, amerikanische der Vereinigten Staaten 2. Die Zeitschrift ist also in Wirklichkeit eine *internationale*. Wir zählen 15 *Originalarbeiten*, 1 *Abdruck* eines Humboldtschen Manuskripts, 1 *Uebersetzung* aus dem Schwedischen ins Französische und 3 *Besprechungen*. Hoffentlich werden die Mitarbeiter der Bitte des Herausgebers um *periodische Berichte* und *gruppenweise Besprechungen* (S. 416) Gehör geben. In seiner *Bibliographie* des Jahres 1883 berichtet Herausgeber zuerst über Sammelwerke, Zeitschriften u. dergl.; er bespricht dann 93 Einzelwerke nach der alphabetischen Reihenfolge der Verfasser. Aus dem Rückblick, in welchem diese Werke nach dem Inhalt übersichtlich geordnet werden (S. 499 f.), ersehen wir, dafs Herausgeber auch in der Bibliographie den verschiedenen Seiten des Programms seine Aufmerksamkeit möglichst gleichmäfsig zugewandt hat. Was die Art und Weise der Besprechung betrifft, so wird man allerseits zugestehen müssen, dafs er den Grundsatz seines Prospekts stets vor Augen gehabt hat: „Die Zeitschrift soll rein der Wissenschaft dienen, ohne Rücksicht auf Nationalität, Partei oder Schule. Gegensätze in den Ansichten werden nie ganz zu vermeiden sein ... Doch sollte in jeder wissenschaftlichen Kritik Urbanität herrschen und im internationalen Verkehr mehr als das; hier ist Humanität notwendig.“

Der Band schliefst mit Mitteilungen, einem Personen- und Sachregister. Er ist dem Andenken W. v. Humboldts gewidmet. Ein wohlgelungener Stahlstich von dem neuen Denkmal desselben vor der Berliner Universität ist beigegeben.

Die Ausstattung verdient volle Anerkennung; dabei ist der Preis so gering, dafs nicht blofs alle Anstalten, an welchen die Sprachwissenschaft und der Sprachunterricht gepflegt wird, sondern auch Sprachforscher und Sprachlehrer für sich im allgemeinen im stande sein werden, auf die Zeitschrift zu abonnieren.

J. Stürzinger, Orthographia Gallica. Ältester Traktat über französische Aussprache und Orthographie. Heilbronn, Henninger, 1884. XLVI u. 52 S.

Der achte Band der von W. Förster herausgegebenen *altfranzösischen Bibliothek* enthält den kritischen Text der *Orthographia Gallica*, des ältesten Traktats über französische Aussprache und Orthographie. Die vier Handschriften, in denen der Traktat vorliegt, sind in Parallelkolumnen nebeneinander abgedruckt p. 1—29; es folgen die Varianten p. 30—37, und Anmerkungen p 38—52. In der Einleitung bespricht der Verfasser aufs eingehendste den Stand der französischen Grammatik in England vor dem 16. Jahrhundert, indem er alles nicht nur namhaft macht, sondern auch genau beschreibt, was er von einschlägigen Abhandlungen in den Bibliotheken von London, Oxford und Cambridge hat finden können. Wenn er hierbei der besseren Übersichtlichkeit wegen eine Dreiteilung der vorhandenen Werke in solche, die von Aussprache und Orthographie, in solche, die von Deklination und Konjugation, und in solche, die von Syntax und Komposition handeln, vornimmt, so darf man nicht annehmen, dafs die alten Grammatiker selbst eine solche Scheidung streng durchgeführt oder auch nur angebahnt hätten. Sie stellen die verschiedenartigsten Dinge unvermittelt nebeneinander, indem sie es dem Leser überlassen, das Zusammengehörige zusammenzutragen, was Stürzinger für die Orthographia Gallica denn auch gethan hat. Die von Syntax und Komposition handelnden Werke sind entweder Manières de langage (Musterdialoge) oder Epistolaries und

Chartuaries, die Vorläufer der modernen Briefsteller. Aus allen in Rede stehenden Werken, gleichviel welcher Art, teilt der Verfasser gröfsere oder kleinere Stücke mit, was dem Leser gestattet, sich eine Vorstellung von der Art ihrer Abfassung zu machen.

Der zweite Teil der Einleitung von p. 24—46 behandelt die Orthographia Gallica. Nach einer genauen Beschreibung der vier vorhandenen Handschriften, des Towerdokuments (T), des Harleyandokuments (H), des Cambridger (C) und des Oxforder (O) Dokuments, stellt der Verfasser ihr Verhältnis untereinander fest. Es ergiebt sich, dafs auch die älteste Handschrift, das Towerdokument, nicht das Originalmanuskript sein kann, weil sie neben groben Fehlern auch deutliche Spuren von Auslassungen zeigt, wie sie nur ein Abschreiber sich konnte zu Schulden kommen lassen. T kann aber auch nicht das Original für H, C, O gewesen sein, weil es neun Regeln enthält, die in H, C, O fehlen, während diese sechzig andere Regeln bringen, die in T nicht stehen. H steht wiederum für sich allein da, indem es alle Regeln aufser dreizehn in französischer Fassung bringt, während sie in T, C und O durchweg lateinisch abgefafst sind; ferner ist die Reihenfolge der Regeln in H eine ganz andere als in C und O, und schliefslich hat H vierzehn nur ihm eigentümliche Regeln. — C und O unterscheiden sich ihrerseits durch Umstellung und verschiedenartige Fassung einzelner Regeln so sehr, dafs man auch bei ihnen annehmen mufs, dafs sie nicht von demselben Original abgeschrieben worden sind. Wenn nun auch die in C und O enthaltenen Regeln durchweg lateinisch abgefafst sind, so zeigen doch gewisse bezeichnende Mifsverständnisse, die beiden gemeinsam sind, dafs die ursprünglichere Redaktion, auf die beide, wenn auch auf verschiedenen Stufen der Abhängigkeit, zurückgehen, französisch geschrieben gewesen sein mufs.

Inhaltlich lassen sich sämtliche in H, C, O enthaltene Regeln in den ersten siebzehn und dem zwanzigsten Paragraphen von T unterbringen, zu denen sie also nur einen etwas weitschweifigen Kommentar bilden. Da nun T neun besondere Regeln enthält, die den drei anderen Hss. fehlen, da die Hs., in der es steht, die älteste unter den vier vorhandenen ist, und da es bezüglich einer vernünftigen Reihenfolge der einzelnen Regeln die anderen Hss. bei weitem übertrifft, so steht es dem Original am nächsten und darf daher für die Feststellung des kritischen Textes das gröfste Gewicht beanspruchen.

Mit nicht geringerem Scharfsinn, als das Verhältnis der Hss. untereinander, stellt der Verfasser die Zeit der Abfassung fest. Da andere Anhaltspunkte fehlen, schöpft er seine Beweise aus dem Texte der Regeln selbst, der ihm grammatische und lautliche Erscheinungen bietet, welche er mit Hilfe von anglonormannischen Hss. und Urkunden zeitlich fixiert.

Das Ergebnis, welches sich auf das Auftreten des Feminins grande neben grant, von aun + cons. für an + cons., von qui und que mit q statt mit k, von y für i, und von rundem s in den einsilbigen Wörtern sum, set, si, se statt langem ſ stützt, ist, dafs der Traktat von einem Engländer gegen Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts verfafst worden sein mufs, mit der Absicht, „die Orthographie des Anglonormannischen, die mehr und mehr der volkstümlichen Aussprache nachfolgte, und daher in starkes Schwanken geriet, nach französischem Vorbilde zu regeln.“

Durch Umstellung der Regeln X und XX in T gelingt es dem Verfasser, den Inhalt so zu gliedern, dafs der erste Abschnitt (von I—VIII) nur die Differenzen von anglonormannischer Aussprache und französischer Orthographie behandelt, im zweiten (von IX bis XVII) nur Fälle von schwankender Orthographie im Französischen aufgezählt werden, während der dritte (von XVIII bis XXVI) nur Fälle der lateinischen Orthographie berührt und allgemeinere Schreibregeln enthält. Die Regeln des in H, C, O vorliegenden Kommentars werden ohne Rücksicht auf die Reihenfolge, welche

sie in den einzelnen Hss. haben, neben diejenigen Regeln von T gesetzt, zu denen sie dem Inhalte nach gehören.

Was nun diesen Inhalt betrifft, so ist er ziemlich dürftig. Die Regeln handeln in der bei T beobachteten Reihenfolge über *ie* und *e*, über *ee* und *e*, über die Aussprache von oe, über *z* am Wortausgange, über die Aussprache von s vor t, über die Apostrophierung einiger vokalisch auslautender einsilbiger Wörter vor vokalischem Anlaut, über die vokalische Aussprache von l nach a, e, o und vor Konsonanten, über das Verstummen von Endkonsonanten vor konsonantischem Anlaut, über die Diphthonge oi und oe, über die Schreibung mit q oder k, über die Schreibung mit grofsen Anfangsbuchstaben, über gn statt ngn in busoigner, über y statt i vor oder hinter m, n, u; über rundes s statt langes ſ im Anlaut einsilbiger Wörter, über die Einschiebung von p zwischen *m* und *t* (Beispiel: dampnum). Dazu kommen Schreibregeln: über den Zwischenraum zwischen den einzelnen Wörtern in der Zeile, über den Längenunterschied zwischen den grofsen und den kleinen Buchstaben; schliefslich über die Erhaltung des lateinischen *l* in französischen Wörtern.

Wie man sieht, handeln die Regeln fast ausschliefslich von bekannten Eigentümlichkeiten der anglonormannischen Aussprache und Orthographie. Bemerkenswert scheint, aufser der Regel über das runde s (Quando diccio monosyllaba incipit per *s*, solet rotundari, exempli gracia: sum, si, se, set et similia), besonders die über die aspirierte Aussprache von *s* vor *t*, worüber T sagt: Item quedam sillabe pronunciate quasi cum aspiracione possunt scribi cum *s* et *t*, verbi gracia est, cest, plest. Ebenso lautet H 29. In H 91, C, O 18 heifst es: Item quando aliqua sillaba pronunciatur quasi cum aspiracione, illa sillaba debet scribi cum *p* et *t* in loco aspiracionis, verbi gracia est, cest, plest, und H 35: Et quant *s* est joynt [a la *t*], ele avera le soun de *h*, come est, plest serront sonez eght, pleght. Über dieselbe Lautverbindung bemerkt das vom Verfasser in der Einleitung p. III u. IV besprochene Bruchstück der Orthographia aus dem 15. Jahrhundert: Et nota quod, quando due consonantes eveniunt in una sillaba in Gallico vel in diversis diccionibus, prima consonans non sonabitur communiter ut: est, cest, prest et similia in una sillaba, in diversis sillabis et diccionibus ut: il est prest pur aler ove nos, qu'est la? estez vous la? et similia. Hier ist also das *s* als stumm bezeichnet, während es die bei Stürzinger abgedruckten Hss. des Traktats, wenigstens in den Wörtern est, cest, plest weich tönen lassen. Aus den anderen auf *s* vor Konsonanz bezüglichen Regeln geht teils direkt, teils indirekt hervor, dafs es stumm war. So C, O 67: Item aliquando *s* scribitur et *u* sonabitur, come ascun sonabitur aucun; ebenso H 35, 8, 61. C, O 21: Item quandocunque hec littera *s* scribitur post vocalens si *m* immediate subsequitur, *s* non debet sonari ut mandasmes, fismes, duresme. C, O 93: Item quandocumque *m* sequitur *e* vel *i* in diversis sillabis et in una diccione, *s* debet interponi ut duresme, fismes, feismes. Dasselbe besagt C, O 94. H 34: Et a la foithe escriverez *s* pur bele escripture come mesme pur meme, treschier pur trechier. Während in den angeführten acht Regeln s direkt als tonlos bezeichnet wird, schreiben vier andere Regeln vor, dafs es geschrieben werden solle, ohne von seiner Hörbarkeit etwas zu erwähnen. Diese sind H 30: Et sachés qu'en verbes de present temps et pretert escriverez *s* come batist. H 31: Mes entendez quant escriverez *s* et quant ne mie. A deprimes sachetz qe par entra *t* et *e*, *i*, *o* et *u* escriverez en verbes de present temps et pretert come batist etc., *e* come est, *i* come fist, *o* come tost, *u* come lust etc. C, O 73: Item in verbis presentis et preteriti temporis scribetis *st* apres *i*, *e*, *o*, *u* come batist, fist, est, tost, lust etc. C, O 96: Item in presenti et in preterito tempore inter *i*, *e*, *o*, *u* et *t* debet *s* scribi ut est, fist, tost, lust etc. et in preterito inter a et t ut amast.

Daraus, dafs hier die Schreibung von *s* verlangt wird, ergiebt sich,

dafs man es nicht sprach, ebenso wie aus der Forderung in T 1, H 1, C, O 1, es solle bien, dieu, mieuz etc. mit ie geschrieben werden, folgt, dafs man ben, deu, meuz etc. sprach. Da nun das Wort est, von dem H 35 sagt, es solle eght gesprochen werden, in den zuletzt genannten Regeln H 31, C, O 73, C, O 96 dreimal mit Wörtern, in denen *s* nicht gesprochen wurde, zusammen genannt wird, so läfst sich doch nichts anderes annehmen, als dafs es ebenfalls stummes *s* hatte. Der Widerspruch zwischen H 31, C, O 73, C, O 96, wonach est stummes s hatte, und H 35, wonach es aspiriert = eght gesprochen werden soll, läfst sich vielleicht dadurch erklären, dafs man annimmt, *s* war zur Zeit der Abfassung des verloren gegangenen Originals noch hörbar, allerdings nicht mehr als *s*, aber doch so, dafs es der ursprüngliche Verfasser als eine Art Aspiration bezeichnen konnte. Diese Bezeichnung und die von ihm gewählten Beispiele übernahmen die späteren Abschreiber. Dafs s wirklich einmal, aber lange vor der Abfassung der Orthographia, den Klang einer Aspirata hatte, beweist einerseits die von Diez, Gr.[4] I, 457 besprochene Behandlung französischer Wörter im Mhd., wo fôreht (neben fôrest) mit sleht reimt, andererseits der Umstand, dafs in mengl. Hss., wie Herr Prof. Zupitza mir mitteilte, umgekehrt mitunter s für h = gh (nist für niht) geschrieben wird.

So deutlich wie die angeführten Regeln sind übrigens bei weitem nicht alle in der Orthographia gegebenen abgefafst. Gewöhnlich lauten sie so wie die folgenden, welche als Musterbeispiele hier Platz finden mögen. C, O 79: Item del, al (vel au loco al) quando tue sequitur et consonanz sequitur, ut predictum est, l de del non debet mutari in u, sed l de al bene potest; sed du tantum significat sicut de le vel del, verbi gracia: du dit portour pro de le dit portour. H 55: Et altrefoithe escriveretz devant adjectifs de et altrefoithe du, de come de ceste chose, du come du dit portour, et similia. H 50: Auxint altrefoithe escriveretz del, de, des, al, au, a, as. Nun weifs der Schüler, denn für solche sind die Regeln doch bestimmt, ganz genau, was er in jedem einzelnen Falle zu setzen hat.

Was den Regeln indessen inhaltlich abgeht, wird durch die gediegenen Anmerkungen des gelehrten Herausgebers reichlich ersetzt, unter denen besonders die über ie, über ee, über oe und eo, über z, über x als Pluralzeichen, über die Vokalisierung des l, durch die Masse des beigebrachten Quellenmaterials fast erdrückend wirken. Fr. Bischoff.

Dr. Hubert H. Wingerath, Direktor der Realschule bei St. Johann in Strafsburg i. Els.: 1) Choix de lectures françaises I, 3. Aufl.; 2) Lectures enfantines d'après la méthode intuitive; 3) Petit Vocabulaire français. Köln, DuMont-Schauberg, 1884.

Die Wingerathschen Choix de lectures françaises, erster und zweiter Teil, sind in dieser Zeitschrift schon mehrmals besprochen und dabei die leitenden Gedanken dieser Sammelwerke des näheren in empfehlender Weise hervorgehoben worden. Die dritte Auflage des ersten Teiles (classes inférieures) enthält indes eine Neuerung, welche eines besonderen Hinweises wohl wert ist. Dem eigentlichen Lesebuche ist eine nach der Anschauungsmethode bearbeitete, auf den ersten sprachlichen Unterricht berechnete Introduktion vorausgeschickt. Durch diese Einleitung hat der Verfasser versucht, das, was im nächsten Anschauungs- und Vorstellungskreise des Schülers liegt, vollständig zu erfassen und in ausschliefslich **einfachen Sätzen** anschaulich darzustellen, zugleich aber, da es sich um eine fremde Sprache handelt, den formalen grammatischen Unterricht in derselben nach

Möglichkeit anzubahnen und vorzubereiten. Und dieser keineswegs leichte Versuch ist Wingerath ausgezeichnet gelungen und hat der Verfasser damit ein pädagogisches Meisterstück geliefert, das seinesgleichen sucht.

Diese Introduktion ist nun auf mehrfachen Wunsch in verändertem, recht handlichem Formate besonders abgedruckt worden (nach Fibelart zeigen die ersten 20 Seiten verschiedene Typen) und unter dem Titel Lectures enfantines neu erschienen. In diesem Sonderdruck sind mehrere irrtümliche oder doch nicht ganz passende Ausdrücke richtig gestellt, ein Umstand, der besonders hervorgehoben sein mag. Introd. pag. 8: Nous y retournons avec joie après la classe ou après *l'église* (Lect. enf. p. 25: après *l'office*); Intr. p. 8: Cette porte donne *dans* la cour (L. enf. p. 26: *sur* la cour); Intr. p. 9: Le paratonnerre garantit *contre* la foudre (L. enf. p. 27: *de* la foudre). Aufserdem sind folgende, in der Introduction des Choix de l. fr. I vorkommende, unter den Errata nicht angeführte Druckfehler in den Lectures enfantines verbessert: p. 6, Z. 13 v. u. à (a); p. 7, Z. 17 v. u. une orgue (un orgue); p. 9, Z. 2 v. u. arrochés (accrochés); p. 19, Z. 6 v. u. on (ou).

Von der Einleitung unterscheidet sich das Werkchen übrigens auch noch dadurch, dafs zwischen den einzelnen Abschnitten eine Reihe von sehr hübschen kleineren Gedichten eingeschoben ist, die sämtlich in kindlichem Tone gehalten sind und deren Zusammenstellung gewifs kein Leichtes war. Den Gedichtchen ist die erforderliche Präparation unmittelbar nachgesetzt, während die in den Prosastücken vorkommenden Wörter in dem in demselben Verlage von Wingerath herausgegebenen Petit Vocabulaire français pour servir aux Lectures enfantines nach der Reihenfolge ihres Vorkommens geordnet sind. Dieses trefflich bearbeitete Wörterbüchlein veranlafst indes den Ref. zu folgenden Bemerkungen. Zunächst wäre statt des l' vor Substantiven zur deutlichen Bezeichnung des Genus der unbestimmte Artikel un, une anzuwenden. Pag. 5, Spalte 2 un catéchisme, *ein* K.; p. 10, Sp. 2 le temple heifst an dieser Stelle nicht Tempel, sondern (protestantische) Kirche; p. 12, Sp. 1 bei crucifix sollte die Aussprache —fi angegeben sein; p. 14, Sp. 1 statt l*e* liqueur lies l*a* liqueur; p. 20, Sp. 1 statt mêche lies mèche; p. 31, Sp. 2 hennir, neben der Aussprache anir ist die vielleicht gebräuchlichere ènir zu verzeichnen oder allein zu empfehlen; p. 26, Sp. 1 aigu, aiguë, Aussprache des féminin hinzuzufügen (cf. p. 40, Sp. 2 la ciguë); Alsace spricht man Alzace (cf. p. 46, Sp. 2 Strasbourg = Strazbourg, Metz = M*ä*ss).

Trotz dieser geringfügigen Aussetzungen kann Ref. sein Urteil über die früher erschienenen Werke Wingeraths auch auf diese vortrefflichen Leistungen vollinhaltlich übertragen, und somit das neue Lehrbuch auf das beste allen Lehrern empfehlen.

Altkirch i. Els. Th. Krafft.

A Spanish Grammar of the modern Spanish language as now written and spoken in the capital of Spain. By William Knapp, Prof. in Yale-College. Boston 1882. — Modern Spanish Readings, embracing text, notes and an etymological vocabulary, by W. Knapp. Boston 1883.

Die Grammatik zerfällt in Phonology, Form and inflection, Essentials of Syntax mit einem Appendix über Diminutives and augmentatives, und Drillbook. Der Verf. hat eine genaue Kenntnis der modernen wie der älteren Sprache und zieht auch die Vulgärsprache mit in den Bereich seiner Darstellung. Er hat auch umfassende Beobachtungen in der Litteratur ge-

macht; er ist wissenschaftlich gebildet und zeigt in Ausdruck und Wahl der Beispiele und Lesestücke Geschmack und Umsicht. Demnach ist seine Grammatik ein wohlbrauchbares Hilfsmittel, welches sich auch durch den schönen Druck empfiehlt. Die peinliche Genauigkeit der Angabe, woher das Beispiel genommen sei, würden wir ihm überall erlassen, wo es sich nicht um ganz besondere Fälle handelt. Die wissenschaftliche Erklärung der Formen ist in den meisten Fällen richtig, wenngleich einige Irrtümer vorkommen. Bei der Erklärung paralleler Formen, z. B. hube (huve), altspan. sove, estuve, anduve, tuve legt er zu wenig Gewicht auf das mächtige Gesetz der Analogie. Die Regeln könnten manchmal weniger umständlich sein. Mit dem Worte „elliptisch“ wird ein gewisser Mifsbrauch getrieben, wie in einem Satze: „dijo que vendría“ = franz. il dit qu'il viendrait, wo ein Vordersatz nicht zu ergänzen ist. Für die Phonologie ist von dem Englischen auszugehen gerade nicht besonders ratsam; sonst aber kann das Buch auch Deutschen empfohlen werden. Nicht genügend behandelt ist die Diphthonglehre, der schwache Punkt aller Grammatiken. Auch sonst fehlt dies und jenes, z. B. der Gebrauch von Substantiven im Sinne der unbestimmten Pronomina; die Unterscheidung der Verbaladjektiva und Participia; die Erklärung der Adverbia auf -s, wie ántes, altspan. aínes u. a.; si = lat. si und sí = lat. sic und se wird nicht unterschieden. Der Gebrauch der Präpositionen wird nicht logisch entwickelt, es werden nur die empirischen Thatsachen zusammengestellt. Es fehlt die Angabe über die Betonung von porque und aunque; es fehlt die Angabe über die Bedeutung des Konj. Präter. auf -ra, z. B. leyera, welches bekanntlich zugleich als Konjunktiv wie als Konditional gebraucht wird, u. a. m. Das Fehlerhafte betrifft vornehmlich das Gebiet der Etymologie, auf welchem sich Knapp mit grofser Freiheit ergeht. Das ist die Schattenseite des Werkes. Man vermifst hier alle Methode, alle Vorsicht und Disciplin; und so begegnet man geradezu abenteuerlichen Angaben. Der Verfasser hält sich für durchaus kompetent, Diez und andere Gelehrte zu verbessern und zu ergänzen, jedoch nicht auf Grund einer begründeten Beweisführung, sondern indem er sein „car tel est mon plaisir“ zum Gesetze macht. Um nur ein paar Beispiele zu geben, so soll span. asgo (= lat. ápiscor) das lat. adscio mit eingeschobenem g sein; feligres (= filius gregis) wird als filius ecclesiæ erklärt. Chico als plicus, charlar (ital. ciarlare) als parabolare; don ist ihm nicht dominus, sondern phönicisch Adon = Gott. Chasco wird vom griech. *πλάζω*, esquina von *σχίζω*, loco von *γλαυκός* abgeleitet. Genug! Wir machen auch hier die Erfahrung, dafs der Mensch gern mit seiner Achillesferse am meisten Staat macht. Diese etymologische Willkür thut dem sonst empfehlenswerten Buche leider erheblichen Eintrag.

J. Schillings spanische Grammatik habe ich in Band LXXI, Heft 3 u. 4 des Archivs angezeigt; leider war die Besprechung durch eine Reihe erschwerender Druckfehler entstellt. Es ist seitdem im Jahre 1884 eine zweite Auflage erschienen. Dieselbe ist um 22 Seiten reicher als die erste, ein erfreuliches Zeichen, dafs der Verf. an dem praktisch brauchbaren Buche fleifsig weitergearbeitet hat. Wir wollen hoffen, dafs es ihm vergönnt sei, bald eine dritte Ausgabe zu bearbeiten, damit das Buch auch vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus weniger Ausstellungen nötig mache. Mehrere Fehler und bedenkliche Ausdrücke enthält auch die zweite Ausgabe noch, und es fehlt auch in ihr noch dies und jenes, was nicht zu entbehren ist. Ein Widerstreit zwischen Wissenschaft und Praxis existiert nicht; praktischer Wert und wissenschaftliche Richtigkeit, Brauchbarkeit und Geschmack sind sehr wohl vereinbar; dies letztere gilt auch von der Sammlung von Übungsbeispielen, welche weder in zu grofser Menge noch von einem zusammenhängenden Lesestücke losgelöst zu geben rätlich ist. Die

wissenschaftliche Erklärung aber ist als Erleichterung des Verständnisses überall heranzuziehen, wo sie sich wie von selbst darbietet; das meiste freilich mag dem Lehrer je nach dem Stande des Schülers überlassen bleiben.

Dr. Paul Förster.

Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache. Leipzig, Violet. — H. Breitinger, Elementarbuch der französischen Sprache für Mittelschulen. 1. und 2. Heft. Zürich. — W. Fr. Eisenmann, Schulgrammatik der französischen Sprache. 9. Aufl. Stuttgart. — J. Hunziker, Französisches Elementarbuch. I. Teil. Aarau. — F. W. Körbitz, Lehr- und Übungsbuch der französischen Sprache für Real- und Bürgerschulen. Eine vollständige Schulgrammatik zur Beförderung einer rationellen Unterrichtsweise. 1. Kursus, 7. Aufl. 2. Kursus, 4. Aufl. Dresden. — Dr. G. F. Pflüger, Grammatik der französischen Sprache für höhere Schulen. 1. Teil, 2. Aufl. Dresden. — Dr. K. Brandt, Kurzgefafste französische Grammatik für die Tertia und Sekunda eines Gymnasiums. Salzwedel.

Die vorstehend genannten grammatischen Lehrbücher gedachten wir zusammen und vergleichend zu besprechen, fanden aber, dafs zwei derselben aus dieser vergleichenden Betrachtung von vornherein auszuscheiden seien. Und zwar diese zwei aus verschiedenen Gründen. Das Lehrbuch von Booch-Arkossy seines besonderen Zweckes und der dadurch bedingten Einrichtung wegen, das Pflügersche Buch aber, weil es so schlecht ist, dafs die anderen Arbeiten es nicht verdienen, mit demselben in Vergleich gestellt zu werden.

Die Grammatik von Booch-Arkossy ist für den Selbstunterricht bestimmt und enthält mehrere der Elemente, welche wir in den Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbriefen wiederfinden. Es ist eine gründliche, inhaltreiche Arbeit, methodisch so eingerichtet, dafs sie jedem zu empfehlen ist, der — der Mann dazu ist. Denn Energie, Gedächtnis und wohl auch specielles Spracherlernungstalent sind Bedingungen, ohne welche niemand es mit Toussaint-Langenscheidt oder Booch-Arkossy versuchen möge.

Unser abfälliges Urteil über die Pflügersche Grammatik wollen wir pflichtgemäfs begründen. Über Aussprache lehrt das Buch z. B. Folgendes. „Am, an, em, en haben denselben Nasenlaut etwa wie im Worte Jean.“ (S. 7.) In hache wird h „als Konsonant gehört“ (S. 11); ebendort wird die Aussprache von oui durch „wui“ bezeichnet. S. 13 wird longue mit lonk figuriert, S. 14 paille mit pahjĕ. S. 20 heifst es: „Re und le mit vorausgehenden Konsonanten lautet wie er, el (e sehr kurz).“ Fils soll „fies oder fie“ lauten (S. 22). Inhalt und Ausdruck der deutschen Übungssätze sind oft monströs. „Wer hat gezählt zwei Mark in der Geldtasche?“ (S. 23). „März ist oft kalt“ (S. 22). Ebenso in den Regeln. Z. B. in der Anmerkung S. 9 (Bindung): „Nasales m bleibt stumm ..., stumm r hörbar ..., stumm r bleibt stumm beim ...“ Unter den unmittelbar folgenden Vokabeln finden wir „amère, bitter, dure, hart“; in den Übungssätzen kommt nämlich gerade das Femininum vor. Ich füge noch zwei Pröbchen von des Verfassers Kenntnis in der historischen Grammatik an: „doit statt devoit, lat.: debet“ und „seront statt êtront.“ Damit genug! Leider hat das Buch sogar eine zweite Auflage erlebt.

Wenden wir uns nun den übrigen, wenn auch nicht absolut guten, so doch immerhin im Vergleiche zu dem letzteren bedeutend besseren Lehrbüchern zu.

Das Eisenmannsche Buch ist eine wesentlich systematische Grammatik. Wenn ich kürzlich in einer Recension in der Ztschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. las, dafs eine systematische Grammatik des Französischen für das Gymnasium zu wünschen sei, für die Oberrealschule dagegen die Plötzschen Bücher sich immer noch empföhlen, so bin ich stets der gerade umgekehrten Meinung gewesen. Der Gymnasialschüler möge den französischen Lernstoff selbst dem ihm aus dem Lateinunterricht bekannten System einordnen. Woher soll aber dem Oberrealschüler der Einblick in Gang, Ende und Teile der Grammatik kommen. Allein welches System soll nun den Weg bestimmen? Dafs dies kaum, wie beim Lateinischen, das System der Redeteile sein kann, zeigt z. B. die systematische Grammatik von Plötz. Das Verbum ist hier an die Spitze gestellt, dagegen setzt das begleitende Übungsbuch gleich zu Anfang die Substantivdeklination voraus. Wir begreifen gar nicht, wie Plötz sich den Gebrauch des Buches gedacht haben mag, müssen aber zugestehen, dafs ein Ausweg sehr schwer zu finden ist. Eisenmann hat den Versuch mit mehr Glück unternommen. Die übrigen Bücher sind „methodische“ und haben weiter den Zweck miteinander gemein, dafs sie vorzugsweise dem Bedürfnisse der Mittelschule dienen wollen.

Die Aussprache wird von Eisenmann, Breitinger, Körbitz nicht methodisch behandelt; die beiden ersten stellen die hauptsächlichsten Ausspracheregeln kurz systematisch zusammen, Körbitz giebt nur gelegentliche Andeutungen. Eine durchgehende phonetische Aussprachebezeichnung, wie sie Hunziker bietet (und es mufs anerkannt werden, dafs dieselbe durchaus richtig und genau ist), gehört nach unserer Meinung nicht in das Lehrbuch für die Unterstufe. Hier bleibt der Schüler ja doch in vollster Abhängigkeit von der Berichtigung seiner Fehler durch den Lehrer. Sich selbst kontrollieren kann er noch nicht. Der bei dem Plötzschen Elementarbuche leicht zu beobachtende Übelstand, dafs der Schüler die übliche französische Orthographie und die daneben stehende phonetische Notierung konfundiert und infolge davon falsch schreibt, wird allerdings bei Hunziker wohl dadurch mindestens gemildert sein, dafs seine Zeichen nicht alle den Schriftalphabeten angehören, der Schüler also in diesem Falle nicht zu ihrer Reproduktion verleitet wird. Bei Eisenmann findet sich S. 2 (§ 3, 6) die Angabe: „E ohne Accent, das nicht am Ende einer Silbe steht, ist geschlossen und wird wie das deutsche e in ‚wehe‘ ausgesprochen: aimer, lieben, l'es-poir, die Hoffnung, le nez, die Nase.“ Ende der Silbe ist hier die Schriftsilbe; die Regel ist aber materiell falsch, ebenso das Beispiel espoir, dessen e offen ist. Hunziker spricht S. 4 von einer stummen Silbe in vare; es mufs Silbe mit stummem e heifsen. S. 13 ist Suétone durch ßue- statt durch ßü-e- figuriert. S. 21: „ont‿été wird gesprochen ont'été, nicht ontété“ (!). Die phonetischen Bemerkungen im Anfang verraten Studium, enthalten aber einige Irrtümer, deren Erörterung hier zu weit führen würde.

Aus dem grammatischen Teil hebe ich folgendes hervor: 1. Breitinger. Der zweite Teil ist nach dem ersten zu schwierig; ich bezweifle, dafs er sich unmittelbar an denselben anreihen lassen wird. Im 1. Hefte, S. 25, heifst es: „Substantive auf al und ail (statt: und einige auf ail) bilden den Plural auf aux.“ Im 2. Hefte lautet ein deutscher Übungssatz auf S. 57: „Meine arme Mutter ist ohne Schmerzen erloschen (sic).“ 2. Eisenmann. S. 28 ist die Regel über das Genus von les gens materiell nicht ganz richtig, auch ist der Ausdruck falsch: „Das Feminin hat eine besondere, hörbare Form. S. 29 wird irrtümlich angegeben, dafs enfant weibliches Geschlecht nur im Singular haben könne. Der Ausdruck ist schlecht in der Regel S. 94: „Plusieurs wird, jedoch nur mit dem ausgelassenen subst. hommes, auch substantivisch gebraucht.“ S. 144 wird coucher unter den

Verben, welche ihr Perfekt mit avoir und être bilden, aufgeführt; so auch bei Plötz. Aber être couché Rac., Plaideurs I, 1 ist ganz vereinzelt. S. 206 wird gesagt, de (en) sorte que, de façon que, de manière que ständen mit dem Indicatif oder Subjonctif; der Unterschied wäre anzugeben gewesen. S. 292 ist die Angabe über den Unterschied zwischen dans und en wenig klar. Ne in je n'ai garde soll nach S. 298 die Negation sein; es ist aber Scheideform von en (afrz. ene erzielt einmal ne, das andere mal en) und hat mit der Negation ne gar nichts zu thun. Der Schüler braucht darüber vielleicht nicht belehrt zu werden; jedenfalls aber darf ihm nichts Falsches gesagt werden. 3. Hunziker. Der allzu kleine Druck bei C. (Fragen) ist zu rügen. Nach S. 20 sollen sich an und année so unterscheiden, dafs ersteres das Jahr als Zeitpunkt, année das Jahr als Zeitdauer bezeichnet. In den Beispielen heifst es mon frère a trois ans, und hier soll an einen Zeitpunkt bedeuten. S. 80 ist die Unterscheidung von faute und défaut („le défaut, Fehler, der im Charakter, in der Sache liegt") schlecht; „im Charakter" ist zu eng, „in der Sache" ist nicht deutlich. 4. Körbitz. 1. Kursus: S. 31 heifst es ungenau: „Wenn tous nach seinem Substantiv steht, so sprich touce." Man nehme etwa die Sätze: Nous sommes tous venus und Tous viennent. S. 72, Z. 10 v. o. embrassas Druckfehler für embrassa. 2. Kursus. S. 28 wäre der geistreiche Satz: „Der Genetiv des Teilungsartikels müfste zwar eigentlich de du pain heifsen, derselbe wird aber ..." besser fortgefallen. Auch ist der Ausdruck nicht korrekt, da gemeint ist „der Genetiv des mit dem Teilungsartikel versehenen Substantivs". Die Behandlung der Modus- und Tempuslehre kann auf strenge theoretische Richtigkeit keinen Anspruch machen. Das gilt freilich im ganzen von dem Körbitzschen und auch dem Breitingerschen Buche, dafs sie in Inhalt und Methode sich lediglich das praktische Ziel stecken, die Aneignung eines bestimmten sprachlichen Stoffes in kürzerer Zeit zu bewältigen; wir halten das Elementarbuch von Hunziker gleichwohl auch praktisch für wesentlich besser.

Das Brandtsche Büchlein ist eine kurze Zusammenstellung der Regeln der Formenlehre und Syntax auf dem Raume von 51 Seiten. Es entspricht seinem Zwecke durchaus, doch finden sich einige Ungenauigkeiten. S. 10: „Bleu bildet (im Plur.) ausnahmsweise bleus," und die Regel ist? S. 11 poeme statt poème. S. 29 Brétagne irrig mit Accent aigu. S. 35: „Die Adjektiva nu, nackt, demi, halb und feu, verstorben, sind unveränderlich, wenn sie vor dem Hauptworte stehen, veränderlich dagegen, wenn sie dem Hauptworte nachgesetzt sind." Diese Regel ist für feu falsch. S. 50: „Im allgemeinen kann man die Verse mit gerader Silbenzahl dem jambischen, die mit ungerader Silbenzahl dem trochäischen Rhythmus zuerteilen, nur darf derselbe beim Lesen nicht dominieren." Nur wenige lesen: Oui, jé viens dáns son témple adórer l'Éternél. Auf derselben Seite wird von einer „stummen Silbe" (statt: einer Silbe mit stummem e) geredet und gesagt, das e in tuerai sei im Verse stumm. Nur im Verse? —t—.

Dr. J. W. Zimmermann, Schulgrammatik der englischen Sprache für Realgymnasien und andere höhere Schulen. Erster Lehrgang. Naumburg a. d. S., Alb. Schirmer.

Wer die Entwickelung der englischen Schulgrammatik in den letzten Jahrzehnten genauer verfolgt und Gelegenheit gehabt hat, einige der am meisten verbreiteten unter den betreffenden Lehrbüchern selbst beim praktischen Unterrichte zu prüfen, der wird bei unbefangenem Urteil anerkennen müssen, dafs Dr. J. W. Zimmermann als Verfasser eines „Lehrbuch der engl. Sprache" und einer gröfseren „Grammatik" mit zwei Stufen von „Übungsstücken" in verdienstlicher Weise für eine Gestaltung

des Unterrichts gewirkt hat, welche für die untere Stufe ebensowohl vernünftig didaktischen Anforderungen entspricht, wie bei der oberen Stufe die Bedürfnisse strengerer Wissenschaftlichkeit anstrebt. In dem Lehrbuch, das vor kurzem in 34. Auflage erschienen ist, war z. B. zuerst die Einrichtung getroffen, den Schüler in ganz methodischer Weise in die schwierige englische Aussprache einzuführen und diese zugleich mit den Elementen der Formenlehre zu verarbeiten. Wenn man aus eigenen praktischen Erfahrungen weifs, zu welcher Sicherheit in Lesen und Aussprache die Schüler bei einem solchen Verfahren gelangen, wie traurige Resultate dagegen mit Büchern erzielt werden, die nicht so angelegt sind, so wird man am besten den Fortschritt zu schätzen wissen, welcher durch die genannte Einrichtung erzielt wurde; es ist deshalb auch begreiflich, dafs dieselbe seither vielfach nachgeahmt worden ist.

Die englische „Grammatik“ hinwieder, für obere Klassen, Studierende und Lehrer berechnet, enthält ein reiches Material an guten und schönen Beispielsätzen; die Regeln sind zwar nicht ganz in encyklopädischer Vollständigkeit aufgeführt, dafür aber in fafsliche Form gebracht, wie auch die ganze Anordnung des Stoffes als klar und übersichtlich zu bezeichnen ist. Während nun die genannten Schulbücher vom Standpunkt der Schulpraxis aus (ganz besonders z. B. in einer westfälischen Direktorenkonferenz) volle Anerkennung gefunden haben, hat sich die theoretische Kritik nicht immer in gleich günstiger Weise über sie ausgesprochen. Die verschiedenen Ausstellungen, die da und dort gemacht wurden, bezogen sich aber meistens nur auf Einzelheiten, wie z. B. mehr oder weniger anfechtbare englische Ausdrücke und Sätze; sehr oft auch waren dieselben ungerechtfertigt, so dafs sie wiederholt in der Antikritik zurückgewiesen worden sind, während begründete Ausstellungen in späteren Ausgaben gebührend berücksichtigt wurden. Sicher ist, dafs keines der noch mehr verbreiteten Schulbücher von Plate, Degenhardt u. a. einer gleich scharfen Kritik standhalten würde; besonders in Behandlung der Aussprache können sich dieselben mit Zimmermann nicht messen.

Der jetzt erschienene „Erste Lehrgang“ des oben genannten Buches enthält die Grundzüge der Aussprache mit phonetisch geordneten Leseübungen, sowie die Wort- und Formenlehre mit den Elementen der Syntax nebst Übungsstücken, während in dem zweiten Teile die Wortbildung und Syntax in Verbindung mit Ergänzungen zur Formenlehre zur Behandlung kommen wird. Die Schulgrammatik nimmt also eine mittlere Stelle zwischen dem englischen „Lehrbuche“ und der ausführlichen „Grammatik“ ein; sie ist in strengem Anschlufs an die Erläuterungen zu den neuen preufsischen Lehrplänen bearbeitet und besonders für Realgymnasien und andere höhere Schulen bestimmt. Die Behandlung der Aussprache geht von dem Grundsatze aus, dafs sich auch hierüber einzelne durchgreifende Regeln feststellen lassen, welche bei methodischer Anordnung selbst für den Anfänger leicht lehrbar seien. Befreit von den Fesseln einer planlosen und rein empirischen Behandlungsweise, sei der Schüler nicht mehr dem bunten Wirrwarr des blinden Zufalls überliefert und es werde so die mit dem ewigen Vor- und Nachsprechen verbundene Zeitvergeudung vermieden. Der erste Abschnitt des Buches bietet demnach eine Reihe einfacher, aber fester Regeln über die Aussprache, verbunden mit phonetisch geordneten Leseübungen; er ist jedoch bedeutend kürzer als im Lehrbuch, weil die deutschen Übungsstücke fehlen. Zudem ist es nicht nötig, alle diese Regeln fortlaufend durchzunehmen; es ist vielmehr dem Lehrer überlassen, auf manche derselben je nach Veranlassung und Bedürfnis im Laufe der Formenlehre zurückzukommen. Der ganze Abschnitt ist äufserst lehrreich, und es ist darin auch den neueren phonetischen Forschungen in mafsvoller Weise Rechnung getragen; besonders beachtenswert sind die Regeln über die Aussprache des r, des scharfen und sanften s und th, wie auch über die Wortbetonung.

Wie in der Aussprache, ist auch in der Formenlehre durch Gliederung Einfachheit und Klarheit, durch Konzentration Kürze, durch Zusammenordnung Übersichtlichkeit angestrebt. Da zugleich mit der englischen Formenlehre die Elemente der Syntax verbunden sind, so ist schon in diesem ersten Lehrgang etwas relativ Vollständiges geboten. Die Regeln sind viel weniger verteilt als im Lehrbuch, und so ist der Fortschritt ein sehr rascher, wie denn z. B. im zweiten Kapitel gleich das ganze Hilfszeitwort to have und so nachher to be zur Behandlung kommt. Die unregelmäfsigen Zeitwörter kommen leider erst ganz am Schlusse des Buches, während sie, wenn auch vielleicht zunächst in etwas einfacherer Form, recht passend nach Kapitel 9 eingeschoben werden könnten und dann etwa nochmals in einem „alphabetischen Verzeichnis" am Schlusse. Die Übersetzungsübungen sind nicht zusammenhängende Stücke, sondern einzelne, ziemlich gehaltvolle Sätze; diese bilden ja für den Anfangsunterricht das einzig geeignete Sprachmaterial, wie dies im Vorwort in treffender Weise begründet wird. Das entgegengesetzte Verfahren ist psychologisch ebenso unrichtig, wie wenn man im muttersprachlichen Unterricht den jungen Schüler mit kleinen Erzählungen beginnen lassen wollte, bevor er auch nur die Buchstaben an Silben und einzelnen Wörtern erlernt hätte. In dem Schlufsabschnitt dagegen, wo die Schüler bereits die Elemente der Grammatik kennen, findet sich eine schöne Zahl zusammenhängender Stücke, teils in englischer, teils in deutscher Sprache. Die Fassung der Regeln ist ebenso genau als klar und deutlich; eine so starke Anhäufung derselben, wie wir sie z. B. in den Lehrbüchern von Imm. Schmidt und Gesenius treffen, ist glücklicherweise vermieden: nichts ist in der That für einen gedeihlichen, auf Selbstthätigkeit des Schülers beruhenden Unterricht so hemmend als eine solche Einrichtung.

Wenn somit das Buch in didaktischer Beziehung unbestreitbar Anerkennung verdient und dem bewährten pädagogischen Takt und Talent des Verfassers nur Ehre macht, so ist es dagegen durch eine Recension (vom Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens 1884, Oktober) in fachwissenschaftlicher Beziehung scharf angegriffen worden. „Wenn auch überwiegend nach Regeln und Übungsmaterial empfehlenswert," so lautet das Haupturteil, „sei diese Schulgrammatik jedenfalls nur mit Vorsicht und unter Kritik eines kundigen Lehrers zu benutzen." In einer Antikritik (ib. 1885, Nr. 1) sind aber eine gröfsere Zahl der Ausstellungen als unbegründet oder zweifelhafter Art abgewiesen, einige andere auf das richtige Mafs blofser Druckfehler zurückgeführt worden, und der ursprüngliche Recensent gesteht dann in einer Schlufsbemerkung zu, „dafs die (weiter unten zu erwähnenden) guten Seiten des Buches eine ausdrückliche Erwähnung verdient hätten, während die Einschränkung des empfehlenden Urteils eine zu scharfe Form erhalten habe." Dazu fällt nun noch in Betracht, dafs auf Veranlassung der genannten Besprechung mehrere Bogen des Buches vollständig umgedruckt worden sind, wodurch den meisten begründeten Einwendungen Rechnung getragen ist. wie Schreiber dieser Zeilen aus den ihm zugekommenen Abzügen sich selbst überzeugt hat. Aus diesen Gründen wird man wohl sagen können, dafs bei der Sorgfalt und Zuverlässigkeit, wie sie in den Zimmermannschen Lehrmitteln meistens sich kundgiebt, auch diese Schulgrammatik ohne Bedenken im Unterricht verwendet werden darf und dafs sicherlich Lehrer wie Schüler an dem überdies sehr schön ausgestatteten Buche ihre Freude haben werden. „Zweckmäfsige Behandlung der Aussprache, Fafslichkeit und nicht zu grofser Umfang der Regeln, angemessener Inhalt der Übungsstücke" (v. Centralorgan) sind in der That Eigenschaften, welche ein englisches Schulbuch in hohem Grade zieren und welche allein es zu einem im wahren Sinne guten und brauchbaren Lehrmittel machen, sollte sogar immer noch da und dort ein etwas zweifelhafter Satz oder Ausdruck stehen geblieben sein.

Es bleibt nun nur noch eine Frage zu besprechen, die bei der Schulbücherkritik unseres Erachtens nicht immer mit der wünschenswerten Schärfe und Sicherheit klar gestellt, oft sogar ganz übersehen wird, obgleich sie für die Unterrichtspraxis von höchster Bedeutung ist. Die gröfsten Mifserfolge des Lehrers rühren nämlich sehr häufig nur daher, dafs er es nicht verstanden hat, ein für die betreffende Altersstufe passendes Lehrmittel auszuwählen. Auf die blofsen Titelangaben ist eben oft kein Verlafs; oder es kommt auch vor, dafs dieselben nicht recht beachtet werden. Was Zimmermanns Schulgrammatik betrifft, so läfst sich mit Bestimmtheit sagen, dafs dieselbe wegen des darin eingeschlagenen raschen Ganges durchaus nur für Schulen pafst, wo der englische Unterricht bei schon ziemlich vorgeschrittenem Alter und verhältnismäfsiger geistiger Reife der Schüler begonnen wird; Realgymnasien und ganz besonders auch Gymnasien sind also die Anstalten, wo das Buch mit grofsem Vorteil gebraucht werden kann. Viele Lehrer werden es für vollkommen genügend erachten, diesen ersten Lehrgang durchzunehmen, um nachher der Lektüre um so mehr Zeit widmen zu können; wer nicht dieser Ansicht ist, wird in dem bald erscheinenden zweiten Lehrgange zweifellos eine entsprechende Fortsetzung finden.

Noch eine andere Art der Verwendung dieses Buches dürfte sich aber als sehr zweckmäfsig erweisen; wir meinen nämlich, dafs es auch treffliche Dienste leisten würde als Fortsetzung irgend eines ganz einfach gehaltenen Vorkursus oder Elementarbuches, wie die von Berg-Herrig, Westly-Albrecht u. a. Wer genügend praktische Erfahrung hat, wird zugeben müssen, dafs es doch immer wieder die Elemente sind, gewisse Punkte der Formenlehre, worüber auch bei vorgeschritteneren Schülern noch Verstöfse und Unsicherheiten bemerkbar werden. Mit einer Wiederholung der Hauptsachen aus der Formenlehre, zugleich mit den Elementen der Syntax, in neuer, ansprechender Form und rascherem Gang (wie gerade an der Hand dieses Buches möglich ist) könnte wohl in den meisten Schulen viel mehr erreicht werden, als mit den jetzt gebräuchlichen, weitläufigen Mittel- und Oberstufen von Plate, Degenhardt etc. So ist denn nur zu wünschen, dafs möglichst bald mit dieser Schulgrammatik zahlreiche praktische Versuche der einen oder anderen Art gemacht werden; sicherlich wird es kein Lehrer bereuen, der dies thut. Der gute Erfolg wird nicht ausbleiben, weil auf sicherer, längst durch die Erfahrung bewährter Bahn vorwärts geschritten wird.

Karlsruhe. Prof. J. Gutersohn.

J.-B. Bossuet, Ausgewählte oraisons funèbres, für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Völcker. Leipzig, B. G. Teubner. 115 S.

Man braucht hinsichtlich der Wertschätzung Bossuets nicht auf dem Standpunkte der Franzosen zu stehen, in deren collèges fast sämtliche oraisons des Bischofs von Meaux den Memorierstoff bilden, und kann diesem Schriftsteller doch eine mafsvolle Verwendung im Rahmen unserer Schullektüre zuweisen, wäre es auch nur der klassischen Prosa halber, die er bietet, und die der Schüler kennen lernen mufs. (Si des auteurs ont perfectionné notre langue avant l'Évêque de Meaux, celui-ci y a porté une empreinte de grandeur inconnue. d'Alembert, Éloge de Bossuet.) Die oben genannte Auswahl aus den sechs von Bossuet überhaupt veröffentlichten Reden bietet das für unsere höheren Lehranstalten etwa Wünschenswerte, nämlich die drei nach Inhalt und Form bedeutendsten: de Henriette de France, de Henriette d'Angleterre, de Louis de Bourbon. Einer jeden

geht ein Lebensabrifs der Person, die den Gegenstand derselben bildet, und dem Ganzen eine treffliche Skizze über Bossuet und die oraison funèbre überhaupt voran.

Die Anmerkungen halten sich frei von den Fehlern, die Münch in seiner Schrift „Zur Förderung des französischen Unterrichts" so drastisch rügt. Sie sind dem Standpunkte der Schüler oberer Klassen angepafst, und der Interpretation des Lehrers bleibt voller Spielraum gewahrt. Die musterhafte Sprache Bossuets bringt es mit sich, dafs sie meist sachlicher Natur sind. Grammatische Anmerkungen finden sich nur da, wo auffällige Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauche vorliegen, oder wo ein kurzer Hinweis auf einen besonders instruktiven Fall angezeigt erscheint (z. B. S. 64, S. 25: „Ces royales mains; man beachte die Stellung des Adjektivs." Das ist doch wohl noch nicht mit der berühmten Anmerkung zu vergleichen: Man beachte die Wortstellung nach dont!).

Nur einige Bemerkungen dazu mögen hier Platz finden. Zu den Worten S. 77, § 72: La Providence divine pouvait-elle nous mettre en vue, ni de plus près, ni plus fortement, la vanité des choses humaines? sagt Völcker: „Ni de plus près, ni plus fortement statt: ou de plus près, où pl. f., eine nicht blofs bei B. vorkommende Ungenauigkeit." Da der Sinn des Satzes negativ ist, so erscheint der Ausdruck „Ungenauigkeit" ein bischen riskiert. Cf. über ni Schmitz S. 342, dessen Beispielen ich noch folgendes aus Mascaron, Or. de Turenne hinzufügen möchte: Je suis bien éloigné de croire que j'aie ni la sainteté ni la gravité du grand Ambroise. — Das jetzt nicht mehr gebräuchliche plutôt für plus tôt (S. 92, § 18) hätte eine Anmerkung verdient. — Die Fassung der S. 108 zu § 67 gegebenen Note ist keine glückliche: „Puis-je ne m'arrêter pas; eine abweichende Stellung der Negation." Der Schüler kommt zunächst auf den Gedanken, das Abweichende liege darin, dafs nicht puis, sondern arrêter verneint worden sei, während die dem Sinne nach zu arrêter gehörige Negation diesem richtig hinzugefügt worden ist (= je ne peux pas ne pas m'arrêter). Es wäre daher deutlicher zu sagen: „Abweichende Stellung der Negation pas" oder statt „abweichende" lieber „seltenere"; denn dafs pas hinter einem einfachen Infinitiv steht, ist nichts Vereinzeltes (Mätz. S. 628). Vergl. übrigens dagegen S. 58, § 8: Nous ne pouvons un moment arrêter les yeux sur la gloire de la princesse, sans que ... — S. 72, § 51 hätte noch persévérance finale = „das Beharren im Glauben bis ans Ende" in einer Anmerkung angegeben werden können.

Von Druckfehlern seien erwähnt: S. 41 étaient statt était; S. 64 ces statt ses; S. 70 le statt la; S. 73 empressement statt compressement; S. 49 tous statt tout; S. 53 ihrer statt ihre; S. 60 là statt la, épanchant statt épenchant; S. 62 rappelleront statt rappeleront; S. 85 réparer statt reparer; S. 93 de statt des; S. 94 éclat statt eclat; S. 95 répétait statt répetait; S. 97 est-ce là statt est-ce-là. S. 38 ist kurz hintereinander dreimal à statt a zu lesen. S. 91 (Anfang von § 17) ist der Satz arg durcheinander geraten. S. 111, Anm. zu § 79 soll es doch wohl heifsen: Wörter statt Worte. Beim Brechen der Wörter gn zu trennen, ist wohl nicht zu billigen (S. 7, 77, 109). Ebenso mufs S. 43 abgeteilt werden: des-tinée.

Die Paragrapheneinteilung innerhalb jeder Rede erscheint recht nachahmenswert. Auch dieser äufsere Vorzug bestärkt in dem Gefühle, dafs der Herausgeber sich unsere Ausgaben der alten Klassiker zum Vorbild genommen habe.

Zittau. R. Scherffig.

Lamprechts Alexander, herausgegeben von Karl Kinzel. — Germanistische Handbibliothek, herausgegeben von Julius Zacher. VI. Halle, Waisenhaus, 1885. LXXX und 543 S. 8.

Die älteren Ausgaben des Alexander entsprechen den heutigen Anforderungen nicht mehr; eine neuere enthält nur eine, freilich interessante Redaktion. So ist Kinzels Arbeit durchaus gerechtfertigt. Sie bietet hinter einer umfangreichen Einleitung, die sich über die Handschriften, die Historia de preliis, das Verhältnis der deutschen Dichtung zu ihren Quellen, ihre Sprache und Metrik, über Abfassungszeit u. a. ausspricht, zunächst die dem Baseler Texte eigentümliche Einleitung (S. 3—24), dann soweit der Vorauer erhalten ist, diesen neben dem Strafsburger (S. 26—172), endlich diesen allein (S. 173—385). Unter dem Text sind die entsprechenden Stellen der Hist. de preliis angeführt, wie denn auch an geeignetem Orte das romanische Alexanderfragment zwischen den beiden deutschen Redaktionen Platz fand. So wird ein klares Bild der Überlieferung gegeben, um so klarer, als der Herausgeber allen textkritischen Gelüsten widerstand und nur da am handschriftlichen Texte änderte, wo grobe und offenbare Verstöfse vorlagen. Einen eigenen Weg geht er in den Anmerkungen, die, anerkennenswert kurz gefafst, dem Sprachgebrauch des Denkmals in der poetischen Litteratur des 11. und 12. Jahrhunderts nachgehen und dadurch dem mhd. Wörterbuche eine ansehnliche Bereicherung schaffen.

Dr. R. Sonnenburg, Grammatisches Übungsbuch der französischen Sprache. Methodische Anleitung zur Einübung der syntaktischen Regeln. Berlin, J. Springer, 1884.

Der Verfasser, als Autor mehrerer tüchtiger Schulbücher vorteilhaft bekannt, bezeichnet das vorliegende grammatische Übungsbuch als eine notwendige Ergänzung zu jeder systematischen Grammatik. Dasselbe giebt über alle Teile der Grammatik eine Reihe von deutsch-französischen, und zwar ausschliefslich deutsch-französischen Beispielen, was im Vorwort gerechtfertigt wird. Ein zutreffendes Urteil über das Buch im ganzen wie im einzelnen wird unseres Erachtens nur die Erfahrung abgeben können; und dafs dasselbe an manchen Schulen eingeführt werden wird, ist ja bei der pädagogischen Bedeutung des Verfassers nicht zweifelhaft. L.

Miscellen.

Erörterung einer grammatischen Frage.

Über die Frage, ob es richtiger heifse z. B.: Die Redaktion des „Klavierlehr*er*“ oder: Die Redaktion des Klavierlehr*ers*, und ferner: Lied aus „*die* Meistersing*er*“ oder: Lied aus *den* Meistersing*ern* schreibt Prof. Dr. Sanders in Altstrelitz an den Redacteur des „Klavier-Lehrer“:

Ihrem Wunsche komme ich um so lieber nach, als eine fast gleichzeitig an mich ergangene ähnliche Anfrage einer anderen Redaktion mir schlagend beweist, wie gerade über die vorgelegte Frage in den gebildeten Kreisen noch Schwanken und Zweifel herrscht und wie die Beantwortung eine Lücke in meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache“ ausfüllt.

Sie erlauben mir, dafs ich für diejenigen Ihrer Leser, denen das genannte Buch nicht zur Hand ist, eine Stelle aus dem Vorwort anführe.

„Es giebt,“ habe ich dort gesagt, „im Deutschen, wie in jeder noch in lebendiger Fortentwickelung begriffenen Sprache, unberührt von den allgemein anerkannten Regeln, die allen Gebildeten geläufig und vertraut sind und gegen die sie deshalb niemals verstofsen werden, eine nicht geringe Anzahl von Fällen, in denen sich der Sprachgebrauch noch nicht — oder doch mindestens noch nicht ganz entschieden und zweifellos — festgestellt hat und in denen das Schwanken bei Gebildeten und selbst bei Schriftstellern eine Unsicherheit erzeugt, ob die in einem bestimmten Falle nebeneinander vorkommenden verschiedenen Formen und Ausdrucksweisen gleichberechtigt sind oder welche die richtigere oder vielleicht allein richtige sein dürfte.

Diese Zweifelfälle sind nicht blofs zahlreicher, sondern es ist auch die Unsicherheit in denselben gröfser, als man im allgemeinen glaubt und anerkennt. Um sich von diesem letzteren zu überzeugen und die verschiedenen Ansichten aufeinander platzen zu sehen, versuche man es nur einmal und werfe in eine gröfsere Gesellschaft Gebildeter plötzlich Fragen über derartige Zweifelfälle hinein, wie wir beispielsweise einige folgen lassen.“

Die dort als Beispiel angeführten Fragen übergehe ich hier, indem ich mich sofort zu der hier zu erörternden wende, nachdem ich nur noch die darauf folgende kurze Stelle aus dem Vorwort hergesetzt:

„In derartigen Zweifelfällen und überall da, wo für gebildete Deutsche in dem Gebrauch ihrer Muttersprache sich grammatische Schwierigkeiten herausstellen dürften, soll das vorliegende Buch schnelle und sichere Auskunft erteilen.“

Man wird nach dem Vorstehenden — und zwar mit Recht — wohl vermuten, dafs die hier zu erörternde Frage auch in dem genannten Buche

nicht ganz unbesprochen geblieben ist, und so werde ich mir denn erlauben, daraus im folgenden die betreffenden Stellen zu entlehnen und zu benutzen.

So findet sich dort auf S. 214a angegeben:

Ein Märchen — aus tausend und ein*er* Nacht oder (als unflektierter Buchtitel): — aus „Tausend und ein*e* Nacht".

Ich füge dafür und für einige andere Formen noch mehrere (buchstäblich genau mitgeteilte) Belege hinzu, vgl. mein „Wörterbuch der deutschen Sprache" Bd. I, S. 353b s. v. *Ein* und Bd. II, S. 371b s. v. *Nacht*:

Nach einer Erzählung im ersten Teile von Tausend und Ein*er* Nacht.
Wieland (Stereotyp. Ausg., Leipzig 1855) IV, 1.

Das Märchen von „Tausend und ein*e* Nacht".
Heine, Romanzero 7.

Wie ein Märchen aus tausend und ein*er* Nacht.
National-Zeitung, 27. Jahrg., Nr. 463 (H. Prutz).

Ein Garten aus tausend und ein*e* Nacht.
(Maxim. v. Mexiko) Aus meinem Leben, 2. Aufl. (Leipz. 1867), III, 48.

Was sicherlich nicht zu dem Original von Tausend und ein*e* Nacht gehört. Konvers.-Lexikon (v. Brockhaus), 12. Aufl, XIV, 399.

Welch gut Geschick hat dich hierher gebracht?
Unmittelbar aus Tausend Ein*er* Nacht?
Goethe (40bänd. Ausg.) XII, 58 etc.;

ferner mit vortretendem Artikel:

Ein Märchen aus der tausend und ein*en* Nacht.
Ein Märchen aus der „Tausend und ein*e* Nacht".
Gallands Übersetzung der „Tausend und ein*e* Nacht".
Konvers.-Lex. (Brockhaus), 12. Aufl., X, 120.

Auch:

All die Wunder der Mythologie, der Mönchslegenden, der Tausend und ein*er* Nacht. Wieland a. a. O. XXXI, 398 etc.;

ferner:

Aus (In) *den* tausend und ein*en* Nacht.
Lichtenberg, Vermischte Schriften II, 383 u. IV, 366 etc.

Man sieht, dafs sich hier manche andere Fragen anreihen, wie z. B. über die richtige Abwandlung des „eine", über die Verbindung des „tausend und ein" mit der Einzahl oder mit der Mehrzahl etc.; aber diese in meinem „Wörterb. der Hauptschw." erörterten Fragen lasse ich hier, um mich nicht zu weit von dem zu behandelnden Gegenstande zu entfernen, beiseite, und bemerke nur noch in Bezug auf die Rechtschreibung, dafs man dem Titel da, wo man ihn als unveränderlich anführt, auch füglich das Geleit der Anführungszeichen nicht versagen darf, wie man richtig auch setzen wird und mufs:

Aus der Märchensammlung — oder: Aus dem Werke etc. — „Tausend und eine Nacht" etc.

In diesem Falle handelt es sich um einen Titel, der als solcher den bestimmten Artikel nicht vor sich hat, vergl. z. B. auch aus der National-Zeitung, 37. Jahrg., Nr. 66:

Ein Marschhymnus aus „Bilder aus dem Norden" von H. Hofmann.

Hier wird schwerlich ein Deutscher in die Versuchung geraten, in dem angeführten Titel statt des unveränderten „Bild*er*" nach der allerdings den Dativ regierenden Präposition „aus" den flektierten Dativ „Bild*ern*" zu setzen (s. u.); dagegen wird er, wenn er seinem natürlichen Sprachgefühl folgt, diese Form bei Hinzufügung des bestimmten Artikels (allein oder mit einem Begleitwort) nicht nur unbedenklich anwenden, sondern vor der unverändert gelassenen Form des Hauptwortes zurückschrecken. Er wird sprechen und schreiben:

Ein Marschhymnus aus den — oder: aus den bekannten etc. — „Bild*ern* (nicht Bild*er*) aus dem Norden" von H. Hofmann.

Lautete aber der Titel z. B. eines Ton- oder eines Dichtwerks nicht: „Bilder aus dem Norden“ (ein Hauptwort mit einem nachfolgenden adnominalen Zusatz), sondern wäre statt dessen ein einziges artikelloses Hauptwort (in der Mehrheit) gewählt, etwa „Nordbilder“, vergl. „Nordlandsbilder“, „Nordseebilder“ oder auch ein solches Hauptwort mit davorstehendem attributivem Eigenschaftswort, z. B. „Nordische Bilder“, so würde ein Deutscher, der unbefangen seinem Sprachgefühl folgt, doch mit Hinzufügung des Artikels etwa sagen:

Eine Probe aus *den* „Nord- od. Nordlands-, Nordsee-Bild*ern*“, wie auch: aus *den* „Nordisch*en* Bild*ern*“ von N. N.

Sollte der Titel unverändert (ohne das Dativ-n) bleiben. so würde die Einschaltung eines dem Titel vorangehenden, die Gattung bezeichnenden Hauptwortes sich empfehlen, z. B.

Eine Probe aus der Dichtung od. aus der Tondichtung od. aus dem Buche etc.: „Nordbilder“ etc. od. „Nordische Bilder“ von N. N.

Wollte man hier das die Gattung bezeichnende Hauptwort einfach weglassen, also z. B.

Eine Probe aus „Nordbilder“ oder: aus „Nordisch*e* Bilder“ von N. N., so würde daran sicherlich jedes unbefangene deutsche Ohr als an einer Härte und etwas Ungefügem Anstofs nehmen.

Es versteht sich jedoch wohl von selbst, dafs statt des dem flektierten Titel vorzusetzenden Artikels z. B. auch ein besitzanzeigendes Fürwort oder ein besitzanzeigender vorangestellter (sogenannter „sächsischer“) Genitiv eintreten kann, z. B.:

Herr N. N. hat in seinen „Nordlandsbilder*n*“ (oder: in seinen „Nordische*n* Bilder*n*“) eine grofse Begabung an den Tag gelegt,

oder:

In Herrn N. N.s „Nordlandsbilder*n*“ (oder: „Nordische*n* Bilder*n*“) zeigt sich eine bedeutende Begabung etc.

Vergl. z. B. auch:

Lessing hat seinen Epigrammen den Titel „Sinngedichte“ gegeben. In Lessings (oder: In seinen) „Sinngedicht*en*“ — wie: In den „Sinngedicht*en*“ Lessings — begegnen wir überall dem treffendsten Witze.

Von den angeführten Versen steht der eine in Uhlands „Gedicht*en*“, der andere in Heines „Letzt*en* Gedicht*en*“.

Die dabei den Titel einschliefsenden Anführungszeichen heben hervor, dafs das Eingeschlossene eben als Titel eines Werkes, nicht als Gattungsname zu fassen ist. Es ist offenbar nicht gleichgeltend und gleichgültig, ob gesetzt wird:

In Heines „Letzten Gedichten“ — oder: In Heines letzten Gedichten (wobei man auch auf den grofsen und den kleinen Anfangsbuchstaben in dem attributiven Eigenschaftswort achte). Natürlich kann der Titel als solcher auch auf andere Weise hervorgehoben werden, z. B. in der Schrift durch Unterstreichen, im Druck durch Sperren oder durch eine abstechende Schriftgattung etc.

Dagegen widerstrebt es, wie gesagt, dem unbefangenen deutschen Sprachgefühl und Ohr, hier den Titel ohne Artikel oder besitzanzeigenden Ersatz desselben flexionslos zu setzen, also etwa — ohne das in eckige Klammern Eingeschlossene —

Der Vers steht in [dem Buch] „Letzt*e* Gedicht*e*“ von Heine, oder:
in Heines [Buch] „Letzt*e* Gedicht*e*“,

ganz abgesehen davon, dafs solche erkünstelte Unterscheidung in anderen Fällen auch ihren vermeinten Wert verliert, wie in dem folgenden:

Der Vers steht in [der Gedichtabteilung] „Balladen und Romanzen“ von Uhland,

vergl. (unter Hinzufügung des Artikels):

in den „Balladen und Romanzen“ von Uhland etc.

Ist der Titel eines Werkes ein artikelloser Eigenname, so kann oder mufs innerhalb des Satzgefüges doch oft der Artikel hinzutreten. Um die Grenzen dieses Aufsatzes nicht allzu weit auszudehnen, verweise ich hier auf das in meinem „Wörterb. der Hauptschw.“ (auf S. 73 ff. unter dem Abschnitt: „Bezeichnung von Abhängigkeitsverhältnissen durch Artikel und Präpositionen statt Kasus“ und auf S. 225 ff. unter dem Abschnitt „Personennamen“) Gesagte, das im allgemeinen unter Berücksichtigung des im vorstehenden Auseinandergesetzten genügen dürfte. Ich beschränke mich absichtlich hier auf weniges, zum geringeren Teil von dort Entlehntes, zum gröfseren es Erweiterndes.

Sehr bezeichnend ist es, dafs es z. B. bei Goethe a. a. O. XXVII, S. 6 heifst:

Die Anfänge *des Wilhelm Meister* wird man in dieser Epoche auch schon gewahr

und gleich auf der folgenden Seite ohne Artikel, mit dem Genitiv-s:

Die Anfänge *Wilhelm Meisters* [od. *Meister's*] hatten lange geruht.

In dem Titel „Wilhelm Meister“ ist Meister ein Eigenname; hiefse aber der Titel z. B. einer Erzählung in umgekehrter Reihenfolge: Meister Wilhelm, so wäre hier Meister ein Gattungsname, der jedoch in solcher Verschmelzung (s. a. a. O.) im Genitiv auch unverändert bleiben würde (und zwar nicht blofs, wo es sich um einen Büchertitel etc. handelt), z. B.: Meister Wilhelm*s* Gesellen oder: Die Gesellen *des* Meister Wilhelm etc., also z. B. auch:

Der Schlufs des „*Meister Martin und seine Gesellen*“ von E. T. A. Hoffmann.

Man beachte dabei, dafs hier natürlich auch der mit *und* hinzugefügte Teil des Buchtitels unflektiert bleibt, weil er eben mit dem Vorangehenden zusammen ein unverändert zu lassendes Ganze bildet (s. u.), vergl. dagegen, wo es sich nicht um den Titel der Erzählung handelt:

Die Küferthätigkeit *des Meister Martin* [oder: Meister Martins] und seiner Gesellen.

Wir führen hier zum Abschlufs nur noch an:

Vater Homer*s* Gedichte oder: Die Gedichte Vater Homer*s*, auch: Die Gedichte *des* Vater Homer, aber nicht füglich: Die Gedichte *des* Vater Homer*s* etc., vergl.: In der Anfangsstrophe *des* „Ritter Toggenburg“ von Schiller.

Bisher haben wir Fälle betrachtet, in denen dem Titel eines Schriftwerkes der Artikel hinzugefügt wurde; anders verhält es sich, wo der Artikel bereits im Titel als zugehöriger Bestandteil desselben sich findet.

Wir beginnen hier mit dem einfachsten Falle, wo der Titel eben nur aus einem einzigen Hauptwort mit zugehörigem Artikel besteht, z. B. als Titel von Zeitschriften:

„Der Hausfreund“, „Der Westbote“, „Der Freisinnige“ etc.; „Die Gegenwart“ etc.; „Das Ausland“ etc.; „Die Grenzboten“ etc.

Ganz unverändert bleibt ein solcher Titel nur da, wo ihm der entsprechende Gattungsname, hier also „Die Zeitschrift“ etc. vorangestellt ist, z. B.:

In der Zeitschrift „*Das Inland*“ etc.

Siebenpfeiffer als Herausgeber des Blattes: „*Der Westbote*“.

Rotteck und Welcker waren die Herausgeber der Zeitschrift: „*Der Freisinnige*“.

Schottländer ist der Verleger des Familienblattes: „*Der Hausfreund*“ etc.

Sonst unterliegt im Satzgefüge wenigstens der Artikel regelmäfsig der Flexion und die Folgerichtigkeit gebietet dann wohl unabweislich auch die entsprechende Flexion des zugehörigen Hauptwortes. Wer — wie man das allerdings nicht selten findet — z. B. setzt:

Der Verleger — Der Herausgeber — In den Spalten etc. *des* „*Inland*“, — *des* „*Hausfreund*“,

weil er den Titel als unveränderlich betrachtet, übersieht zuerst, dafs gerade er den Titel **nicht** unverändert läfst. Er müfste, wollte er seinen Grundsatz durchführen, vielmehr setzen:

In den Spalten *des „das Inland*“.

Der Herausgeber *des „der Hausfreund*“.

Die von ihm angewandte Ausdrucksweise würde selbst nach seinem Grundsatz nur dann richtig sein, wenn der Titel des zu bezeichnenden Blattes ohne Artikel lautete: Inland, Hausfreund.

Zweitens müfste er folgerecht seine Ausdrucksweise auch da durchführen, wo das Hauptwort schwache Abwandlung hat, d. h. im Genitiv nicht auf -s, sondern auf -n ausgeht.

Welche deutsche Zunge und welches deutsche Ohr aber sträubt sich nicht aufs entschiedenste gegen Ausdrucksweisen wie:

In *dem* „Freisinnig*e*“ — In den Spalten *des* „Freisinnig*e*“.

Die Herausgeber *des* „Freisinnig*e*“, *des* „Westbot*e*“.

Einzig richtig erscheint demnach, wie gesagt, die Flexion des Hauptwortes in Übereinstimmung mit dem zugehörigen Artikel, wobei man füglich das Hauptwort, um es als **Titel** hervorzuheben und somit von dem gleichlautenden Gattungsnamen zu unterscheiden, in Anführungszeichen einzuschliefsen oder (s. o.) sonst irgendwie besonders bemerklich zu machen hat, also z. B.:

Jean Paul in den „Flegeljahren“, in dem Roman „Die Flegeljahre“. Im „Inland“. In den Spalten des „Inlands“. Im „Freisinnigen“. Die Herausgeber des „Freisinnigen“. Das Verbot des Siebenpfeifferschen „Westboten“. Der Absatz des bei Schottländer erscheinenden „Hausfreundes“ etc. etc.

Wollte man aber z. B. genau zwei Zeitschriften unterscheiden, von denen die eine blofs (ohne Artikel) „Hausfreund“, die andere „Der Hausfreund“ heifst, so würde man den entsprechenden Gattungsnamen (Zeitschrift, Familienblatt etc.) hinzufügen müssen:

Der Absatz der bei Schottländer erscheinenden Zeitschrift „Der Hausfreund“ u. s. w.

Danach heifst es auch, um auf die an die Spitze gestellte Frage zurückzukommen, richtig:

Die Redaktion des „Klavierlehrer*s*“,

vergl. ferner z. B.:

Lortzing ist der Komponist des „Wildschütz*en*“ und des „Waffenschmied*s*“.

Die Ouverture des „Freischütz*en*“ von Weber etc.

Dafs die Fortlassung der Flexionsendung hier nicht von allen als störend empfunden wird, habe ich gesagt, aber es darf dies nicht befremden, da — abgesehen von dem Titel — sich derartige Nachlässigkeiten auch sonst finden, siehe in meinem „Wörterb. der Hauptschw.“ etc. S. 104 a, wo ich z. B. aus einem Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn angeführt habe:

Den kurzen anstofsenden Tritt meines Langohr [statt Langohr*s*] u. a. m. und ebenda S. 105 b über die Formen des Dativs und des Accusativs der Einzahl: dem und den Schütz statt Schütz*en*, siehe z. B.:

Sie wendete sich zum *Schütz*.

Auerbach, Neue Dorfgeschichten I, 45, 171 etc.

Eine neue Bestätigung und Verstärkung aber erhält die aufgestellte Regel durch die Betrachtung des Falles, wo der Titel aufser dem Hauptwort und dem dazu gehörigen Artikel noch ein dazwischen stehendes Eigenschaftswort (oder mehrere) enthält. Hier fügen sich unbedingt Artikel und Eigenschaftswort der durch das Verhältnis im Satzgefüge erheischten Flexion, die somit auch für das verbundene Substantiv eintreten mufs. Wenige Beispiele werden genügen:

Die Redaktion — der Zeitschrift: „Das Neue Blatt“ oder: — *des* „Neue*n* Blatt*es*“.

Hebel als Herausgeber — der Volksschrift „Der Rheinländische Hausfreund“ oder: als Herausgeber *des* „Rheinländische*n* Hausfreund(*e*)*s*“ etc.

In dem Roman: „Der Deutsche Krieg“ oder: In dem „Deutschen Krieg(e)“ von H. Laube.

In den „Neuen Beiträgen“.

Der Komponist des „Fliegenden Holländer*s*“.

Die Geschichte des „Ewigen Jude*n*“ etc.

Hierbei macht es keinen Unterschied, ob der Artikel wirklich zum Titel gehört oder (s. o.) nur zur Bezeichnung des Kasusverhältnisses vorgesetzt ist, so z. B.:

In dem Feuilleton des „Stuttgarter Neuen Tageblatt(*e*)*s*“ etc.

Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des „West-östlichen Divans“. Goethe a. a. O. IV, 155,

wo ich nur die verdeutlichenden Anführungszeichen hinzugefügt habe etc.

Tritt in dem Titel zu dem Hauptwort noch ein nachfolgender adnominaler Zusatz, so wird dadurch in dem Verhältnis nichts Wesentliches geändert und das Gesagte bleibt bei Bestand; es genügt daher hier die Anführung einiger Beispiele:

Wir finden das bei Schiller in sein*em* „Ring des Polykrates“, in *den* „Kraniche*n* des Ibykus“, in dem „Kampf mit dem Drachen“. dem „Gang nach dem Eisenhammer“, dem Graf*en* von Habsburg“, *dem* „Verschleiert*en* Bild zu Saïs“, dem „Mädchen aus der Fremde“, der „Antike an den nordischen Wanderer“ etc.

Vergl.: in seinen Gedichten: „*Der* Ring des Polykrates“, „*Die* Kraniche des Ibykus“ etc.

Heine in den „Bäder*n* von Lucca“, vergl.: in der Schrift: „*Die* Bäder von Lucca“ etc.

auch im Genitiv, z. B.:

Schiller hat den Stoff des „Kampfes mit dem Drachen“ — vergl.: den Stoff der Ballade: „Der Kampf mit dem Drachen“ — dem Abbé Vertot entlehnt. Woher hat er den Stoff des „Verschleierten Bildes zu Saïs“ — vergl.: des Gedichtes: „Das verschleierte Bild zu Saïs“ — genommen?

Das Textbuch — der „Meistersinger in Nürnberg“ oder: zu den „Meistersingern in Nürnberg“, auch (s. u.) verkürzt: zu den „Meistersingern“, siehe ferner, wo der Artikel nicht Bestandteil des Titels, sondern hinzugefügt ist, z. B.:

Lessing in den „Zerstreuten Anmerkungen über die Epigramme und einige der vornehmsten Epigrammatisten“.

Die Mitarbeiter der „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ — oder: an den „Neuen Beiträgen zum Vergnügen etc.“ nannten sich auch „Bremer Beiträger“.

In der letzten Nummer des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“.

In dem 50. Bande des „Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen“ etc.

Derartige langatmige Titel werden bekanntlich, wo man kein Mifsverständnis zu befürchten hat, gern verkürzt, z. B.:

Die Mitarbeiter an den „Bremer Beiträg*en*“. Die Nummer des „Magazin*s*“. Im 50. Bande des „Archiv*s*“ etc.

Das erste Beispiel, in welchem niemand die Dativendung an dem Hauptwort unterdrücken wird, zeigt wohl, dafs man, wie schon oben bemerkt, füglich nicht setzen sollte: des „Magazin“, des „Archiv“, wie man ja auch im Genitiv nicht sagt: Die letzte Nummer des „Wendischen Bot*e*“, — des „Reichsbot*e*“, sondern: des „. . Bot*en*“ etc.

Eine besondere Beachtung verdient nun noch der Fall, wo der Titel aus mehreren durch nebenordnende Bindewörter (wie und, oder) verknüpften Hauptwörtern besteht; aber es scheint angemessen, vor der Erörterung dieses Falles den zu betrachten, in welchem der Titel eine Flexion anzunehmen unfähig oder wenigstens ungeeignet ist.

Gehen wir dabei von folgenden Beispielen aus:

Goethe hat in dem achten Buche seines Werkes — vergl.: in seinem Werke —: „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung" die mächtige Wirkung der Lessingschen Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet" hervorgehoben.

In der akademischen Antrittsrede: „Was heifst und zu welchem Zweck studiert man Universalgeschichte?" führt Schiller diesen Gedanken aus.

In dem Lustspiel: „Was ihr wollt" von Shakespeare. In dem zweiten Akt des Lustspiels: „Was ihr wollt".

Dies geflügelte Wort stammt — aus dem Lied: „An die Freude" von Schiller — aus der letzten Strophe des Liedes: „An die Freude" von Schiller.

Der Arie — oder: Dem Vortrag der sogenannten Buchbinderarie: „Ein Band der Freundschaft" folgte ein Da-capo-Ruf etc.

Hier sind überall die in Anführungszeichen eingeschlossenen Titel ganz unverändert geblieben, während das Kasusverhältnis durch Flexion an den ihnen vorangeschickten Gattungsnamen bezeichnet ist. Versucht man nun, diese Gattungsnamen mit ihren attributiven Begleitwörtern einfach wegzulassen, so überzeugt man sich sofort, dafs dies — mit mehr oder minder Härte — ohne weitere Veränderung überhaupt nur da angeht, wo das Abhängigkeitsverhältnis durch eine Präposition bezeichnet ist. So kann das Eingeklammerte z. B. fortgelassen werden, wo es heifst:

In (dem Lustspiel): „Was ihr wollt" von Shakespeare,

aber nicht, wo der Gattungsname im blofsen Genitiv steht:

In dem zweiten Akt (des Lustspiels) „Was ihr wollt" etc.

Hier müfste, um das Abhängigkeitsverhältnis erkennen zu lassen, wenigstens der Artikel beibehalten werden oder als Ersatz dafür die Präposition *von* eintreten:

In dem zweiten Akt des (oder: von): „Was ihr wollt" von Sh.

Ähnlich mufs dem blofsen Titel im reinen (d. h. nicht von einer Präposition abhängigen) Dativverhältnis zur Bezeichnung dieses Verhältnisses der Dativ des sächlichen Artikels vorgesetzt werden, vergl.:

Der Arie: „Ein Band der Freundschaft" — und: Dem „Ein Band der Freundschaft" folgte der Da-capo-Ruf.

wie auch (s. o.):

Dem Vortrag des (oder: von): „Ein Band der Freundschaft" folgte der Da-capo-Ruf etc.

Sorgfältige Stilisten vermeiden im allgemeinen hier die Fortlassung des den Titel einleitenden Gattungsnamens, weil ihr eine bald minder, bald mehr hervortretende Härte anhaftet, wie man klar erkennen wird, wenn man die Fortlassung in den obigen Beispielen durchzuführen versucht. Die Härte tritt nur da sehr zurück oder, man kann fast sagen: sie verschwindet da, wo der Titel einer fremden Sprache angehört oder sonst in seiner allbekannten Fassung und Zusammenfassung sich doch gleichsam als ein einziger zusammengehöriger Ausdruck auffassen und behandeln läfst, wie z. B. (s. o.) in dem fast sprichwörtlichen „Was ihr wollt", vergl. ferner:

Die Aufführung von [= des Lustspiels] „Viel Lärm um nichts" von Shakespeare.

Malkolmi spielte den „Vater Märten" in [dem Vorspiel]: „Was wir bringen".

Der erste Akt von — eine Arie aus — [der Oper]: „Cosi fan tutte" von Mozart.

Die Feier schlofs mit dem [Lied]: — mit der Absingung des [Liedes]: — „Gaudeamus igitur“ etc.

Auf solche Beispiele indeklinabler Titel darf man sich aber natürlich nicht, wie dies von manchem geschieht, berufen, um auch für abwandlungsfähige Titel die Nichtabwandlung als Regel zu begründen. Wer in vermeinter Korrektheit z. B. schreibt und geschrieben wissen will (s. o.):

Aus „Die Meistersinger“

müfste folgerichtig auch den Titel im Genitiv unverändert bewahren und dürfte also nicht setzen:

Die Aufführung der „Meistersinger“,

sondern etwa:

Die Aufführung des „Die Meistersinger“

oder wenigstens, wenn er den Artikel nicht vorsetzen will:

Die Aufführung von „Die Meistersinger“ etc.

Ein Titel, der aus einem Hauptwort mit attributiven oder adnominalen Bestimmungswörtern besteht, ist deklinabel und demgemäfs dem Satzgefüge durch die gehörige Abwandlung einzuordnen; besteht dagegen der Titel aus einem Satz, so ist er indeklinabel und es darf natürlich nicht etwa ein an der Spitze stehendes Hauptwort darin der Abwandlung unterworfen werden, z. B.:

Die Worte des [Liedes]: „Der Ritter mufs zu blut'gem Kampf hinaus“ sind von Theodor Körner.

Karl Schall hat zu dem [Liede]: „Der Ritter mufs zu blut'gem Kampf hinaus“ eine auf Körner bezügliche Schlufsstrophe hinzugedichtet, —

wobei — wenn auch, wie gesagt, nicht ganz ohne stilistische Härte — der dem Titel vorangehende eingeklammerte Gattungsname fortbleiben kann.

Ähnlich auch z. B., wo der Titel ein unvollständiger Satz ist, wie:

In Calderon, dem Dichter von „Das Leben ein Traum“.

Konvers.-Lex. XIII, 912.

= dem Dichter des Dramas (oder: Schauspiels, Stücks etc.): „Das Leben ein Traum“.

Siehe ferner z. B.:

Die Aufführung des [Lustspiels]: „Der Neffe als Onkel“. — Als Champagne in [dem Lustspiel]: „Der Neffe als Onkel“.

Nach dieser Vorbereitung komme ich nun auf den schon oben erwähnten, für den Schlufs aufbewahrten Fall zurück, dafs der Titel aus mehreren durch nebenordnende Bindewörter verknüpften Substantiven besteht. Stehen dabei diese Hauptwörter ohne Artikel oder andere attributive Begleitwörter, so ist nur sehr wenig zu bemerken. Vergl.:

Die Aufführung des Ballets: „Flick und Flock“ und dafür: Die Aufführung — des „Flick und Flock“ oder häufiger: von „Flick und Flock“,

und so auch z. B.:

Die Aufführung etc. — von „Robert und Bertram“, von „Zar und Zimmermann“, von Lorbeerbaum und Bettelstab“, von „Kabale und Liebe“ etc, auch:

Die zehnzeilige Strophe in Schillers [Ballade]: „Hero und Leander“ zerfällt in zwei Hälften von je sechs und vier Versen.

Ich glaube hier nur auf das eine besonders aufmerksam machen zu müssen, dafs eine solche indeklinable Zusammenfassung, unabhängig von dem Geschlecht der verbundenen Hauptwörter, richtig als Neutrum aufzufassen und zu behandeln ist.

Allerdings ist Wahrheit sowohl wie Dichtung ein weibliches Hauptwort; aber man nehme z. B. den Satz (s. o.):

Goethe hat in „Wahrheit und Dichtung“ die mächtige Wirkung der Lessingschen Abhandlung hervorgehoben etc. =

in seiner Lebensbeschreibung (oder: in seinem Buche, Werke): „Wahrheit und Dichtung“.

Will man hier dem Titel das besitzanzeigende Fürwort hinzufügen, so müfste es nicht heifsen:

In sein*er* „Wahrheit und Dichtung“,

sondern:

In sein*em* „Wahrheit und Dichtung“,

und so beruht es auch nur auf einem — durch einen übereifrigen Druckberichtiger verursachten — Setzfehler, wenn es in meiner „Geschichte der deutschen Litteratur“ (2. Aufl.) § 157, Nr. 16 von der in Lessings „Emilia Galotti“ wehenden Luft heifst:

Es war dieselbe wie ... die Atmosphäre von Schillers später*er* „Kabale und Liebe“ statt: später*em*.

Die grammatische Schwierigkeit wäre (s. o.) vermieden durch die (im allgemeinen in allen ähnlichen Fällen zu empfehlende) Hinzufügung des dem Titel voranzustellenden Gattungsnamens:

Die Atmosphäre von Schillers späterem bürgerlichen Trauerspiel: „Kabale und Liebe“ etc.

Aber auch, wo die in dem Titel verbundenen Substantiva (oder auch nur eins davon) den bestimmten Artikel oder sonst ein deklinierbares attributives Begleitwort vor sich haben, dürfen dieselben doch hier füglich nicht flektiert werden.

Goethe schreibt (Bd. VI, S. 408) mit der, wie gesagt, zu empfehlenden Voranstellung des Gattungsnamens:

Prolog zum Lustspiel: „Alte und neue Zeit“ von Iffland.

Aber, auch wenn man minder gut den Titel unmittelbar von der Präposition „zu“ abhängen läfst, so dürfte es doch nur heifsen:

Prolog zu „Alt*e* und neu*e* Zeit“, nicht: zu alt*er* und neu*er* Zeit.

Vergl.: In Lortzings [Oper]: „Der Pole und sein Kind“, mit dem eingeklammerten Worte und ohne dasselbe; ferner (s. o.):

Der Schlufs des [wie: der Erzählung]: „Meister Martin und seine Gesellen“ von E. T. A. Hoffmann.

Schiller hat in seinem [Gedicht]: „*Das* Ideal und *das* Leben“ später einige Strophen getilgt.

Mit [den beiden Gedichten]: „*Der* Edelknabe und *die* Müllerin“ und „Der Junggesell und der Mühlbach“ machen [die darauf folgenden]: „Der Müllerin Verrat“ und „Der Müllerin Reue“ einen kleinen Roman aus.

Der in [der Ballade]: „Der Gott und die Bajadere“ vorkommende indische Name „Mahadö“ oder eigentlich „Mahadewa“ entspricht dem lateinischen „Magnus deus“ (grofser Gott) etc.

auch z. B.:

Die erste Aufführung des [oder: der Oper]: „Don Juan oder der steinerne Gast“ etc.,

vergl. auch, wo der mit dem gleichsetzenden *oder* angeknüpfte Teil des Titels eine indeklinable Wortverbindung ist:

Die erste Ausgabe des „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“ erschien 1766.

Zu Goethes Faust.

Im zweiten Teil von Goethes Faust (Akt I, Vers 1695 ff.) finden wir eine mit „Hell erleuchtete Säle“ überschriebene Scene, welche uns den Mephisto als Wunderdoktor vorführt. Zuerst bittet ihn eine Blondine um ein Mittel gegen Sommersprossen. Mephisto antwortet:

Nehmt Froschlaich, Krötenzungen, kohobiert,
Im vollsten Mondlicht sorglich destilliert
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgestrichen.

Dann kommt eine Braune, die an einem erfrorenen Fufse leidet:

Mephisto: Erlaubet einen Tritt von meinem Fufs.
Braune: Nun, das geschieht wohl unter Liebesleuten.
Mephisto: Mein Fufstritt, Kind, hat Gröfsres zu bedeuten.
Zu Gleichem Gleiches, was auch einer litt';
Fufs heilet Fufs, so ists mit allen Gliedern.

Er tritt die Leidende auf den Fufs, sie geht — nach seiner Versicherung: geheilt — von dannen, um einer Dame Platz zu machen, die ein Mittel gegen die Untreue ihres Mannes verlangt. Mephisto giebt ihr eine Kohle, mit dieser soll sie dem Ungetreuen einen Strich auf das Gewand machen und dann die Kohle trocken verschlingen. Die Kohle „kommt von einem Scheiterhaufen, den wir sonst emsiger angeschürt".

Während nun die letzte Kur als auf Aberglauben beruhend, als „sympathetisch" gar nicht zu verkennen ist, haben Faust-Erklärer aus den bei der zweiten Heilung vorkommenden Worten „Gleiches zu Gleichem" auf eine Persiflage oder dergl. des Hahnemannschen Similia similibus curantur geschlossen, auch wohl die erste Kur für allopathisch, die Allopathie verspottend etc. ausgegeben. Dies ist jedoch ein Irrtum: alle drei Kuren beruhen auf dem Grundsatz „Gleiches zu Gleichem", einem Grundsatz, der im Volksaberglauben, namentlich bei Krankenheilungen eine grofse Rolle spielt, und alle drei Kuren sind demnach in eine Kategorie zu stellen. Bezüglich der erwähnten Gleichheit des Leidens oder des kranken Gliedes mit dem angewandten Gegenmittel weifs sich der Aberglaube wunderbar zu helfen: bald ist es die Form, bald die Farbe, bald der Name oder sonstige Eigenschaften, welche Gleichheit aufweisen. So wendet man gegen die unter dem Namen Ziegenpeter bekannte Halskrankheit einen Ziegenstrick an, den der Kranke um den Hals schlingt (man kann ihm doch nicht eine Ziege selbst und daneben auch noch einen Peter aufhalsen!); „gegen Ohrenklang (Ohrenläuten) hilft Glockenstrang", den man ausriefelt und in die Ohren stopft; gegen Wasserschneiden (Blasenschmerzen) kocht man Thee aus einer Pflanze, die eine blasenförmige Blüte hat. Ja, dieses Similia similibus curantur ist selbst bei dem rein abstrakten Wunderglauben zu finden: siehe deshalb „die Wallfahrt nach Kevlaer" von H. Heine.

Die Gleichheit zwischen Leiden und Mittel auch für die erste und die dritte Kur Mephistos nachzuweisen, ist leicht. Sommersprossen und Froschlaich haben ziemlich gleiche Form und Farbe; und die Zunge der für giftig gehaltenen Kröten galt vielleicht als Urheberin von Sommersprossen; jedenfalls hat man sie für fähig gehalten, Flecke auf der Haut zu erzeugen und der letzteren ein gelbes, schuppiges Aussehen zu verleihen, wie solches ähnlich die Kröten haben. — In der dritten Kur liegt die Gleichheit etwas versteckter, immerhin ist sie nicht schwer herauszufinden: eine Hexe wird durch die andere lahm gelegt. Die Dame sucht Abhilfe für die Untreue ihres Mannes bei einem völlig Fremden, der auf den Mann nicht direkt einwirken kann, dem sie Wunderkraft, Zauberkraft zutraut; dafs sie die Ursache ihres Leidens nicht bei sich selbst sucht, liegt auf der Hand, der Mann ist nach den Begriffen seiner Frau nicht blofs verführt, wie wir sagen würden, — nein, er ist behext. Der Scheiterhaufen, von welchem die Kohle herrührt, ist (wie Löper richtig vermutet) der Scheiterhaufen einer Hexe, die Kohle vielleicht ein Knochen von dieser (der Scheiterhaufen wäre „sonst [wenn Mephisto nicht gerade einen solchen verkohlten Knochen hätte erlangen wollen?] emsiger angeschürt"; zum wenigsten sind in der Kohle Teile von der Hexe, weil diese darauf gebraten wurde. Die Dame soll zunächst das Gewand des Ungetreuen mit der Kohle bestreichen und dann diese selbst trocken verschlucken, damit sich die Hexenteile dauernd mit ihrem Körper verbinden und ihren Mann dauernd an sie fesseln. Die Künste der verführerischen Hexe werden dadurch unwirksam gemacht.

Läfst sich somit nachweisen, dafs alle drei Heilungen auf dem Grundsatz „Gleiches zu Gleichem“ beruhen und dafs die erste und dritte eine Schilderung des Aberglaubens enthalten, so läfst sich kaum noch zweifeln, dafs Goethe auch bei der zweiten Kur lediglich den Aberglauben vor Augen gehabt hat. Es sei gestattet, deshalb folgende Vermutung auszusprechen. Für Fufsleiden wurden Mittel verwendet, welche mit „Fufs“ dem Namen oder der Form nach verwandt sind. Eine besondere Rolle spielten hierbei Pflanzen mit Namen wie Teufels- oder Satans-Fufs, -Klaue, -Zehe u. dergl. Bei Abfassung der betreffenden Faust-Scene kam Goethe, der sich für Volksgebräuche etc. ungemein interessierte, auf den Gedanken, den Teufel als Mittel gegen Fufsleiden nicht die Pflanze Teufelsfufs etc. anraten zu lassen, sondern dieses Mittel zu personifizieren; damit hat der Dichter zunächst eine dramatisch lebhafte Wirkung erzielt, dann aber auch wieder etwas in die Dichtung „hineingeheimnist“. — Auch aus dem Umstand, dafs Mephisto der Dame sagt, sie solle die Kohle trocken verschlingen, „nicht Wein, nicht Wasser an die Lippen bringen“, geht des Dichters tiefe Kenntnis vom Aberglauben hervor. Wasser ist dem Fürsten der trockenen Hölle und seinen Dienern und Werken zuwider. Der Glaube ist heute noch nicht ausgestorben, dafs es Leute giebt, die mit dem Teufel im Bunde stehen; wenn man von solchen Teufelsbündnern Geld bekommt, dann kehrt es wohl zu diesen zurück; um nun aber zu wissen, ob man einfach bestohlen wird oder ob man behextes Geld bekommt, mufs man das Geld in ein Glas Wasser werfen: ist es behext, dann wogt es im Glase auf nieder, es will heraus aus dem feindlichen Element, aber vergeblich. —

Bei dieser Gelegenheit sei zugleich erwähnt, dafs sich von dem bei Shakespeare (Romeo und Julia) vorkommenden „to show the fig“ und dem damit in Verbindung stehenden Aberglauben ein ziemlich kräftiges Überbleibsel bis auf den heutigen Tag erhalten hat. „To show the fig“ bedeutet, wie bekannt, ursprünglich eine unanständige Gebärde (sagen wir: eine „entgegengesetzte Verbeugung“), mittels welcher man einen Zauber brechen zu können vermeinte; die Verbeugung und die sie begleitende Erscheinung des unter „fig“ zu verstehenden Körperteiles wurden aber so zu sagen imitiert mittels dreier Finger. Natürlich fühlte sich der durch solche Gebärde Abgewiesene stark beleidigt, herausgefordert; darum ist die betr. Shakespeare-Stelle etwa zu verdeutschen: „Soll ich ihn anrempeln?“ — Ebenso ist bekannt, dafs abergläubische Mütter oder Wärterinnen, wenn man das gesunde Aussehen ihrer Kinder oder Pfleglinge lobt, in diesem Lobe eine „Beschreiung“ des Kindes, ein „Berufen“ von Unheil erblicken, sobald mit dem Lobe nicht zugleich der Schutz Gottes erfleht wird („behüte es Gott!“). Manche Mütter etc. brechen nun den gefürchteten Zauber, indem sie selbst die Schutzformel schleunig aussprechen; andere aber glauben ihr Kind nur dadurch vor Unheil schützen zu können, dafs sie an den „Beschreier“ eine nicht mifszuverstehende Aufforderung ergehen lassen, die diesen und das Kind betrifft, und dafs sie mit dieser Aufforderung auch wohl eine Entblöfsung des Kindes verbinden. L. I.

Zur deutschen Orthographie.

Dafs gewisse Substantiva, wenn sie den Charakter von Adverbien, Präpositionen oder Konjunktionen angenommen haben, auch in orthographischer Hinsicht als solche zu behandeln, d. h. klein zu schreiben sind — darüber herrscht im allgemeinen wohl kaum noch eine Meinungsverschiedenheit: vergl. *teils*, *anfangs*, *seitens*, *meinerseits*, *abends*, *nachts*, *vor-*

oder *nachmittags*, *beizeiten*, *jedenfalls*, *keinesfalls*, *jederzeit*, *zeitlebens*, *heutzutage*, *vorderhand*, *hierzulande* etc. Dagegen: *von einem grofsen Teile*, *von meiner Seite*, *in der Nacht*, *an jenem Tage*, *zu allen Zeiten*, *in keinem Falle*, *im Anfange des Krieges*, *zu seiner rechten Hand*, *in unserem Lande* etc. Von diesen Dingen soll also hier nicht weiter die Rede sein, obwohl auch hierüber noch manches zu sagen wäre. Es handelt sich vielmehr jetzt um ein Gebiet in der deutschen Orthographie, auf welchem gerade in unseren Tagen eine fast schrankenlose Willkür um sich gegriffen hat und auf dem eine Verständigung über die richtige Schreibweise ebenso wünschenswert wie schwierig ist. Übrigens wird man bald erkennen, dafs das Folgende mit dem oben Erwähnten nahe zusammenhängt.

Indem wir zur Sache übergehen, schicken wir zunächst einen Satz voran, der, wie er die Grundlage und den Kern aller folgenden Betrachtungen bildet, so auch der allgemeinen Zustimmung sicher sein darf. Wenn ein Substantiv mit einem anderen Worte, namentlich einem Verbum, zu einem Begriffe verschmolzen und gleichsam begrifflich mit ihm zusammengewachsen ist, so hat man diesem Umstande auch in der Schreibweise (durch Anwendung der kleinen Anfangsbuchstaben) Rechnung zu tragen. Demgemäfs schreibt man jetzt allgemein *teilnehmen*, *zu teil werden*, *zu grunde gehen*, *zu grunde richten*, *stattfinden*, *statthaben*, *stattgeben*, *zu statten kommen*, *von statten gehen*, *im stande sein*, *zu stande kommen*, *zu stande bringen*, *standhalten*, *zu gute kommen*, *zu wege bringen*, *zu nutze machen*, *bei seite setzen*, *bei seite bringen*, *zu tage kommen*, *zu tage bringen*, *anstand nehmen* (= Bedenken tragen), *acht geben*, *sich in acht nehmen*, *aufser acht lassen*, *zu gebote stehen*, *preisgeben*, *schuld geben*, *schuld sein*, *willens sein*, *wunder nehmen* u. a. d. A. Über die Grenze aber, bis zu welcher man in der angegebenen Richtung gehen dürfe oder gehen müsse, ist in der Praxis durchaus noch keine Verständigung oder Übereinstimmung zu bemerken. Ganz abgesehen von geringen Abweichungen (vergl. zu grunde gehen, zugrunde gehen, zugrundegehen; teil zu nehmen und teilzunehmen; statt finden und stattfinden etc.) ist man auch in der Hauptsache, d. h. in der Wahl der grofsen oder kleinen Anfangsbuchstaben noch keineswegs zu einer gleichmäfsigen Schreibweise gelangt. Man findet oft das Verschiedenste bunt durcheinander: *zu Rate* (Rathe) *halten* und *zu rate halten* oder *zurate halten* (auch in ein Wort geschrieben,* ebenso bei *zu Rate ziehen*); *zu Liebe thun* und *zu liebe* (resp zuliebe) *thun; zu Bette gehen* und *zu bette* (resp. zubette) *gehen; zu Kreuze kriechen* und *zu kreuze* (resp. zukreuze) *kriechen; zur Last legen* und *zur last legen; zu Füfsen fallen* und *zu füfsen fallen; zu Kräften kommen* und *zu kräften kommen; zu Willen sein* und *zu willen sein; Recht* oder *Unrecht haben* (thun) und *recht* oder *unrecht haben* (thun); *zu Hilfe kommen* (resp. nehmen, rufen) und *zu hilfe kommen; zu Wasser werden* und *zu wasser werden; im Stiche lassen* und *im stiche lassen; Folge leisten* und *folge leisten; den Kürzeren ziehen* und *den kürzeren ziehen*; *zu Schanden werden* und *zu schanden werden; Trotz bieten* und *trotz bieten* etc. Es würde nicht schwer sein, die Zahl solcher Beispiele zu verdoppeln oder zu verdreifachen, die angeführten werden aber genügen, um ein Bild von den betreffenden Schwankungen zu geben. Von einer definitiven Feststellung der Schreibweise in jedem einzelnen Falle kann wohl zum teil deshalb noch nicht die Rede sein, weil die Sprache selbst noch in einer fortschreitenden Entwickelung begriffen ist — allerdings (wie wir gleich hinzusetzen können) in einer Entwickelung nach der Seite der oben besprochenen Verschmelzung der Begriffe. Wo nun diese Ver-

* So auch bei den folgenden Wortverbindungen.

schmelzung der Begriffe vollständig durchgeführt und zum Bewufstsein des Schreibenden gekommen ist, da wird sich dieselbe auch in der Schrift alsbald zur Geltung bringen;* wo dagegen der substantivische Charakter eines Wortes noch zu deutlich hervortritt (z. B. durch Hinzufügung des Artikels oder eines Adjektivs), wird er sich auch in der Schreibweise nicht so leicht verwischen lassen: vergl. *in den Grund bohren*, *auf den Grund gehen* neben *zu grunde gehen*, *zu grunde richten; in das Grab legen* neben *zu grabe tragen; in den Besitz einer Sache gelangen* neben *in besitz nehmen; zu deinem Besten* neben *zum besten geben* oder *zum besten haben; in das Schiff*, *in den Wagen*, *auf das Pferd steigen* neben *zu schiffe gehen*, eine Reise *zu wagen*, *zu pferde* oder *zu fufse machen; ein grofses Haus machen* neben *sparsam haushalten*** u. s. w. Je häufiger ein Substantiv auch sonst als unabhängiges und selbständiges Wort vorkommt, desto schwerer entschliefst sich im allgemeinen die Sprache, ihm seine substantivische Würde, resp. den grofsen Anfangsbuchstaben als das äufsere Zeichen derselben zu rauben. Übrigens ist nicht zu verkennen, dafs auch die Gewöhnung der Schreibenden hier eine grofse Rolle spielt. Während die älteren Generationen, geleitet durch die Erinnerung an ihre Jugendzeit und die damals geltenden Regeln, vielfach an dem Gebrauch der grofsen Anfangsbuchstaben festhalten, werden die Kinder jetzt schon in der Schule gewöhnt, in allen Fällen, wo es sich nur irgend rechtfertigen läfst, die kleinen Initialen anzuwenden.*** Dafs dabei statt der bestimmten Regel oft das individuelle Gefühl des einzelnen die letzte Entscheidung giebt, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung.

Es würde vorläufig noch ein ziemlich undankbares und wahrscheinlich auch ein vergebliches Unternehmen sein, wenn man in jeder einzelnen derartigen Wortverbindung vollständige und unbedingte Gleichmäfsigkeit der Schreibweise fordern oder erzwingen wollte. Eine andere Frage ist die, ob man sich nicht über gewisse allgemein zu befolgende Grundsätze verständigen könne, und das ist unserer Meinung nach nicht blofs möglich, sondern auch notwendig.

Den Hauptgrundsatz, von dem die Entscheidung vorzugsweise, ja fast ausschliefslich abhängt, haben wir bereits oben ausgesprochen. Wo dieser Hauptgrundsatz nicht ausreicht, wird man nach Analogieen suchen und sich nach diesen richten müssen. Wenn ich z. B. schreibe *zu wasser und zu lande*, so werde ich auch schreiben müssen *zu fusse*, *zu wagen* und *zu pferde;* wenn *anstatt*, so auch *anstelle* (dagegen *an meiner Stelle* etc.); wenn *im stande sein*, so auch *zu stande bringen*, wenn dieses, dann auch *zu wege bringen*, *zu ende bringen*, wenn *zu bette gehen*, dann auch *zu tische*, *zu gaste*, *zu hofe*, *zu leibe gehen* etc. Sollte aber auch dieser Gesichtspunkt zur Beseitigung des Zweifels nicht ausreichen, sollte man in einem bestimmten Falle über die Wahl des kleinen oder des grofsen Anfangsbuchstabens durchaus nicht mit sich einig werden können, so wird man mit Rücksicht auf die jetzige Zeitströmung (wo man ja vielfach die grofsen

* Ein sicheres Merkmal der vollendeten Verschmelzung sind u. a. die aus der Verbindung hervorgegangenen Ableitungen: vergl. Teilnahme, Teilnehmer, teilnehmend etc. (von teil nehmen).

** Dazu vergl. die Ableitungen Haushalter, Haushaltung, haushälterisch.

*** Man kann deshalb an der Behandlung dieser Dinge ziemlich deutlich erkennen, ob der Schreibende einer jüngeren oder älteren Generation angehört. Wenn jemand schreibt *zu wasser und zu lande*, *zu fufs und zu rofs*, so stammt seine Weisheit sicherlich aus neuerer oder neuester Zeit.

Anfangsbuchstaben — etwa mit Ausnahme der Eigennamen — ganz beseitigen möchte) am besten thun, wenn man sich für das sogenannte Kleinschreiben entscheidet.

Ldsb. a. W. A. W.

Die auch Band LXXII, Heft 2 des Archivs im Abrifs mitgeteilte Rede, welche Herr Prof. du Bois-Reymond anläfslich des Centenariums Diderots in Berlin gehalten hat, weist u. a. folgenden Passus auf:

„*Es ist kein Zweifel, dafs er* (Diderot) *aus der englischen Litteratur starke Eindrücke erhielt, während weder seine geistige Eigenart etwas Deutsches bietet, noch, aufser dem Umgang mit Grimm, deutsche Einwirkungen bei ihm nachweisbar sind.*“

Ist nun die Bemerkung du Bois-Reymonds, dafs die geistige Eigenart Diderots etwas Deutsches nicht biete, nicht gut anfechtbar, so möchte ich andererseits nicht ohne weiteres zugeben, dafs deutsche Einwirkungen bei Diderot nicht nachweisbar seien. Einige, wenn auch nur kleine, so doch ganz beachtenswerte Arbeiten des berühmten Encyklopädisten stellen vielmehr deutschen Einflufs aufser allen Zweifel. Dieser Einflufs ist zwar nicht bedeutend, immerhin aber erwähnenswert.

Der Züricher Dichter Sal. Gefsner (1730—87) nämlich war es, welcher in der Mitte des 18. Jahrh. durch seine Idyllen und Schäferspiele grofses Aufsehen erregte und gerade in Frankreich, welches sich bis dahin der deutschen Litteratur möglichst verschlossen hatte, grofsen Anklang fand. Einem gewissen Huber, Deutschen von Geburt, der sich in Paris niedergelassen hatte und mit den Koryphäen jener Zeit, Rousseau, Diderot u. a., in Verbindung stand, war es vorbehalten, Gefsner einzuführen. Er übertrug zunächst den „Tod Abels“ und hierauf die ersten „Idyllen“ des Züricher Dichters ins Französische. Der „Tod Abels“ nun war es, der aus Diderot einen „enthusiastischen Bewunderer und warmen Lobredner“ Gefsners machte. Konnte der französische Dichter die Werke Gefsners auch nicht in der Ursprache lesen, so trug er doch zu einer exakten Übersetzung derselben das Seinige bei, denn „sein tiefer Blick und sein leises Gefühl, vereint mit dem festen Glauben an Gefsners geläuterten Geschmack, liefs ihn manche feinere, aber nicht minder wichtige Sinnesverfälschung ahnen und veranlafste nicht selten den Übersetzer, in den Geist der Urschrift tiefer einzudringen“ (cf. J. J. Hottinger [Sal. Gefsner], Zürich 1796, pag. 98 ff.).

H. Meister, ein Mitbürger Gefsners und der gemeinschaftliche Freund Diderots und des Züricher Dichters, der auch des letzteren „Neuere Idyllen“ ins Französische übertrug, schreibt hierüber an Gefsner: „Je viens de passer trois heures avec Diderot: et Dieu merci, nous n'avons presque causé que de vous et de vos ouvrages. Il m'a dit un million de choses pour vous. Mais qu'est-ce qu'une lettre, pour rendre un seul éclair de sa conversation! Il vous supplie, Monsieur, d'être bien persuadé qu'il n'y a peut être pas un seul homme en Europe qui vous admire aussi profondément que lui. Il est très vrai qu'il a plus de droit qu'un autre à cette préférence. La France lui doit en grande partie le bonheur de connaître vos ouvrages. C'est lui qui non seulement a encouragé M. Huber à les traduire, mais qui a encore contribué beaucoup au mérite de ses traductions. Quand M. Huber venait lui montrer ce qu'il avait fait, il lui disait souvent: Mon ami, le Poète n'a point dit comme ça ... Et le traducteur regardant son original, était tout étonné de ce que Diderot devinait mieux votre génie que lui-même n'entendait sa langue.“

Welch grofses Interesse Diderot an Gefsner genommen, beweist fernerhin der Umstand, dafs er den deutschen Dichter veranlafste, das Idyll „Palemon“ umzuändern. Diderot hatte Huber einen Entwurf gegeben — erzählt Hottinger — nach welchem sich das Gedicht abändern liefse.

Einen auffallenden Beweis seiner zärtlichen Freundschaft und Hochschätzung für Gefsner — berichtet Hottinger (pag. 105) — hat Diderot auch dadurch gegeben, dafs er ihm durch ihren gemeinschaftlichen Freund Meister in den verbindlichsten Ausdrücken den Vorschlag machen liefs, ein paar von ihm verfertigte Erzählungen zugleich mit seinen Idyllen herauszugeben. Hören wir Meisters eigene Worte:

„Monsieur Diderot m'a chargé de vous faire une proposition qui, s'il vous convenait de l'accepter, ajouterait encore, s'il est possible, à l'intérêt qu'il prend à tout ce qui vient de vous. Il a fait deux petits contes moraux, qui me paraissent charmants, et qui, ce me semble, prouvent singulièrement toute la magie d'une simplicité vraie. Il voudrait les joindre à vos nouvelles Idylles, enchanté, c'est son mot, de se trouver accollé avec vous dans le même volume."

Gefsner nahm diesen Vorschlag mit eben den Empfindungen auf, mit welchen er gemacht war, und die Idyllen und Erzählungen begleiteten einander in beiden Sprachen und erschienen im Jahre 1772.

Den deutlichsten Beweis aber dafür, dafs bei Diderot recht wohl deutsche Einwirkungen nachweisbar sind, liefert das Faktum, dafs Diderot ein Schäferspiel Gefsners, „Eraste" betitelt, französisch bearbeitet hat und zwar im Jahre 1770 unter dem Titel: „Les Pères malheureux."

Herausgegeben hat er dieses Stück allerdings nicht, es findet sich aber in der besten Ausgabe der Diderotschen Werke von Assézat (Œuvres complètes de Diderot, Paris 1875, tome 8e). Diderot äufsert sich im Prologe zu den „Pères malheureux" wie folgt:

„Salomon Gefsner, si connu par son poème d'Abel, et si justement célèbre par ses idylles pleines de sensibilité et de délicatesse, a composé dans sa langue un petit drame en un acte et en prose, qu'il a intitulé Eraste. — J'ai laissé le sujet tel que Gefsner l'a conçu; ce que j'ai changé à la conduite ne vaut pas la peine d'en parler, quoique le drame de Gefsner n'ait que dix scènes et que le mien en ait vingt. Mais le ton de la poésie dramatique et celui de la poésie pastorale ou élégiaque étant fort différents, j'ai récrit et dialogué le tout à ma manière. C'est l'amusement de quelques matinées dont je ne prétends pas le moindre éloge. Si l'on jouait ce drame en famille, je ne doute point que l'intérêt des auditeurs pour les personnages qui seraient en scène ne fût très vif. Peut-être n'en serait-il pas de même sur un théâtre public."

Endlich ist deutsche Einwirkung bei Diderot auch darin nicht zu verkennen, dafs er, wie aus seinem Briefwechsel mit Mlle. Voland hervorgeht, sich einige Zeit mit dem Gedanken trug, Lessings „Miss Sara Sampson" — wahrscheinlich aber mit Hilfe Grimms — in das Französische zu übersetzen (cf. Hettner: Gesch. d. französ. Litt. im 18. Jahrh., pag. 345).

Zittau. E. E. Schirlitz.

Zum Namen „Canada".

Über die Fontaine-qui-bout, welche Longfellow in der Evangeline v. 1085 erwähnt, habe ich seiner Zeit im Centralorgan für Realschulwesen nach E. v. Hesse-Wartegg (Nordamerika II, 202) berichtet. Bei der Bearbeitung der dritten Auflage meiner Ausgabe des oben genannten Gedichtes, welche demnächst im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung erscheint, habe ich mir angelegen sein lassen, dem Ursprunge des Wortes „Canada" nachzugehen. Dafs Canada mit dem spanischen „cabo de nata" (ödes Land) oder mit „aca nada" (hier, d. h. im Norden, ist nichts) oder mit „canadoe" Kanal, oder mit dem tschippewäischen „canata", grofses Dorf, zusammenhängt — wie auch ich in der zweiten Auflage angegeben —, ist falsch. Das obige Wort „canata" existiert in der Sprache der Tschippewäer nicht.

Der Jesuit Charlerois schreibt (Hist. Nouv. de France I, 9): „Quelques uns dérivent ce nom du mot iroquois ‚kannata‘, qui se prononce ‚canada‘, et signifie un amas de cabannes.“ Heckewalder ist derselben Ansicht, denn in einem Gebetbuch, das in der Mohawk-Sprache abgefafst ist, heifst es: Ne Kanada-gough Konwayatsk Nazareth“, was mit „in einer Stadt Namens Nazareth“ übersetzt wird. Die Mohawks bildeten früher den Hauptstamm der Iroquesen. In dem Werke „Radical words, of the Mohawk Language“ von dem französischen Jesuiten Bruyas, p. 68, steht: „Gannata“ mit der Bedeutung „village“. Dr. Otto Dickmann.

Auf S. 293 f. des 71. Bandes des Archivs für das Studium der neueren Sprachen bespricht Herr Nölting in Wismar die Kernsche Erklärung einer Stelle in Goethes Iphigenia (I, 3 ff.). So gern ich Herrn Nölting in dem zustimme, was er über jene Erklärung sagt, so wenig kann ich seine eigene Auffassung teilen. Ich vermisse bei dieser Auffassung den Zusammenhang zwischen Iphigeniens Ansprache und der Antwort des Königs. Dazu kommt noch die sprachliche Schwierigkeit, auf die Herr Nölting selbst hinweist (S. 297). Iphigenie wünscht Thoas, dafs ihn die Göttin mit königlichen Gütern segne, und sie erwähnt dabei erstens Sieg und Ruhm, zweitens Reichtum und drittens Glück in seinem Hause. Auf diese drei besonderen Wünsche erwidert der König, Ruhm im allgemeinen achte er gering, er sei zufrieden, wenn sein Volk ihn rühme. Auch an einer Vermehrung des Reichtums liegt ihm nichts, denn schon jetzt geniefsen andere seinen Reichtum mehr als er selbst. Das einzige, wonach er sich sehnt, ist häusliches Glück.

Die hergebrachte Interpunktion steht dieser Auffassung nicht entgegen; denn wie unsere Klassiker in der Zeichensetzung überhaupt nicht allzu strenge waren, so setzten sie auch wohl das Kolon, wo wir jetzt ein Komma setzen. Für wahrscheinlicher halte ich es allerdings, dafs das Kolon ein von Ausgabe zu Ausgabe übernommener Druckfehler ist und statt eines Punktes steht.

Breslau. Reinhard Jurisch.

Berichtigungen.

In Bd. LXX, S. 364 dieser Zeitschrift habe ich irrtümlich auch den Flufsnamen Indus zu sskr. *indu* Tropfen gezogen. Der Indus heifst aber im Sskr. Sindhu; dies Wort bedeutet nach Ficks vergleichendem Wörterbuche der idg. Sprachen (I^3, 448) *Ocean, Flufs.*

Altena (Westf.). Lohmeyer.

Band LXXIII, Seite 8, Zeile 9 und 10 v. o. lies statt „der ersten Ausgabe des ‚Mönch vom Libanon‘, die im Jahre 1782 in Dessau erschien“ — der zweiten Ausgabe des ‚Mönch vom Libanon‘, die im Jahre 1785 in Dessau erschien.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A. E. Schönbach, Die Brüder Grimm. Ein Gedenkblatt zum 4. Jan. 1885. (Berlin, Dümmler.) 75 Pf.

H. Löschhorn, Rede auf Jakob Grimm, zu seiner Säkularfeier 1885 in der Gesellschaft für deutsche Philologie zu Berlin gehalten. (Berlin, Weber.) 75 Pf.

G. Meyer, Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. (Berlin, Oppenheim.) 7 Mk.

Reform, Zeitschrift des allgemeinen Vereins für vereinfachte deutsche Rechtschreibung, hrsgb. von Dr. F. W. Fricke. 9. Jahrg. (Norden, Soltau.) 12 Nrn. 2 Mk. 40 Pf.

E. Walter, Französische Studien für die oberen Kurse höherer weiblicher Bildungsanstalten. (Erlangen, Deichert.) 40 Pf.

E. Walter, Französische Studien für Lehrerinnenprüfung und die oberen Kurse höherer weiblicher Bildungsanstalten. (Erlangen, Deichert.) 40 Pf.

Grammatik.

A. Bezzenberger, Lettische Dialektstudien. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.) 4 Mk.

K. Brekke, Etude sur la flexion dans le voyage de S. Brandan, poème anglo-normand du XII[e] siècle. (Paris, Vieweg.) 3 fr.

Saint Bernart, Li sermon. Älteste französische Übersetzung der lateinischen Predigten Bernhards von Clairvaux, nach der Feuillantiner Hdschft. in Paris, zum erstenmal vollständig herausgegeben von Wendelin Förster. (Erlangen, Deichert.) 6 Mk.

A. Raumair, Über die Syntax des Robert v. Clary. (Erlangen, Deichert.) 1 Mk. 80 Pf.

F. Pfützner, Über die Aussprache des Provençalischen. (Halle, Dissert.)

R. Pape, Die Wortstellung in der provençalischen Prosa-Litteratur. (Jena, Deistung.) 1 Mk. 40 Pf.

L. Clédat, Grammaire élémentaire de la vieille langue française. (Paris, Garnier.)

F. Corſsen, Lautlehre der altfranzösischen Übersetzung der Predigten Gregors über Ezechiel. (Bonn, Dissert.) 1 Mk. 20 Pf.

J. Ellenbeck, Die Vortonvokale in französ. Texten bis zum Ende des 12. Jahrh. (Straſsburg, Dissert.)

T. Engwer, Über die Anwendung der Tempora perfectæ statt der Tempora imperfectæ actionis im Altfranzösischen. (Berlin, Müller.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Schlutter, Beitrag zur Geschichte des syntaktischen Gebrauchs des Passé défini und des Imparfait im Französischen. (Jena, Deistung.) 80 Pf.

Fr. Brinkmann, Syntax der französischen und englischen Sprache in vergleichender Darstellung. II. Band, 1. Lieferung. (Braunschweig, Vieweg.) kompl. 10 Mk. 50 Pf.

L. Kellner, Zur Syntax des englischen Verbums, mit besonderer Berücksichtigung Shakespeares. (Wien, Hölder.)

H. Schuchard, Slawo-Deutsches und Slawo-Italienisches. (Graz, Leuscher u. Lubensky.) 10 Mk.

Lexikographie.

J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. IV. Band, 1. Abtlg., 2. Hälfte, 6. Lfrg. Bearbeitet von R. Hildebrand. (Leipzig, Hirzel.) 2 M.

Dasselbe, VII. Band, 6. Lfrg., bearbeitet von Dr. M. Lexer. (Leipzig, Hirzel.) 2 M.

J. ten Doornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 22. Schlufsheft. (Norden, Braams.) 2 Mk.

A. Mahn, Etymologische Untersuchungen über geographische Namen. 9. Lfrg. (Berlin, Dümmler.) 60 Pf.

Litteratur.

Lieder der alten Edda. Deutsch durch die Brüder Grimm. Neu herausgegeben von Jul. Hoffory. (Berlin, Reimer.) 1 Mk. 50 Pf.

V. Beranek, Martin Opitz in seinem Verhältnis zu Skaliger und Ronsard. Progr. der Staatsrealschule zu Wien.

Aus Th. Körners Nachlafs, Liebesgrüfse an Antonie Adamberger. Herausgegeben v. F. Latendorf. (Leipzig, Schlicke.) 3 Mk.

Félix Soleil, Les heures gothiques et la littérature aux XVe et XVIe siècles. (Paris, Labitte.)

La vie de Saint Alexis, poème du XIe siècle. Texte critique publié par Gaston Paris. (Paris, Vieweg.) 1 Mk. 50 Pf.

Rustebeufs Gedichte, nach den Handschriften der Pariser Nationalbibliothek herausgegeben von A. Krefsner. (Wolfenbüttel, Zwifsler.) 10 Mk.

O. Bœrner, Raoul de Houdenc. Eine stilistische Untersuchung über seine Werke und seine Identität mit dem Verf. des Messire Gauvain. (Leipzig, Fock.) 2 Mk. 40 Pf.

R. Mahrenholtz, Voltaires Leben und Werke. I. Teil: Voltaire in seinem Vaterlande. (Oppeln, Franck.) 5 Mk.

W. Rieken, Untersuchungen über die metrische Technik Corneilles und ihr Verhältnis zu den Regeln der französischen Verskunst. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 60 Pf.

G. Desnoiresterres, La Comédie satirique au XVIIIe siècle. (Paris, Perrin.) 3 fr.

P. Langenscheidt, Die Jugenddramen von P. Corneille. Ein Beitrag zur Würdigung des Dichters. (Berlin, Langenscheidt.) 1 Mk. 50 Pf.

E. Engel, Psychologie der französischen Litteratur. (Teschen, Prochaska.) 1 Mk. 50 Pf.

H. Sweet, First Middle English Primer. Extracts from the Ancren Riwle and Ormulum. With grammar and glossary. (London, Frowde.)

Hilfsbücher.

C. Engelbrecht, Reineke Fuchs für Schule und Privatstudium. (Köln, Mermet.) 1 Mk. 50 Pf.

A. Wichmann u. G. Zipler, Deutsche Aufsätze. Methodisch bearbeitet und zusammengestellt. (Berlin, Stubenrauch.) 60 Pf.

Über naive und sentimentale Dichtung von Schiller. Mit Einleitung und Anmerkungen von P. Egger u. K. Rieger. (Wien, Gräser.) 1 Mk.

Lessing, Antiquarische und epigrammatische Abhandlungen. Schulausgabe mit Anmerkungen von Werther. (Stuttgart, Göschen.) 80 Pf.

Lessing, Litterarische und dramaturgische Abhandlungen, mit Anmerkungen von Werther. (Stuttgart, Göschen.) 60 Pf.

Lessing, Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhdlgn. mit Anmerkungen von K. Gödeke. (Stuttgart, Göschen.) 80 Pf.

H. Vietor, German pronunciation: practice and theory. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 50 Pf.

J. G. Rosch, Beiträge zum Orthographie-Unterricht. (Nürnberg, Korn.) 1 Mk.

E. Fileck, Französische Schulgrammatik, dem Normal-Lehrplane für Realschulen und der dazu gehörigen Instruktion angepafst. (Wien, Hölder.) 2 Mk. 12 Pf.

H. Spelthahn, Französisches Vokabular mit Anschlufs an die Formen und Gesetze der Grammatik, nebst einer kurzgefafsten Syntax der französischen Sprache. (München, Seitz.) 2 Mk.

A. Kemnitz, Französische Schulgrammatik. I. Teil: Formenlehre mit dem Notwendigsten aus der Syntax. (Leipzig, Neumann.) 3 Mk. 20 Pf.

G. Erzgräber, Englische Dichtungen zum Auswendiglernen in stufenmäfsiger Folge. (Güstrow, Opitz.) 50 Pf.

O'Clarus Hiebslar, Englische Sprachschnitzer. Ein humoristischer Vortrag, gehalten in London im deutschen Athenäum. (Strafsburg, Trübner.) 2 Mk.

E. Beckmann, Kurzgefafstes Lehrbuch der englischen Sprache. (Altona, Schlüter.) 2 Mk.

Spanische Bibliothek, mit deutschen Anmerkungen für Anfänger von J. Fesemair. 2 Bändchen. (München, Lindauer.)

Über Karl Wilhelm Ramlers

Änderungen Hagedornscher Fabeln.

Ramlers neuester Biograph, Hermann Petrich,* fällt über das kritische Verfahren, dessen sich der „Sänger Friedrichs des Großen“ bei der Durchfeilung fremder Schriften bediente, ein wenig günstiges Urteil. Er sagt darüber (a. a. O. S. 220 ff.): „Sie — die Kritik unseres Ramler — war eine Zettelkritik, die einzelne bedenkliche Worte und Wendungen, grammatische und orthographische Unebenheiten, sechsfüßige Verse in fünffüßiger Umgebung und dergleichen Sächelchen mehr mit aufmerksamem Blick entdecken, mit strengem Urteil notieren und oft mit geschicktem Griff aus der Welt schaffen konnte. In diesen Grenzen verdient sie volle Anerkennung, und jeder Schriftsteller, der einen Ramler zur Seite hat, kann sich glücklich schätzen. — Es liegt freilich in aller Kritik, in Ramler aber besonders, die Neigung zur Selbstüberschätzung. Es war ihm nicht genug, nur die Lampen anderer zu putzen, er wollte sein eigenes Licht an ihrer Statt leuchten lassen. Und das ist die Achillesverse (sic!), an der Ernst und Spott der Gegner ihn von jeher am tödlichsten getroffen haben.“ — Im Folgenden spricht der Verfasser von Ramlers „Sucht, sich selbst in fremde Gedichte hinein zu korrigieren“, von „Massengräbern“, die jener den Dichtern in seinen zahlreichen Anthologien bereitet habe, vom „gemeinschädlichen Treiben der Ramlerschen Kritik“. Doch

* Hermann Petrich, Archidiakonus an St. Marien zu Treptow a. R., Pommersche Lebens- und Landesbilder. Erster Teil: Aus dem Jahrhundert Friedrichs des Großen. Hamburg 1880. S. 195—236: Karl Wilhelm Ramler.

nicht mit einem „einfachen Verdammungsurteil“, sondern mit einer „begründenden Erklärung“ wird diese „sonderbare Erscheinung“ von unserem Litterarhistoriker abgefunden. „Die Gründe dieser Thatsachen liegen in einem der ganzen Aufklärungsperiode eigenen, bei Ramler aber hervorragenden Mangel an geschichtlichem Sinn und individuellem Zartgefühl. Wie der untüchtige Lehrer jeden Schüler über denselben Leisten schlägt, so wollte Ramler jedes Gedicht zu demselben Ideal erträumter Fehlerlosigkeit hinaufnivellieren, unbekümmert auf dem Grunde welcher geschichtlichen und persönlichen Vorbedingungen es erwachsen war. Dieselbe Gartenschere des Rationalismus, die den vom göttlichen Geist beseelten Glauben an das Übernatürliche zur bürgerlich ehrbaren Korrektheit zustutzte, wollte das Standesvorrecht des dichterischen Genius zur litterarisch ehrbaren Gleichheit beschneiden.“ Die Mifsbilligung der Thätigkeit unseres preufsischen Aristarch, welcher in den angeführten Stellen unverhohlen Ausdruck gegeben wird, ist an und für sich nicht neu, wie auch die Blumenlese von Urteilen bei Petrich S. 221—222 beweist. Ja, dieselbe scheint in der deutschen Litteraturgeschichte typisch geworden zu sein, seitdem A. W. v. Schlegel in einem Aufsatze über „Bürger“ vom Jahre 1800, Athenäum 2, 57 — Werke, herausgegeben von Ed. Böcking 8, 123 — bei einer Bekämpfung der „korrekten Kritiker, die an lauter Einzelnheiten hängen bleiben“, die wegwerfende Äufserung gethan hat: „Erbarmungswürdig ist es, wenn Ramler immer noch als der Held der Korrektheit aufgestellt wird, ... der den Gedichten anderer immerfort die unpassendsten, mattesten und übellautendsten Veränderungen aufgedrungen hat, dem man endlich in seinen eigenen Sachen wahre Schülerhaftigkeit in der Technik, wenn man damit nicht bei dem nächsten Herkommen stehen bleibt, nachweisen könnte.“ In etwas weniger herber Weise spricht sich K. L. von Knebel in einem Aufsatze der „Adrastea“ 5. Bd., 2. St., 1803, welchen J. H. Vofs in seinen „Kritischen Briefen“ über Götz und Ramler, Mannheim 1809, S. 7—20 uns überliefert hat, tadelnd über die Ramlerschen Änderungen aus, und zwar mit besonderem Hinblick auf die Ramlersche Ausgabe der „Vermischten Gedichte“ von J. N. Götz (3 Teile, Mannheim 1785): „Es ist

nicht zu leugnen, dafs dieser sorgsame Kritiker zuweilen das Mangelhafte einer Stelle, eines Ausdrucks oder Wortes sehr richtig beurtheilt hat; und eben dieses mag auch unseren Götz veranlafst haben, ihm anfänglich die Aufsicht über seine Gedichte anzuvertrauen. Aber die Änderungen selbst sind ihm öfters mifslungen, und indem er der Poesie eine kalte grammatikalische Bestimmtheit aufdringen wollte, so hat er den Reiz und den Nachdruck derselben vermindert und entstellt. Es ist kaum zu glauben, wie ein Mann von seinem Geist und Geschmack sich so, zumal in der letzten Zeit, hierin versündigen konnte, und es scheint, dafs selbst seine eigenen Gedichte durchaus wieder aus den älteren Lesarten herzustellen sind. Die Herausgeber von „K. L. von Knebels litterarischem Nachlafs und Briefwechsel" (Leipzig, 2 Bde., 1835—1836), K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt, springen mit unserem kritischen Dichter auch nicht besser um. Bei ihnen heifst es (S. XVIII ff. aus Knebels Leben): „Ramler, der sich schon wie eine Art Jupiter auf dem litterarischen Olymp gebärdete, und alles, was ihm von anderen Dichtern zu nahe kam, mit der Gartenschere seiner regelrechten Rhetorik und Grammatik zurecht stutzte" ... In dasselbe Horn stöfst Wilhelm Körte, der zweite Herausgeber von Chr. E. von Kleists Werken; er sagt in der Vorrede zum ersten Bande derselben (1803) S. VIII, mit einem bösen Seitenblick auf die früher erschienene Ramlersche Ausgabe von Christian Ewald von Kleists sämtlichen Werken (Berlin 1761, 2 Teile): „Sprachfehler zu berichtigen und Schreibfehler, steht Jedermann frey, und nur was Jedermann freystehen darf zu berichtigen, darf in der Poesie zu berichtigen irgend Einem oder jedem erlaubt seyn. An das Heilige des Gedichtes aber, an seine geistige individuelle Natur die irdische Hand anlegen, und daran wetzen und schneiden, wie an irdischem Machwerke, das ist eine ewige Sünde und unverzeihliche Anmafsung."

Die ärgsten Keulenschläge mufste Ramler — wenn wir von dem ihm durch Schlegels Feder und durch Chodowieckis Stift erteilten Epitheton eines „poetischen Bartputzers" absehen (Charakteristiken und Kritiken Bd. II, S. 357—359*) — von

* Cit. bei Jördens, Lexikon deutscher Dichter u. Pros. Bd. II, S. 652 ff.

M. G. Lichtwer hinnehmen, dessen „auserlesene, verbesserte Fabeln und Erzählungen in zwei Büchern“ jener ohne Vorwissen des Autors 1761 bei Weitbrecht zu Greifswalde herausgegeben hatte. Der erzürnte Dichter nennt ihn in der Vorrede zur dritten (Original-)Ausgabe seiner Fabeln (1762) einen „Verfälscher“ und „gelehrten Dieb“, und fährt dann fort: „Es würde also die Handlung des Herrn Verbesserers jederzeit niederträchtig und strafbar bleiben, wenn auch dasjenige, was er an meinen Fabeln geändert, noch so gut geraten wäre. Es fehlt aber auch hieran so viel, dafs er vielmehr mir ganz falsche Gedanken angedichtet, den Sinn meiner Fabeln gar nicht eingesehen, sondern denselben eine ganz unrichtige Deutung gegeben, verschiedene untadelhafte Ausdrücke ohne allen Grund geändert, auch wohl mit schlechteren Ausdrücken und bisweilen Flickwörtern ersetzt hat. Er hat bisweilen Fehler gesehen, solche verbessern wollen und neue begangen, einige Stellen auf eine läppische Art verändert, anderer Vergehungen zu geschweigen.“

Wir glauben das Echo dieser Worte zu vernehmen, wenn wir Karl Gödekes Grundrifs zur Geschichte der deutschen Dichtung Bd. II, § 217, Nr. 255, S. 601—602 aufschlagen und über die eben erwähnte Ramlersche Bearbeitung von Lichtwers Fabeln das kurze Urteil ausgesprochen finden: von Ramler verstümmelter und elend verunstalteter Nachdruck. Mit derselben Unversöhnlichkeit bricht Gödeke über die anderen Sammlungen Ramlers den Stab: „Von den Sammlungen, die Ramler veranstaltete (Sinngedichte, Riga 1766, 8; Lieder der Deutschen, Berlin 1766, 8; Lyrische Blumenlese, Leipzig 1774, 8; Fabellese, Berlin 1783—90, III, 8) hat keine persönlichen oder geschichtlichen Wert, da sie, ein Mischmasch von fremden Gedanken und ramlerischen Flickereien, weder ihm noch anderen gehören.“

Diese wenigen Stimmen der Verurteilung Ramlers mögen genügen. Rechtfertigen konnte ein so willkürliches Verfahren selbst nicht der wärmste Verehrer des „preufsischen Horaz“, aber die beredtesten Männer seiner Zeit haben nicht ohne Erfolg alles das hervorgehoben, was sich zu gunsten der Ramlerschen Interpolationen anführen läfst.

Schon Mendelssohn hat in einer an Lichtwer gerichteten Erwiderung, der, wie wir sahen, an dem eigenmächtigen Bearbeiter und Herausgeber seiner Fabeln kein Fleckchen heil gelassen hatte, diesem gekränkten Poeten ein warnendes Halt! zugerufen. In den „Briefen, die deutsche Litteratur betreffend“ Bd. XIV, S. 268 ff. (233. Brief vom 13. Mai 1762) erklärt er den Schritt des ungenannten Herausgebers allerdings für ebenso unbillig als unerhört, und gesteht frei und offen dem Originaldichter das Recht zu, sich durch den ihm mit Gewalt aufgedrungenen Dienst für beleidigt zu halten. Aber auf der anderen Seite fordert Mendelssohn jenen auf, grofsmütig einzugestehen, dafs er bei der Veranstaltung seiner neuen Originalausgabe der Fabeln sich die meisten Stellen gemerkt habe, wo dem feinfühligen Kritiker Ramler eine Verbesserung nötig geschienen. — Ja, er schaltet sogar zur Entschuldigung des Ungenannten einige Bemerkungen seines Freundes G. ein, unter welcher Bezeichnung Lessing gemeint ist. (Vergl. Lessings Werke. Hempelsche Ausg. Bd. IX, hrsgb. v. C. Chr. Redlich, S. 343—344.) In ähnlicher Weise wägt Friedrich Nicolai das Für und Wider hinsichtlich der Ramlerschen Textveränderungen gelegentlich einer dem Manne der Feile wohlwollenden Recension in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ ab (Bd. IX, St. I, Berlin und Stettin 1769, S. 205 ff.).

Es handelt sich dort um eine Besprechung der von Ramler veranstalteten Lieder der Deutschen (Berlin 1766; Ausg. mit Melodien 1767—68), einer Anthologie, in der der Herausgeber mit gewohnter Freiheit bei Wiedergabe der Lieder verfahren war, ohne doch die Namen ihrer Dichter zu nennen. Auch N. sagt: „Wir können uns nicht überreden, dafs es erlaubt sey, dergleichen Veränderungen ohne Vorwissen der Verfasser vorzunehmen. Wir glauben, der Verfasser habe Recht, sich zu beschweren, wenn man seine Werke verändert herausgiebt, ohne ihn zu fragen, zu einer Zeit, da er vielleicht beschäftigt seyn kann, selbst seine Werke verbessert herauszugeben. . . . . Hätte Herr R a m l e r die Absicht gehabt, den Lesern die Werke unserer besten Dichter aus den Händen zu winden, so könnte man mit ihm unzufrieden seyn; da aber dies seine Absicht gar nicht seyn kann, sondern er vielmehr nur die höhere Vollkom-

menheit der Werke des Genies zur offenbaren Absicht hat, so glauben wir, dafs das, was sich Kunstrichter hin und wieder von Tyranney u. dergl. verlauten lassen, ganz am unrechten Orte angebracht ist. Es fehlte nur an einer Kleinigkeit, dafs man Herrn R. bey diesen Veränderungen auch nicht mit einem Schein des Rechts etwas vorwerfen könnte. Hätte er sie als Vorschläge, als Kritiken bekannt gemacht, so hätte er sich blofs des Rechts bedient, das jeder Leser und jeder Kunstrichter hat. Man betrachte diese Veränderungen oder Verbesserungen, wie man sie nun nennen will, auch nur als Vorschläge zur Verbesserung, als Kritiken eines feinen Kunstrichters, und man wird finden, dafs diese Arbeit einen grofsen Nutzen haben kann."

In versöhnlicher Weise alle Entschuldigungsgründe, die man für Ramlers Manier anführen kann, zusammenfassend und zugleich das Entstehen dieser Neigung beleuchtend, spricht sich derselbe Nicolai im „Ehrengedächtniss Ramlers" aus, das in der Königlichen Akademie der Wissenschaften den 8. August 1799 von Herrn Kirchenrat Meierotto in Abwesenheit des Verfassers vorgelesen wurde. (Sammlung der deutschen Abhandlungen, welche in der Kgl. Akad. d. Wissensch. zu Berlin vorgelesen wurden in den Jahren 1798—1800. Berlin 1803. 4.) Dort heifst es bei Erwähnung der Verdienste, die sich Ramler durch die 1757 vollständig herausgekommene Übersetzung von Batteux cours de belles lettres („Einleitung in die schönen Wissenschaften." Leipzig 1756 ff., 5. Aufl., 1802) für die damalige Zeit erworben, dafs dieses Werk auch viel gelesen wurde „wegen der so gut gewählten Beispiele aus deutschen Dichtern und Prosaikern". N. fährt fort: „Um diese Beispiele aufzusuchen, las Ramler alle deutschen Dichter mit beurteilendem Nachdenken durch *und kam dadurch auf ein Unternehmen, das einzig in seiner Art ist.* Er wollte, dafs die anzuführenden Beispiele in einem Lehrbuche, welches zur richtigen Bildung des Geschmacks besonders bestimmt war, ganz vollkommen seyn sollten. Wenn er also, selbst bey den besten Dichtern, zuweilen Nachlässigkeiten im Ausdruck oder in den Gedanken fand, verbesserte er sie mit derselben Sorgfalt, die er bey seinen eigenen Arbeiten anwendete, und rückte ihn so in seinen

Batteux ein.* Er gab im Jahre 1759 mit Lessing Logaus Sinngedichte auf diese Art heraus, mit trefflichen, die Sprache erläuternden Anmerkungen; in der Folge gab er allein Lichtwers Fabeln heraus (im Jahre 1761), und hernach besondere Sammlungen der besten Lieder, Fabeln und Sinngedichte, worin er nicht wenige Stellen geändert hatte. ...... Ramler kam auf diese Umänderungen gewifs nur aus Liebe zu gröfserer Vollkommenheit der Poesie und zur Erhöhung ihres Genusses; aber die Urtheile über dieses Unternehmen, wovon man in keiner Sprache ein Beispiel hat, fielen freylich sehr verschieden aus. ... Einige meinten, er wolle sich dadurch über alle anderen Dichter erheben, wovon der bescheidene Mann doch sehr entfernt war. Andere tadelten mit mehrerem Rechte, dafs er alle anderen Dichter auf seine Art veränderte, wodurch jedem seine Eigenthümlichkeit geraubt, und viele geänderte Stellen, wenn auch korrekter, zugleich schwächer würden.

Zu Ramlers Entschuldigung ist zu sagen, dafs Lessing, Kleist, Götz, Weifse, v. Nicolay und andere ihn zur Verbesserung ihrer Gedichte freundschaftlich aufforderten, dafs Götz, Weifse und v. Nicolay den gröfsten Theil dieser Verbesserungen mit Dank in die Ausgabe ihrer Gedichte aufnahmen, welches Uz that, welcher ihn eigentlich nicht um Verbesserungen ersucht hatte. ... Die Vergleichung mit den Originalen wird immer lehrreich sein, selbst da, wo durch die erlangte Korrektheit der feine Dichtergeist verflog.“

Betrachten wir die mannigfachen Widersprüche in den einander gegenüberstehenden Urteilen über Ramlers Korrekturen, so können wir einstweilen nur den Schlufs daraus ziehen, dafs der Geschmack der verschiedenen Beurteiler, sowie ihr persönlicher Standpunkt Ramler gegenüber ein verschiedener war;

---

* Gegen die Heranziehung von Ramlers Bearbeitung des Batteux als einer Entschuldigung für die gerügten Textänderungen wendet sich W. Körte a. a. O. mit folgenden scharfen Worten: „Man hat die Ramlersche Verbesserungssucht auch mit seiner Batteuxschen Notdurft beschönigen wollen! — Immer besser! — Wir müssen also noch Gott danken, dafs Ramler nicht Gottscheds oder ein noch schlechteres Mafs und Gewicht in Deutschland hat verbreiten wollen, weil es sonst den armen deutschen Klassikern noch ärger ergangen wäre.“

sodann liegt es aber auch nahe, anzunehmen, dafs die Ramlerschen Veränderungen von Originalgedichten nicht alle gleichartig seien, dafs vieles ihm gut gelungen, einiges auch mifslungen sei. Dieser Schlufs wird durch J. H. Vofs' Urteil bestätigt, der in seinen „Kritischen Briefen über Götz und Ramler“ (Mannheim 1809) an K. L. von Knebel schreibt (S. 98 ff.): „Verstehen Sie mich, lieber Freund. Nicht Ramlers Änderungen überall und durchaus übernehme ich zu rechtfertigen. Wer darf leugnen, dafs er in einigen Tonarten, vornehmlich in den zarten Abstufungen des Launigen und Naiven, nicht immer das Zustimmende traf? ... Worin Götz aber am glücklichsten war, die sanften Töne der Rührung, der gemütlichen Behaglichkeit, der einfach geschmückten Anmut, des leichten, oft schalkhaften Witzes, der bald mit griechischer Feinheit, bald mit französischer Artigkeit sich hineinschmeichelte; diese gerade stimmten zu Ramlers eigensten Naturlauten; hier war Ramler einheimisch, hier empfand er ganz wie sein Geistesgenofs, hier wufste er das Mishällige der Empfindung, das Verfehlte des Ausdrucks in Wort und Melodie mit leisem Gefühl anzugeben.“

Gestützt auf diese Überzeugung hat Vofs in seinem Buche nachgewiesen, dafs die von Ramler besorgte posthume Ausgabe der „Vermischten Gedichte“ von J. N. Götz (Mannheim 1785, 3 Teile), gegenüber den Vofs zugänglichen, handschriftlich vorhandenen Originalgedichten, zumeist wesentliche Verbesserungen und Verschönerungen bietet. Nicht ohne Nutzen ist für Vofs die Beschäftigung mit Ramlers kritischer Thätigkeit gewesen; was Ramler ihm und durch ihn der deutschen Metrik geworden, das deutet R. E. Prutz an in seinem „Göttinger Dichterbund“ S. 140 ff.: „Über diese Feile, welche vorher von Prutz „Ramlers verrufene Feile“ genannt war, zu spotten, ist freilich leicht, es ist auch leicht, ihn jetzt der Gewaltthätigkeit, der Pedanterie und des Eigensinns zu beschuldigen: aber dafs wir gegenwärtig über dergleichen Bemühungen spotten können, dafs unsere Sprache diese Gewandtheit, das Gefühl für die richtige und strenge Form diese Verbreitung hat, die sie haben und hoffentlich trotz mancher Reaktionen auch behalten wird, daran hat eben Ramler keinen geringen Anteil, und es wird gut sein, dies einmal wieder auszusprechen. Er war an den

Alten grofs geworden, hatte ein feines Ohr und eine unermüdliche Geduld, ja eine wahre Begier und Leidenschaft zu bessern und zu feilen; unsere Poeten haben Aufserordentliches durch ihn gelernt."*

Nach den vorstehenden Urteilen dürfte es kein aussichtsloses Unternehmen sein, einen Besuch zu wagen in des kritischen Dichters Werkstatt und unter Gegenüberstellung von Originalgedichten und Ramlerschen Überarbeitungen, soweit uns erstere noch zugänglich sind, nach etwaigen Grundsätzen zu forschen, welche für die von Ramler gemachten Umgestaltungen mafsgebend gewesen sind. Vielleicht gewinnen wir dadurch einige Resultate, welche der „Ramlerschen Feile" freundlichere Beurteiler in dem Sinne von Prutz und anderen Litterarhistorikern (z. B. Vilmar, Gesch. d. deutschen Nat.-Litt., 16. Aufl., S. 524) zu erwecken geeignet sind. Greifen wir einmal aus der Zahl der Dichter, deren Produkten Ramler eine gröfsere Aufmerksamkeit gewidmet hat, Friedrich von Hagedorn heraus. Es knüpft sich nämlich an diesen Hamburger Dichter eine Bemerkung Lessings, welche beweist, wie sehr dieser grofse Kritiker mit den Veränderungen, welche Ramler an Hagedornschen Gedichten vornahm, einverstanden war. In einem Briefe aus Wolfenbüttel vom 18. Dezbr. 1778 schreibt Lessing an Ramler: „Für den zweyten Teil der Blumenlese recht vielen Dank! Dafs ich Ihre Verbesserungen meiner Dingerchen blindlings unterschreibe, das wissen Sie schon, *und ich habe mich weidlich vor einigen Wochen über das dumme Altonaer Postpferd geärgert*, *welches noch immer den Hagedornischen Lesarten die Stange halten will.*" Zu diesen Worten, die wohl nicht ein blofses Kompliment für den Freund enthalten sollten — dafür war Lessing zu aufrichtig —, macht C. Chr. Redlich (in der Hempelschen Ausgabe von Lessings Werken Teil XX, Abt. 1, Briefe Nr. 484, S. 769) die Anmerkung: „Vgl. Wittenbergs Recension im ‚Beytrag zum Reichs-Postreuter', 92. Stück vom 26. Novbr. 1778." ... Leider war es dem Schreiber dieser Zeilen nicht möglich, die erwähnte Recension einzusehen; um so mehr erfreut es ihn, über die andere hierher gehörende Schrift,

* v. Prutz: Knebels Briefe, Vofs' Briefe.

welche Redlich a. a. O. erwähnt, berichten zu können. Derselbe fährt nämlich fort: „Über Ramlers Verbesserungen des Hagedornischen Textes hatte schon Gerstenberg gespottet: ‚Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, 3. Samml., Schleswig 1767, S. 351 ff.‘ “

Es ist eine feine Art der Satire, welche der schleswigholsteinische Dichter und Kritiker im zwanzigsten der genannten Briefe (dritte Samml. S. 351—364) zur Anwendung bringt. Die Situation ist die, dafs ein „Bibliothekar von Belvedere“ sich auf dem Gute eines Herrn von S** d**len aufhält und dort von dem Herausgeber der Briefe nach seinem Urteil über litterarische Erscheinungen befragt wird. „Ich bin zweifelhaft,“ sagte der Bibliothekar, „was ich mit diesen Liedern der Deutschen anfangen soll. Es sind mir deren einige so reizende ..... in die Augen gefallen, andere sind in einzelnen Stellen mit so vielem Geschmack verbessert ..., dafs ich nicht satt werden konnte, dieses feine ‚Gebund‘ der Kritik ... zu lesen und zu bewundern ...... Doch stille! ... Lassen Sie uns einige Kleinigkeiten untersuchen, die selbst der Aufmerksamkeit des Herausgebers entwischt zu sein scheinen.“ — — —

Der Bibliothekar.

Lassen Sie uns gleich bey dem ersten Liede stehen bleiben.

Freude, Göttin muntrer Jugend.
Höre mich!
Lafs — — — —

Ihr Freund.

Eine Minute, wenn ich bitten darf. Dafs *die Freude die Göttin muntrer* Jugend seyn soll, ist, wo nicht in der Sache, doch in den Worten eine Tautologie. Überdem ist der Begriff zu eingeschränkt, denn die Freude ist auch die Göttin muntrer Alten.

Der Bibliothekar.

Wie wäre es, wenn wir statt *muntrer Jugend: edler Herzen* setzten?

Ihr Freund.

Vortrefflich! Nur ein edles, lasterfreyes Herz ist im Stande,

sich zu freuen, und befugt, die Freude als eine wohlthätige *Göttin* anzurufen. Geschwind, streichen Sie *muntrer Jugend* aus.

Der Bibliothekar.

Überdem werden Sie aus der Folge sehen, dafs der Begriff, den ich eingeschoben habe, unentbehrlich ist.

Lafs die Lieder, die hier schallen,
Deinen Kindern wohlgefallen.

Ihr Freund.

Wie? Sie scherzen! Steht das da? — Von welchen *Kindern* ist hier die Rede? Von ihren mythologischen und allegorischen Kindern? von der Jugend? von ihren Anbetern? Und *Kinder?* Warum nicht gar *Säuglinge?* — — — — —

Der Bibliothekar.

Ich mache also einen Strich über

Deinen Kindern wohlgefallen

und setze auf Ihre Veranlassung

Dich vergröfsern, dir gefallen.

Aber weiter!

Holde Schwester süfser Liebe,
Glück der Welt!

Ich weifs gegen diese Zeilen nichts weiter einzuwenden, als dafs das Wort *Hold* hier den Charakter der *Freude* nicht recht bezeichne, und möchte daher *Muntre* oder sonst ein ähnliches Wort setzen. *Tochter des Himmels*, oder im Hagedornischen Geschmack, *Himmelskind* würde mir gleichfalls lieber sein als *Glück der Welt*, wenn nicht dies letztere ausdrücklich dastünde. —

In diesem Plaudertone wird die Besprechung bezw. Emendation des ersten Liedes der „lyrischen Blumenlese“ zu Ende geführt, woran sich eine kurze Kritik von Versen aus anderen Hagedornschen Liedern der genannten Sammlung, wieder unter Beifügung positiver Vorschläge, ergänzend anschliefst. Wir merken schon, dafs — doch lassen wir den Herausgeber der „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur“ wieder selbst reden: — „Alle diese Stellen, und noch viel mehrere von geringerer Erheblichkeit, sind aus dem einzigen Hagedorn.

Ich wunderte mich, und Sie haben Ursache über mich zu lachen, daſs der wegen seiner Korrektion so gepriesene Hagedorn so schwache Verse hatte können stehen lassen, die wir doch auf der Stelle und mit der gröſsten Leichtigkeit zu verbessern gewuſst, — als unser Bibliothekar seinen Muthwillen nicht länger aufhalten konnte und laut zu eklatieren anfing: ‚Merken Sie denn noch nicht,‘ sagte er, ‚daſs alle Ihre vermeynten Verbesserungen bloſs wiederhergestellte Lesarten aus dem Hagedorn sind, die wir den unbefugten der Berlinischen Ausgabe untergeschoben haben?‘"

Ein Blick in die Originalausgabe von Hagedorns poetischen Werken belehrte den „Freund“, belehrt auch uns, daſs es dem Bibliothekar wirklich gelungen ist, uns auf die angegebene Weise „anzuführen“. Wie aber? Werden wir der Gerstenbergschen Kritik beistimmen? — Es ist dies dem unbefangenen Beurteiler, der nicht gewaltsam Gründe für oder gegen eine Lesart heraussucht, nur in sehr beschränktem Umfange möglich; sind ja selbst von den wenigen oben angeführten „Rückverbesserungen“ manche von recht zweifelhaftem Werte. Auch kommt uns der „Bibliothekar“ selbst auf halbem Wege entgegen. „Ich will Sie nicht überreden,“ fuhr er fort, „daſs die neuen Änderungen und Zusätze alle so bequem aus ihren Originalen verbessert werden können. Selbst in den Hagedornischen Liedern, die sonst so fleiſsig gefeilt und mit der äuſsersten Feinheit des Geschmacks ausgearbeitet sind, finden sich Stellen, wo die lima des Berlinischen Herausgebers nicht ohne Erfolg thätig gewesen ist.“ — — —

Vielleicht ist Lessings oben angeführtes Urteil doch nicht bloſs aus persönlichem Wohlwollen für Ramler abzuleiten. — Friedrich von Hagedorn gehört nicht zu den deutschen Klassikern ersten Ranges. Wer liest heute noch die Lehrgedichte, die Epigramme oder die Gesellschaftslieder dieses „deutschen Horaz“?* Nur seine Fabeln haben sich in gröſserer Anzahl

* Schon Bodmer sagt von ihm (in dem Gedichte: Untergang der berühmten Namen. vergl. v. Hagedorns Poet. Werke, hrsgb. von Eschenburg, Hamburg 1800, I, S. VII—VIII): „Gott! wer liest den v. Hagedorn noch? wer ist's, der von ihm spricht? — — Er war, da er auftrat, Deutschlands Bewundrung: jetzt macht man freilich aus ihm nicht gar wenig, und man erkennt ihn für einen der Bessern, nicht einen der Besten!“

in Anthologien und Schul-Lesebüchern erhalten, und sie bilden auch den wertvollen Kern seiner Dichtungen. Gleichwohl paſst auch auf diese nicht durchgehends das Lob, welches Wilhelm Scherer (Gesch. d. deutschen Litt., Berlin 1883, S. 374—375) dem Autor spendet: „Er war der erste neuere deutsche Dichter, welcher den Geschmack und die Korrektheit der Minnesänger wieder erreichte und dadurch für unsere Litteratur zurückgewann. Aber er wuſste seinen Vortrag nicht bloſs elegant, sondern auch gemeinverständlich einzurichten“ .....

Wenn diese hohe Korrektheit, Eleganz und Gemeinverständlichkeit, welche allerdings den meisten Gedichten Hagedorns innewohnt, sich auf alle seine Schöpfungen erstreckte, so wäre es ein frevles und ganz überflüssiges Beginnen Ramlers gewesen, in seinen Anthologien, besonders in der Fabellese, so vieles an den Produkten dieses Hamburger Poeten zu ändern. Betrachten wir deshalb eine Anzahl hervorragender Abänderungen des kritischen Sammlers im Hinblick auf die Theorien, die in ihnen etwa verkörpert sind, und mit Rücksicht auf ihre ästhetische Berechtigung.

Eine der bekanntesten Fabeln ist die von Johann dem Seifensieder. (Sämtl. Poet. Werke von Friedr. v. Hagedorn. Leipzig bei Ph. Reclam jun., S. 142—145. Die Citate sollen nach dieser Ausgabe gemacht werden. Dieselbe ist nach der „Vorerinnerung“ ein bis auf orthographische Kleinigkeiten genauer Abdruck der Hamburger Ausgabe von 1757 und stimmt auch, mit der genannten Einschränkung und mit Ausnahme der Interpunktion, soweit wir verglichen haben, mit der Ausgabe von 1764 überein.)* Die Fabel ist abgedruckt in Karl Wilhelm Ramlers Fabellese, Leipzig 1783, Buch I, Nr. XLIX (S. 105—111). Dieselbe lautet im Original (V. 5 ff.):

Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen:
Und wann er aſs, so muſst' er singen,
Und wann er sang, so war's mit Lust
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrot, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;

---

* Die Eschenburgsche Ausgabe von 1800 bietet moderne Wortformen, z. B. zwey statt zween, beschlieſst st. beschleuſst. (Vergl. das Gedicht: Der Sultan und sein Vezier Azem.)

Das schallte recht; und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? Der muntre Seifensieder.

Für diese Zeilen bietet die Fabellese folgenden Text:

Früh, mit den Lerchen um die Wette,
Spät, schon mit einem Fuſs im Bette;
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals, aus freyer Brust.
Man horcht, man fragt etc.

Im Vorstehenden sind Zeile 5 u. 6 („Sein Tagwerk ... singen") geändert und Zeile 9—12 (Beim Morgenbrot ... Nachbarschaft") gestrichen worden, beides mit Fug und Recht. Denn wem erscheint es nicht auffällig, daſs der muntere Seifensieder stets gerade während des Essens gesungen haben soll? — Dürfte einem sangeslustigen Handwerker nicht jede beliebige Zeit des Tages zu einem Liede, dem Ausdrucke eines zufriedenen Sinnes, Veranlassung bieten? Und nicht jede Stunde eher als die zur körperlichen Sättigung bestimmte? — Wenn ferner Zeile 8 uns den Gesang als „aus vollem Hals und freier Brust" kommend schildert, so ist die in Z. 11 u. 12 gegebene Versicherung „Das schallte recht" u. s. w. vollständig überflüssig. Z. 15 ff. lauten bei

v. Hagedorn.

Im Lesen war er anfangs schwach,
Er las nichts als den Almanach,
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, *dem Nachbar gleich zu sein,*
Oft singend, öfter lesend ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen
Als die berufnen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

Ramler.

Im Lesen war er etwas schwach,
Er las nichts als den Almanach,
Und Hausgebetlein und Postillen,
Die Winterstunden auszufüllen,
Und schlief, die Schuld war oft nicht sein,
Beim Lesen seiner Bücher ein.

Was bedeutet wohl bei v. Hagedorn Z. 18: „Die Ordnung nicht zu übertreten"? Ist dies der Inhalt seines Gebets, oder ist es das zweite, was er nächst dem Beten lernt? Der Sinn

dieser Worte ist auch dem aufmerksamsten Leser nicht klar! In Z. 21—24 wird den sieben Weisen Griechenlands und sonstigen gelehrten Männern eine besondere Glückseligkeit zugeschrieben, gewifs nicht nach dem Geschmack des weisen Solon. In einem naiven Gedichte erscheint vielmehr eine Anspielung auf die „berufnen sieben Weisen“ als störend. Ungeschickt ist endlich die Erwähnung *des* Nachbars, obgleich von einem solchen noch nicht die Rede gewesen ist. Wie frei und leicht und ohne Anstofs lesen sich doch die Verse, zu welchen Ramler nach Streichung der vier letzten Zeilen die übrigen sechs oben angeführten umgeschmiedet hat.

Z. 91—96 haben nachstehenden Wortlaut bei

v. Hagedorn.	Ramler.
Er lernt zuletzt, je mehr er spart,	Er lernt zuletzt, dafs Gut und Geld
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,	Nicht für die Freuden schadlos hält,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden	Die der *Zufriedene* geniefst,
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,	Dem Arbeit Kost und Schlaf versüfst,
Die nur in reinen Seelen strahlt,	Der braucht, was ihm sein Fleifs beschert,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.	Und nie vermifst, was er entbehrt.

Im Original sind die beiden mittelsten Zeilen Proben einer öfter bei v. Hagedorn vorkommenden Schwerfälligkeit des Ausdrucks:

Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden, . . .

Ein reicher Mann, der sein Geld ängstlich behütet, ist noch kein Zärtling. Die „dunklen Freuden“ desselben sind auch uns, wie wir frei gestehen, dunkel. Die Beziehung von „ihn“ auf den Zärtling ist dem Sprachgefühl zuwider; man erwartete wenigstens „diesen“. Somit können wir der durch Ramler vorgenommenen Umarbeitung dieses Gedichtes, vom formalen Standpunkte aus, unbedingt den Vorzug vor dem Originale einräumen.

Sehr wesentliche Umgestaltungen hat Hagedorns Fabel: „Jupiter, die Tiere und der Mensch“ (Recl. Ausg. S. 186—188; Fabellese Buch I, Nr. XIX, S. 32—35) erfahren. Gleich der Anfang setzte die feilende Hand in Thätigkeit:

v. Hagedorn.	Ramler.
Als Jupiter der unbewohnten Erde	Als Jupiter der unbewohnten Erde
Die Menschen und die Thiere schuf.	*Zu Bürgern Thier' und Menschen schuf,*
Bestimmt' er jeglichem den künftigen Beruf,	Bestimmt' er jeglichem den künftigen Beruf,
Des Lebens Art und Ziel und Arbeit und Beschwerde.	*Sein Lebensziel, sein Theil Vergnügen und Beschwerde.*

Die Konstruktion: „Jupiter schuf der Erde Menschen und Thiere“ erscheint hart; gefälliger ist der durch Angabe des Zwecks („schuf zu Bürgern“) vervollständigte Ausdruck. In der vierten Zeile ist der Pleonasmus „Arbeit und Beschwerde“ durch die beiden Gegensätze „Vergnügen und Beschwerde“ beseitigt. — Dichter und Verbesserer fahren fort:

v. Hagedorn.	Ramler.
Zum Esel sagte Zeus: — —	Zum Esel spricht der Gott: — —
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —
Dies ist dein Loos: Wohlan! *so dien' und lebe*	Dies ist dein Los; erfüll's! *und lebe vierzig Jahre!*
So viele Jahr', als ich dem Monat Tage gebe.	Der Esel Erstling schreit: Zu viel verleihest du!
Der Esel Erstling schreit: Zu viel legst du mir bei.	Wie? *vierzig Jahre,* Zeus? Ach! nimm mir zwanzig Jahre,
Wie? *dreifsig Jahre!* Zeus, ach nimm mir zwanzig Jahre.	— — — — — — — — —
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —
Der grofse Zeus erhört sein flehendes Geschrei.	Zeus winket ihm Erhörung zu.

Weiter läfst der Dichter den Hund sprechen, der 35 Jahre als Lebensdauer erhalten soll:

v. Hagedorn.	Ramler:
Das Wächteramt ist schwer, ich bitte, Herr, von dir,	Das Wächteramt ist schwer: ich bitte, Herr, von dir,
Die Dauer meiner Pflicht aus Mitleid einzuschränken,	Die Dauer meiner Pflicht aus Mitleid einzuschränken.
Und fünfundzwanzig mir zu schenken.	Und fünfundzwanzig mir *daran* zu schenken.
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —
Zum Affen sagt er drauf: — —	Zum Affen sagt er drauf: — —
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —
„Sei nackt, gefesselt, arm, *der Kinder Lust und Spott,*	Sey nackt, gefesselt, *sey der Knecht' und Kinder Spott*

Und der Bedienten Spiel auf sechs Olympiaden.
Sechs! spricht der Aff', o gieb mir doch aus Gnaden
Nur vier; die sind genug. — —

So viele Jahr, als ich dem Monat Tage gebe.
So viele? *ruft der Affen Ahnherr*, überhebe
Mich doch der Hälfte! — — —

Zu einigen der vorstehenden Änderungen gaben sachliche Irrtümer des Autors Veranlassung. Hagedorn hat nämlich dem Esel eine zu kurze Lebensdauer (statt dreifsig ursprünglich angesetzter Jahre nur zehn) eingeräumt. So sagt Brehm (Tierleben, Gr. Ausg., 2. Aufl., I, Abt. Säugetiere, 3. Bd, S. 44) vom Esel: „Er kann, auch wenn er tüchtig arbeiten mufs, ein ziemlich hohes Alter erreichen: man kennt Beispiele, dafs Esel vierzig bis fünfzig Jahre alt wurden.“ Dieser Beobachtung kommt Ramler mit den auf zwanzig herabgeminderten ursprünglichen vierzig Jahren näher. Hierher gehören auch die Worte: „*Und fünfundzwanzig Jahre mir zu schenken.*“ Da nämlich der Hund nicht viel älter wird als zehn Jahre (vergl. Brehm a. a. O. 1. Bd., S. 588: „Der Hund tritt schon im zwölften Jahre ins Greisenalter ein“), so liefs Ramler den Hund die Bitte um den Erlafs von 25 Jahren an den ursprünglich bestimmten 35 Jahren aussprechen: „Und fünfundzwanzig mir *daran* zu schenken.“* — Die Zeile: „Zeus winket ihm Erhörung zu“ ist aus dem etwas längeren Originalverse („Der grofse Zeus erhört sein flehendes Geschrei“) aus Gründen des Wohlklangs verkürzt worden. Über eine Ramlersche Strophe, deren „ganze Zusammensetzung zum Wohllaut eingerichtet ist und deren Zeilen schmal zusammenlaufen“ vergl. „Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit auf das Jahr 1750“, hrsgb. von Ramler und Sulzer, St. VI. — Die breite Ausdrucksweise Hagedorns: „Der Kinder Lust und Spott und der Bedienten Spiel“ ist unter Beschränkung der drei Synonyma auf eins (sey der Knecht' und Kinder Spott) verbessert worden; dadurch wurde freilich eine Änderung der nächsten Worte nötig. Ramlers Textveränderung: „der Affen Ahnherr“ statt des ursprünglichen „der Aff'“ bringt etwas Possierliches in die Erzählung, wohl gemäfs dem über die „äsopische Fabel“ in der Batteux-Ramlerschen „Einleitung in

* Ramler, der sich sehr viel auf dem Lande aufhielt, konnte über die wirkliche Lebensdauer der Haustiere wohl unterrichtet sein.

die schönen Wissenschaften“ (2. Teil, I. Abschn., S. 249—252) ausgesprochenen Grundsatze: — „Zierrathe der Erzählung“ — „Oft mahlt ein eintziges Wort: Der Schmetterling heiſst der *kleine Harlekin,* der Frosch *orgelt* mit der Kehle, die Ente *wackelt* u. s. w.“

Fahren wir in der Fabel fort. „Es nähert sich der Mensch.“ Derselbe erhält zum Leben dreiſsig Sommer zugesichert. Diese Zeit ist ihm aber zu kurz:

v. Hagedorn.	Ramler.
— — Dafern ich wählen mag,	— — O! Wenn ich wünschen mag,
So wähl' ich mir zu meinem längern Leben,	*Wünsch ich, du wollest mir* zu meinem längern Leben,
Was Esel, Hund und Aff' an ihrem aufgegeben.	*Was du dem Esel, Hund und Affen abnahmst, geben.*
Es sei, spricht Jupiter, doch dies bleibt festgestellt:	Es sey! spricht Jupiter etc. etc.
Dein längres Alter soll, nach jenen dreiſsig Jahren,	
Auch jedes Tieres Stand erfahren,	
Dem ich die Zeit erlieſs, die jetzt der Mensch erhält.	
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —
Uns wollte Jupiter nur dieses Alter geben.	Uns wollte Jupiter nur dieses Alter geben.
Ach hätte doch dieſs Flehen nichts erreicht.	*Ach! hätte doch der Mensch nie seinen Wunsch erreicht!*
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —

Im Vorstehenden ist an zwei Stellen, der Entsprechung wegen, aus je einem jambischen Fünffüſsler ein Alexandriner hergestellt worden. — Indem nun der Dichter „der Menschen Lenz, die Zeit der Lust“ für die dem Menschen ursprünglich allein bestimmte Lebenszeit erklärt, sagt er, daſs die Bürden des ehelichen, amtlichen und geschäftlichen Lebens ihn so sehr niederdrücken, daſs er schlieſslich dem trägen Lasttiere gleiche. Ferner wird dem Fünfzigjährigen, der sich ein Vermögen erworben hat, eine aus Geiz und Miſstrauen entspringende Wachsamkeit zugeschrieben, die als tertium comparationis zum Zwecke seiner Vergleichung mit dem Hunde dient. — In den Versen, welche diese Gedanken enthalten, ist — im Gegensatz zu den zwei vorhin angeführten Zeilen — einmal die Entsprechung

vom Verbesserer zerstört und ein Alexandriner zu einem jambischen Fünffüſsler umgeschaffen worden:

v. Hagedorn.	Ramler.
Der Haus- und Ehestand, Geschäfte, Pflichten, Würden.	Der Ehstand, Hausstand, Ämter, Pflichten, Würden.

Wie es scheint, soll durch diese Beseitigung der Diärese das Atemlose der in dem Verse genannten, auf den Menschen einstürmenden neuen Lasten ausgedrückt werden. Vielleicht ist für dieses Verfahren das Vorbild Virgils maſsgebend gewesen, der so oft den Gang des Verses dem Inhalte entsprechend eingerichtet hat, und dessen Hexameter die „Kritischen Nachrichten“ vom Jahre 1750, Ramlers Organ, den deutschen Dichtern als Musterverse empfehlen (Stück IV und V). — Endlich hat Ramler eine in den letzten Zeilen des Gedichtes enthaltene Pietätlosigkeit sehr abgeschwächt. Hagedorn sagt nämlich, daſs „der ganz verlähmte Greis“ von „Kind und Knecht und Magd“ verspottet zu werden pflege. Ramler hat diesem Spotte eine Begründung gegeben, und zwar dadurch, daſs er sagt: Der ganz verlähmte, den sein Alter kindisch macht, — dieser wird von allen verlacht. So erscheint der Spott über den alten Mann, wenn auch nicht als gerechtfertigt, so doch als eine viel geringere Roheit. — In ähnlicher oder noch strengerer Weise verfährt Ramler jeder Taktlosigkeit gegenüber; so sagt schon Nicolai (Allgem. deutsche Bibliothek Bd. IX, St. 1, S. 205 ff., Berlin und Stettin 1769) in einer Besprechung der von Ramler herausgegebenen „Lieder der Deutschen“: „Herr Ramler ist überhaupt in allen nur etwas freyen Stellen ein sehr strenger Verbesserer. Wir können ihn nicht tadeln.“ — So ist es denn auch erklärlich, daſs er in dem Hagedornschen Gedichte „Adelheid und Heinrich oder die neue Eva und der neue Adam“, Erste Erzählung (Fabellese Buch I, Nr. XLVI, S. 87—95; Recl. Ausg. S. 220—224) den nachstehenden, auf das weibliche Geschlecht gemünzten Spottvers gestrichen hat:

Z. 78—81: Des Menschen Herz wird stets ein Räthsel sein;
Groſs ist sein Mut, noch gröſser seine Schwäche.
Ich schlieſse hier mit Recht die Weiber ein,
Zum mindsten halb, wenn ich von Menschen spreche.

Wir gehen zu der Fabel über, welche bei Hagedorn „Der Sultan und sein Vezier Azem“ (Recl. Ausg. S. 97—99), bei Ramler „Der Sultan Suliman und sein Vezier Ibrahim“ betitelt ist. (Fabellese Buch I, Nr. XXIV, S. 48—50.) Woher, fragen wir, stammt diese Verschiedenheit im Namen des Veziers? — Einfach aus einer Nachlässigkeit Hagedorns! Denn bei ihm heiſst jener bald Azem, bald Ibrahim. In der Überschrift steht, wie wir sahen, „Azem“; dieser Name findet sich auch in V. 58; aber in V. 42 und 51 heiſst ebenderselbe: Ibrahim. Ramler dagegen, welcher in der Überschrift: Der Sultan Suliman und sein Vezier Ibrahim gesagt hatte, braucht für den Vezier folgerichtig nur den zuletzt genannten Namen. — Z. 4 giebt uns zu einer metrischen Bemerkung Anlaſs:

v. Hagedorn.	Ramler.
O lernten Helden doch *die leichte Wohlfahrt lieben!*	O! lernten Helden doch *das leichte Wohlthun lieben!*
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —

Dazu nehmen wir Z. 15—16:

Es hatte Suliman die Beyen, Agas, Bassen,	Es hatte Suliman die Beyen, Aga, Bassen,
Des ganzen Hofstaat Zug*, in schnellem Ritt verlassen.	*Des Hofes ganzen Zug*, in schnellem Ritt verlassen.

Weshalb hat Ramler die Wortverbindungen *Wohlfahrt lieben* und *des* oder *der ganzen Hofstaat Zug* zu ändern sich veranlaſst gefunden? Warum sind nach seinem Urteil die dafür eingesetzten Wendungen *Wohlthun lieben* und *des Hofes ganzen Zug* jenen vorzuziehen? — Den Schlüssel hierzu geben uns die schon einmal erwähnten „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit auf das Jahr 1750“, in einem entweder aus Ramlers Feder selbst stammenden oder unter seinem Einfluſs geschriebenen Aufsatze: „Gedanken über die neuen (d. h. reimlosen) Versarten“ (St. IV u. V, S. 29 ff.). Dort ist folgende Vorschrift für den Dichter gegeben: „Er muſs die Worte gern gebrauchen, wo der Vokalen und der Konsonanten ohngefehr gleich viel sind: er muſs, wenn ein Wort mit zwey oder drey

* Die Ausg. von 1800: „Der ganzen Hofstaat Zug.“

Konsonanten schliefst, nicht gleich das folgende mit einem oder zwey Konsonanten anfangen. Es ist schwer bey unserer harten nordischen Sprache, aber es ist einem arbeitsamen Dichter, oder einem Schüler des Virgil oder Horaz nicht unmöglich." — Hiermit ist eine Stelle in J. H. Vofs, Zeitmessung der deutschen Sprache, Königsberg 1802, S. 37—38 zu vergleichen: „Weniger als der Begriffe Gehalt und Nachdruck, aber doch etwas, wirket auf die Länge (scil. der Silben) auch die Beschaffenheit der Buchstaben ... je ründer zwischen sondernden Mitlautern, und je anhaltender der Klang, desto schöner. *Ein stummer Nachtrab fügt der Dauer nur eine Pause hinzu, die, zumal mit lautlosem Hauch oder Gezisch, nicht Freude an Kraft, sondern Mifsfallen erregt.*"

Hat man demnach nicht das Recht, Ramler in gewisser Beziehung als Vorläufer von Vofs zu bezeichnen? — Aus dem obigen Gesichtspunkte erklären sich nun auch folgende Veränderungen, oder sagen wir dreist Verbesserungen Ramlers:

Der Hase und viele Freunde.

v. Hagedorns Poet. W., Recl. A. S. 115—117.	Fabellese Buch II, Nr. XXI (S. 177—181).
Str. 7, V. 1 u. 2: Wie oft vergällt erwünschte Stunden Verhafster Stunden Ungemach.	Doch ach! des heitern Tages Stunden Trübt eines Stündleins Ungemach.

Aurelius und Beelzebub.

v. Hagedorns Poet. Werke S. 145—148.	Fabellese Buch IV, Nr. XLII (S. 513—519).
Z. 17: Ein viel zu mildes Jahr, der zu fürwitz'ge Zoll.	Ein viel zu mildes Jahr, der allzuschlaue Zoll.

Doch kehren wir zur Fabel vom „Sultan und seinem Vezier Azem" zurück. Dort heifst es Z. 17 ff.:

(v. Hagedorn.)

Ihm folgte der Vezier, weil es sein Herr befahl,
Und beide kamen bald in ein geweihtes Thal,
Wo noch zu Ofsmanns (1764: Othmanns) Zeit ein alter Santon wohnte,
Abdallah, der Prophet, in dem die Weisheit thronte,
Des Omars grofser Sohn, ein Haubt der frommen Schaar, |
Der Todesengel Freund, Azraels Liebling war, | Fehlen bei
Der fast, wie Mahomet, die sieben Himmel kannte, | Ramler.
Und den ganz Asien vor vielen heilig nannte. |

Die vier von Ramler weggelassenen Zeilen bringen zum Namen Abdallah so viele Bestimmungen von dunkler Gelehrsamkeit, dafs wir die Streichung derselben als eines unpassenden Elementes der Fabel vollkommen billigen müssen. Auch sonst zeigt sich das Streben unseres Kritikers nach Verständlichkeit des Ausdrucks, zuweilen sogar in unnötigen Änderungen; z. B. in Z. 49 desselben Gedichtes, wo er „Dianens Schein“ in „des Mondes Schein“ verbesserte. Hingegen müssen wir ihm in den folgenden Umdichtungen recht geben:

Der Bär und der Liebhaber seines Gartens.

v. Hagedorns Poet. W., Recl. A. S. 118—120.	Fabellese Buch II, Nr. LVIII (S. 275—279).
Str. 8: Nicht wahr? die Einsamkeit ist nicht auf ewig schön.	Nicht wahr? kein Paradies bleibt einsam immer schön,
Unmitgeteilte Lust wird Überdrufs erwecken;	Unmitgeteilte Lust mufs Überdrufs erwecken.
Der bringt den Greis ins Feld, um Menschen zu entdecken.	Auch unser Greis geht aus, um Menschen zu entdecken,
Mein Timon wird zum Diogen.	*Und sieht — den Bären vor sich stehn.*

Str. 9: Er wandert nach dem Forst; hier irrt er hin und her
Und mifst und sucht die Bahn auf unbekanntem Stege. } Fehlen bei Ramler.
Zuletzt begegnet ihm in einem hohlen Wege
Ein andrer Eremit, der Bär.

Strophe 8 und 9 sind von Ramler zu einer verschmolzen worden, und wiederum hat er unseren Beifall. Denn die gelehrten Anspielungen an den die Menschen fliehenden Timon und den sie suchenden Diogenes gehören nicht in diese Fabel; auch war eine Kürzung in der neunten Strophe, von der besonders Zeile 2 mifslungen ist, recht wünschenswert. Dieses Aufgeben einer unnötigen Gelehrsamkeit begegnet uns auch in der Fabel: „Der Wolf und der Hund“, Recl. Ausg. S. 108—109, Fabellese B. V, Nr. XLIII, Z. 13, wo der von Hagedorn einem Hunde beigelegte Name „Melamp“ vom Sammler der Fabellese verschmäht wird:

v. Hagedorn.

Melamp erwidert drauf: Freund, wir beklagen dich;

Ramler.

Der Hund erwidert ihm etc.

Doch auch in anderer Hinsicht zeigt die Fabel: „Der Bär und der Liebhaber seines Gartens“ manches Unfertige, und Ramler fand in den folgenden Strophen des Hagedornschen Gedichtes verschiedene sprachliche Ungeschicklichkeiten und auch eine rhythmische Sünde (Str. 16, 3), die er nach Kräften verbessert hat:

v. Hagedorn.

Str. 10: Er stutzt. Was soll er thun? *Zur Flucht ist keine Spur.*
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Besuche mich, und eile nur.

Ramler.

— — — — *Zur Flucht ist nicht mehr Zeit.*
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Der Weg zu mir ist gar nicht weit.

v. Hagedorn.

Str. 16: Petz kehret einmal heim; da schlummert sein Orest
Zur schwülen Mittagszeit. *Er gehet bei ihm liegen*,
Bewacht den Schlafenden, zerstreut den Schwarm der Fliegen,
— — — — — — — — — — — — — —

Ramler.

Einst kehrt Petz heim und sieht den zärtlichen Orest
Zur schwülen Mittagszeit in sanftem Schlummer liegen.
Er legt sich neben ihn, zerstreut den Schwarm der Fliegen,
— — — — — — — — — — — — — —

v. Hagedorn. Str. 17, 4: Ramler.
Geschmeiſse, wiſst ihr, *wer ich bin?* *Geschmeiſs*, *erfahre*, wer ich bin.

Wir wenden uns zur Fabel: „Der Löwe und die Mücke“ (Recl. Ausgabe S. 106—108; Fabellese Buch II, Nr. XXIII, S. 185—188). Dieselbe beginnt bei H a g e d o r n folgendermaſsen:

Ein kluger Heiliger, selbst Augustinus, spricht:
„Dem Sonnenkörper ist die Fliege vorzuziehen;
Denn ihr, nicht jenem, ward ein Lebensgeist verliehen.“
Vielleicht ist dieses wahr, ich aber glaub es nicht.
Doch denk ich keinen Ruhm den Fliegen abzusprechen;
Die Fliegen wissen sich zu rächen:
Auch Mücken fehlt es nicht an Keckheit noch an Macht.
Wer ist der Heldin zu vergleichen,

Die jenes starke Tier aufs äufserste gebracht,
Dem alle Tiere zitternd weichen?
Der Tiere Regiment in Monomotapa u. s. w.

Vom heiligen Augustinus auf die Fliegen, von den Fliegen auf die Mücken im allgemeinen, und von diesen auf jene heldenhafte Mücke zu kommen, welche einst den Löwen herausgefordert hat, — das heifst doch wahrlich bellum Troianum gemino ab ovo ordiri! Diese wunderliche Einleitung konnte nicht nach dem Geschmack eines Ramler sein, der in seiner mit Erläuterungen versehenen Übersetzung der „Dichtkunst des Horaz" (Basel 1777) S. 59—60 folgendes lehrt: „Man kann bis zur ersten Quelle der Begebenheit hinaufsteigen, bis zu den beyden Eyern, die Leda von dem Jupiter gebar, als er sich in einen Schwan verwandelt hatte: weil aus einem derselben die schöne Helena hervorgekommen ist, deren Entführung den trojanischen Krieg verursacht hat. Die Historie kann so weit gehn. Allein die Poesie hat einen andern Gang. Sie wirft sich plötzlich mitten unter die Begebenheit hinein" ...... So ist es erklärlich, dafs in der Fabellese die Fabel vom „Löwen und der Mücke" gleich mit den Worten beginnt:

Der Tiere Regiment in Monomotapa u. s. w.

Bei Hagedorn lautet Str. 4 folgendermafsen:

Das Lob nährt seinen Stolz, so wie sein Grimm die Not.
Mit beiden durfte nur die kühne Mücke scherzen,
Die ihm aus edlem Hafs, mit freiheitvollem Herzen,
Des scharfen Stachels Spitze bot.

Ramler ändert dieselbe in eigentümlicher Art:

Das Lob nährt seinen Stolz und mindert nicht die Not:
Ein jeder zitterte; nur nicht die kühne Mücke,
Die ihm aus Röm'schem Hafs mit unerschrock'nem Blicke
Des scharfen Stachels Spitze bot.

Abgesehen von anderen Änderungen ist wohl die Frage erlaubt: Wie kommt Ramler dazu, für „edlem Hafs" „Römschem Hafs" zu sagen? — Darüber belehrt uns sein Batteux (Einleitung in die Schönen Wissensch., Leipzig 1756, Bd. I, Teil II, 1. Abschn., 1. Art. „von der äsopischen Fabel": Schreibart der Fabel, S. 255—256): „Die Quellen des Munteren in der Fabel sind: wenn man den Tieren Namen und

Eigenschaften beylegt, die sich nur für die Menschen schicken. Der Bär heifst alsdann ein Scythe, der Löwe eine rauche Majestät, *die Mücke sticht aus römischem Hafs.*“

Zu einer anderen Bemerkung giebt uns die Fabel: „Die Fledermaus und die zwo Wiesel“ (Fabellese VI, 25; v. Hagedorns Poet. Werke, Recl. Ausg. S. 103—104) Veranlassung. Anspielungen nämlich auf Personen, die weder typisch noch allgemein bekannt sind, dürften wohl den Wert einer Fabel vermindern. Da nun aber die Gegnerschaft, welche zwischen den Hallischen Professoren Christian Wolff und Lange — dem Vater des bekannten Sam. Gotth. Lange — herrschte,* selbst den gebildeteren Laien seiner Zeit, aufserhalb der Saale-Stadt, schwerlich bekannt war, so hat R. die den Schlufs der erwähnten Fabel bildende Moral, welche durch eine Anspielung auf jenes Verhältnis ungeniefsbar gemacht war, weggeschnitten und eine allgemeine Nutzanwendung dafür an die Spitze des Gedichtes gesetzt:

v. Hagedorn.	Ramler.
Ein Kluger sieht auf Art und Zeit, Aus Vorsicht, dafs man ihn nicht fange. Er ruft mit gleicher Fertigkeit: Es lebe Wolff! Es lebe Lange!	Zur eignen Sicherheit den Gegner zu berücken, Ist nicht gefrevelt, heifst nur in die Zeit sich schicken.

Die schwindende Bedeutung eines alten deutschen Wortes sucht Ramler — fast nach der Art philologischer Konjektural-Kritiker — in der Fabel: „Die Nachbarschaft der Buhlerei“ zu Ehren zu bringen. (Fabellese V, Nr. 11; v. Hagedorn, Poet. Werke, Recl. Ausg. S. 207.)

Dort spricht die personifizierte Buhlerei:

Z. 17 u. 18: Zwar leb' ich weit von der verlass'nen Treue:
Matronen nur ist, wo sie seufzt, bekannt;

hierfür schreibt Ramler:

Zwar leb' ich weit von der langweil'gen Treue
Und ihrem alten Ehgemahl *Bestand.*

Dazu macht er folgende Bemerkung: „Der *Bestand* statt die *Beständigkeit* fängt an zu veralten, sein Gegensatz, der *Un-*

* Vergl. Wilh. Scherer, Gesch. der deutschen Litteratur S. 419.

bestand, ist noch im Gebrauch geblieben. Hagedorn bedient sich des ersten Wortes mehr als einmal."*

Dieser altertümelnde Zug läfst sich, nebenbei bemerkt, auch in seiner Übersetzung horazischer Oden erkennen, in der die altväterlichen Worte „Afterwelt" (Od. II, 19, 1) und „Biederlob" (ebenda IV, 8, 14) vorkommen. — Des Korrektors Gelehrsamkeit verrät auch folgende Änderung in der Fabel: „Der Kanarienvogel und der Häher" (Recl. Ausg. S. 206, Z. 5 u. 6):

Ein Flaccus, ein Virgil
Zieht nicht den Bav zu Rat.

Ramler sah ein, dafs „Flaccus" als cognomen nicht dem nomen gentilicium „Virgil" parallel gesetzt werden darf, und deshalb schrieb er (Fabellese B. III, Nr. LVII, S. 416):

— — — *Horaz und sein Virgil*
Ziehn nicht den Bav zu Rat.

Dennoch bekämpft der gelehrte Verfasser einer Mythologie, welche heute noch wegen eigentümlicher Vorzüge geschätzt wird, v. Hagedorns mythologische Anspielungen, sobald dieselben schwer verständlich und geschmacklos sind, wie in der eben erwähnten Fabel („Der Kanarienvogel und der Häher"). Dort heifst es weiter Z. 6 ff.:

— — Sie fragen den Quintil,
Den ganz gelehrten Freund. *Warum? Ein halber Kenner*
Verdient, zum höchsten, nur das Mitleid kluger Männer,
Wenn er voll Meisterschaft, voll Hochmut, Neid und Zwist,
An Witz ein Polyphem, an Wahn ein Argus ist.

Dafür schrieb Ramler mit einer kühnen Verkürzung, die wir beim Original-Dichter sehr gern gesehen hätten:

— — — sie fragen den Quintil,
Den ganz gelehrten Freund,
Der Wissenschaft, Geschmack und Redlichkeit vereint.

Dasselbe Streben nach Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, welches uns hier so angenehm berührt, tritt am Schlufs der Fabel „Der Wolf und der Hund" hervor (Recl. Ausg. S. 109). Dort läfst v. Hagedorn den Wolf in ein rhe-

* Ramler führt an: „Die alte und die neue Liebe" Str. 4, Z. 1 u. 2 (Recl. Ausg. S. 256):

Durch mehr als jährigen Bestand
Verehren, was man artig fand.

torisches Pathos verfallen, welches das einfache Raubtier, das seine Freiheit liebt, einem Seneka gleichstellt (V. 31 ff.):

Der Wolf, der weiter nicht den Hund begleiten will,
Sucht seinen Rückweg bald und dankt ihm für die Reise.
Nein! ruft er, auf der Welt ist nichts der Freiheit gleich.
Sollt ich mir einen Stand, den sie nicht schmückt, erwählen?
Dem Weisen gilt sie mehr als Thron und Königreich:
Wenn ihm die Freiheit fehlt, so wird ihm alles fehlen.

Hiergegen läfst Ramler den Wolf in der ungezwungensten Weise reden und handeln (Fabellese V, XLIII):

„Ey“, ruft der Wolf, „Glück auf die Reise!
Wenn ich nicht thun kann, was ich will,
So bleib' ich bei der Väter Weise:
Bald wenig, bald vollauf; und danke für den Koch.“
Er sagt's, läuft fort und läuft wohl noch.

In derselben Fabel ist auch, nebenbei bemerkt, eine sprachliche Nachlässigkeit des Dichters vom Verbesserer beseitigt worden. Dort spricht Z. 13 und 14 der Hund zum Wolfe:

— — — Freund, *wir* beklagen dich;
Wir glaubens, dort im Wald ist oft nicht viel zu fressen.

Der pluralis maiestaticus ist bei einem Gönner, als welcher der Hund erscheint, recht wohl angewandt, durfte aber in der Folge nicht aufgegeben werden, während doch v. Hagedorn in V. 15 fortfährt: „Doch willst du *mit mir* gehn.“ Daher ist Ramler, welcher nur den Singularis anwendet, konsequenter: „Der Hund erwidert ihm: Freund, *ich beklage* dich.“ Von sprachlichem Interesse dürfte auch folgende Änderung sein: In der schon oben erwähnten Fabel „Adelheid und Heinrich“ oder „die neue Eva und der neue Adam“ (Erste Erzählung, V. 13—16, Recl. Ausg. S. 220) schrieb v. Hagedorn:

So sprach ein Mann, *als, aus vermeinter Pflicht,*
Sein junges Weib in strengem Zorn entbrannte,
Und Evens Fall und blinde Zuversicht,
Voll Spötterei, ich weifs nicht wie, benannte.

Diesen Versen gehen andere voraus, in welchen ein Gatte seiner Frau gegenüber behauptet, dafs die Lust, sich gerade an verbotenen Dingen zu erfreuen, von Eva, der viel geschmähten, auf deren Kinder übergegangen sei. Der Ausdruck in den

vorstehenden Versen ist durch Ramler viel kräftiger geworden (Fabellese I, XLVI, S. 87—88):

So sprach ein *kluger* Mann *nicht ohne Glimpf*,
Als einst sein junges Weib in Zorn entbrannte,
Und Evens Fall, *mit vielem Spott und Schimpf*,
Bald Blödsinn hieſs, bald tolle Gaumsucht nannte.

Bedenklich bleibt hierbei nur das Wort „Gaumsucht“, welches anderwärts kaum vorkommen dürfte. Zur Erklärung desselben reicht die Bedeutung von „Sucht“ = „krankhafte Begierde“ (Sanders Handwörterbuch) nicht aus; wir müssen das Wort als synonym dem stammverwandten Nomen „Seuche“ ansehen (vergl. „Maul- und Klauenseuche“).

Weitschweifigkeiten und Längen im Ausdruck finden sich in den Hagedornschen Fabeln nicht selten. Hier war wieder eine Gelegenheit für den litterarischen Ziergärtner, Gleichmäſsigkeit der Form, sowie Luft und Licht dem poetischen Wildling zu schaffen. So z. B. findet sich folgende Schilderung einer öden Gegend in der Fabel „Aurelius und Beelzebub“ (Recl. Ausg. S. 147) V. 57 ff.:

Sein Führer bringet ihn in einen öden Wald
Von heiligen, bemoosten alten Eichen,
Der Sitz des Czernebocks, der Gnomen Aufenthalt,
Die Schlachtbank vieler Opferleichen.
Hier herrscht, fast tausend Jahr, ein schwarzer, wilder Schrecken
In grauser Finsternis. Den unwirthbaren Sitz
Verklärt, doch selten nur, ein roter, schneller Blitz.
Hier sollte sich der Trost Aurels entdecken.
Hier blieb der Fliegenfürst und sein Gefährte stehn.

Dagegen schlieſsen sich an die Worte „Die Schlachtbank vieler Opferleichen“ in der Fabellese B. IV, Nr. XLII, S. 517, mit Hinweglassung der in den nächsten vier Zeilen gegebenen, ganz überflüssigen Beschreibung, die Worte: „Hier bleibt der Fliegenfürst und sein Gefährte stehn.“

In dem wiederholt angeführten Gedichte „Adelheid und Heinrich“ oder „die neue Eva und der neue Adam“ (Recl. Ausg. S. 220—224) findet sich folgende Stelle (V. 41 ff.):

Beschäme denn die Even unsrer Zeit,
Die Probe soll nichts Schweres in sich fassen.
Was heute dir dein Heinrich hart verbeut,
Das hast du stets freiwillig unterlassen.

Wem ist nicht hier der Entenpfuhl bekannt,
Die dir wie mir so sehr verhaſste Lache,
Wovon du sonst die Augen abgewandt?
Ich glaube nicht, daſs ich dich lüstern mache.
Nur diesen Pfuhl verwehrt dir mein Gebot:
Gehst du ins Bad, wie sonst, dich abzukühlen,
So hüte dich, in seinem Schlamm und Kot,
Von morgen an, mit bloſsem Fuſs zu wühlen.

Dafür bringt die „Fabellese“ folgende Fassung:

Beschäme denn die Even unsrer Zeit!
Die Probe soll nichts Schweres in sich fassen.
Was heute dir dein Heinrich hart verbeut,
Das hast du stets freiwillig unterlassen.
Wenn du, wie sonst, den Weg durchs Nuſsgesträuch
In unser Bad nimmst, dich dort abzukühlen,
So hüte dich, im nahen Ententeich
Von morgen an mit bloſsem Fuſs zu wühlen.

Vier Hagedornsche Zeilen sind wiederum bei Ramler ausgefallen: „Wem ist nicht hier der Entenpfuhl bekannt ..... lüstern mache.“ Die letzte derselben: „Ich glaube nicht, daſs ich dich lüstern mache“, ist offenbar nur aus Versnot hineingesetzt worden, hat aber vor der Mitteilung des Verbotes nur den Wert einer höchst überflüssigen Parenthese. Hierher gehört auch die kleine Fabel: „Der Hirsch und der Eber“ (Recl. Ausg. S. 204), von der die sieben ersten Zeilen lauten:

Ein Eber fragt den Hirsch: was macht dich hundescheu?
Für mich gesteh ich gern, daſs ich es nicht begreife.
Du hörst so scharf als sie. Wie schnell sind deine Läufe?
Wie fürchterlich ist dein Geweih?
Und da du gröſser bist, so solltest du dich schämen,
Vor Kleinern stets die Flucht zu nehmen.
Was ist es immermehr, das dich so schrecken kann?

Vergleichen wir damit die Fabellese B. II, Nr. IX, S. 155:

Ein Eber fragt den Hirsch: was macht dich hundescheu?
Du bist so groſs! und dein Geweih
So furchtbar! Solltest du dich nicht im Herzen schämen,
Vor Kleinern stets die Flucht zu nehmen?
Ich weiſs wahrhaftig nicht, was dich so schrecken kann.

Von Ramler sind zwei Zeilen ausgelassen, um die behagliche Breite der Rede einzudämmen und um einen schlechten Reim (begreife : Läufe) zu tilgen. Das altertümliche „immermehr“ in der

Frage: „Was ist es immermehr, das dich so schrecken kann?“ (mhd. iemer mêre = stets von neuem) ist ersetzt durch die verständlichere Phrase: „Ich weiſs wahrhaftig nicht, was“ u. s. w.

Wie durch solche Streichungen, besonders wenn sie sich auf überflüssige Strophen erstrecken, ein Gedicht nur gewinnen kann, zeigt v. Hagedorns Fabel: „Der Hase und viele Freunde“ (Recl. Ausg. S. 115—117). Vor dem Beginne der Erzählung steht eine zwei Strophen umfassende Moral, die Ramler, einem richtigen Grundsatze huldigend, weggelassen hat. Für uns ist aber die Ausmerzung der vierten Strophe wichtiger, die wir wohl nicht vermissen, wenn wir in der Fabellese folgendes hintereinander lesen (B. II, Nr. XXI, S. 177—178):

(Str. 4 bei v. Hagedorn = Str. 2 bei Ramler.)

Einst wandt’ er sich zu seinen Freunden,
Um Rath und Beistand sie zu flehn,
Den Hunden, seinen ärgsten Feinden,
Zu steuern oder zu entgehn.
Man sprach: Dein Leben zu erhalten,
Soll unser Eifer nie erkalten;
Wer deinem Balg ein Härchen krümmt,
Dem ist von uns der Tod bestimmt.

(Str. 6 bei v. Hagedorn = Str. 3 bei Ramler.)

Nun lebet Hänsel ohne Sorgen,
Stets unverzagt und ungestört.
Er sieht, wie sich an jedem Morgen
Bey jedem Thau sein Frühstück mehrt.
Sein rascher Fuſs verläſst die Wälder,
Schweift durch die Gärten, durch die Felder,
Wo ihn in stolzer Sicherheit
Laub, Kraut und junge Saat erfreut.

Bedarf es wohl noch einer anderen Strophe als der zuletzt angeführten — die übrigens einige geringe Abweichungen vom Original aufweist —, um das Stillleben des vertrauensseligen Hasen zu schildern? Bei v. Hagedorn findet sich freilich zwischen jene beiden die folgende (fünfte) Strophe eingefügt:

Der muntre Hänsel ist zufrieden,
Und schätzt sich groſsen Hansen gleich.
Die Sicherheit, die ihm beschieden,
Vertauscht er um kein Königreich.
Ihn will so mancher Beistand schützen;
Was darf er nun in Ängsten sitzen?

Nein, unter vieler Starken Hut
Fehlt es auch Hasen nicht an Muth.

Der Kritiker hatte vom ästhetischen Standpunkte aus vollständig recht, als er diese Strophe entfernte. Betrachten wir schliefslich noch den Anfang der schon einmal erwähnten Fabel: „Der Bär und die Liebhaber seines Gartens“ (Recl. Ausg. S. 118):

1. Ein unerfahrner Bär voll wilder Traurigkeit,
Den in den dicksten Wald sein Eigensinn verstecket,
Vertrieb, unausgeforscht, durch Klipp' und Berg gedecket,
Wie ein Bellerophon die Zeit.

2. Hier sträubet sich der Petz; er liebt nur diese Kluft,
Und meidet stets die Spur der Bären, seiner Brüder.
Mit Brummen wälzt er sich im Felsen auf und nieder;
Sein schwaches Haubt scheut freie Luft.

3. *Dies macht ihn ganz verwirrt. Ihm gleicht vielleicht die Zunft
Der Weisen dunkler Art, der schweren Sonderlinge;
Die fliehen Licht und Welt und haschen Wunderdinge;
Nur nicht die Gabe der Vernunft.*

Zunächst hat Ramler in Str. 1 eine mythologische Anspielung auf das hilflose Umherirren des geblendeten Bellerophon, welche erst durch eine gelehrte Anmerkung verständlich wird, aufgegeben (Fabellese B. II, Nr. LVIII, S. 275):

Ein ungeschlachter Bär voll finstrer Traurigkeit,
Im ödesten Gebirg' aus Eigensinn verstecket,
Vertrieb, unausgeforscht, durch Klipp' und Wald gedecket,
Einsiedlermäfsig sich die Zeit.

Warum, wird man beim Lesen der zweiten Strophe fragen, ist das Haupt des Bären schwach? Und ist es nicht vielmehr die Geselligkeit als die freie Luft, welcher der Einsiedler sich entzieht? Es scheint also Str. 2, Z. 4 von Hagedorn lediglich aus Not hineingesetzt zu sein, damit das Endwort von Z. 1 (Kluft) eine Entsprechung (Luft) habe. Was Ramler dafür setzt, läfst sich wenigstens verstehen:

Er wählt sich eine Gruft, die fast sein Körper füllt,
Schläft hier und dehnet sich und wälzt sich auf und nieder,
Und meidet stets die Spur der Bären, seiner Brüder,
In eigne Dummheit eingehüllt.

Endlich liefs das Lehrhafte der in Str. 3 enthaltenen gedanklichen Abschweifung, durch welche die Erzählung unterbrochen wird, dem Kritiker die ganze Strophe störend erschei-

nen, so dafs er sie wegstrich, — und wer möchte ihn für diesen Censorstrich tadeln?

Hiermit schliefsen wir unsere Wanderung durch die von Ramler zugestutzten Hagedornschen Fabeln, obgleich wir noch manche beachtenswerte Abänderungen und Verbesserungen des Original-Textes anführen könnten. Das Resultat unserer Betrachtung dürfte wohl darin bestehen, dafs wir im Verfahren Ramlers vielfach bestimmte Grundsätze aufgefunden haben, die wir zwar nicht alle billigen können, deren Befolgung aber im grofsen und ganzen den erzählenden Dichtungen Friedrich von Hagedorns zum Vorteil gereicht. So urteilend finden wir uns sogar mit einem Gegner der Ramlerschen Verbesserungskunst in Übereinstimmung. Eschenburg nämlich, der im Jahre 1800 die schöne Oktav-Ausgabe von Hagedorns Werken besorgt hat (Hamburg, bei Karl Ernst Bohn), sagt im vierten Bande derselben, nach einer mifsbilligenden Kritik derjenigen Ramlerschen Änderungen, welche an den in den „Liedern der Deutschen“ und der „Lyrischen Blumenlese“ stehenden Hagedornschen Liedern vorgenommen sind, folgendes (S. 102—104): „Übrigens ist es bekannt, dafs die von Ramler in seine Fabellese aufgenommenen Hagedornschen Fabeln auf gleiche Weise behandelt sind. *Meistens aber doch mit mehrerem Glück, weil sie minder eigentümlichen Tons und der Korrektion empfänglicher waren.*“ Jedenfalls aber, mochte auch so mancher Änderungsversuch Ramlers als mifsglückt zu bezeichnen sein, gab das eifrige Durcharbeiten, welches jener fleifsige Mann fremden Dichtungen zu teil werden liefs, unseren Dichtern eine ernste Lehre, wie sie es mit ihren eigenen Schöpfungen anzufangen hätten, um dieselben zur Reife zu bringen, und bot eine treffliche Illustration zu dem Horazischen „nonum prematur in annum“. Andererseits liegt darin ein Zurückweisen der Anschauung, welche eine gekrönte Dichterin unserer Zeit (Carmen Sylva) an den Tag legt in den Worten:

> *Sag nie* zur trägen Stunde: Eile doch!
> Der fröhlichen Sekunde: Weile doch!
> *Dem frischen Dichtermunde: Feile doch!*

Schwerin a. d. Warthe. Dr. Albert Pick.

Xavier de Maistre.

Von

Adolf Ey.

Es herrscht die Ansicht, dafs jedes Erzeugnis der Poesie, welches in Frankreich gedeihen will, mit dem Kot der Lutetia gedüngt sein müsse. Die Früchte entsprechen ja nur zu häufig einem solchen Untergrund. Die Poesie, die Xavier de Maistre gepflegt hat, ist nicht in Paris erwachsen, hat nie Pariser Stickluft geatmet, sondern die Alpen sind ihre Pflanzstätte, und rein und duftig wie die Alpenluft sind auch die Blüten, die sie uns bietet.

In der ganzen französischen Litteratur giebt es kaum eine zweite Erscheinung, die so einfach, so rein, so kindlich, so rührend ist wie die des Piemontesen.

Zwei Brüder haben den Namen Maistre berühmt gemacht: Joseph und Xavier. Es sind zwei gewaltige Gegensätze. Joseph erschien den Zeitgenossen als ein mächtiges Gestirn erster Gröfse, welches das Licht Xaviers weit überstrahlte, und doch hat es nicht lange gedauert, und das grofse Gestirn erlischt allmählich im Weltenraume, während sich an dem geringeren immer und immer wieder gefühlvolle und einfache Seelen aus allen Nationen gern erfreuen. Xaviers Opuscules gehören der Weltlitteratur an.

Joseph war ein leidenschaftlicher Philosoph. Nach den Greueln der Revolution verzweifelte er an der Kraft der Vernunft und des Gedankens und warf sich rückhaltlos der Autorität in die Arme. Der Scharfrichter ist für ihn die Grundlage, auf der die gesellschaftliche und staatliche Ordnung sich

auferbaut. „Alle Gröſse, alle Macht, alle Subordination,“ ruft er aus, „beruht auf dem Henker. Er ist der Schrecken und das Band der menschlichen Gesellschaft. Nehmt diese unbegreifliche Kraft aus der Welt und sofort macht die Ordnung den Naturkräften Platz. Die Throne stürzen und die Gesellschaft geht unter. Gott, der die Souveränetät einsetzte, hat auch die Züchtigung verordnet. Er hat die Erde auf die beiden Pole geworfen, denn Gott ist der Herr der Pole, und auf ihnen läſst er die Welt sich bewegen.“

Das ist Joseph, und daneben Xavier? Er entwirft keine Weltordnungen, er trägt sich nicht mit groſsen philosophischen Problemen, obgleich er seine kleinen Spekulationen wohl zu ordnen versteht; er macht sich klein und steht bescheiden neben dem gewaltigen Bruder. Er unterwirft sich demselben ganz, giebt ihm sein Manuskript und erwartet geduldig seine Entscheidung.

Sonst haben die jüngeren Brüder etwas durch den Zufall der Geburt gelitten. Oft verdunkelt sie der ältere mehr als billig. Wären sie die einzigen gewesen, man würde sie höher schätzen als jetzt, wo sie immer mit dem Gleichnamigen in Vergleich gesetzt werden. Quintus Cicero, Thomas Corneille, Ségur sans cérémonies — so nannte er sich scherzweise zum Unterschiede von seinem Bruder, der Maître des Cérémonies unter Napoleon war — auch Paul de Musset, alle diese sind mehr oder weniger Opfer ihrer älteren Brüder geworden.

Xavier ist vielleicht deshalb eine Ausnahme, weil er auſser dem Namen nichts mit dem Bruder auf dem Schriftstellergebiete gemein hat. Das Naive, das Anmutige, das Empfindsame, der sanfte Humor sind sein Feld; wie sehr verschieden von dem, welches Joseph bebaut hat!

Einfach wie seine Werke ist auch sein Leben. An dem Südabhange der savoyischen Alpen an einem Nebenflusse der Rhone liegt die kleine Hauptstadt des früheren Herzogtums Savoyen, das aus Rousseaus Confession so bekannte Chambery; dort ist unser Dichter im Jahre 1760, 62, 63 oder 64 — die Frage ist noch immer nicht entschieden — geboren, und dort hat er auch seine Jugendjahre verbracht. Er stammte aus einer edlen Familie. Von seinem Vater, einem Senatspräsi-

denten, der noch vor der Einnahme Savoyens durch die Franzosen starb, spricht er in seiner Reise um mein Zimmer mit der innigsten Liebe und Verehrung; von seiner Mutter sagt Joseph, sie sei ein Engel gewesen, dem Gott einen Körper geliehen habe. Aufser Joseph hatte Xavier drei Brüder und vier Schwestern. Während jener eine parlamentarische und senatorische Laufbahn einschlug, trat Xavier ins Heer. Er verbrachte seine Jugend in den verschiedenen Garnisonen von Piemont und wahrscheinlich in der Art wie alle Offiziere: die Liebe zu Madame de Hautcastel, ein Duell, das sind die bezeichnenden Momente.

Als Ste. Beuve ihn über seine Origines ausfragen wollte, antwortete er lächelnd: „Ich mufs der Wahrheit gemäfs gestehen, dafs ich in diesem Zeitraume gewissenhaft das Garnisonleben geführt habe, ohne ans Schreiben und auch nur selten ans Lesen zu denken; wahrscheinlich würden Sie nie von mir haben sprechen hören ohne den in meiner Reise um mein Zimmer angedeuteten Umstand, um dessenwillen ich eine Zeit lang Stubenarrest erhielt.“

Ehe Xavier diese geistreiche Reise unternahm, hatte er eine noch kühnere unternommen, eine Reise im Luftballon; nahe bei Chambery stieg er auf, und etwa zwei bis drei Stunden davon liefs er sich wieder zur Erde nieder. Das ist sein Jugendleben, das sind seine Abenteuer.

Er war 26 oder 27 Jahre alt und stand als Offizier des Marineregiments zu Alexandria in Garnison, als er „die Reise um mein Zimmer“* schrieb; einige Anspielungen beziehen sich jedoch auf eine spätere Zeit, so das 32. Kapitel, wo er seinen Athalie-Traum von den Greuelthaten der Schreckenszeit erzählt. Er behielt das Stück mehrere Jahre in seiner Schublade und fügte von Zeit zu Zeit ein Kapitel hinzu. Bei einem Besuch, den er um 1793 oder 1794 seinem auf der Flucht befindlichen Bruder Joseph in Lausanne abstattete, brachte er ihm das Manuskript. „Mein Bruder,“ sagte er, „war mein Pate und mein Beschützer; er lobte mich wegen der Beschäftigung, der ich mich hingegeben hatte, und behielt das Konzept, das er

* Deutsch von A. Ey bei Reclam.

nach meiner Abreise ordnete. Bald erhielt ich ein gedrucktes Exemplar, und ich empfand die Überraschung, die ein Vater wohl empfinden mag, wenn er einen Sohn, den er noch an der Mutterbrust verlassen hat, als Jüngling wiedersieht. Ich freute mich sehr darüber, und ich fing sogleich ‚die nächtliche Entdeckungsreise‘ an; aber mein Bruder, dem ich meine Absicht mitteilte, brachte mich davon ab. Er schrieb mir, den Wert, den das Werkchen habe, würde ich nur vernichten, wenn ich eine Fortsetzung dazu verfasse. Er sagte mir ein spanisches Sprichwort, welches behauptet, dafs alle zweiten Teile schlecht wären, und riet mir, einen anderen Gegenstand zu suchen; ich dachte nicht mehr daran."

Das ist nun nicht richtig, denn „die nächtliche Entdeckungsreise um mein Zimmer" ist vorhanden. Sie hat aber nicht zum Ruhme des Autors beigetragen, ohne deshalb den Wert der Reise um mein Zimmer zu vernichten. Wenn man diese Reise liest, lernt man den Verfasser besser kennen, als wenn er uns seine Beichte direkt abstattete; auch hier beichtet er, aber nicht ernst und langweilig, sondern halb scherzend und immer unterhaltend.

Mager sagt in seiner Geschichte der französischen Nationallitteratur: „Man mufs den Titel recht verstehen; er sollte heifsen: Reisen ins Blaue, in Gedanken auf dem Zimmer gemacht. Es ist schwer, eine Vorstellung von diesem hübschen Buche zu geben; ich möchte ihm den Namen ‚philosophische Memoiren‘ geben. Der Verfasser hatte als junger Mann wahrscheinlich das Bedürfnis, oft allein zu sein und sich in allerlei wünschenswerte, mögliche und unmögliche Lebenslagen hineinzuträumen. Wer hat nicht als junger Mann tagelang wachend geträumt? Die Seele ist in solchem Zustande wie ein Nachen auf einem grofsen See, ohne Steuer und Ruder, bald hierhin, bald dorthin getrieben. Rein passiv giebt sie sich allen Eindrücken hin in den Erwartungen und Hoffnungen. Dieser Umstand hat in der That Ähnlichkeit mit einer zweck- und ziellosen Reise, und de Maistre hat ihn so aufgefafst. Da ist kein Plan und keine Ordnung. Der Zufall ist Herr. Ist es ein schönes und frommes Gemüt, das uns so seine Träumereien, die Memoiren seines Herzens giebt, so haben wir aller-

dings dankbar zu sein, und de Maistre hat uns ein wertvolles Geschenk gemacht."

Einige Andeutungen zur Charakterisierung des Büchleins will ich trotz alledem versuchen.

Weshalb unternimmt er die Reise? Er hat sich duelliert und erhält dafür Stubenarrest, man zwingt ihn also dazu, in seinem Zimmer zu reisen. Bei dieser Gelegenheit giebt er die Logik des Duells.

„Nichts ist doch natürlicher und richtiger," sagt er, „als dafs ich mich mit einem auf Leben und Tod schlage, der mich aus Versehen auf den Fufs tritt, oder der sich im Ärger, den ich ihm vielleicht aus Unvorsichtigkeit verursacht habe, ein beifsendes Wort gegen mich entschlüpfen läfst, oder der auch wohl das Unglück hat, der Dame meines Herzens zu gefallen."

Dann spricht er über die Konsequenz, die darin liegt, dafs dieselben Leute, die das Duell im Gericht bestrafen, noch viel härter gegen den Offizier verfahren, der das Duell verweigert. Er schlägt deshalb auch vor, dafs die Richter ja durch Würfel entscheiden könnten, ob einer bestraft werden solle oder nicht.

Nach der Veranlassung giebt er eine Beschreibung des zu durchwandernden Gebietes, der Lage und Gröfse seines Zimmers, das er aber nicht allein an den Wänden hin und in der Diagonale durchziehen will, sondern auch im Zickzack, wie es gerade seinem abspringenden Geiste gemäfs sei.

Auf seiner Reise macht er Stationen bei dem Bilde der Frau von Hautcastel, bei seinem Bett, bei seinem Schreibtisch und dessen mit Briefen und einer verwelkten Rose angefüllten Schublade, bei mehreren Genrebildern, beim Kamin, beim Spiegel, bei seiner Bibliothek, bei der Büste seines Vaters. Er führt uns damit auf die liebenswürdigste Weise in sein intimstes Leben und Denken ein.

Frau von Hautcastel ist die Geliebte seines Herzens; ein Bild aus Werthers Leiden, eins von Ugolino, eins von Raphael und dessen Geliebten bezeichnen seinen Geschmack in der Malerei, Clarissa und Werthers Leiden, Homer, Virgil, Milton, Ossian, dann noch besonders die Elektra bezeichnen seinen Geschmack in der Dichtkunst. Dafs er in der Musik etwas geleistet, wehrt er eifrig von sich ab, aber die Malerei hat er

betrieben, über die Malerei hat er viel nachgedacht, über sie auch geschrieben.

Dante hat gemalt, Goethe, André Chénier, Washington Irving, Thackeray. Mehrere unter ihnen haben eine Zeit lang geschwankt, ob Poesie oder Malerei ihr Beruf sei; auch Xavier de Maistre hat über diese Kunst offenbar mehr nachgedacht als über die, durch welche er seinen Ruhm erlangen sollte. Im Schreiben hat er sich an keinen Meister angelehnt, sondern, ein echtes Kind der Neuzeit, auf eigene Füſse sich stellend, nur den Stimmen gelauscht, die ihn in seinem Innern zum Schaffen antrieben.

Wir werden aber auch mit denen bekannt, die ihn umgeben, mit seinem Hund und mit seinem Diener Joannetti. Ein sanfter Humor schwebt über den Zeilen, wo er eine Thräne vergieſst, weil er den treuen Joannetti ungerecht ausgescholten hat. Joannetti hat sich schelten lassen und hat nichts gesagt, obgleich er wohl wuſste, wie sehr sein Herr unrecht hatte. Und noch eine Thräne vergieſst er, als er den armen Jakob aus Chambery hart angefahren hat und sehen muſs, wie sein Diener und Rosine, seine Hündin, sich des Armen annehmen und ihm eine Lektion in der Menschlichkeit geben.

Doch weit öfter als diese Gefühlsseligkeit zeigt er ein schalkhaft lächelndes Antlitz. Wenn Josephs und Xaviers Seelen sich hätten vermählen können, so wäre die des Jüngeren das weibliche Element bei dieser Ehe gewesen.

Das Originellste auf seiner Reise sind die Entdeckungen über sein Doppelwesen. Mit erstaunter Miene wie ein Kind bemerkt er, daſs er aus l'âme und la bête oder l'autre bestehe. „La bête," sagt er, „ist ein vollständig von der Seele unterschiedenes Wesen, ein wirkliches Individuum, das sein besonderes Leben, seine Neigungen, seinen Willen hat, und das über anderen Tieren nur deshalb steht, weil es besser erzogen und mit vollkommneren Organen versehen ist."

„Meine Herren und Damen," ruft Xavier schalkhaft aus, „seien Sie stolz auf Ihren Geist, so viel Sie wollen, aber miſstrauen Sie dem anderen, besonders wenn Sie zusammen sind!"

Nach ihm besteht die groſse Kunst eines geistreichen Mannes darin, sa bête so zu erziehen, daſs sie ganz allein gehen kann,

während die Seele, von diesem peinlichen Anhängsel befreit, sich zum Himmel aufschwingt. Um die Sache verständlich zu machen, erinnert er daran, dafs „der andere“ oft eine ganze Seite herunterliest, ohne dafs die Seele sich dabei beteiligt: der andere hat einmal von der Seele den Auftrag bekommen und thut auch seine Schuldigkeit, während jene abwesend ist.

Einmal giebt seine Seele „dem anderen“ die Weisung, nach dem königlichen Hof zu gehen; sie selbst aber erhebt sich alsbald ins Reich der Gedanken. Der andere geht seinen Weg, und als die Seele ihn wieder einholt, steht er, eine halbe Meile vom Königsschlofs entfernt, vor der Thür der Frau von Hautcastel.

„Der Leser möge sich denken,“ fügt Xavier hinzu, „was wohl geschehen sei, wenn der andere ganz allein bei einer so schönen Dame eingetreten wäre.“

Welches Vergnügen empfindet der andere bei dem Anblick des Bildes dieser schönen Dame, in welcher Verzückung trifft ihn die Seele, als sie aus ihrem Phantasiereich zurückkommt, und wie warm teilt sie den Genufs des anderen!

Und dieses Bild — es ist wie alle solche Porträts, es lächelt alle auf einmal an, die es betrachten, und es scheint doch nur einem einzigen zuzulächeln. Armer Geliebter, der du glaubst, dafs sie dich allein ansehe!“

Doch ganz ohne Gefahr ist das Reisen im Zimmer auch nicht; fast wäre Xavier durch die Unbesonnenheit des anderen dabei ums Leben gekommen. Der arme Jakob steckte den Kopf zur Thür herein, und la bête drehte, ohne daran zu denken, dafs ein Backstein hinter ihr im Fufsboden fehle, den Lehnstuhl so rasch herum, dafs de Maistre um- und aus seiner Kalesche herausgeschleudert wurde.

Den anderen darf aber niemand einfältig nennen. Bei einem Wortstreit mit der Seele — ein Wortstreit, eine Trennung ist bei ihnen gar nicht selten — mufs die erstere bald zum Rückzug blasen, den sie denn auch glücklich dadurch bewerkstelligt, dafs sie dem anderen mit Kaffee unter die Nase geht.

Die Gedanken sind immer fein und humoristisch, oft auch enthalten sie in ihrer leichten naiven Form tiefsinnig philo-

sophische Wahrheiten. Nur dann verläſst Xavier auf einen Augenblick der Humor, wenn er an die Revolution, die er so zu sagen geschwänzt hatte, an die Knechtschaft seines Vaterlandes, an das Elend der Armut und an den Tod seines Freundes denkt. Da beherrschen ihn Zorn und Rührung. Über alles tröstet ihn sein Glaube an die Unsterblichkeit, dem das schönste Kapitel gewidmet ist.

Im Grunde seines Herzens ruht eine milde Traurigkeit, die sein freundlicher Geist hinwegscherzen will. Im lächelnden Auge steht die Thräne sanfter Rührung. Dabei ist nichts gemacht, nichts anspruchsvoll, alles einfach, bescheiden und naturwahr, wie Xaviers eigener Charakter.

Als Savoyen im Jahre 1796 durch den Separatfrieden von Turin mit Frankreich vereinigt wurde, glaubte der Graf Xavier, der in Piemont diente, daſs er seinem Vaterland entsagen müsse, dessen eine Hälfte, wie er sagte, ihn selbst verlassen habe. Die Kriege der Franzosen trieben ihn aus Italien hinweg. Er wanderte aus nach Ruſsland, nur mit leichtem litterarischen Gepäck, vielleicht mit den ersten Kapiteln der „nächtlichen Entdeckungsreise“, aber sicherlich nicht mit „der Gefangenen von Pignerol“, von der er in seiner Reise um mein Zimmer spricht, noch auch mit dem Gedichte in 24 Gesängen, das er im 11. Kapitel der Entdeckungsreise erwähnt, denn er hatte diese Sachen gar nicht geschrieben und sprach nur aus Scherz davon. Im Norden angekommen, hatte er zuerst die Absicht, sich mit seinem Pinsel zu ernähren, aber das Glück war ihm günstig: er konnte den Degen behalten; er stand als Hauptmann unter Suwórow, dem er in Petersburg 1801 die Augen schloſs, und stieg allmählich bis zu dem Rang eines Generals empor. Daſs er bei gefährlichen Kämpfen gewesen, beweist die schwere Wunde am rechten Arm, die er bei der Belagerung der Festung Achalzig in Georgien im Dezember 1810 erhielt.

Sein Glück vollendete sich, als er im Jahre 1812 Fräulein Zagriatzky, eine Ehrendame der kaiserlichen Majestäten, heiratete. Ste. Beuve rühmt ihre edle Seele und ihre hohe slavische Schönheit und erzählt, wie Xavier de Maistre selbst, als er im Jahre 1839 bei seinem Aufenthalt in Paris seine Frau einmal ins Zimmer treten sah, über ihre Schönheit entzückt gewesen sei.

Zwanzig Jahre waren vergangen, seit er die Reise um mein Zimmer geschrieben hatte, da befand er sich eines Tages — es war im Jahre 1810 — in Petersburg in einer Gesellschaft, in der sein Bruder auch war. Die Unterhaltung kam auf den Aussatz der Hebräer, und einer sagte, diese Krankheit gäbe es nicht mehr; dem konnte nun Xavier widersprechen, denn er hatte den Aussätzigen von Aosta gekannt. Er sprach davon mit solchem Eifer, daſs es alle Anwesenden mächtig interessierte, und er selbst faſste den Gedanken, die Geschichte jenes Unglücklichen zu schreiben; sein Bruder ermutigte ihn und lobte auch den ersten Entwurf, der auf seinen Rat nachher etwas verkürzt wurde. Joseph übernahm auch zum zweitenmal Patenstelle und lieſs die Schrift in St. Petersburg um 1811 drucken, indem er „die Reise" dazufügte; in Frankreich aber sind „die Reise" und „der Aussätzige" erst etwa um 1817 bekannt geworden.

Die Geschichte des Aussätzigen ist wahr, ebenso wie die der jungen Sibirierin, die der Schriftsteller teilweise von ihr selbst gehört hatte. Alles ist wahr bei ihm, nichts Romanhaftes; er schreibt die Wirklichkeit ab, aber er ist deshalb kein Zola. Das Ideale bei ihm liegt in der Wahl, die er in Bezug auf seinen Gegenstand trifft, und vorzüglich in einem gewissen menschlich warmen und religiösen Ton, den er über denselben ausbreitet. Die Natur sitzt bei ihm Modell, aber er nimmt die Erscheinungen der Natur, die erheben, und nicht die, welche herabziehen. Er sucht nicht das Häſsliche und Schreckliche, sondern besonders das Naive und das Menschliche.

Der arme Aussätzige wohnte, ehe er nach Aosta kam, in Oneille. Als die Franzosen nach der Besetzung Savoyens und Nizzas bis Oneille kamen, wo dieser Unglückliche lebte, da erschrak derselbe, er hielt sich auch für bedroht und wollte nun auswandern wie die anderen. Eines Tages kam er zu Fuſs nach Turin. Die Schildwache hielt ihn am Thore an, und als man sein Gesicht gesehen hatte, lieſs man ihn zwischen zwei Soldaten zum Gouverneur führen, der ihn ins Krankenhaus schickte. Von da brachte man ihn nach Aosta, wo er auf Befehl wohnen muſste. Dort hat ihn de Maistre oft gesehen. Wie man sich denken kann, hatte der Aussätzige einen ziemlich be-

schränkten Ideenkreis; der Autor hat denselben etwas erweitert, indem er ihm alle die Gedanken beilegte, welche aus seiner Lage sich von selbst ergaben. Die Wohnung des Armen war vollständig einsam; ein junger Offizier, vielleicht der der Frau von Hautcastel, hatte dort gern mit der Dame, die er liebte, Zusammenkünfte hinter den Rosenbüschen dieses Gartens; dort waren sie ganz sicher. Das höchste Glück lebte unter dem Schutz der höchsten Verzweiflung.

Noch schwieriger als die Reise läſst sich der Aussätzige analysieren. Nach einer Beschreibung des Turmes, in welchem der Arme lebt, erzählt de Maistre, wie im Jahre 1797 ein junger Offizier in den Garten desselben eintritt und so plötzlich dem Aussätzigen gegenübersteht. Das Schicksal des Mannes ergreift ihn; er hört, wie derselbe sich beschäftigt, welche grausamen Qualen er empfindet, wie er seinen Hund und dann wie er, was für ihn das Schrecklichste gewesen ist, seine Schwester verloren hat. Es ist ein Abgrund des Elends, der sich vor uns eröffnet, aber immer gemildert durch den freundlichen Schein einer echt religiösen Lebensanschauung. Man höre nur folgende Stelle:

„Das öde Leben, zu dem ich verurteilt bin, flieſst viel rascher dahin, als man sich denken sollte; und das will viel sagen,“ fuhr der Aussätzige mit einem leichten Seufzer fort, „denn ich gehöre zu denen, die nur reisen, um anzukommen. Mein Leben ist ohne Abwechselung, meine Tage ohne Unterschiede, und durch diese Eintönigkeit erscheint die Zeit kürzer, ähnlich wie ein Land durch seine Nacktheit weniger ausgedehnt erscheint.“

Die Wirkung, welche „der Aussätzige“ auf einfache Gemüter hervorbringt, hat vielleicht niemand besser ausgedrückt als Töpffer in seiner reizenden Novelle „der groſse St. Bernhard“. Ein junges Mädchen, das er auf dem St. Bernhard getroffen hat, führt er unter die Bäume des Turmes, unter denen vielleicht der Aussätzige gesehen hatte, wie die junge Frau ihr Köpfchen an die Brust des Gatten drückte, ein Anblick, der dem Unglücklichen fast das Herz abpreſste und ihn der Verzweiflung nahe brachte. Dort liest er ihr die Geschichte vor: zuerst ist sie zerstreut, dann überrascht, ihre

Seele, die vorher nichts von Poesie kannte, öffnet sich derselben, ihr Antlitz glänzt vor Freude, aber die Seiten werden düsterer und düsterer, Thränen treten ihr in die Augen, und als dem Unglücklichen die Schwester sterben will, da bricht sie in lautes Weinen aus. Sie bittet aufzuhören. In ihr aber ist ein neues Gefühlsleben aufgegangen, das Töpffer jedoch, der Redliche, nicht zu seinem Vorteile benutzt.

Der Aussätzige ist eine schöne Lektüre, sie hat etwas Beruhigendes in sich wie ein Gebet.

In der Litteratur hat das Büchlein ordentlich Schule gemacht, es giebt eine ganze Anzahl von kleinen Romanen, in denen das Interesse erweckt wird durch den Gegensatz, in den ein physisches Leiden zu den Empfindungen der Seele tritt; aber „der Aussätzige“ ist kein Roman und will auch keiner sein. Zu den Vorfahren des Aussätzigen können wir „den armen Heinrich“ rechnen.

Während „die Reise“ ein Monolog, „der Aussätzige“ ein Dialog ist, sind „die junge Sibirierin“ und „die Gefangenen des Kaukasus“ Erzählungen. Er schrieb sie um das Jahr 1820 auf die Bitte einiger Freunde und einer nahen Verwandten zulieb, der er sie als Eigentum übermachte; er gab sie ihnen, damit sie in Paris veröffentlicht würden. Auch diese beiden Geschichten zeigten, dafs seine feine Art zu schreiben nicht zufällig, sondern eine Gabe war, die ihn auch wohl noch zu anderen Werken hätte befähigen können.

Die junge Sibirierin ist vielleicht am besten charakterisiert durch die wenigen Worte, die Xavier de Maistre als Einleitung giebt. „Der Mut eines jungen Mädchens, das gegen Ende der Regierung Pauls I. aus Sibirien zu Fufs loswanderte, um in St. Petersburg Gnade für ihren Vater zu erflehen, hat seiner Zeit ein so grofses Aufsehen erregt, dafs eine berühmte Schriftstellerin — es ist Madame Cottin — aus dieser interessanten Reisenden eine Romanheldin gemacht hat. Die aber, welche sie gekannt haben, bedauern, dafs Liebesabenteuer und romanhafte Ideen einer edlen Jungfrau angedichtet sind, die niemals eine andere Leidenschaft kannte als die reinste Kindesliebe, und die ohne Stütze, ohne Rat, in ihrem eigenen Herzen den Gedanken zu der edelsten That und die Kraft zur Ausführung derselben

fand. Wenn der Bericht von ihren Erlebnissen nicht jenes Überraschende bietet, das ein Romanschreiber für erfundene Personen zu erwecken versteht, so wird man doch vielleicht mit einigem Vergnügen die einfache Geschichte ihres Lebens lesen, die an sich schon interessant genug ist, ohne anderen Schmuck als die Wahrheit."

Es ist die Wahrheit, aber die anmutige Wahrheit, wie Xavier de Maistre die Wanderung des Mädchens erzählt von den Grenzen des Regierungsbezirks Tobolsk bis zu den Stufen des Kaiserthrons in Petersburg, wie er die Fährlichkeiten beschreibt, die sie zu besiegen hatte, die Personen, die freundlich oder feindlich mit ihr zusammentrafen, und besonders wie er ihren einfachen und rührenden Charakter voll alles überwindender Kindesliebe und felsenfesten Vertrauens zu Gott schildert.

Als Prascovia — so heifst die Sibirierin — einmal ein grofses Bild sieht, auf dem Silen gestützt von Bacchantinnen dargestellt ist, ruft sie erstaunt aus: Das ist also alles nicht wahr? Diese Menschen da mit Ziegenbeinen? Welche Thorheit Dinge zu malen, die nie dagewesen sind, als ob es an wirklichen Dingen fehlte!" — Derselben Meinung ist de Maistre, und seine wirklichen Dinge sind nicht einseitig. Er weifs die verschiedenen Seiten des menschlichen Lebens zu einem schönen Ganzen zu vereinen. Er stellt nicht allein den glühenden Glauben und den Heldenmut des Mädchens dar, sondern er weifs auch heitere Züge, er weifs auch die kleinen Schwächen des Herzens mit hineinzubringen, und unter einer Thräne der Rührung schaut bisweilen der schalkhafte Beobachter, den wir aus der Reise um mein Zimmer kennen, wieder hervor. Den Frauen ist das Buch geweiht, besonders Frauen werden Prascovia immer gern auf ihrer Wanderung begleiten.

Wie die junge Sibirierin, so spielen auch „die Gefangenen des Kaukasus" in russische Verhältnisse hinein, und hier zeigt sich, dafs der sonst so sanfte und liebenswürdige Schriftsteller, wenn es die Wahrheit verlangt, auch nicht vor den furchtbarsten Scenen zurückschreckt.

Der russische Major Kaskambo hat sich, um seine Kosacken vor Vernichtung zu retten, dem wilden Stamme der Tschatschenzen als Gefangener ausgeliefert. Sein Bursche, der das

Geschick seines Herrn erfährt, folgt ihm und teilt sein Los. Der Major erliegt beinahe der schlechten Behandlung, während Iwan, sein Bursche, täglich auf Rettung sinnt. Anfangs spielt dieser den Possenreifser, dann wird er Mohammedaner, und endlich ist der Tag der Befreiung gekommen. Die Männer des Stammes sind auf einen Raubzug ausgeritten, nur der alte Wächter mit seiner Tochter und deren kleinem Sohn sind in der Hütte. Dieser Kleine ist der einzige gewesen, der sich gegen den Major freundlich erwiesen hat, er hat ihm heimlich Kartoffeln aus der Asche geholt, wenn der Arme nahe am Verhungern war, er hat mit ihm gespielt, er hat ihn seinen Koniak, seinen Freund, genannt.

Um sich, ohne Verdacht zu erregen, verständigen zu können, haben die beiden Gefangenen oft in russischer Sprache Lieder zur Laute gesungen, deren Text ihre vertraulichen Mitteilungen waren. Iwan fordert Kaskambo auf, die Laute zu schlagen, und nach den Weisen eines Liebesliedes mit dem Refrain von hai luli, hai luli teilt er ihm den furchtbaren Plan mit, dafs er ihren Wächter mit einer Axt erschlagen will.

Der Major mufs spielen, damit sich der Bursche unbemerkt im Tanze der Axt nähern kann; endlich ergreift er sie auch, aber der Major verliert in dem Augenblicke die Besinnung und hört auf zu spielen. Kaltblütig lehnt Iwan das Werkzeug des Todes hinter sein Opfer an den Holzblock und tanzt weiter, bis er wieder an die Stelle kommt und unter hai luli, hai luli den Alten über den Kopf schlägt, dafs er tot in das Herdfeuer stürzt, welches er eben schüren will. Ebenso erschlägt er die Tochter, die ins Zimmer hereinschaut, ebenso trotz aller Bitten, trotz aller Drohungen des Majors den kleinen Knaben.

„Bis wir frei sind,“ sagt der Schreckliche, „ist jeder Mensch, den ich treffe, ein Kind des Todes oder ich falle von seiner Hand.“

Nach ungeheuren Mühseligkeiten, die bis zuletzt die Spannung wie in einem wohlangelegten Roman erhalten, erreichen beide ihr Vaterland.

In einem fein scherzenden Tone nach Xavier de Maistres Art verklingt zuletzt das Ganze. De Maistre selbst hat eine unbesonnene Frage an Iwan, ohne ihn zu kennen, gerichtet;

Iwan sieht ihn schief an und brummt hai luli, hai luli zwischen den Zähnen.

Der Schriftsteller schliefst: „Der Neugierige stieg wieder in seinen Schlitten, ganz glücklich darüber, dafs er keinen Axthieb über den Kopf bekommen habe.“

Als diese beiden Werke in Paris im Manuskript ankamen, erregten sie bei einigen Kennern zuerst Anstofs. Man fand an Prascovias Ungeschicklichkeit im Betreiben ihrer Angelegenheit in Petersburg und an diesem entsetzlichen Menschen, diesem Iwan, der eine Frau und ein unschuldiges Kind erschlägt, viel auszusetzen. Herr Valery aber, dem die Handschrift anvertraut war, hatte eine entgegengesetzte Meinung; er fühlte das Wahre, das realistisch Berechtigte in diesen Darstellungen, und ihm verdanken wir es, dafs die beiden Werkchen in der ihnen von Xavier de Maistre gegebenen Gestalt erschienen.

Bald darauf kam der Schriftsteller selbst nach Paris zurück. Lamartine, der mit ihm verwandt war, hat diese Rückkehr in einer seiner „Harmonien“ auf rührende Weise gefeiert.

De Maistre hat selbst manche Verse geschrieben, aber wenn man in ihn drang, dieselben zu veröffentlichen, lehnte er mit den Worten ab: die Mode hat sich geändert. Einige Fabeln des russischen Dichters Kriloff hat er übersetzt und nachgeahmt, auch einige geistreiche Epigramme verfafst. Seine Grabschrift erinnert etwas an die Lafontaines. Die ersten Verse davon lauten:

Ci-gît sous cette pierre grise
Xavier qui de tout s'étonnait,
Demandant d'où venait la bise
Et pourquoi Jupiter tonnait.

Ein längeres Gedicht, der Schmetterling, ist von Ste. Beuve mitgeteilt. Ein Gefangener hatte dem Dichter erzählt, dafs in Sibirien eines Tages ein Schmetterling in sein Gefängnis hineingeflogen sei. Byron hat ähnliches in seinem Prisoner of Chillon gesungen. Beide Gefangene sind erstaunt darüber, wie der geflügelte Gast in die Kerkergruft gekommen sei, beide glauben, es sei aus Freundschaft zu ihnen, beide wollen nicht, dafs die zutraulichen Tierchen die trostlose Gefangenschaft mit

ihnen teilen. Während bei de Maistre die Gedanken sich so anmutig und rührend bis ans Ende fortspinnen, erheben sie sich bei Byron mit Macht aufwärts. Bonivard hält den Vogel für seines Bruders Seele, der aus dem Paradies zu ihm herabgekommen sei, und als derselbe ihn endlich verläſst, da fühlt er sich doppelt allein, allein wie der Leichnam im Leichentuch, allein wie eine einsame Wolke, eine einzige Wolke an einem sonnigen Tage, wenn der ganze Himmel sonst rein ist. — Bei de Maistre erwacht der Gefangene auch aus seinem Traume, der ihm unter der Leitung des Schmetterlings seine Gattin, seine beiden Kinder, ja die Freiheit zeigte; er hört die Ketten klirren, und der Schmetterling entfliegt.

Xavier ist einmal kein Vulkan wie Byron, er streut nur Blumen aus, während jener Blitze schleudert.

Sein Gedicht ist ins Russische übersetzt und von einem Sekretär der französischen Gesandtschaft in Petersburg, der das Original nicht kannte, wieder zurück ins Französische.

Xavier scherzt in seiner feinen, etwas malitiösen Weise über seine geringe Begabung zum lyrischen Dichter; er macht sich dabei unbedeutender als er ist. Er schreibt: „Da ich die Gabe des Dichters nicht begreifen kann, und da ich diese hervorragende Eigenschaft an anderen nicht gern zugestehen möchte, so denke ich, daſs die Dichter etwas im Handgelenk haben, was die Prosa auf ihrem Wege vom Kopf zum Papier in Verse verwandelt, so daſs ein Dichter nur eine mehr oder weniger vollkommene Drechselmaschine wäre. Ich war von diesem für Prosaschreiber so tröstlichen System dermaſsen überzeugt, daſs ich eines Tages versuchte, mit der Linken zu schreiben, in der Hoffnung, daſs ich diesen günstigen Mechanismus vielleicht herausfände, aber meine linke Hand war nicht glücklicher als meine rechte, und ich bin seitdem überzeugt, daſs ich keine Versedrechselmaschine bin. Ich muſs sogar gestehen, daſs dieser Miſserfolg mir einige Zweifel über mein System eingegeben hat.“

An wichtigeren Schriften ist noch ein Brief vorhanden, der für die Geschichte des Rückzugs aus Ruſsland im Jahre 1812 gewisse Bedeutung hat.

1813 machte er den Krieg in Deutschland mit als Quartier-

meister bei dem Corps des Feldmarschall-Lieutenant Walmoden und wurde, zum Generalmajor befördert, im August nach Danzig geschickt. Bald darauf nahm er seinen Abschied.

Er lebte dann in Moskau und Petersburg; als ihm aber hier zwei seiner Kinder durch den Tod entrissen und die beiden anderen von einer hartnäckigen Krankheit befallen wurden, da reiste er um 1825 in die Heimat und hielt sich nun abwechselnd in Pisa, Lucca, Livorno, Rom, Neapel und Castellamare auf. Aber seine Hoffnung, die er auf die Einwirkung des milden Klimas Italiens gesetzt hatte, ging nicht in Erfüllung; seine Tochter verlor er in Livorno, seinen Sohn in Neapel, und fast gebrochenen Herzens verliefs er auf Nimmerwiedersehen den vaterländischen Boden. Er wollte seiner Gattin den Wunsch erfüllen, in ihrer Heimat den Rest ihrer Tage beschliefsen zu können.

Auf der Rückreise nach Petersburg im Jahre 1839 hielt er sich mehrere Monate in Paris auf, und diesem Aufenthalt verdanken wir die schöne Skizze, die Sainte Beuve von Xavier de Maistre entworfen hat, und die auch dieser Arbeit zu Grunde liegt.

Wenn der Graf sein eigenstes Wesen schon in seiner Reise um mein Zimmer offen dargelegt hat, so wird diese Schilderung noch in voller Übereinstimmung damit durch den Pariser Litterarhistoriker ergänzt.

Die neueren Schriftsteller hatte Xavier kaum gelesen, und als er die Werke, die gerade in der Mode waren, durchblätterte, erschrak er zuerst darüber, weil er glaubte, dafs sich in seiner langen Abwesenheit die Sprache ganz geändert hätte.

„Doch das tröstet mich etwas,“ fügte er hinzu, „dafs, wenn man auch anders schreibt, die Leute, mit denen ich zusammenkomme, doch noch dieselbe Sprache sprechen wie ich.“

Als er in die Kammer der Abgeordneten geführt wurde, wufste er zuerst gar nicht, was er zu den langen und vielen Reden sagen sollte. Er war an das Schweigen der unumschränkten Monarchie gewöhnt, er begriff nicht recht, wozu der viele Wortlärm nützen solle. Jedesmal wenn er an dem Hause der Abgeordneten vorüberging, erinnerte er sich unwillkürlich

an den Vesuv. Ebensowenig liebte er den Quai Voltaire. Wenn er ihn überschreiten mufste, senkte er das Haupt und wandte seine Blicke nach der Seine.

Das läfst sich alles leicht begreifen nach dem, was wir aus seiner Reise wissen und wenn wir die grofse Bewunderung in Betracht ziehen, die er den Werken seines Bruders entgegenbrachte. Die Ideen Josephs erschienen ihm als die einfachsten, als die von selbst gegebenen.

Charakteristisch ist noch, wie stark er in Töpffer seinen Wahlverwandten fühlte. Wenn ihn jemand nach seinem letzten Werke fragte, pflegte er wohl zu antworten: es sei „das Presbyterium“ oder „die Bibliothek meines Onkels“ oder „der Col von Anterne“ oder „der See von Gers“, lauter Werke von Töpffer. Er wünschte, dafs dieser Genfer Dichter in Frankreich bekannt würde. Nachdem Töpffer im Stil und im Ton einige Veränderungen vorgenommen, wurde er in Frankreich, besonders mit auf de Maistres Bemühungen hin, naturalisiert.

Xavier de Maistre war eine Erscheinung, die mit der menschlichen Natur versöhnen mufs. Als er in Petersburg kurz nach dem Tode seiner treuen Sophie am 12. Juni 1852 die Augen schlofs, hatte die Welt einen der liebenswürdigsten Menschen und Schriftsteller nicht allein französischer, sondern aller Sprachen zu beklagen.

Möge bei dem Tagesgebrause der naturalistischen Wortführer in Paris nie ganz die sanfte Stimme echter und edler Sentimentalität übertönt werden!

Das Leben des heiligen Alexis.

Mit Beifügung des altfranzösischen Originals (aus dem 11. Jahrhundert), nach der Ausgabe von Gaston Paris,

übersetzt von

Theodor Vatke.

---

1 Gut war die Welt dereinst in alter Zeit,
Da Lieb und Treu es gab, Gerechtigkeit,
Da war auch Glaube da, der heut nichts gilt;
Verwandelt alles ist, entfärbet ist das Bild,
Nie wieder kehret die Vergangenheit.

2 Zu Noahs Zeit, zur Zeit des Abraham,
Davids, die Gott in seine Liebe nahm,
War gut die Welt: nie wird so brav sie sein.
Alt ist sie, gehet zur Verderbnis ein,
Weil alles stets zu schlimmrem Ende kam.

3 Nach jener Zeit, da uns erlöst der Herr,
Und unsre Väter nahmen Christi Lehr,
Da war ein hoher Herr zu Rom, der Stadt,
Mächtig, der manchen Ahn zu rühmen hatt':
Von seinem Sohne nun vernehmt die Mär.

4 Eufemius — dies des Vaters Name war —
War Graf zu Rom und von den Besten gar:
Der Kaiser liebte keinen so wie ihn.
Ein edles Weib auch wählete sein Sinn,
Der besten eins, die jenes Land gebar.

5 So lebten sie beisammen manchen Tag,
Doch ohne Kind, das war stets ihre Klag'.
Und Gott anrufen sie von Herzensgrund:
„O Himmelskönig, segne unsern Bund,
Gieb uns ein Kind, das dir gefallen mag.“

La Vie Saint Alexis.

---

1 Bons fut li siecles al tens ancienor,
Quer feit i ert e justice et amor,
Si ert credance, dont or n'i at nul prot:*
Tot est mudez, perdude at sa color;
Ja mais n'iert tels com fut as anceisors.

2 Al tens Noe et al tens Abraham,
Et al David que Deus par amat tant,
Bons fut li siecles: ja mais n'iert si vailanz.
Vielz est e frailes, tot s'en vait declinant,
Si'st empeiriez tot bien vait remanant.

3 Pois icel tens que Deus nos vint salver,
Nostre anceisor ovrent cristientet,
Si fut uns sire de Rome la citet;
Riches hom fut de grant nobilitet:
Por ço l'vos di, d'un son fil voil parler.

4 Eufemiens — ensi out nom li pedre —
Cons fut de Rome del mielz qui donc i eret;
Sor toz ses pers l'amat li emperedre.
Donc prist muilier vailant et honorede,
Des mielz gentils de tote la contrede.

5 Pois converserent ensemble longement;
Que enfant n'ovrent peiset lor en forment.
Deu en apelent andoi parfitement:
„E reis celestes, par ton comandement
Enfant nos done qui seit a ton talent.“

* Cfr. Chans de Roland (ed. Gautier) v. 2905 nen i ad nul si prud. v. 3459 mult grant prud i avreiz.

6 So baten sie in grofser Demut ihn,
Es sei doch Fruchtbarkeit dem Weib verliehn.
Es kommt ein Sohn, man weifs viel Dank dem Herrn,
Bringt in der heil'gen Taufe dar ihn gern,
Dafs er mit frommem Namen Christo dien.

7 Er ward getauft, ward Alexis genannt;
Die ihn getragen gern ihm Nahrung fand;
Der gute Vater drauf zur Schul ihn schickt,
Wo er gar bald des Wissens Licht erblickt;
Zu Dienst wird er zum Kaiser drauf gesandt.

8 Der Vater sieht, es bleibt sein einzig Kind,
Das seine Liebe immer mehr gewinnt;
Und er erwägt die Zukunft drauf bei sich,
Dafs er ein Weib nehm, wünscht er inniglich:
Kauft ihm ein edles Frankenkind geschwind.

9 Das Mädchen nun gar hohe Abkunft hat,
Ist Grafentochter traun in Rom der Stadt,
Das einz'ge Kind, das er in Ehren hält.
Die Väter nun, sie haben's beid' erwählt,
Die Lieben zu vermählen hält man Rat.

10 Den Zeitpunkt der Verein'gung man bespricht,
Wie sich's geziemt wird alles zugericht'.
Herr Alexis hat lieblich sie gefreit;
Doch seinem Sinn liegt Ehebund sehr weit;
Denn immerdar läfst er von Gotte nicht.

11 Als nun der Tag vorbei, als kam die Nacht,
Der Vater spricht: „Nun sei zur Ruh gebracht
Mit deinem Weib, wie Gott vom Himmelsthron
Befiehlt.“ Nicht will des Vaters Zorn der Sohn,
Er geht zur Kammer, wo sein Weibchen wacht.

12 Er sieht das Bett, das Mädchen sieht er drin,
Doch kommt des Himmels Herr ihm in den Sinn,
Der teurer ihm als alles ird'sche Gut;
„O Gott,“ sagt er, „wie Sünde fafst mein Blut!
Entflieh ich nicht, ich los von Gotte bin.“

13 Wie in der Kammer sie so ganz allein,
Läfst sich Alexis nun in Rede ein;
Des Menschen Leben er zu schmähn beginnt,
Auf das zu weisen, das niemals verrinnt.
Doch möchte er gar bald gegangen sein.

6 Tant li preierent par grant humilitet
Que la muilier donat feconditet:
Un fil lor donet, si l'en sovrent bon gret;
De saint batesme l'ont fait regenerer:
Bel nom li metent sulonc cristientet.

7 Fut batiziez, si out nom Alexis.
Qui l'out portet volentiers le nodrit;
Pois li bons pedre ad escole le mist:
Tant aprist letres que bien en fut guarniz;
Pois vait li enfes l'emperedor servir.

8 Quant veit li pedre que mais n'avrat enfant
Mais que cel sol que il par amat tant,
Donc se porpenset del siecle a en avant:
Or volt que prenget muilier a son vivant,
Donc li achatet filie d'un noble franc.

9 Fut la pulcele de molt halt parentet,
Filie ad un comte de Rome la citet:
N'at plus enfant, lei volt molt honorer.
Ensemble en vont li dui pedre parler,
Lor dous enfanz volent fair asembler.

10 Noment le terme de lor asemblement;
Quant vint al faire, donc le font gentement,
Danz Alexis l'esposet belement;
Mais de cel plait ne volsist il nient:
De tot en tot ad a Deu son talent.

11 Quant li jorz passet et il fut anoitiet,
Ço dist li pedre: „Filz, quer t'en vai colchier
Avoc ta 'spose, al comand Deu del ciel."
Ne volst li enfes son pedre corocier,
Vint en la chambre od sa gentil muilier.

12 Com veit le lit, esguardat la pulcele,
Donc li remembret de son seinor celeste
Que plus at chier que tot aveir terrestre:
„E Deus," dist il, „com forz pechiez m'apresset!
S'or ne m'en fui, molt criem que ne t'en perde."

13 Quant en la chambre furent tot sol remes,
Danz Alexis la prist ad apeler;
La mortel vide li prist molt a blasmer,
De la celeste li mostret veritet,
Mais lui ert tart qued il s'en fust alez.

14 „Mein Mädchen,“ sagt er, „den nimm zum Gemahl,
Des kostbar Blut erlöst' uns allzumal;
In dieser Welt giebt's wahre Liebe nicht;
Sie ist gar hohl und ihre Ehre bricht,
In Trauer löst sich ihre Freude all.

15 Als er nun seinen Sinn ihr ganz gezeigt,
Das Schwert sie ihm und das Gehänge reicht,
Und einen Ring, der sie mit ihm vermählt.
Drauf eilt er aus des Vaters Haus, das Freie wählt
Er und bei Nacht er schnell dem Land entweicht.

16 Drauf wandert er gradwegs zum Meeresstrand,
Wo er ein Schiff bereit zur Reise fand;
Er zahlt sein Geld, betritt des Schiffes Bord,
Man refft die Segel und bald geht es fort;
Dort, wo es Gott gefällt, steigt man ans Land.

17 Vor Lalic, einem schönen Orte, nun
Sieht wohlbehalten man das Schiffchen ruhn.
Und Herr Alexis drauf zu Lande eilt,
Doch weiſs ich nicht, wie lang er dort verweilt:
Wo er auch ist, Gott dienet all sein Thun.

18 Drauf geht nach Alsis er, dem schönen Ort,
Ein Bild zu schaun, von dem er hörte dort,
Das Engel schufen, wie's befohlen Gott,
Im Namen der Jungfrau, die Heil uns bot,
Die Ihn getragen nach des Herren Wort.

19 All den Besitz, den er noch bei sich trug,
Verteilet er, er hat mit nichts genug;
Almosen giebt er reichlich in der Stadt,
Wo immer Arme er gefunden hat:
Denn nach Besitz Alexis nimmer frug.

20 All sein Besitz hat er verteilet jetzt,
Alexis nun sich zu den Armen setzt,
Nimmt den Almosen, den ihm Gott beschert,
So viel, daſs er des Leibes Notdurft wehrt;
Mit dem, was mehr, die Armut er ergötzt.

21 Vom Vater und der Mutter hört nun dies,
Und von dem Weib, das er zurücke lieſs:
Als man, daſs er entflohen sei, vernahm,
Da waren groſs die Schmerzen und der Gram,
Und groſs im ganzen Land die Kümmernis.

14 „Oz mei, pulcele: celui tien ad espos
Qui nos redenst de son sanc precios.
En icest siecle nen at parfite amor;
La vide est fraile, n'iat durable honor,
Ceste ledice revert a grant tristor."

15 Quant sa raison li at tote mostrede,
Pois li comandet les renges de s'espede
Et un anel dont il l'out esposede.
Donc en cist fors de la chambre son pedre,
En mie nuit s'en fuit de la contrede.

16 Donc vint edrant dreitement a la mer;
La nef est preste ou il deveit entrer:
Donet son pris et enz est aloez.
Drecent lor sigle, laisent corre par mer,
La pristrent terre ou Deus lor volst doner.

17 Dreit a Lalice, une citet molt bele,
Iloc arivet sainement la nacele.
Donc en eisit danz Alexis a terre;
Mais jo ne sai com longes i converset:
Ou que il seit de Deu servir ne cesset.

18 D'iloc alat en Alsis la citet,
Por une imagene dont il odit parler,
Qued angele firent par comandement Deu,
El nom la virgene qui portat salvetet,
Sainte Marie qui portat damne Deu.

19 Tot son aveir qu'od sei en out portet,
Tot le depart que giens ne l'en remest:
Larges almosnes par Alsis la citet
Donet as povres ou qu'il les pot trover:
Par nul aveir ne volt estre encombrez.

20 Quant son aveir lor at tot departit,
Entre les povres s'asist danz Alexis,
Receut l'almosne quant Deus la li tramist;
Tant en retint dont son cors pot guarir,
Se lui 'n remaint, si l'rent as poverins.

21 Or reviendrai al pedre et a la medre,
Et a la 'spose qui sole fut remese:
Quant il ço sovrent qued il fuiz s'en eret,
Ço fut granz dols qued il en demenerent,
Et granz deplainz par tote la contrede.

22 Der Vater sprach: „O Sohn, den ich verlor.“
Die Mutter drauf: „O wehe, was ging vor?“
Es sprach das Weib: „Das Unglück wirkte das!
Freund, edler Herr, wie kurz ich Euch besafs!
Kein gröfser Leid als das, das mich erkor.“

23 Der Vater dann, von Dienern treugesinnt
In vielen Ländern suchen läfst sein Kind:
Bis hin nach Alsis kommen ihrer zween,
Wo sie den Herrn Alexis sitzen sehn.
Doch sie erkennen nicht, bei wem sie sind.

24 So hat verwandelt er sein zart Gebein,
Nicht konnte er den Dienern kenntlich sein:
Ihm selber gaben sie Almosen hin,
Die er annahm mit demutvollem Sinn.
Die Diener schifften nun alsbald sich ein.

25 So also hatten sie ihn nicht erkannt;
Alexis dankt dafür, zu Gott gewandt,
Dafs er den Dienern sein ein Bettler ward,
Und, als ihr Herr, verkehrt nach Bettlers Art.
Wie's ihn erfreute hätt ich schwer bekannt.

26 Die Diener kehren drauf nach Rom der Stadt,
Und melden, dafs sich nichts gefunden hat:
Ob er betrübt war, danach fragt mich nicht,
Der guten Mutter schier das Herze bricht,
Sie jammert um den Sohn nun früh und spat.

27 „Alexis, Sohn, weshalb gebar ich dich?
Du bist entflohn und läfst im Kummer mich;
Ich weifs den Ort nicht, ich weifs nicht das Land,
Wo du zu suchen und wo du bekannt.
Nie freut dein Vater, nie die Mutter sich.“

28 Zur Kammer geht sie ganz voll Kümmernis,
Wo in Verzweiflung sie nichts übrig liefs:
Nicht Seide bleibet da, nicht Schmuck und Zier,
So voller Schmerzen ist das Herze ihr,
Und alle Freude sie von dannen wies.

29 „Dich, Kammer,“ sagt sie, „schmück ich nimmerdar,
Auf immer seist du aller Freude bar.“

22 Ço dist li pedre: „Chiers filz, com t'ai perdut!“
Respont la medre: „Lasse, qu'est devenuz?“
Ço dist la 'spose: „Pechiez le m'at tolut.
Amis, bels sire, si poi vos ai out!
Or sui si graime que ne pois estre plus.“

23 Donc prent li pedre de ses meilors serjanz;
Par moltes terres fait querre son enfant.
Jusqu'en Alsis en vindrent dui edrant;
Iloc troverent dan Alexis sedant,
Mais n'en conurent son vis ne son semblant.

24 Si at li enfes sa tendre charn mudede,
Ne l'reconurent li dui serjant son pedre.
A lui medisme ont l'almosne donede;
Il la receut come li altre fredre.
Ne l'reconurent, sempres s'en retornerent.

25 Ne l'reconurent ne ne l'ont enterciet.
Danz Alexis en lodet Deu del ciel
D'icez son sers cui il est almosniers.
Il fut lor sire, or est lor provendiers;
Ne vos sai dire com il s'en firet liez.

26 Cil s'en repairent a Rome la citet,
Noncent al pedre que ne l'povrent trover;
S'il fut dolenz ne l'estot demander;
La bone medre s'en prist a dementer,
E son chier fil sovent a regreter:

27 „Filz Alexis, por quei t'portat ta medre?
Tu m'ies fuiz, dolente en sui remese.
Ne sai le leu ne nen sai la contrede
Ou t'alge querre; tote en sui esguarde.
Ja mais n'ierc liede, chiers filz, ne n'iert tes pedre.“

28 Vint en la chambre, pleine de marrement.
Si la despeiret que n'i remest nient;
N'i laissat palie* ne neul ornement.
A tel tristor atornat son talent,
Onc pois cel di nes contint liedement.

29 „Chambre,“ dist ele, „ja mais n'estras parede,
Ne ja ledice n'iert en tei demenede.“

---

* Cfr. Roland v. 408 Un faldestoel ... Envolupet d'un palie alexandrin (soie d'Alexandrie). 2973 palie galazin (soie de Galaza).

Zerstört, als hätten Räuber es gethan;
Und Säcke hängt, zerrifsnes Zeug sie an,
Nach grofser Freude grofs der Schmerz nun war.

30 Voll Schmerz setzt sich zur Erd' die Mutter hin,
Alexis' Weib zu ihr mit gleichem Sinn.
Sie sprach: „Grofser Verlust uns, Dame, ward:
Nun lebe ich nach Turteltauben-Art,
Gewähre mir, dafs ich bei dir nun bin."

31 Die Mutter sagt darauf: „bleibst du bei mir,
Geb um Alexis ich gern alles dir:
Nie hast du Leid, des ich dich heilen kann,
Beklagen lasse uns den teuren Mann;
Um den Gemahl und Sohn so klagen wir."

32 So schickt man sich in dieses Unglück nun,
Doch läfst der Schmerz die beiden nimmer ruhn;
Alexis dann zu Alsis in der Stadt
Stets treuen Sinns dem Herrn gedienet hat,
Und nie berückt die Seele solches Thun.

33 Zehn Jahre lang und sieben, nichts fehlt dran,
Hat er in Not des Herren Dienst gethan,
Aus Freundschaft, nicht für Freundin oder Freund,
Noch weil ihm Ehre zu erstreben scheint;
Sein Lebtag wendet ganz für Gott er an.

34 Als er sein Herz so ganz dem Herrn geweiht,
Dafs von der Stadt er weicht zu keiner Zeit,
Dem Bilde Gott in Liebe Sprache schenkt,
Zum Diener, der es am Altar bedenkt:
„Den Gottesmann rufe!" es ihm gebeut.

35 „Hole," so spricht das Bild, „den Gottesmann
Hier in das Kloster, wo er Dienst gethan.
Wert ist er einzugehn ins Paradies."
Er geht, doch jener nicht sich finden liefs,
Der heil'ge Mann, von dem das Bild hub an.

36 Zurück zum Klosterbild der Küster kehrt;
Den Mann zu finden war ihm nicht beschert;
Das Bild darauf: „Er sitzet an der Thür,
Nah ist er Gott und seinem Himmel schier;
Von dort vertreibt ihn nichts und nichts ihm wehrt."

37 Er geht, man holt ins Kloster ihn sofort,
Man hört das Wunder bald an jedem Ort,

Si l'at destruite com s'hom l'oust predede:
Sas i fait prendre e cinces deramedes,
Sa grant honor a grant dol at tornede.

30 Del dol s'asist la medre jus a terre,
Si fist la 'spose dan Alexis acertes:
„Dame," dist ele, „jo ai fait si grant perte!
Ore vivrai en guise de tortrele:
Quant n'ai ton fil, ensembl' od tei voil estre."

31 Respont la medre: „S'od mei te vols tenir,
Si t'guarderai por amor Alexis,
Ja n'avras mal dont te poisse guarir.
Plainons ensemble le dol de nostre ami,
Tu del seinor, jo l'ferai por mon fil."

32 Ne pot estre altre, metent l'el consirrer;
Mais la dolor ne podent oblider.
Danz Alexis en Alsis la citet
Sert son seinor par bone volentet:
Ses enemis ne l'pot onc enganer.

33 Dis e set anz, n'en fut nient a dire,
Penat son cors el damne Deu servise.
Por amistet ne d'ami ne d'amie,
Ne por honors qui lui fussent tramises,
N'en volt torner tant com il ad a vivre.

34 Quant tot son cor en at si atornet
Que ja son voil n'istrat de la citet,
Deus fist l'imagene por soe amor parler
Al servitor qui serveit al alter;
Ço li comandet: „Apele l'home Deu."

35 Ço dist l'imagene: „Fai l'home Deu venir
En cest monstier, quer il l'at deservit,
Et il est dignes d'entrer en paradis."
Cil vait, si l'quiert, mais il ne l'set choisir,
Icel saint home de cui l'imagene dist.

36 Revint li costre a l'imagene el mostier:
„Certes," dist il, „ne sai cui entercier."
Respont l'imagene: „Ço'st cil qui lez l'us siet;
Pres est de Deu e del regne del ciel;
Par nule guise ne s'en volt esloinier."

37 Cil vait, si l'quiert, fait l'el mostier venir.
Es vos l'esemple par trestot le pais

Dafs jenes Bildnis für Alexis sprach;
Nun ehrt ihn grofs und klein den ganzen Tag,
Und bitten, dafs er ihnen helfe hier und dort.

38 Und als er sieht, wie sie ihn ehren schier,
Sagt er: „Fürwahr, nicht will ich bleiben hier,
Dafs nicht erdrücket mich die Ehre hat.“
In einer Nacht entflieht er aus der Stadt,
Nach Lalis wandert er aus dem Revier.

39 Alexis drauf sich in ein Schiff begab:
Der Wind war kräftig und man segelt ab.
Gradwegs nach Tarsus er zu kommen denkt,
Doch kanns nicht sein, der Herr es anders lenkt.
So segelt er denn grad nach Rom hinab.

40 In einen Hafen, der von Rom nicht fern,
Bringet das Schiff den Mann des Herrn;
Als er daheim, ist er des Wunsches voll,
Dafs ihn der Seinen keiner kennen soll,
Die ihn mit Ehren überhäuften gern.

41 „O Gott,“ sagt er, „du hoher Himmelsherr,
Wenn's dir gefällt, bleib ich hier nimmermehr.
Wenn mich erkennten meine Eltern bald,
Nähmen sie mich mit Bitten und Gewalt;
Ich fürchte, dafs es mein Verderben wär.

42 Und doch, mein Vater sehnet mich herbei,
Die Mutter wünschet, dafs ich bei ihr sei;
Die Gattin auch, die ich verlassen thät.
Nicht lafs ich's zu, dafs man mich hier errät.
Die Zeit, dafs man mich kannt', ist wohl vorbei.“

43 Vom Schiffe hat er sich nach Rom gewandt,
Geht durch die Strafsen, wo er wohlbekannt;
Gar bald wird seines Vaters er gewahr,
Umgeben von der Diener grofser Schar;
Er hat beim Namen ihn sogleich genannt.

44 „Eufemius, edler Herre, mächt'ger Mann;
Nimm mich in deinem Haus aus Mitleid an.
Unter der Treppe mach ein Bette mir,
Um deinen Sohn, der so viel Kummer dir;
Dort schliefs mich ein, doch nähre mich auch dann.“

Que cele imagene parlat por Alexis.
Trestoit l'honorent, li grant e li petit,
E toit le preient que d'els aiet mercit.

38 Quant il ço veit que l'volent honorer:
„Certes," dist il, „n'i ai mais ad ester;
D'iceste honor ne m'revoil encombrer."
En mie nuit s'en fuit de la citet,
Dreit a Lalice rejoint li sons edrers.

39 Danz Alexis entrat en une nef:
Ovrent lor vent, laisent corre par mer.
Dreit a Tarson espeiret ariver,
Mais ne pot estre: ailors l'estot aler.
Tot dreit a Rome les portet li orez.

40 Ad un des porz qui plus est pres de Rome,
Iloc arivet la nef a cel saint home.
Quant veit son regne, durement se redotet
De ses parenz, qued il ne l'reconoissent
E de l'honor del siecle ne l'encombrent.

41 „E Deus," dist il, „bels reis qui tot governes,
Se tei ploust ici ne volsisse estre.
S'or me conoissent mi parent d'este terre,
Il me prendront par pri ou par podeste;
Se jo 'sen creid il me trairont a perte.

42 Mais ne por hoc mes pedre me desirret,
Si fait ma medre plus que femme qui vivet,
Avoc ma 'spose que jo lor ai guerpide.
Or ne lairai ne m'mete en lor bailie.
Ne m'conoistront, tanz jors at que ne m'virent."

43 Eist de la nef e vait edrant a Rome.
Vait par les rues dont il ja bien fut cointes,
Altre pois altre, mais son pedre i encontret,
Ensembl' od lui grant masse de ses homes;
Si l'reconut, par son dreit nom le nomet:

44 „Eufemiens, bels sire, riches hom,
Quer me herberge por Deu en ta maison;
Soz ton degret me fai un grabaton:*
Empor ton fil dont tu as tel dolor.
Tot soi enferms, si m'pais por soe amor."

* Grabaton. Cfr. Passow, Gr. Lex. *κράβατορον*, *κραββ*, *ὁ*, grabatus, Makedon. Wort. — Auch im Neuen Testament bezeichnet *κράβατος* das (ärmliche) Ruhebett.

45 Als seines Sohnes Ruf der Vater hört,
Weinet sein Aug, dem hat er nicht gewehrt:
„Um Gottes Lieb und um mein teures Kind
Gewähr ich gern, dir wohlgesinnt,
Ein Bett, und daſs Wein, Fleisch und Brot dich nährt.

46 „O,“ spricht er, „hätt nur einen Diener ich
Für ihn; den machte frei* ich sicherlich.“
Der Sklaven einer tritt sogleich herbei:
„Erlaube,“ sagt er, „Herr, daſs ich es sei;
Um deine Liebe quäle gern ich mich.“

47 Unter die Treppe führet er ihn nun,
Macht ihm das Bett bereit, darauf zu ruhn;
Besorget ihm, wes er benötigt ist;
Damit der Herr nicht zürnt, zu keiner Frist;
Nicht ist zu tadeln jenes Dieners Thun.

48 Oft sahen ihn die guten Eltern beid’,
Und jenes Mädchen auch, das er gefreit;
In keiner Weise spricht er jene an,
Noch haben sie die Frage je gethan,
Wer er doch sei, ob seine Heimat weit.

49 Oft sieht er sie gar groſses Leid bestehn,
Aus ihren Augen viele Thränen gehn,
Alles für ihn, für sich nicht, nimmermehr.
Er blickt sie an, verfällt in Trauer sehr,
Er hofft auf Gott, so bleibt es ungesehn.

50 Unter der Treppe ist er jeder Frist,
Bekommt, was von der Tafel übrig ist;
Zu groſser Armut kam sein hoher Stand,
Er will nicht, daſs der Mutter es bekannt;
Mehr ist als Menschen Gott ihm, wie ihr wiſst.

51 Vom Fleische und des Hauses Überfluſs
Behält er, was sein Körper haben muſs;
Was übrig, hat der Arme, Mann und Weib;
Nicht häuft er’s auf, noch mästet er den Leib,
Den Ärmsten immer giebt er’s zum Genuſs.

52 Die heil’ge Kirche er besuchet gern,
Von keinem ihrer Feste bleibt er fern;

* Die Freilassung des hörigen Mannes ist im Mittelalter die stehende höchste Belohnung: die christliche Kirche suchte dieselbe zu fördern (cfr. Macaulay, Hist. of Engl. I, auch Mactatio Abel, Townely Myster. XIV sæc.).

45 Quant ot li pedre la clamor de son fil,
Plorent si oil, ne s'en pot astenir:
„Por amor Deu e por mon chier ami,
Tot de dovrai, bons hom, quantque m'as quis,
Lit et hostel e pain e charn e vin.

46 „E Deus," dist il, „quer ousse un serjant
Qui l'me guardast: jo l'en fereie franc."
Un en i out qui sempres vint avant:
„Es me," dist il, „qui l'guard par ton comand;
Por toe amor en soferrai l'ahan."

47 Cil le menat endreit soz le degret;
Fait li son lit ou il pot reposer;
Tot li amanvet quantque besoinz li ert.
Vers son seinor ne s'en volt mesaler;
Par nule guise ne l'en pot hom blasmer.

48 Sovent le virent e li pedre e la medre,
E la pulcele qued il out esposede:
Par nule guise onques ne l'aviserent;
N'il ne lor dist, n'il ne li demanderent
Quels hom esteit ne de quel terre il eret.

49 Soventes feiz lor veit grant dol mener,
E de lor oilz molt tendrement plorer,
E tot por lui, onques nient por el.
Il les esguardet, si l'met el consirrer;
N'at soin que l'veiet, si est a Deu tornez.

50 Soz le degret ou gist sor une nate
La le paist l'hom del relief de la table;
A grant poverte deduit son grant barnage.
Ço ne volt il que sa medre le sachet:
Plus aimet Deu que trestot son lignage.

51 De la viande qui del herbere li vient
Tant en retient dont son cors en sostient;
Se lui 'n remaint si l'rent as almosniers;
N'en fait musgode por son cors engraissier,
Mais as plus povres le donet a mangier.

52 En sainte eglise converset volentiers;
Chascune feste se fait acomungier.

Die heil'ge Schrift ist Führer seinem Sinn,
Im Gottesdienst, wünscht er, sie stärke ihn;
In keiner Art läfst er vom Wort des Herrn.

53 Unter der Treppe ist er allezeit,
Trägt seine Armut er mit Freudigkeit;
Des Vaters Sklaven haben sich erlaubt,
Schmutzwasser ihm zu giefsen übers Haupt;
Nicht spricht er drum, er bleibt vom Zorne weit.

54 Man peinigt ihn, gehöhnet man ihn hat,
Man giefst ihm Wasser auf die Lagerstatt.
Nicht zürnt der heil'ge Mann, wie es auch sei,
Er bittet Gott, dafs jenen er verzeih,
Da keiner weifs, was er begangen hat.

55 Also verweilt er dort bei siebzehn Jahr,
Und nicht erkannt er von den Seinen war;
Noch wufst' ein Mensch die Schmerzen, die er trug,
Als nur sein Bett, wo er ja lag genug:
Er ändert's nicht, dafs es nicht völlig klar.

56 Schier vierunddreifsig Jahr er sich kasteit.
Vergelten will ihm Gott des Dienens Zeit;
Und seine Krankheit drücket ihn gar sehr,
Er weifs, er hat viel nicht zu leben mehr;
Und jenen Diener ruft er sich beiseit.

57 „Hol' Pergament und Tinte, Bruder, mir,
Und eine Feder, dies bitt ich von dir."
Er giebt's sogleich Alexis in die Hand;
Der schreibt sein Leben drauf bis an den Rand,
Wie er gewandert, wie er ging von hier.

58 Behält's für sich, kein Mensch es jemals sah,
Man soll's erst wissen, wenn er nicht mehr da.
Er hat sich Gott befohlen ganz und gar:
Sein Ende naht, und siech sein Körper war;
Kaum seinen Laut vernimmt mehr fern und nah.

59 In jener Woche, da er sterben soll,
'ne Stimme dreimal in der Stadt erscholl,
Draufsen beim Heiligtum nach Gottes Wort,
Der seine Gläub'gen alle rief nach dort;
Nah ist die Glorie und das Leid ist voll.

60 Die zweite Stimme laut man hören kann;
Zu Rom soll suchen man den Gottesmann;

Sainte escriture ço ert ses conseiliers:
Del Deu servise le rovet esforcier;
Par nule guise ne s'en volt esloinier.

53 Soz le degret ou il gist e converset,
Iloc deduit liedement sa poverte.
Li serf son pedre qui la maisniede servent
Lor lavedures li getent sor la teste:
Ne s'en corocet ned il ne's en apelet.

54 Toit l'escharnissent, si l'tienent por bricon,
L'egue li getent, si moilent son linçol.
Ne s'en corocet giens cil saintisme hom,
Ainz preiet Deu qued il le lor pardoinst
Par sa mercit, quer ne sevent que font.

55 Iloc converset eisi dis e set ans.
Ne l'reconut nuls sons apartenanz,
Ne neuls hom ne sout les sons ahanz,
Fors sol li liz ou il at get tant:
Ne pot muder ne seit aparissant.

56 Trente quatre anz at si son cors penet.
Deus son servise li volt gueredoner:
Molt li engrieget la soe enfermetet.
Or set il bien qued il s'en deit aler;
Cel son serjant ad a sei apelet.

57 „Quier mei, bels fredre, et enque e parchamin
Et une penne, ço pri toe mercit.“
Cil li aportet; receit les Alexis:
De sei medisme tote la chartre escrist,
Com s'en alat e com il s'en revint,

58 Tres sei la tent, ne la volt demostrer,
Ne l'reconoissent usqu'il s'en seit alez.
Parfitement s'ad a Deu comandet:
Sa fin aproismet, ses còrs est agravez;
De tot en recesset del parler.

59 En la samaine qued il s'en dut aler,
Vint une voiz treis feiz en la citet
Hors del sacrarie par comandement Deu,
Qui ses fideilz li at toz envidez.
Prest est la glorie qued il li volt doner.

60 A l'altre voiz lor vint altre somonse
Que l'home Deu quiergent qui gist en Rome,

Sie bitten ihn um Gnade für die Stadt,
Dafs nicht umkomme, wer drin Leben hat.
Wer es gehöret, den hält Furcht in Bann.

61 Sankt Innocenz war Papst, ein heil'ger Mann,
Zu ihm kommt arm und reich und fragt sodann
Um seinen Rat in jener Sache ihn,
Die sie gehört und die verwirrt den Sinn;
Sie warten nicht bis ihn die Erd' gewann.

62 Der Kaiser und der Papst noch überdies,
Honorius er, der andr' Arcadius hiefs,
Und alles Volk, sie beten insgemein,
Es gäbe ihrem Rate Gott Gedeihn
Mit diesem Heil'gen, der sie löst gewifs.

63 Dies bitten sie von seinem Herzen weich,
Dafs er, wo man ihn finde, ihnen zeig;
Und eine Stimme kommt, die ihnen sagt,
Im Hause des Eufemius nach ihm fragt;
Dort werdet ihr ihn finden alsogleich.

64 Zu Herrn Eufemius kehren sie sodann,
Und heben sehr ihn drum zu schelten an:
„Dies konntest du uns wohl zu wissen thun,
Das ganze Volk ist trost- und ratlos nun;
Du hast's verhehlt, hast grofse Sünd gethan.“

65 Er flüchtet, thut als hätt er nichts gewufst,
Zur Täuschung haben jene wenig Lust.
Das Haus zu schmücken dieser vorwärts eilt,
Und er erforscht die Diener unverweilt,
Doch unbelehrt er allzeit bleiben mufst'.

66 Der Kaiser und der Papst ebensowohl
Auf Bänken sitzen schmerz- und trauervoll;
Und sie erblicken diesen hohen Herrn,
Und sie vernähmen Gottes Ratschlufs gern
Von jenem Heiligen, der helfen soll.

67 Indes sie sitzen, nur Gebet im Sinn,
Schwebt körperlos Alexis' Seele hin;
Gradweges geht zum Paradies sie ein,
Zu Gott, dem er gedient so treu und rein,
O Himmelsherr, empfang auch uns darin!

68 Der Diener, der ihn stets so gern bedacht,
Hat Nachricht gleich Eufemius gebracht;

Si li depreient que la citet ne fondet,
Ne ne perissent la gent qui enz fregondent.
Qui l'ont odit remainent en grant dote.

61 Sainz Innocenz ert idonc apostolies:
A lui en vindrent e li riche e li povre,
Si li requierent conseil d'icele chose
Qu'il ont odide, qui molt les desconfortet:
Ne guardent l'hore que terre les enclodet.

62 Li apostolies e li emperedor
— Li uns Arcadie, li altre Honorie out nom —
E toz li poples par commune oraison
Depreient Deu que conseil lor en doinst
D'icel saint home par qui il guariront.

63 Ço li depreient, la soe pietet,
Que lor enseint ou l'poissent recovrer.
Vint une voiz qui lor ad enditet:
„En la maison Eufemien quereiz,
Quer iloc est, e la le trovereiz."

64 Toit s'en retornent sor dan Eufemien;
Alquant le prenent fortment a blastengier:
„Iceste chose nos douses noncier
A tot le pople qui est desconseiliez:
Tant l'as celet molt i as grant pechiet."

65 Il s'escondit com li hom qui nel set;
Mais ne l'en creient, al herberc sont alet.
Il vait avant la maison aprester;
Fortment l'enquiert a toz ses menestrels:
Icil respondent que neuls d'els ne l'set.

66 Li apostolies e li emperedor
Siedent es bans e pensif e ploros;
Iloc esguardent toit cil altre seinor,
Depreient Deu que conseil lor en doinst
D'icel saint home par qui il guariront.

67 En tant dementres com il iloc ont sis
Deseivret l'aneme del cors saint Alexis;
Tot dreitement en vait en paradis
A son seinor qu'il aveit tant servit.
E reis celestes, tu nos i fai venir!

68 Li bons serjanz qui l'serveit volentiers
Il le nonçat son pedre Eufemien:

Sanft hebt er an und milde redet er:
„Tot ist der Mann, den du gepflegt, o Herr!
Ein guter Christ! Das sag ich unverzagt.

69 Lang war ich bei ihm, stets und immerdar,
Wuſst nicht zu tadeln an ihm nur ein Haar,
Daſs er ein Gottesmann, hab ich erkannt.“
Eufemius hat sich gleich von ihm gewandt
Zum Sohn, der unter jener Treppe war.

70 Die Decken über ihm hinweg er zieht,
Des heil'gen Mannes klar Gesicht er sieht;
In Händen hält der Gottesknecht das Blatt,
Darauf sein Leben er beschrieben hat;
Was es bedeut', Eufemius gern erriet.

71 Er will es nehmen, jener läſst es nicht,
Und zu dem Papste ganz verwirrt er spricht:
„Ich fand, was wir gesucht mit so viel Not,
Unter der Treppe liegt ein Pilger tot,
Hält fest ein Blatt, obwohl er leblos liegt.“

72 Der Kaiser und der Papst auch gleicherweis
Erscheinen, bringen dar Gebete heiſs,
Kastein den Leib und laut sie heben an:
„Erbarmen, ach Erbarmen, heil'ger Mann!
Wer bist du? Nicht man dich zu nennen weiſs.

73 Zwei Sünder, siehe, stehen da vor dir,
Durch Gottes Gnade heiſsen Kaiser wir;
Durch sein Verdienst die Ehre auf uns fällt,
Wir sind die Richter über alle Welt,
Doch deines Rats bedürftig stehn wir hier.

74 Die Seelen wahrt der Priester allbereit,
Es ist sein Amt, das hegt er allezeit;
Gieb ihm nach deiner Mildigkeit das Blatt,
Er sag uns, was er drauf gefunden hat,
O gäbe Gott uns draus die Seligkeit.“

75 Der Priester nun nach jenem Blatte reicht,
Alexis drauf der seinen fügsam weicht,*
Er reicht es dem, der Papst zu Rome war,
Doch liest er's nicht sobald er des gewahr;
Zuvor er's einem Hochgelahrten zeigt.

* Die Hand des Toten hält das Blatt fest, bis derjenige kommt, in dessen Hand es zu kommen bestimmt ist. Ganz dasselbe haben wir im Rolandsliede.

Soef l'apelet, si li at conseiliet:
„Sire," dist il, „morz est tes provendiers,
E ço sai dire qu'il fut bons cristiens.

69 Molt longement ai od lui converset:
De nule chose certes ne l'sai blasmer,
E ço m'est vis que ço est li hom Deu."
Toz sols s'en est Eufemiens tornez,
Vint a son fil on gist soz son degret.

70 Les dras sozlievet dont il esteit coverz,
Vit del saint home le vis e cler e bel;
En son poing tient sa chartre li Deu sers
Ou ad escrit trestot le son convers;
Eufemiens volt saveir qued espèlt,

71 Il la volt prendre, cil ne li volt guerpir;
A l'apostolie revint toz esmariz:
„Ore ai trovet ço que tant avons quis:
Soz mon degret gist uns morz pelerins;
Tient une chartre, mais ne li pois tolir."

72 Li apostolies e li emperedor
Vienent devant, getent s'en oraisons,
Metent lor cors en granz aflictions;
„Mercit, mercit, mercit, saintismes hom!
Ne t'conoumes n'uncor ne t'conoissons.

73 Ci devant tei estont dui pechedor:
Par la Deu grace vochiet emperedor:
Ço'st sa mercit qu'il nos consent l'honor;
De tot est mond somes nos jugedor,
Del ton conseil somes tot bosoinos.

74 Cist apostolies deit les anemes baillir,
Ço'st ses mestiers dont il ad a servir:
Rent li la chartre par la toe mercit;
Ço nos dirat qu'enz troverat escrit,
E ço doinst Deus qu'or en poissons guarir."

75 Li apostolies tent sa main a la chartre,
Sainz Alexis la soe li alaschet:
Lui la consent qui de Rome esteit pape,
Il ne la list ned il dedenz n'esguardet;
Avant la tent ad un bon clerc e savie.

76 Des Kaisers Kanzler, der sein Amt wohl kennt,
Liest nun den andern vor das Pergament:
Wie man gefunden dort den heil'gen Mann,
Er sagt der Eltern Namen ihnen an,
Und Herkunft und Geschlecht er ihnen nennt.

77 Wie er zur See sich dann entfernet hat,
Und wie er dann zu Alsis war, der Stadt,
Wie Gott für ihn das Bildnis sprechen hieſs,
Doch er mit Ruhm sich nicht bedecken lieſs,
Wie er nach Rom sodann entfliehen that.

78 Der Vater höret, was das Blatt bewahrt,
Und rauft mit beiden Händen seinen Bart:
„O Sohn," sagt er, „wie trauervolle Mär!
Ich hoffte lebend deine Wiederkehr,
Daſs mir ein Trost durch Gottes Gnade ward."

79 Und laut der Vater hebt zu rufen an:
„O Sohn, welch Kummer ist mir angethan!
Ein schlechtes Obdach bot mein Haus dir dar,
O, wie ich Sünder doch verblendet war!
Ich sah dich, doch nicht Einsicht ich gewann.

80 Alexis, Sohn, o deiner Mutter Schmerz!
So vielen Kummer trug um dich ihr Herz.
Und so viel Hunger litt sie, Durst so viel,
Und heiſs die Thräne ihrem Aug entfiel;
Der neue Kummer beugt sie grabeswärts.

81 O Sohn, wem bringe ich mein Erbe dar,
Die weiten Ländereien ganz und gar,
Den groſsen Palast auch in Rom der Stadt?
Um dich, o Sohn, mein Herz gesorget hat:
Nach meinem Tode all das dein'ge war.

82 Weiſs ist mein Haupt und gänzlich grau mein Bart;
All mein Besitz hatt ich um dich gespart,
Mein Sohn, doch trugst du darum Sorge nicht.
Welch groſser Schmerz auf mich herniederbricht!
Sei deine Seel im Himmel aufbewahrt!

76 Li chanceliers cui li mestiers en eret
Cil list la chartre, li altre l'escolterent.
D'icele gemme qued iloc ont trovede
Lor dist le nom del pedre e de la medre.
E ço lor dist de quels parenz il eret.

77 E ço lor dist com s'en fuit par mer,
E com il fut en Alsis la citet,
E com l'imagene Deus fist por lui parler,
E por l'honor dont ne s'volt encombrer
S'en refuit en Rome la citet.

78 Quant ot li pedre ço que dit at la chartre,
Ad ambes* mains derompt sa blanche barbe.
„E filz," dist il, „com dolores message!
Vifs atendeie qued a mei repairasses,
Par Deu mercit que tu m'reconfortasses."

79 A halte vois prist li pedre a crider:
„Filz Alexis, quels dols m'est presentez!
Malvaise guarde t'ai fait soz mon degret.
A las pechables, com par fui avoglez!
Tant l'ai vedut, si ne l'poi aviser.

80 Filz Alexis, de ta dolente medre!
Tantes dolors at por tei enduredes,
E tantes fains e tantes seiz passedes,
E tantes lairmes por le ton cors ploredes!
Cist dols l'avrat enquoi par acorede.

81 O filz, cui ierent mes granz hereditez,
Mes larges terres dont jo aveie asez,
Mi granz palais en Rome la citet?
Empor tei, filz, m'en esteie penez:
Pois mon deces en fusses honorez.

82 Blanc ai le chief e la barbe chanude;
Ma grant honor aveie retenude
Empor tei, filz, mais n'en aveies cure.
Si grant dolor oi m'est apareude!
Filz, la tue aneme seit el ciel absolude.**

---

* Ebenso rauft Charlemagne beim Anblick von Rolands Leiche (Ch. de R. 2906) ses Crignels pleines ses mains ambsdous. — Überhaupt haben die dortigen Klageergüsse Karls d. Gr. mit den unserigen im Alexisliede überraschende Ähnlichkeit.

** Rol. 2934: L'anme de tei en pareis soit mise!

83 Den Helm, den Harnisch tragen kam dir zu,
Das Schwert der Edlen führen mufstest du,
Ein grofses Haus dir zu verwalten war,
Des Kaisers Banner auch zu tragen gar,
Wie deinen Vätern, sonder Rast und Ruh.

84 Zu solchem Schmerz, zu grofser Armut schier,
Begabst du dich, mein Sohn, in fremd Revier.
Das Gut, das ganz das deine sollte sein,
Das büfstest du auf armem Lager ein;
Wenn's Gott gefiel, ward es zu eigen dir."

85 Der Vater rast, laut ist sein Schmerzensschrei,
Es kommt die Mutter auf den Lärm herbei,
Sie stürzt voll Schreck herzu, wie sinnberaubt,
Schlägt ihre Brüste und zerrauft das Haupt;
Und sie sinkt um, als ob sie leblos sei.

86 Wer sie so grofse Trübsal leiden sah,
Die Brüste schlagen, wie ihr Weh geschah,
Das Haar zerzaust, das Angesicht entstellt,
Wie um den Hals dem toten Sohn sie fällt,
Blieb nimmer hart und stand voll Thränen da.

87 Sie rauft das Haar und macht sich grofse Pein,
Erfüllt mit grofsen Schmerzen ihr Gebein:
„O Sohn, du hast von uns gewendet dich,
Und ich voll Schmerz, wie war verblendet ich!
Nicht kannt' ich dich, als warst du niemals mein."

88 Ihr Auge weint, in lautes Weh bricht sie;
Sie ruft: „O hätt ich dich geboren nie!
Mit deiner Mutter hattst du kein Mitleid?
Zu sterben war ich gern für dich bereit;
Du aber sprachest zum Erbarmen: Flieh!

89 Ich Unglücksmutter, welcher Schmerz war mir!
Tot seh ich den, den ich getragen hier:
Mein grofses Harrn zu grofsem Kummer kam;
Was thu ich, da das Unglück nahm?
Ein Wunder ist's, dafs ich's noch trage schier."

90 Alexis, Sohn, wie war dein Sinn so hart,
Als du verlassen unsre Gegenwart!

83 Tei covenist helme e bronie a porter,
Espede ceindre come tui altre per,
E grant maisniede douses governer,
Le gonfanon* l'emperedor porter,
Com fist tes pedre e li tons parentez.

84 A tel dolor et a si grant poverte,
Filz, t'ies deduiz par alienes terres,
E d'icel bien qui toz doust tons estre
Poi en perneies en ta povre herberge:
Se Deu ploust sire en dousses estre."

85 De la dolor que demenat li pedre
Grant fut la noise, si l'entendit la medre.
La vint corant com femme forsenede,
Batant ses palmes, cridant, eschevelede:
Veit mort son fil, a terre chiet pasmede.

86 Qui donc li vit son grant dol demener,
Son piz debatre e son cors degeter,
Ses crins derompre, son vis demaiseler,
E son mort fil detraire et acoler,
N'i ont si dur cui n'estoust plorer.

87 Trait ses chevels e debat sa peitrine;
A grant dol met la soe charn medisme:
„E filz," dist ele, „com m'ous enhadide!
E jo dolente, com par fui avoglide!
Ne l'conoisseie plus qu'onques ne l'redisse."

88 Plorent si oil e si getet granz criz;
Sempres regretet: „Mar te portai, bels fils!
E de ta medre que n'aveies mercit?
Por tei m'redeies desirrer a morir:
Ço'st grant merveile que pitet ne t'en prist.

89 A lasse mesre, com oi fort aventure!
Ci veo jo morte tote ma portedure.
Ma longe atente a grant dol est venude.
Que porrai faire, dolente, malfedude?
Ço'st grant merveile que li miens cors tant duret.

90 Filz Alexis, molt ous dur corage.
Com adosas tot ton gentil linage?

* Cfr. Gautier, Ch. de Roland p. 404: „Au haut de la lance est attaché, est ‚fermé' le gonfanon ou l'enseigne."

Hättst du zu mir gesprochen nur einmal,
Du hättst mir Trost gebracht in meiner Qual;
Der Mutter, teurer Sohn, wär viel erspart.

91 Alexis, Sohn, ach um dein zart Gebein!
Zu welchem Schmerz ging deine Jugend ein!
Du flohst vor mir, ach, deren Leib dich trug;
Wie ich voll Schmerz! Gott weiſs es, ach genug.
Bei Mann und Weib, nie werd ich fröhlich sein.

92 O Sohn, was habe ich nach dir verlangt!
Als ich dich trug, wie habe ich gebangt!
Als ich dich sah, da war ich voller Freud';
Nun bist du tot, des hab ich Herzeleid;
O käm der Tod, wie hätt ich Gott gedankt!

93 Ihr Herren Roms, stimmt an den Klageton,
Helft mir beklagen ihn, der uns entflohn.
Viel Kummer hat betroffen mich und Schmerz,
Nicht sättigt sich an Klagen je mein Herz.
Zuviel! Nicht Tochter habe ich noch Sohn."

94 Während der Eltern groſser Traurigkeit
Erscheint das Mädchen, das er einst gefreit.
„Herr, groſse Schmerzen," spricht sie, „hielt ich aus,
Erwartend dich in deines Vaters Haus,
Wo du mich lieſsest voller Herzeleid.

95 Alexis, lange sehnt ich mich nach dir,
Und viele Thränen hat's gekostet mir;
Nach dir geschauet habe ich so oft;
Und daſs du wieder kämst, hab ich gehofft;
Nicht that aus Trägheit ich's noch Ungebühr.

96 O teurer Freund, um deine Jugend schön,
Die bald nun soll die Erde decken gehn;
O edler Mensch, du hast uns Schmerz gebracht;
Gutes zu hören hatte ich gedacht;
Nun muſs ich, ach, so Schlimm' und Hartes sehn.

97 O schöner Mund, o schönes Angesicht,
Wiedererkenn ich deine Schönheit nicht!
Mehr liebt ich euch als jede Kreatur,
Nun aber hab ich nichts als Schmerzen nur,
Wie gern entbehrte ich des Lebens Licht.

98 Hätt ich gekannt dich unter unserm Dach,
Wo du so lang gelegen krank und schwach,

Sed a mei sole vels une feiz parlasses,
Ta lasse medre si la reconfortasses
Qui si'st dolente, chiers filz, bor i alasses.

91 Filz Alexis, de la toe charn tendre!
A quel dolor deduit as ta jovente!
Por quei m'fuiz? ja t'portai en mon ventre;
E Deus le set que tote sui dolente:
Ja mais n'ierc liede por home ne por femme.

92 Ainz que t'ousse si'n fui molt desirrose;
Ainz que nez fusses si'n fui molt anguissose;
Quant jo t'vid net si'n fui, liede e goiose;
Or te vei mort, tote en sui coroçose:
Ço peiset mei que ma fin tant demoret.

93 Seinors de Rome, por amor Deu, mercit:
Aidiez m'a plaindre le dol de mon ami.
Granz est li dols qui sor mei est vertiz;
Ne pois tant faire que mes cors s'en sazit;
Il n'est merveile: n'ai mais filie ne fil."

94 Entre le dol del pedre e de la medre
Vint la pulcele qued il out esposede:
„Sire," dist ele, „com long demorede
Ai atendude en la maison ton pedre,
Ou tu m'laisas dolente et esguarede!

95 Sire Alexis, tanz jorz t'ai desirret,
E tantes lairmes por le ton cors ploret,
E tantes feiz por tei en loinz guardet,
Se revenisses ta 'spose conforter,
Por felonie nient ne por lastet.

96 O chiers amis, de ta jovente bele!*
Ço peiset mei que tei podrirat terre!
E gentils hom, com dolente pois estre!
Jo atendeie de tei bones noveles,
Mais or les vei si dures et si pesmes!

97 Obele boche, bels vis, bele faiture,
Com est mudede vostre bele figure!
Plus vos amai que nule creature.
Si grant dolor oi m'est aparende,
Mielz me venist, amis, que morte fusse.

98 „Se jo t'sousse la jus soz le degret,
Ou as geut de longe enfermetet,

* Cfr. Rol. 2916.

Das ganze Volk nicht hätte mir gewehrt,
Dafs ich mit dir zusammen dort verkehrt,
Ich hätte dich gepfleget alle Tag'."

99 „Nun," sprach das junge Weib, „bin Witwe ich,
Und nimmer hab ich Freude sicherlich;
Ein andrer Mann zu teil mir nimmer wird,
Gott werd ich dienen, der die Welt regiert;
Wenn ich ihm diene, trifft kein Mangel mich."

100 So jammerte das arme Elternpaar,
Das Weib, bis alles fortgegangen war;
Indes den heil'gen Leib sie schmücken gern,
Und köstlich rüsten ihn die hohen Herrn.
Beglückt, wem man bringt Glaubens Ehre dar!

101 „Ihr Herrn," der Priester spricht, „was treibet ihr?
Welch Schreien? Endet dieses Lärmen hier.
In unserm Aug ist's Freud, was es auch sei;
Sein Fürsprach machet uns der Sünde frei;
Dafs er die Übel löse, bitten wir."

102 Alles ergreift ihn, was herzu nur kann,
Und singend tragen sie den heil'gen Mann;
Und alles bittet um Erbarmen ihn,
Nicht Mahnung braucht's, andre herbeizuziehn,
Denn Klein' und Grofse drängen sich heran.

103 So ist das ganze Volk von Rom erregt,
Ein jeder kommt so schnell der Fufs ihn trägt;
In allen Strafsen eilen sie zuhauf,
Nicht Graf und König stören ihren Lauf;
Nichts hat sie über ihn hinaus bewegt.

104 So haben unter sich die hohen Herrn geredt:
„Grofs ist das Drängen, keiner vorwärts geht,
Um diesen Heil'gen, den gesandt der Herr,
Ist froh das Volk, das ihn ersehnte sehr;
Und unbeweglich alles bei ihm steht."

105 Es sprechen die, die übers Reich Gewalt:
„Geduld, ihr Herrn, das bessern wir wohl bald;
Wir teilen reichlich Geld und Geldeswert,
Was ja die Hand des Armen stets begehrt:
Leicht findet Platz, wer nur recht reichlich zahlt."

106 So holt man Silber denn hervor und Gold,
Das bald auch vor der Armen Füfsen rollt:

Ja tote gent ne m'soussent torner
Qu'ensembl' od tei n'ousse converset;
Se me leust si t'ousse guardet.“

99 „Or par sui vedve, sire,“ dist la pulcele,
„Ja mais ledice n'avrai, quer ne pot estre,
Ne ja mais home n'avrai charnel en terre.
Deu servirai, li rei qui tot governet:
Il ne m'faldrat s'il veit que jo lui serve.“

100 Tant i plorerent e li pedre e la medre
E la pulcele, que toit s'en alasserent.
En tant dementres le saint cors conreerent
Toit cil seinor e bel l'acostumerent.
Com felix cel qui par feit l'honorerent!

101 „Seinors, que faites?“ ço dist li apostolies,
„Que valt cist criz, cist dols ne cesta noise?
Cui que seit dols, a nostre os est il goie;
Quer par cestui avrons bone adjutorie.
Si li preions que de toz mals nos tolget.“

102 Trestoit le prenent qui povrent avenir;
Chantant en portent le cors saint Alexis,
E toit li preient que d'els aiet mercit.
N'estot somondre icels qui l'ont odit:
Toit i acorent li grant e li petit.

103 Si s'en commovrent tote la gent de Rome
Plus tost i vint qui plus tost i pout corre:
Parmi les rues en vienent si granz torbes
Ne reis ne cons n'i pot faire entrerote,
Ne le saint cors ne povrent passer oltre.

104 Entr' els en prenent cil seinor a parler:
„Grant est la presse, nos n'i podrons passer;
Por cest saint cors que Deus nos at donet
Liez est li poples, qui tant l'at desirret:
Joit i acorent, nuls ne s'en volt torner.“

105 Cil en respondent qui l'empirie bailissent:
„Mercit, seinors, nos enquerrons mecine:
De noz aveirs ferons granz departides
La main menude qui l'almosne desirret:
S'il nos font presse donc en iermes delivre.“

106 De lor tresor prenent l'or e l'argent,
Si l'font geter devant la povre gent;

So, glauben jene, ist es leicht gethan;
Doch diese rühren nichts vom Gelde an,
Denn keiner hat vom Heil'gen losgewollt.

107 Die armen Leute rufen insgemein:
„Von dieser Habe soll nichts unser sein;
So groſse Freude ist uns jetzt beschert
In diesem Heil'gen, andres hat nicht Wert,
Und seine Fürsprach ist dereinst nicht klein."

108 Niemals war Rom, die Stadt, so freudevoll
Wie jenen Tag bei Reich und Armen wohl
Um diesen heil'gen Leib, der jetzt der ihre war;
Es schien, als hätten sie Gott selber gar;
Von allem Volke Gottes Lob erscholl.

109 Alexis jedes Böse immer mied,
Darum ist ihm so hohe Ehr erblüht.
Der Körper sein ruhet zu Rom der Stadt,
Die Seele Gott im Paradiese hat.
Wohl kann voll Freude sein, wer also schied.

110 Wer Sünde that, sich dessen wohl entsinnt,
Durch Buſse er Vergebung stets gewinnt.
Ein beſsres Leben kommt, wenn dies vergeht;
Dies bitten wir die heil'ge Trinität,
Daſs Herrscher wir mit ihr im Himmel sind.

111 Kein Blinder geht hinweg, keiner der lahm,
Aussätzig, krank, umsonst zur Heilung kam:
Ja, wer bedrückt von Krankheit irgendwie,
Er ist hinweggegangen ohne sie;
Und keiner mit sein Leiden nahm.

112 Und jeder, der von Krankheit war bedrückt,
Wird von Gesundheit alsogleich beglückt:
Der eine geht, den andern trägt man schwer,
Ein Wunder bietet ihnen Gott der Herr:
Der weinend kam, geht singend und entzückt.

113 Die beiden Herren, die das Reich versehn,
Erstaunet sehr ob solcher Wirkung stehn;
Sie tragen, hegen, pflegen ihn mit Fleiſs,
Durch Bitten bald man vorzudringen weiſs,
Und manchmal ist es durch Gewalt geschehn.

114 Sankt Bonifaz, der Märtyrer genannt,
Zu Rom hatt eine Kirche, wie bekannt:

Par iço cuident aveir descombrement.
Mais ne pot estre, cil n'en rovent nient:
A cel saint home tornet ont lor talent.

107 Ad une voiz crident la gent menude:
„De cest aveir certes nos n'avons cure;
Si grant ledice nos est apareude
D'icest saint cors; n'avons soin d'altre mune,
Quer par cestui avrons nos bone ajude."

108 Onques en Rome nen out si grant ledice
Com out le jorn as povres et as riches
Por cel saint cors qu'il ont en lor balide:
Ço lor est vis que tiengent Deu medisme;
Trestoz li poples lodet Deu e graciet.

109 Sainz Alexis out bone volentet:
Por hoc en est oi cest jorn honorez.
Li cors en gist en Rome la citet,
E l'aneme en est enz el paradis Deu.
Bien pot liez estre qui si est aloez.

110 Qui at pechiet bien s'en pot recorder:
Par penitence s'en pot tres bien salver.
Bries est cist siecles, plus durable atendeiz.
Ço preions Deu, la sainte trinitet,
Qu'od lui ensemble poissons el ciel regner.

111 Sorz ne avogles ne contraiz ne le pros
Ne muz ne orbs ne nuls palazinos,
Ensorquetot ne neuls langoros,
Nul n'en i at qu'in alget malendos,
Cel n'en i at qui'n report sa dolor.

112 N'i vint enferms de nule enfermetet,
Quant il l'apelet sempres n'aiet santet.
Alquant i vont, alquant se font porter;
Si veirs miracles lor i at Deus mostrez,
Qui vint plorant chantant l'en fait raler.

113 Cil dui seinor qui l'empirie governent,
Quant il en veient les vertuz si apertes,
Il le receivent, si l'portent e si l'servent.
Alques par pri e le plus par podeste
Vont en avant, si derompent la presse.

114 Sainz Boneface, que l'hom martir apelet,
Aveit en Rome une eglise molt bele:

Dorthin trug man Alexis säuberlich,
Und bettet ihn zur Erde sicherlich.
Glücklich der Ort, wohin man ihn gesandt.

115 Das Volk von Rom, das ihn ersehnt so lang,
Hält mit Gewalt ihn sieben Tage lang.
Nun fraget nicht, ob groſs das Drängen sei,
Von allen Seiten strömte man herbei,
Daſs dort zu wohnen kaum jemand gelang.

116 Am siebten Tage geht zur Ruhe ein
Der heil'ge Leib, zum himmlischen Verein:
Man hebet ihn empor, die Menge weicht,
Wohl oder übel er zur Erde steigt;
Es drückt sie sehr, doch kann's nicht anders sein.*

117 Bei goldnen Kandelabern — welch ein Bild —
Die Geistlichen in weiſs Gewand gehüllt
Legen den Leib in einen Marmorsarg,
Und singen teils, teils flieſsen Thränen arg:
Nicht waren ihn zu lassen sie gewillt.

118 Von Gold und Edelstein der Sarg war voll,
In dem der heil'ge Leichnam ruhen soll;
Zur Erde läſst man ihn fast mit Gewalt,
Des Volkes Jammer durch ganz Rom erschallt;
Und keinen giebt's, der sie getröstet wohl.

119 Nicht von den Eltern sei hier nun erzählt,
Noch von der Gattin, welches Leid sie quält;
Denn ihre Stimme klaget ohne Maſs,
Um ihn nur jammernd ohne Unterlaſs:
Den Tag flossen die Thränen ungezählt.

120 Über der Erd' bleibt er nicht länger mehr,
Man läſst ihn sinken, wird's auch noch so schwer;
Sie nehmen Abschied von dem heil'gen Leib,
Und bitten, daſs er ihnen gnädig bleib',
Bei seinem Herren spreche günstig er.

121 Es geht das Volk. Indes das Elternpaar,
Das junge Weib ihn lassen nimmerdar;
Bis Gott sie rief, sie blieben ungetrennt,
Und ihren Namen man mit Ehren nennt:
Der Heil'ge ihrer Seele Rettung war.

* Ebenso trennen sich die Leidtragenden nur schwer von der Leiche Rolands; cfr. Ch. de R. 2961.

Iloc en portent dan Alexis acertes,
Et attement le posent a la terre.
Felix li lius ou ses sainz cors herberget!

115 La gent de Rome, qui tant l'ont desirret
Set jors le tienent sor terre a podestet.
Grant est la presse, ne l'estot demander.
De totes parz l'ont si avironet
Que a vis onques i pot hom habiter.

116 Al sedme jorn fut faite la herberge
A cel saint cors, a la gemme celeste.
En sus s'en traient, si alaschet la presse:
Voillent ou non, si l'laissent metre en terre;
Ço peiset els, mais altre ne pot estre.

117 Ad encensiers, ad orics chandelabres
Clerc revestut en albes et en chapes
Metent le cors enz el sarcou de marbre,*
Alquant i chantent, li pluisor getent lairmes:
Ja le lor voil de lui ne desevrassent.

118 D'or e de gemmes fut li sarcous parez
Por al saint cors qu'il i deivent poser;
En terre l'metent par vive podestet;
Ploret li poples de Roma la citet,
Soz ciel n'at home qui's poisset conforter.

119 Or n'estot dire del pedre e de la medre
E de la 'spose com il le regreterent,
Quer toit en ont lor voiz si atempredes
Que toit le plainstrent et toit le doloserent:
Cel jorn i out cent mil lairmes ploredes.

120 Desor la terre ne l'povrent mais tenir:
Voillent ou non si l'laissent enfodir,
Prenent congiet al cors saint Alexis:
E si li preient que d'els aiet mercit;
Al son seinor il lor seit bons plaidiz.

121 Vait s'en li poples. E li pedre e la medre
E la pulcele onques ne desevrerent;
Ensemble furent jusqu'a Deu s'en ralerent.
Lor compainie fut bone et honorede:
Par cel saint home sont lor anemes salvedes.

---

* Ch. de R. 2966: En blancs sarcous de marbre; v. 3926: En blancs sarcous.

122 Alexis ist im Himmel zweifellos
Mit Gott zusammen und den Engeln blofs;
Und mit dem Weib, dem er entfremdet war,
Vereinet ist die Seele immerdar:
Nicht kann ich sagen, wie die Freude grofs.

123 Wie guten Dienst hat doch dem Herrn geweiht
Der heil'ge Mann in kurzer Lebenszeit!
Und nun ist seine Seele ruhmesvoll;
Das hätt' ohn Zweifel mancher gerne wohl;
Er schaut fürwahr nun Gottes Herrlichkeit.

124 Von Unglück, Elend sind bedränget wir,
Seht es nur ein, wir sind verloren schier:
Die Sünde uns gar sehr verblendet macht,
Des rechten Weges hat man nimmer acht;
Doch dieser Heil'ge wird zur Leuchte hier.

125 Denkt, Herren, dieses Heil'gen allezeit,
Bittet, dafs er vom Übel uns befreit,
In diesem Leben Freude uns beschert
Und Glorie in dem, das länger währt,
Hilf, Pater noster, uns in Ewigkeit.

Amen!

Anmerkungen.

Über die Sprache unseres Gedichtes bemerkt Gaston Paris, der dasselbe in die Mitte des 11. Jahrhunderts setzt, p. 42: ... „ce n'est qu'à une époque qui n'est pas antérieure au XIIe siècle que se sont manifestées entre le langage des Français et celui des Normands certaines différences, et elles se sont produites de telle façon que c'est tantôt le dialecte français, tantôt le dialecte normand qui a conservé l'usage ancien. Ainsi, pour n'en donner que deux exemples, *ai* s'est confondu avec *ei* en normand tandis qu'en français il est resté distinct beaucoup plus longtemps; — au rebours *ei* et *oi* se sont confondus en français, tandis qu'en normand il sont restés séparés jusqu'à nos jours. Or on ne trouve trace dans le texte d'Alexis, restitué par le critique, d'aucune de ces particularités dialectales, soit normandes, soit françaises, et par conséquent il est antérieur à la séparation des dialectes normand et français." — Die décasyllabes assonants des Originals sind durch Reime — und zwar weil dies dem Charakter des Gedichtes entsprechender schien — durchgängig durch männliche Reime ersetzt worden.

Str. 1. Die Klagen über die Verderbtheit des Zeitalters kehren auch in den anderen Redaktionen (sæc. XII, XIII und XIV) des Alexis-Liedes wieder, und zwar, dem Charakter jener späteren Bearbeitungen entsprechend, in erweiterter Gestalt. Dergleichen Klagen dürften zu den konventionellen und gemeinsamen Zügen der mittelalterlichen Dichtung (cfr. Matzner, Altfranz. Lieder p. 104) zu rechnen sein. Cfr. Gautier de Dargies (ib. p. 1):

122 Sainz Alexis est el ciel senz dotance,
Ensemble od Deu en la compaigne as angeles,
Od la pulcele dont se fist si estranges;
Or l'ad od sei, ensemble sont lor anemes:
Ne vos sai dire com lor ledice est grande.

123 Com bone peine, Deus, e si bon servise
Fist cel saint hom en ceste mortel vide!
Quer or est s'aneme de glorie replenide:
Ço at que s'volt, n'en est nient a dire:
Ensorquetot e si veit Deu medisme.

124 Las, malfedut, com esmes encombret!
Quer ço redons que toit somes desvet:
De nos pechiez somes si avoglet
La dreite vide nos font tresoblider:
Par cest saint home doussons ralumer.

125 Aions, seinors, cel saint home en memorie,
Si li preions que de toz mals nos tolget:
En icest siecle nos achat pais e goie,
Et en cel altre la plus durable glorie
En ipse verbe. Si'n dimes Pater noster.

Amen!

Humilites et franchise,
Doncors, deboneretes
Est bien alee et remise,
Et orgues et cruetes
Est repris et rancines
Et amours ni ont emprise.

Ferner Chanson de Geste Fierebras v. 17:

Mult par est puis (nach den Zeiten des Charlemagne)
le siecles empiriés et mués:
Se li peres est maus, li fix vaut pis assés,
Et du tout en tout est li siecles redontés,
Ke il n'i a un seul, tant soit espoentés,
Ki tiegne vraiement ne foi ne loiautés.
N'en dirai ore plus, s'arai avant alé.

Str. 7: Der junge Alexis lernt in der Schule die Wissenschaften, um dann, etwa als Page, dem Kaiser zu dienen. Die Redaktion des 12. Jahrh. läfst diese Worte unverändert; in derjenigen des 13. Jahrh. aber heifst es v. 56:

Puis si le fisent a l'escole mener,
Et l'escriture enseignier et mostrer.
En poi de tens sot bien lire et canter,
Et en latin mout sagement parler,
Et une loi gentement visiter.

Im 14. Jahrh. endlich, Str. 7:

Et quant l'enfez fu tel qu'il savoit bien parler,
Pour apprendre le firent a l'escole mener.
8. L'enfant que Jhesu Crist ama parfaitement
A lire et a chanter aprist asez brement,
E si sceut en latin dire tout son talent;
En lois est en decrez s'entendoit fermement.
9. Adonc le fist son pére de l'escole partir;
En guize d'escuier le convint lors vestir;
A la court l'empereur de Romme ala servir:
L'enfant servi le roy du tout a son plezir.

Str. 8: Eufemius kauft seinem Sohne ein Weib. Es ist hiermit, wie Gaston Paris bemerkt, die Sitte der merowingischen Zeit vom Dichter in die altchristliche des Alexis übertragen worden.

Str. 30: Ore vivrai en guise de tortrele. Liebende, verlassene Liebende und Verlassene überhaupt vergleichen sich in der altfranzösischen Dichtung gern mit der Turteltaube. Vergl. Mätzner, Altfrz. Lieder p. 96, Chanson du Châtelain de Coucy (?):

S'onques nus hom por dure departie
Ot cuer dolant, je l'aurai par raison:
Onques tuertre qui pert son compaignon
Ne fut un jour de moi plus esbahie.

Ferner bei Bartsch, Altfrz. Chrestom.: Fragment d'un poëme devot (XII[e] siècle) En nostre terre no set eusel canter sainz la torterelet chi amet casteed por mon ami.

Vergl. auch die alte englische Redaktion des Alexis-Liedes in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen Bd. LVI (1876), S. 391 folgende „Zwei Alexislieder, herausgegeben von Dr. C. Horstmann“, v. 121:

Nou is alix dwelled thore:
his fader atom siketh wel sore
and seith allas allas.
his Moder wepeth niht and day
and seith allas and weilawey
that evere heo iboren was.

his wyf wepeth and maketh hir mone,
and seith that heo schal liuen al one
as turtul on the treo,
Euermore wt outen Make,
doye and blisse heo wole forsake,
til heo hire spouse iseo.

(Nach Dr. Horstmann sind die beiden englischen Mss. des Alexisliedes im Anfange des 15. Jahrh. geschrieben.)

Dickens und seine Hauptwerke.

Eine kritische Studie.

I.

Man pflegt die Seelenthätigkeit eines Menschen in ein Erkenntnis-, Gefühls- und Willensvermögen zu zerlegen. Auch dem Kritiker kann es nicht gleichgültig sein, ob der Verstand oder das Gemüt oder aber die Willenskraft bei einem Schriftsteller vorherrschend ist. Hat ein Autor viel Kopf und wenig Herz, so wird die pessimistische Ironie in seinen Schriften vorwiegen; spricht sein Herz zu laut, so wird sich Pathos und Humor in seinen Werken abspiegeln. Allerdings wird sein pathetischer Humor auch die Satire wachrufen, die, wie Taine ganz richtig bemerkt, die Kehrseite der Elegie ist, da diese für den Unterdrückten plaidiert, während jene dessen Bedränger lächerlich macht. Während jedoch in der Satire des Verstandesmenschen der Ernst über den Scherz vorwiegt, wird bei dem gemütvollen Satiriker der Scherz über den Ernst triumphieren, als derb-grotesker Humor leicht zur Karikatur ausarten und sich nur selten zur Höhe der reinen Ironie erheben.

Wenn wir die humoristische Beanlagung verschiedener Nationen vergleichen, so fällt uns bald auf, dafs die französische Litteratur schon seit mehreren Jahrhunderten, man könnte sagen, seit Rabelais, keinen bedeutenden Humoristen hervorgebracht hat; wir müfsten denn Marivaux und den allerdings germanisch beanlagten Genfer Novellisten Töpfer ausnehmen. Die meisten von ihnen zeigen nur Spuren von Humor, der jedoch nur zu bald zum komischen Humor, ja zur reinen Komik wird, indem

die vom Gemüt ausgehende humoristische Grundstimmung zu schnell an das bei den Franzosen so vorherrschende ernste Gebiet des Verstandes und des Willens streift. Das über die Beanlagung eines Schriftstellers Gesagte dürfte aus nebenstehender Tabelle noch übersichtlicher werden, und werde ich auf dieselbe in den folgenden Kapiteln noch öfter zurückkommen.

Ehe wir uns mit unserem Schriftsteller speciell beschäftigen, drängt sich uns noch die allgemeine Frage auf, welche Art Menschen wohl am meisten dem Humor zugänglich sind, und wir finden bald heraus, dafs weder ein zu oberflächlicher (Holtey), noch ein zu tiefgehender Schriftsteller (Macchiavelli) humoristisch wirken könne, und dafs in der Mitte der beiden Extreme die humoristische Ader zu suchen ist. Der Humorist darf also nicht mit seinem Gegenstand tändeln, noch darf er sich in denselben einzubohren suchen; wohl soll er in denselben eindringen, die Mühe mufs seine Kräfte jedoch nicht dergestalt absorbieren, dafs von ihm, dem Schriftsteller, nichts mehr zu sehen ist.

Was die Satire betrifft, so drängt sich uns eine ähnliche Wahrnehmung auf, und dumm gemütliche, oberflächliche Menschen werden ebenso wenig satirisch wirken als doktrinäre Autoren.

In Übereinstimmung mit Taine und Forster läfst sich Humor als die unserem Schriftsteller eigentümliche Beanlagung bezeichnen; Lewes dagegen hat unrecht, wenn er ihm nur Scherz (fun) zuspricht. (In unserer Tabelle haben wir diese Beanlagung als unechten Humor bezeichnet und Holtey als Beispiel angeführt.) Im Gegenteil, Dickens' Humor ist so vielseitig, dafs derselbe bald als pathetischer, bald, und zwar in der Hauptsache als derb-realistischer und phantastisch-grotesker, wohl auch als komischer, selten als sentimentaler Humor auftritt, und dies ist ein Reichtum von Nüancierungen, in dem Boz nur von Shakespeare, dem König des echten Humors, übertroffen wird. — Was die Satire anbetrifft, so steht unser Autor, seiner Beanlagung gemäfs, tief unter Cervantes und Swift, die mit der gröfsten Gleichgültigkeit, ja mit der Miene der Bewunderung die Thorheiten ihrer Mitmenschen erzählen, ja preisen konnten; noch kann es Dickens zu dem naiven Ton

Gemüt.	Pathos (Schiller).	Sentimentaler Pathos. (Komperts Romane.) Phantastisch-sentimentaler Humor. (Sterne, Goldsmith, J. P. Richter und die Deutschen.)	Pathos auf der Bühne:	*Tragödie* rein und tendenzfrei. (Schiller und die Griechen.)
	Humor (Shakespeare, Dickens).	Pathetischer Humor. (Dickens.)	Komi-Tragik } Tragi-Komik } (Shakespeare.)	
		Derb-realistischer Humor. Die Engländer (Dickens), die Amerikaner und Fritz Reuter.	*Komischer Humor.* (Fielding, Töpfer.) *Komik.* (Le Sage. Paul de Kock.)	*Komödie.* Tendenzfreie Charakterstudien. (Molière.)
		Phantastisch-grotesker Humor. Rabelais, Dickens, Shakespeare, die Karikaturisten (Punch).	Karikatur auf der Bühne: Posse.	
		Milde Ironie. (Cervantes, Ariost.)	Milde Ironie auf der Bühne.	*Tragödie* mit tendenziösem Anfluge. (Corneille in Nicomède 1650.)
		Pessimistischer Humor. (Thackeray.)	Pathetische Satire mit pessimistischem Anfluge.	Tendenziöses *Drama* und tendenziöses *Schauspiel.* (Schiller: Kabale u. Liebe.)
Verstand.	Satire (P. L. Courrier).	Pessimistische Ironie. (Heine, Byron, Swift.)	Scherzhafte Satire mit pessimistischer Beimischung.	Tendenziöse *Komödie.* (Beaumarchais im Figaro.)
		Epigrammatische Satire oder Witz. (Heine, Shakespeare als Schöpfer Percys in Heinrich IV., Teil I, Akt 1, 3.)		
		Unechter Humor, Scherz (fun). (Holtey.)		

Willen und Verstand.

des „Paul Louis Courrier, Vigneron“ bringen. Dazu gehört ein kühler Verstand und ein kaltes Herz, auch viel Studium des Stils der Alten und der Neueren. Denkt man an jene Meister der Ironie, so kann man Taine wohl zustimmen, wenn er von unserem Novellisten sagt, er werde zu ärgerlich über die Thorheiten der Menschheit. Ohne weiteres kann man jedoch dem berühmten Litterarhistoriker nicht beipflichten, wenn er bei Gelegenheit Carlyles den Humor als eine specifisch germanische Eigenschaft ansieht. Schon die Römer sagten: Res severa est verum gaudium; Don Quixote und Molières Dorine im Tartuffe zeigen uns, dafs das humoristische Element auch dem Spanier und dem Franzosen nicht fremd war; und die Rabelaissche Satire ist vor allem mit derb-groteskem Humor untermischt. — Es ist allerdings wahr, dafs nur Deutschland, England und Amerika eine humoristische Litteratur aufweisen können. Eine Vergleichung des Humors in diesen drei Ländern dürfte zum Verständnis der Dickensschen Romane beitragen.

Der deutsche Humor hat in Jean Paul seinen besten Vertreter, nimmt oft eine sentimentale Färbung an, verbindet sich leicht mit lyrischen Stimmungen, und, ähnlich den launenhaften Lichtwolken der bengalischen Flamme, giebt er nicht nur den Personen der Dichtung, sondern auch der sie umgebenden Scenerie ein ziemlich gleichmäfsiges Gepräge, so dafs der Mensch, wie in der Idylle, mehr der Natur koordiniert erscheint. Charakteristisch dürfte für den deutschen Humor der Umstand sein, dafs die deutschen Pickwickier (ein Sportelschreiber u. s. w.) in Neukirchen an der Werla, einem ganz unbedeutenden Orte, spielen. Der deutsche Humorist ist sehr leicht der Gefahr ausgesetzt, dafs sich infolge der gleichmäfsigen Beleuchtung die Peripherien der Figuren, sowie die charakteristischen Merkmale derselben verwischen, oder dafs sein Humor wie ein friedloser, launenhafter Zauberer ihn zweck- und ruhelos von einem episodischen Gegenstande zum anderen treibt.

Der englische Humor unseres Jahrhunderts wird am besten durch Dickens repräsentiert. Er begleitet den Menschen aus der Familie zu Stätten regen Lebens, nimmt teil an den ernstesten, wildesten Lebenskämpfen und überträgt sich nicht auf das Landschaftsbild, da der Engländer, im Gegensatz zum

Deutschen, den Menschen nicht als einen Teil der Natur ansieht, sondern ihn zu sehr zum Herrn der Schöpfung erhebt. Die Energie seiner Rasse treibt den englischen Humoristen leicht zur Karikatur und setzt ihn der Gefahr aus, die charakteristischen Merkmale seiner Figuren ins Groteske oder Bizarre spielen zu lassen. Dickens' Pickwickier sind Kaufleute, die Weltstadt London und Umgebung bildet die Scenerie.

Der amerikanische Humorist, Irving als Beispiel, ist, wie der Engländer, Realist, und sein Humor ist wie bei diesem an die Scholle gebunden. Während jedoch die brandende Meereswoge des englischen Humors die Peripherie des soeben Geschaffenen auftreibt, zerreifst oder willkürlich verändert, dient der transatlantische Humor nur zum Schmucke der Figur, wie die Glasur an irdenen Gefäfsen. Wie der amerikanische subtile und dekorative Humor dem Europäer oft unverständlich erscheint, so unterscheidet sich auch der amerikanische Humorist wesentlich von seinen Brüdern jenseits des Oceans. Er bekleidet eine hohe Stellung, ist oft Staatsmann, Diplomat u. s. w.; sein feines Benehmen, seine aristokratischen Manieren und besonders seine heitere behagliche Ruhe kontrastieren auffallend mit den Vertretern des friedlosen Humors Deutschlands und Englands.

Wir bezeichneten Schiller als den besten Repräsentanten der pathetischen Beanlagung. Nach seinen Werken zu urteilen, ruft die Bezeichnung Pathetiker in uns das Bild eines jungen, edlen, ernsten Mannes und einer ideal angelegten Natur hervor, die das wirkliche Leben wenig kennt, da sie das Haupt beständig in den Wolken trug. Diese Klasse von Schriftstellern zählt viele Bewunderer, wozu besonders das weibliche Geschlecht gehört.

Der Mann des unechten Humors und des Scherzes wird uns in seinen Werken den Eindruck hinterlassen, als ob er auch in Wirklichkeit hüpfend und tändelnd über die Oberfläche des Lebens hingleitet, mit einem beständigen Lächeln auf seinen Lippen, vielen Freunden und wenigen Feinden (Holtey, Zschocke).

Der Satirist scheint seinen Werken nach viel älter zu sein, viel erfahren und viel gelitten zu haben. Wir denken ihn uns ohne Enthusiasmus und erkennen ihn an der Glatze oder der

hohen Stirn, an dem Auge ohne Wärme und dem mitleidigen Lächeln des Weisen (Cervantes).

Den Mann des Witzes und der kalten Ironie stellen wir uns gern als einen übersättigten, blasierten, von seinen Freunden verlassenen Egoisten vor, der sich für nichts mehr erwärmen kann.

Als Taine seinen oft erwähnten Essay schrieb, lebte unser Schriftsteller noch, und von seinem Lebensgange war so gut als gar nichts bekannt; doch meint Taine, daſs man die näheren Details über das Leben eines Schriftstellers zur Not entbehren könne, da die Werke sich zu dem geistigen Leben des Mannes verhalten wie der Zeiger der Uhr zu dem Räderwerk. Diese Wahrheit ist unbestreitbar: der Schriftsteller als Mensch steht wirklich in Wechselbeziehung zu seiner Beanlagung, die sich in seinen Werken kundgiebt; doch ist bei dem pathetischen, scherzhaften, satirischen und witzigen Schriftsteller diese Wechselbeziehung weit gröſser, augenscheinlicher und untrüglicher als bei dem Humoristen. — Wir nannten den Humor „friedlos". In der That weist der Humorist die gröſsten Inkonsequenzen in seinen Handlungen auf, bewegt sich in Extremen, und während der Humor seiner Schriften Götter und Menschen fröhlich macht, ist der Schriftsteller, die Quelle desselben, in Freundeskreisen, bei Weib und Kind oft launisch, miſstrauisch und — unberechenbar; jenem sicilianischen Vulkan nicht unähnlich, der hier lachende Fluren und herrliche Weinberge, und dort taubes Gestein und gähnende Abgründe aufweist.

Dickens' Leben könnte man in zwei Abschnitte teilen. In die erste Lebenshälfte fällt seine traurige Jugend im Elternhause, seine Lehrzeit, seine journalistischen Versuche als Berichterstatter, seine ersten litterarischen Erfolge und seine Verheiratung. Nach mehreren Jugendporträts hatte sein Aussehen etwas Kühnes und Geniales, das Haupthaar ist üppig und das Gesicht zeugt von innerer Befriedigung.

In der zweiten Lebenshälfte veröffentlicht er weitere Hauptwerke, wird wohlhabend, berühmt — und rastlos, macht häufige Reisen in Groſsbritannien und nach dem Kontinent, hält sich abwechselnd in Frankreich, Italien und der Schweiz auf und erscheint zweimal in Amerika. Nach seiner zweiten Rückkehr trennt er sich von seiner Gattin, die ihm mehrere Kinder

geboren, hält zahlreiche Vorlesungen in den verschiedensten Städten, teils zum Besten eines Vereins zur Unterstützung armer Schriftsteller, teils zu seinem eigenen Nutzen. In seiner Biographie finden Geldsorten häufige Erwähnung und lassen Dickens als praktischen Engländer erkennen. Schon lange. ehe Lähmung seines linken Beines einen Nervenschlag vorbereitete, war sein Haupthaar grau und dürftig geworden. Auf einem späteren Bilde hat er etwas Plebejisches an sich (er erscheint mit den Händen in den Hosentaschen). und sein Gesicht weist vulgäre Züge auf, die inneres Unbehagen verraten. Wie Forster berichtet und wie auch seine späteren Werke zur Genüge beweisen, spricht er in dieser Periode seines Lebens häufig und sehr absprechend über Parlament. Politik und Staatsökonomie, über Titel und Würden.

Vieles, was hier nur kurz angedeutet worden ist, dürfte in des Novellisten Beanlagung begründet sein. Der europäische Humorist hafst konventionelle Formen; sein Benehmen ist ungekünstelt, und er folgt in Nebendingen — und leider oft in Hauptsachen — der Laune des Augenblickes, daher das Plebejische in Erscheinung und Manieren, das Unberechenbare und Plötzliche in seinen Handlungen. Obwohl er oft einheimische Einrichtungen tadelt, ist er doch weit entfernt, das Fremdländische vorzuziehen, und wenn wir die amerikanische Episode in Martin Chuzzlewit lesen, glauben wir fast, dafs Dickens „Fremde und Elend“ für identisch hielt. Wie würde Sealsfield jene amerikanische Wildnis geschildert haben! Der Humorist dagegen ist zu sehr Patriot und kann nie ein Kosmopolit werden. Diesem Gemütsmenschen fehlt der Sinn für das Praktische und das Gerechtigkeitsgefühl, das Für und Wider in fremdländischen Einrichtungen abzuwägen. — Dieselbe ruhige Besonnenheit mangelt seiner Handlungsweise im Privatleben. In Henry Esmond, einem der Hauptwerke Thackerays, verliert des Helden Wohlthäter plötzlich die Liebe zu seiner durch die Pocken ihrer Schönheit beraubten Gattin, und der Verfasser sagt, dafs in diesem Falle Reflexion allein einen Ehemann vor einer ähnlichen Thorheit bewahren könne. Gerade diese Reflexion fehlt unserem Schriftsteller, wie so vielen Gemütsmenschen, und man könnte sich fast versucht fühlen, die

geistreiche Bemerkung Taines, dafs Dickens und Thackeray einander ergänzen, in einem anderen Sinne zu gebrauchen und auf den Menschen (Boz) selbst anzuwenden; denn bei unserem Humoristen vermissen wir leider die aus Reflexionen hervorgehende Mäfsigung und das satirische Lächeln des wahren Weltweisen.

Homer und die Alten, Goethe und Lessing, George Sand und Balzac, Jane Austen und Walter Scott, alles Dichter von Gottes Gnaden, lassen in ihren Werken eine gleichmäfsige Ruhe herrschen, die uns eine vollkommene Befriedigung gewährt, wie die Betrachtung der ruhigen Schönheit des Regenbogens am Himmelsgewölbe.

Bei feurigen Naturen, inspirierten Dichtern und Enthusiasten werden wir diese ruhige Schönheit und Regelmäfsigkeit vermissen. Das Schöne und namentlich das schwache Schöne ist nicht nach ihrem Sinne; sie wählen das Erhabene, das starke Schöne, zu ihrem Ausgangspunkt. Nun ist es aber mit dem Erhabenen und mit dem Pathos wie mit dem Blitz: der mit Vehemenz geschleuderte Strahl stöfst im Reflexionswinkel auf das Komische. So hat der erschütternde Pathos in Schillers Kabale und Liebe oft derbe Komik im Gefolge. Byrons Ausgangspunkt war pessimistische Satire, welche sich jedoch in das herrlichste Pathos verwandelt, sobald ein duldendes Wesen an des Dichters Herz appelliert. Dickens' Ausgangspunkt ist das Lächerliche und der phantastisch-groteske Humor. Wie aber durch „die Anziehung einer Elektricität die entgegengesetzte frei wird", so tritt in seinen Schriften der pathetische Humor nur zu bald als Gegenstück auf. Pickwick, dieser alte Knabe, wirkt zuerst auf unsere Lachmuskeln, zuletzt ist er die personifizierte Nächstenliebe. Diese stofsweise Art des Schaffens ist dem Gemütsmenschen und besonders dem Humoristen eigen, „der, einer hysterischen Frau nicht unähnlich, rasch aus dem Lachen in das Weinen verfällt".

Es ist jedoch nicht nur die Beanlagung des Dichters, welche diese Art des Schaffens bedingt, auch die Zeit, in welcher ein Dichter schafft, trägt das Ihre dazu bei. Gewaltige Zeiten, die Reformation und die französische Revolution, erzeugten die Karikaturen-Litteratur. Ein Jahrhundert, das einen Byron

sieht, wird ebenfalls die gröfsten Gegensätze und manche Schlacht auf geistigem Gebiete zu verzeichnen haben. Kann es uns wunder nehmen, dafs Byrons Pessimismus, der an der Weltordnung verzweifelt, den Optimismus Dickens' „als entgegengesetzten Pol frei macht"? In diesem bewegten Jahrhundert, welches eine wahre Karikaturen-Litteratur im Punch, Kladderadatsch, ja selbst in den Fliegenden Blättern, aufweist, wird dieser Optimist die bisher dem Zufall überlassene Form zur Blüte bringen und in derselben das Höchste und das Möglichste leisten. — Wie die Melodie von der Musik, so war die Karikaturen-Litteratur stets vom Bilde begleitet; jetzt kommt ein Schriftsteller, welcher allerdings auf das begleitende Bild noch nicht verzichtet, jedoch innerhalb dieses Genres eine Handlung frei erfindet und an einem epischen Faden Begebenheiten, heitere wie traurige, sich abwickeln läfst, wie sie unser Jahrhundert, wie sie jeder Tag mit sich bringt. Dieses Genre der Litteratur, welches Dickens einführte, entwickelte und mit Glück ausbeutete, hat entschieden eine Zukunft, da es mehr unserem Jahrhundert und dem wirklichen Leben entspricht, welches so arm an grofsen Katastrophen und so reich an kleinen Übeln ist, die sich die Menschen selbst aus Thorheit und durch beständige Reibungen bereiten.

Wenn also Taine George Sand und Balzac mit Dickens vergleicht, mufs er natürlich auf eine grofse Verschiedenheit stofsen, die sich jedoch aus dem Unterschiede ihrer Dichtungsgebiete erklärt. Dickens gehört zu der Klasse von Schriftstellern, die sich ihrem dichterischen Instinkt, und zwar dem ersten Impulse überlassen; es ist jedoch nicht nötig, mit Taine und Lewes anzunehmen, dafs seine Schöpfungen die dichterischen Eingebungen von Hallucinationen seien: es sind nur die Ergüsse eines warmen, nach Ausdruck ringenden Herzens. Der Humorist Dickens steht somit Fielding, dem humoristischen Komiker, dem Manne des Verstandes, entgegen, welcher den Leser die Nachtlampe und die Feile erkennen läfst, und der uns in einem der 28 höchst geistreichen Eingangskapitel zu Tom Jones u. a. auseinandersetzt, warum er den Charakter von Black George mit einem schwarzen Tüpfelchen versehen habe. — Jene Art des raschen, ungestümen und unbewufsten

Schaffens ist dem Humoristen eigen und für seine Werke wünschenswert; denn was wäre Humor, wenn er aus Reflexion hervorginge? — Solche Schriftsteller werden allerdings nicht, wie Balzac und George Sand, das allgemein Menschliche zum Ausdruck bringen; denn das erfordert Reflexion, Abstraktion und grofsen Kunstsinn; aber als Entschädigung werden sie Scenen und Personen aus ihrer Umgebung getreu abzeichnen; sie pflegen zu lokalisieren, und ihre Figuren bedürfen nicht des Heimatsscheines, wie so viele der beiden genannten französischen Autoren; man wird sie sofort als Engländer, Londoner und als Kinder des 19. Jahrhunderts erkennen.

Dafs einige untergeordnete Figuren, wie Mrs. Gamp, Mercy Pecksniff u. s. w. so oft dasselbe sagen oder thun, dürfte Taine nicht wunder nehmen; denn die Wiederholung gewisser Sätze, Gesten oder Handlungen ist eines der wichtigsten Wirkungsmittel der Karikaturisten, welches durch die Plötzlichkeit des Auftretens noch verstärkt wird.

Karikaturenzeichner wie Dickens pflegen den Menschen im Affekt zu beobachten und zu fixieren. Shakespeare, G. Sand und Balzac werden ihn in der Ruhe darstellen, wie sein Gesicht und seine Körperhaltung nur Gefühle, nicht Gefühlserhebungen ausdrücken. Die letzteren fertigen Porträts, die ersteren sind Historienmaler.

Als weitere Unterscheidung erwähnen wir noch, dafs es der Londoner Feuilletonist mehr auf rasche lukrative Erfolge abgesehen hatte, und deshalb, dem Geschmack des Publikums gemäfs, trotz aller Wahrheit der Charakterzeichnung, sein Hauptaugenmerk auf eine interessante Handlung richten mufste, während G. Sand und Balzac diese als unbedingte Folge der Beanlagung der Handelnden hinstellen. Die Methode der letzteren ist entschieden künstlerisch zu nennen, jedoch auch das Dickenssche Verfahren hat etwas für sich, und besonders den Balzacschen pathologischen Studien gegenüber, mufs es als naturgemäfs und gesund bezeichnet werden. Dafs jede der beiden Methoden ihre Berechtigung hat, dürfte schon Aristoteles erkannt haben, der die die Handlung betonenden Dramen sorgfältig von denjenigen unterschied, welche ungewöhnliche Charaktere entwickeln sollten. — —

Man hat den Satz aufgestellt, daſs die Poesie älter sei als die Prosa, indem die erstere nur einen Naturzustand bedinge, die letztere dagegen eine höhere Kulturstufe erheische. Diese Behauptung hat entschieden etwas Richtiges; denn die ältesten Spuren der Litteratur sind nur in einer Art Poesie denkbar, wofern man unter derselben reimlose, wilde lyrische Ergieſsungen versteht, welche groſse Naturereignisse, Liebe, Schmerz und Tod dem halbwilden Nomaden entlockten und mit den Empfindungslauten eines Kindes beim Zahnen oder bei freudiger Überraschung verglichen werden können.

Im reiferen Kindheits- und ersten Jugendalter der Völker riefen gemeinschaftliche Wanderungen oder Kriege die epische Gattung hervor, in deren reinsten Produkten ein ungewöhnlicher Mensch geschildert wird, welcher, die Aufgabe des groſsen Ganzen verfechtend, alle Schwierigkeiten und Hemmnisse überwindet.

Der Sieg der Subjektivität über die Objektivität, welchen das Epos verherrlicht, konnte die aus der Bewegung wieder zur Ruhe und zu einem gewissen Komfort zurückgekehrten Völker im reiferen Jünglings- und Mannesalter nicht mehr interessieren; da sie das Falsche der Gattung erkannten, erhoben sie ihren durch Erfahrung gereiften Blick zu dem Helden, welcher im Konflikte mit dem Bestehenden tragisch oder komisch vernichtet wird. Das dramatische Dichtungsgebiet, in welchem die Objektivität über die Subjektivität triumphiert, ist somit die höchste Kunstgattung, und trotz gleicher Genialität steht Shakespeare über Cervantes.

Es ist merkwürdig, daſs fast bei allen Völkern, welche sich überhaupt zu dieser letzten und höchsten Entwickelungsstufe erhoben, die Pflege der dramatischen Kunst von einem gewaltigen Aufschwung der Prosa begleitet war. Bacon war Shakespeares Zeitgenosse, Pascal schrieb zu Corneilles Zeit, Macchiavellis Il Principe erstand in den Tagen Ariosts und Tassos, und Cervantes' Don Quixote verdunkelte Lope di Vegas Ruhm.

Der Protestantismus und sein Einfluſs selbst auf katholische Länder, die Buchdruckerkunst, Schulen auf dem Lande, Fabrikwesen, selbst die Beschränkung des patriarchalischen Ein-

flusses des Adels auf das Volk — mit einem Worte reale Momente, trugen direkt oder indirekt zur Hebung der Prosa bei. — Nun aber verspürt jedes Zeitalter ein Bedürfnis nach einer gewissen Dichtungsart. Für die Lyrik und das Epos war unsere Zeit zu materiell, und das Drama konnte nicht allen gebildeten Elementen zugänglich gemacht werden. So erwuchs den Trümmern der poetischen Dichtungsarten eine neue prosaische Form, der Roman. Sein Erscheinen in unserer Zeit zeugt durchaus nicht von einem Zurückgehen der Litteratur und einer Nation, vorausgesetzt, dafs Epos und Drama die Vorgänger des Romanes waren. Das Beispiel der Griechen wird von den Gegnern dieser Dichtungsart mit Unrecht herangezogen; denn dort können nur vereinzelte Produkte Ansprüche auf diesen Namen erheben, während sich bei uns der Roman als eine neue Dichtungsform schon seit Jahrhunderten behauptet und bereits so herrliche Blüten getrieben hat, dafs er sich zwar noch nicht mit dem Trauerspiel, wohl aber mit der Komödie messen kann.

In der Zeit des Feudalismus wurden die Thaten der Ritter in epischer Form besungen. Den Ritterepen folgten die Ritterromane. Die Naivität jedoch, welche die Odyssee und die Iliade so sehr auszeichnete, und ohne welche ein Epos nicht denkbar ist, ging mit dem Verschwinden des Rittertums allmählich in die Ironie eines Cervantes und eines Ariost über. Cervantes' Don Quixote in Prosa trug das Ritterepos und den Ritterroman zu Grabe und schuf den modernen Roman. Geschichtlich ist es daher gerechtfertigt, den Roman als das Kind des Epos zu bezeichnen; viele und zwar die Hauptmomente sind entschieden episch, andere dagegen sind lyrisch oder dramatisch. Welch ein herrliches Feld der Thätigkeit erwartet hier den talentvollen, ja genialen Schriftsteller? Seine Aufgabe wird namentlich die sein, diese drei Dichtungsarten so glücklich zu verschmelzen, dafs auch in diesem geschmähten Genre ein Kunstprodukt entsteht.

Und Dickens ist in der Verschmelzung dieser drei Elemente unübertroffen; G. Sand und Balzac stehen unter ihm. — Wie das Epos, wenigstens in seiner Reinheit, einen glücklichen Ausgang anstrebte, so läfst Dickens seinen Romanhelden über alle

Schwierigkeiten siegen und sich einen Weg zum Glücke bahnen. Seine Werke gehören mithin nicht jener Zwittergattung an, wo des Romanhelden ein tragisches Ende wartet. Es liegt dann allerdings dem Romane die Gefahr nahe, ins Gesuchte, Ungesunde und Falsche zu verfallen, da in der realen Welt die Objektivität und nicht die Subjektivität triumphiert. Diese verhängnisvolle Klippe des Romanschriftstellers vermeidet Dickens höchst geschickt. Er steckt seinem Helden ein nur mäfsiges Ziel; läfst beispielsweise den jungen brotlosen Verlassenen seine Verwandten (Oliver Twist) oder sein Auskommen finden (Nicholas Nickleby); ein pockennarbiges Kind gewinnt die Liebe eines Armenarztes (Bleak House), und die Tochter eines patrizischen stolzen Kaufmannes (Dombey) erreicht nach den traurigsten Familienereignissen das von ihr ersehnte Ziel, die Frau eines armen, aber ehrlichen Jünglings zu werden. Frühere Schriftsteller rüsteten ihre Kinder der Liebe mit Klugheit und Schönheit aus, und eine reiche Heirat entschädigte für die Unbill der früheren abenteuerlichen Fahrten; oder ein armer ehrenwerter Commis warb um die Tochter seines reichen Prinzipals; jetzt kommt Dickens, welcher für seine Familienromane die alten abgedroschenen Motive zwar benutzt und, wegen des Mangels an Auswahl, benutzen mufs, aber durch die Umkehrung wird das Alte neu in seinen Händen, und die Überraschung des Lesers wird vollständig durch die geistreiche Ausführung dieser einfachen Motive. Wenn ein Schriftsteller mit den einfachsten Kunstmitteln viel erreicht, müssen wir ihn um so höher stellen. In Mauprat (von G. Sand), welches von Taine Dickens' Werken als Muster entgegengehalten wird, hat sich die geistreiche Verfasserin nicht mit so einfachen Mitteln begnügt: ein junger, aber noch nicht ganz verdorbener Räuber gewinnt die Liebe seiner schönen und reichen Cousine Edmée, die ihn allmählich von seiner inneren Verworfenheit befreit hat. Balzacs Kunstmittel können erst recht nicht einfach genannt werden.

Wir erwähnten Dickens' stark besuchte Lesevorträge. Mag nun die Neugierde, den Schriftsteller zu sehen, bei vielen der Hauptgrund gewesen sein, jene Meetings zu besuchen, so viel steht fest, dafs die dem Autor in denselben gebrachten Ovationen zum Teil auf die in seinen Schriften enthaltenen dramatischen

Elemente zurückzuführen sind. Obwohl er als Londoner Feuilletonist auf die Handlung das Hauptaugenmerk richtete, so verstand es doch niemand besser als Dickens, die Handlungen der Personen durch deren Charakter zu motivieren und denselben durch den Dialog so auszudrücken, dafs die Bruchrechnung vollständig aufgeht und das Fehlende nicht erst durch Erklärungen vervollständigt werden mufs. Die ersten trefflichen Beispiele dieser Conversation of character, welche ein wichtiges dramatisches Moment bildet, finden sich in Nicholas Nickleby. — Da Dickens nach Art der meisten Humoristen ungewöhnliche und originelle Menschen während des Affekts beobachtete, mufste das Mienenspiel derselben dem Leser mitgeteilt werden; Einschaltungen wie „brummte Ralph", „flüsterte der Nachbar", „stammelte Käthchen", „indem Mrs. Nickleby ihre Freier an den Fingern aufzählte", machen die Illusion vollständig, und man glaubt nicht selten sich vor der Bühne zu befinden. Die Anfangssätze der Kapitel, welche den Schauplatz der Handlung schildern, könnte man als die im Hintergrunde befindliche Bühnendekoration ansehen. Doch sind es nicht allein diese dramatischen Äufserlichkeiten; der Kern der Dickensschen Romane ist selbst stark dramatisch gefärbt und bringt die dem Drama eigene stofsweise Wirkung auf den Leser hervor. Während der Held, in epischer Reinheit mit dem Strome der Gesellschaft schwimmend, sein Ziel erreicht, finden wir zu seiner Rechten und Linken andere, die, gegen den Strom ankämpfend, im Konflikte mit der Sitte, der Moral und den Menschenrechten tragisch oder komisch vernichtet werden. Das lebhafte Kolorit dieser dramatischen Personen verleiht somit dem schalen Romanhelden im Vordergrunde einen gewissen Glanz durch Kontrast und Reflex. Auf die Ausführung dieser dramatischen Figuren hat der Verfasser grofse Sorgfalt verwendet und in ihrem Thun und Treiben wichtige psychologische Probleme gelöst.

Dasselbe gilt leider nicht von der Gruppe von Personen, die sich auf dem dritten Grunde befinden, einer Anzahl von Karikaturen, welche zum Teil gut getroffen sind, von denen aber einige recht störend in den Gang des Stückes eingreifen. Es sind meist nach dem Leben gezeichnete Originale, welche Dickens' Bekanntenkreise angehörten und zu wirklich sind, um

einen angenehmen Eindruck hervorzubringen. Fräulein Mowcher (Copperfield) und die Smallweed-Familie (Bleak House) sind ganz besonders hier zu erwähnen. — Doch führen wir dergleichen Figuren des lebhaften Mienenspiels wegen bei den dramatischen Elementen seiner Romane auf. Während Dickens in der vorigen Gruppe mehr den Menschen schildert, pflegt er hier den Engländer und namentlich den Londoner zu zeichnen.

Wie aber in der Waldkultur die kräftigsten Stämme durch zu viel Unterholz leiden, so wird auch dieser Reichtum an Nebenpersonen dem Kunstprodukt zuweilen verderblich (siehe Copperfield und Bleak House). Doch gewinnen die meisten der Dickensschen Romane infolge der vielen Figuren nur an Umfang, ohne an innerem Gehalt zu verlieren; einige Werke (Chuzzlewitt und Dombey) sind von diesem Fehler ganz frei.

Die Werke von G. Sand und Balzac sind dieser Gefahr gar nicht ausgesetzt. Beide Autoren beschäftigen sich vorzugsweise mit den Hauptpersonen, oft nur mit zwei Figuren (Mauprat — Elle et Lui — Julienne), was zuweilen eine gewisse Monotonie hervorruft; denn trotz ihres künstlerischen Talents können sie es nicht immer vermeiden, dafs das Schöne, und namentlich das schwache Schöne, zuweilen in das Fade übergeht. Ihre Romane sind jenen klassischen Violinduetten nicht unähnlich, in welchen das Orchester nur sekundieren darf, während Dickens' Romane einige Züge mit unserer deutschen Zukunftsmusik gemein haben, die das Fade der Melodie durch den herrlichsten Untergrund des vollen Orchesters zu verdecken und zu heben versteht.

Eine bewunderungswürdige Harmonie wird den Dickensschen Romanen noch durch die bedeutenden lyrischen Momente verliehen, welche durch Kontraste und Todesfälle, seltener durch die Natur, hervorgerufen werden. Diese lyrischen Elemente sind um so rührender, als wir in ihnen nicht die geringste Effekthascherei erblicken, und sie unterscheiden sich nur dadurch von den am Eingange erwähnten reimlosen, wilden lyrischen Ergiefsungen der Naturvölker, dafs die ursprüngliche Naivität durch pathetischen Humor ersetzt wird, der sich oft glücklich zum reinen Pathos herausarbeitet.

Überhaupt fehlt Dickens, so oft er das Naive zum Gegen-

stande seines Schaffens macht. (Siehe Esther Summerson und besonders David Copperfield, das Kind.) Durch des Schriftstellers epische Naivität klingt dann Dickens' Humor hindurch, wie das Schnarchen eines in seiner Höhle schlafenden Löwen. Unter den naiven Gestalten dürfte Mercy Pecksniff noch am besten gelungen sein. Die milde Ironie, mit welcher der epische und der Romandichter über ihrem Helden zu schweben pflegen, ist dagegen Dickens wohl bekannt und zeigt sich recht bei Pickwick, Nickleby und Dombey. — Im Humor leistet jedoch Dickens noch mehr als in der Ironie, und darin können wir durchaus keinen Fehler erblicken; denn da der handelnde epische Held zu dem in der Schule der Erfahrung für das Wirken erzogenen Romanhelden geworden ist, steht der letztere dem Herzen des Schriftstellers näher als der epische Held, und die mildeste Ironie kann in dem Familienromane sehr wohl dem Humor Platz machen. Der Roman dürfte somit das geeignetste Dichtungsgebiet des humoristisch beanlagten Schriftstellers sein.

Einer alten Einteilung gemäfs zerlegten wir oben das Seelenleben des Menschen in Intellekt, Gemüt und Charakter, und fanden heraus, dafs das Gemütsleben Dickens' ganz besonders entwickelt sei. Nun steht aber fest, dafs zwischen jedem Schriftsteller und seinen Lieblingsfiguren und Idealen — geistig wie körperlich — eine grofse Ähnlichkeit obwaltet. Wenn wir uns Dickens' Schöpfungen näher ansehen, finden wir bald, dafs Pickwick, Nicholas Nickleby und viele andere seiner Lieblinge ein feuriges, ungestümes, aber edles Gemüt besitzen, einem feurigen Rosse gleich, welchem das Intellekt, jener Rosselenker, oft vergeblich Zügel anzulegen versucht. Das Herz der Dickensschen Ideale pflegt bei fremdem Unglück zu zerschmelzen, und der bekannte, echt englische Grundsatz „Always mind your own business“ scheint ihnen unbekannt zu sein. Indem sie nun anderen helfen wollen, werden sie selbst in allerlei Schwierigkeiten und Händel verwickelt, in welchen jedoch der von der Vorsehung zum Führer des Gemüts bestimmte Verstand sich nur wenig Rat weifs. Indem sie sich so an die Allgemeinheit aufopfern, vernachlässigen sie ihre eigenen Interessen. Wenn es sich darum handelt, fremdem Elend zu steuern, kennen sie

kein Besinnen; wenn es jedoch gilt, die eigenen Interessen zu verteidigen, wird ihr erfahrungsloses Herz in ein unseliges Schwanken versetzt, da der Sittlichkeitsfaktor, jenes Verbindungsglied zwischen Gemüt und Charakter, ganz bedeutend ausgebildet ist, während ein anderer wichtiger Faktor des Charakters, die Konsequenz im Handeln, ihnen gänzlich abgeht.

Der Dickenssche Liebling ist daher nicht harmonisch entwickelt; denn in den häufigen Konflikten des Gemüts fehlt ihm ein männlicher und entschlossener Charakter, oder, um zu unserem Bilde zurückzukehren, das andere, dem ersten beigesellte Rofs, welches dessen ungleichen Schritt regelt und mehr auf den Zügel des Intellekts zu achten versteht.

Doch vergessen wir nicht, dafs diese Dickensschen Lieblinge ganz herrliche Romanhelden abgeben. Kein Mensch ist mehr geeignet, in Konflikte des Gemüts und des Gewissens versetzt zu werden und in der Schule der Erfahrung zu reifen, als dieser unharmonische Liebling der Dickensschen Muse. Und diese inneren Kämpfe des Gefühlslebens mit der Härte der äufseren Welt in Verbindung zu bringen, ist ja so recht Aufgabe des Romanschriftstellers.

Nachdem wir aber jene Lieblinge Dickens' als für den Roman recht geeignet bezeichnet haben, können wir nicht umhin, ihnen im praktischen Leben Glück, Wohlstand und Gelingen ihrer Pläne abzusprechen. In Wirklichkeit erreicht jener Mensch viel besser und schneller sein Ziel, welcher, mit Intellekt und Charakter begabt, das ihn ins Schwanken versetzende Gemüt gar nicht in Frage zieht. Auch diesem Menschen mangelt es an innerer Harmonie; aus Princip entspringender Egoismus ist sein Kern, und so mancher von des Schriftstellers Landsleuten und Zeitgenossen, ja die ganze grofse englische Nation in Politik, Kolonisation und Handelssystem repräsentiert ein solches unharmonisches Gespann.

Der Umstand, dafs Dickens den Gemütsmenschen zu seinem Ideale erhebt, den harten, energischen und mechanisch vorgehenden matter of fact Menschen dagegen lächerlich macht, oder denselben gar eines gewaltsamen Todes sterben läfst, nachdem er ihn schon in der Anschauung des Lesers komisch vernichtet hat, mag Taine zu dem Schlusse veranlafst haben, dafs

Dickens mehr der angelsächsischen und gemütvollen Richtung des englischen Volkes angehöre, die sich noch von Zeit zu Zeit an der Seite der strengen, energischen normännischen Richtung bemerkbar macht. Die Behauptung, dafs auf die normännische Invasion allein dieser, bis auf unsere Tage reichende Einflufs auf Englands Wohlergehen und den englischen Volkscharakter zurückzuführen sei, ist bereits ad nauseam wiederholt worden, aber trotzdem mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen. Schon in dem Angelsachsen auf deutschem Boden sind die Keime des englischen Nationalcharakters zu finden. Wie unterschieden sich schon in der Sprache ihre niedersächsischen Vorfahren von den mehr im Süden wohnenden deutschen Stämmen! Der Unterschied springt in die Augen, wenn wir die kernige, energische, auf gegenständliche Erzählung losgehende Sprache des niedersächsischen Heliand der sentimentalen Auffassungsweise des süddeutschen Otfried entgegenhalten. Die auf Englands Boden schon vor 1066 entsprossene angelsächsische Litteratur ist ein weiterer Beleg für die oben aufgestellte Behauptung. Man vergleiche nur das angelsächsische Lied des Beowulf mit dem auf deutschem Boden gesungenen Karlsliede. Das angelsächsische Gedicht kennzeichnet eine kernige Gegenständlichkeit und eine wilde Energie, während das innigere Gefühlsleben des deutschen Sängers mehr der Befriedigung der Ruhe nach dem Kampfe Ausdruck giebt und in Danksagungen gegen Gott zerfliefst. Dafs die normännische Invasion ohne Einflufs auf Englands Geschick und Volkscharakter gewesen ist, wird wohl niemand leugnen; doch 60 000 Mann konnten diesen Einflufs nicht ausüben, wenn nicht schon die Keime zur Entwickelung der neuen Elemente im Volke selbst vorhanden waren. Wenn nun Dickens' Empfindungsweise nicht rein englisch ist, mufs sie deshalb noch nicht angelsächsisch sein. Man vergesse nicht, dafs vor dem Erscheinen der Angelsachsen in England sich eine Nation träumerischer Gemütsmenschen auf britischem Boden befand. Und wenn Taine in Dickens etwas von einem Angelsachsen wittert, dürften andere geneigt sein, in seiner Gemütsverfassung und in der seiner Lieblingsfiguren (sogar in einigen Hauptzügen Copperfields) wesentliche Anklänge an den keltischen und namentlich an den irischen gemütvollen

Charakter zu finden, der in Burke seine herrlichste Blüte trieb.* Der Iren Enthusiasmus beim Handeln, ihr Mitleid mit dem Duldenden, ihre Interesselosigkeit an eigenen Angelegenheiten, verbunden mit der Sucht des unzeitigen Einschreitens zu gunsten Fremder, bilden einen schneidenden Gegensatz zu der kühlen Besonnenheit des Engländers, seiner Indifferenz für fremdes Leid und Handeln und der starken Betonung des eigenen „Ich" in allem Thun und Lassen.

Dickens' Lieblingsfiguren sowohl wie dem ihm so verhafsten matter of fact Menschen sprachen wir bereits eine harmonische Entwickelung der Seelenkräfte ab; denn bei jedem von beiden vermissen wir etwas Wesentliches. Nun müssen wir aber wissen, dafs alle grofsen Volksprediger, Luther nicht ausgenommen, im gewissen Sinne das Beispiel unseres Heilandes nachahmen, der den in seiner Zeit so starren Buchstabenglauben vernichtete, was er in unserer Zeit des Indifferentismus für unnötig, ja für verderblich gehalten haben würde. Der Reformator wird nur dann fruchtbar wirken, wenn er dem Volke im grellen Lichte das zeigt, was ihm fehlt. Mögen also des Dichters Ideale in Wirklichkeit unharmonisch sein, er strebt trotzdem die Harmonie des inneren Menschen an: es ist eine auf Gemütsbildung beruhende Charakterbildung, welche hier dem englischen Volke in allen Schriften unseres reformatorischen Schriftstellers gepredigt wird.

Die Forderung der gemütvollen Auffassung ihrer Pflichten stellt Dickens namentlich an alle Diener derjenigen Institute, welche die Weltordnung zu Hütern und Vormündern ihrer Mitbrüder eingesetzt hat. — Trotz der heftigen Angriffe auf Gerichts- und Polizeiwesen, auf Schule, ja selbst auf Fakultät und Kirche, ist Dickens ein guter Christ, ein eifriger Protestant, ein guter Staatsbürger und durchaus frei von utopistischen Ideen. Dickens' Angriffe gegen diese Institute erklären sich nur aus dem oben näher erörterten Princip, den mechanisch vorgehenden und selbst in Amt und Würden geschäftsmäfsig

* Die Verschiedenheit zwischen dem irischen Enthusiasten Burke und Fox, dem englischen Advokaten und kühlen matter of fact Menschen, hat Macaulay so schön im Warren Hastingsschen Prozefs dargethan. Der Charakter Sheridans hält die glückliche Mitte.

handelnden matter of fact Menschen an der Spitze seiner Mitbrüder zu beobachten und der Lächerlichkeit zu übergeben.

Da der Romanschriftsteller nicht wie der Dramatiker Probleme zu stellen, sondern sich auf realem Boden zu halten hat, mufs seine Weltanschauung wie sein Werk prosaisch sein. Während Shakespeare und Goethe wie Adler ihren Seherblick von idealen Höhen auf die Zweckmäfsigkeit der Weltordnung lenken, kann des Romanschriftstellers Auge, der Henne gleich, nur das ihm nahe Liegende erkennen. Wie Dickens selbst an die Heilslehren der Offenbarung glaubt, thut er auch in seinen Werken dar, dafs Gott den Bösen bestraft und den Guten belohnt, wäre es auch erst in jener Welt; dafs bei Boz der Zufall eine viel gröfsere Rolle in der Weltordnung spielt als bei den Dramatikern, erklärt sich aus den verschiedenen Dichtungsgebieten. Und wenn der Zufall sogar in Hard Times so weit in die Geschicke des Stephen Blackpool, einer Dickensschen Lieblingsfigur, eingreift, dafs er den besten Mann dem Tode in die Arme liefert, geschieht dies nur, um dem vielgeplagten sterbenden Fabrikarbeiter aus dem finsteren Schachte, in welchen er durch Zufall geraten, den Stern einer besseren Welt zu zeigen, der ihm als Entschädigung für die erfahrene Unbill in dieser Welt Freude und Seligkeit bringen wird. Diesen so alten und noch immer hellglänzenden Stern der materiellen Welt gezeigt und von dem dunklen Jammerthale aus herrliche Prospekte in die Unendlichkeit geschaffen zu haben, ist eines der Hauptverdienste Dickens', aber ganz besonders erkennbar in Oliver Twist und Hard Times, zwei socialen Romanen von einer ernsteren Gattung, einem umfassenden Horizonte und einer grofsartigen Perspektive, von denen das erstgenannte Werk das versöhnende, das letztere dagegen mehr das befreiende und erlösende Moment zum Ausdruck bringt.

Jean Paul hat Homers Odyssee als den Urroman bezeichnet. In der That hat dieses Epos viele Momente mit dem modernen Roman gemein. Da nun die Figuren der Odyssee weniger wirkliche Personen, sondern meist nur moralische Abstrakte sind, Odysseus z. B. nur eine Verkörperung der griechischen Nationaltugenden, Penelope ein Muster von einer tugend-

haften Gattin, Telemach das eines pflichtgetreuen Sohnes u. s. w. ist, sind sogar geistreiche Ästhetiker zu dem wunderlichen Schlusse gelangt, dafs die epischen und Romanfiguren samt und sonders nicht wirkliche Personen, sondern nur Repräsentanten gewisser Eigenschaften sein müfsten, und dafs die Darstellung wirklicher Personen nur die unerläfsliche Aufgabe des dramatischen Schriftstellers sei. Allein der Umstand, dafs in dem griechischen Drama sich auch nur Symbole von Personen vorfinden, nicht aber diese selbst, vernichtet auch das dem epischen Dichter gemachte Zugeständnis. Die Griechen, dieses naturwüchsige Naturvolk, konnten infolge ihres ausgeprägten Sinnes für plastische Gegenständlichkeit sehr wohl des vollen Bildes entraten, und die Symbole von Figuren in ihren Dichtungen riefen in ihrer Anschauung das runde, volle Bild der Person hervor, das dem Dichter allerdings vor Augen geschwebt, er aber für unnötig erachtet hatte, vollständig abzubilden. Doch da in unseren Tagen das Auge viel von seiner ursprünglichen Schärfe und die Einbildungskraft viel von ihrer natürlichen Frische verloren hat, würden moderne Künstler und Autoren, Dramatiker wie Romanschriftsteller in den gröfsten Fehler verfallen, wenn sie das Beispiel der Griechen bewufst oder unbewufst nachahmten.

Das englische Volk sah bis zu Elisabeths Zeit nur Abstraktionen von Tugenden und Lastern in seinen Theatern. Das konnte nicht anders sein. Wenn das noch ungeübte Auge zum erstenmal beobachtet, werden sich ihm nur allgemeine Merkmale aufdrängen, das Detail entschlüpft ihm; es sieht nur die Umrisse und versteht noch nicht, diese durch die Wellenlinie zu verbinden. In den englischen Theatern jener Periode wurden die Laster (Vices) durch Personen repräsentiert, bis man sie durch die individuelleren Clowns der Elisabethschen Ära ersetzte; die „Rache“, durch eine unheimliche Gestalt verkörpert, wohnte beispielsweise stillschweigend der Ausübung des Verbrechens bei. Doch während die „dira“ trotz aller Abstraktion in den Augen des Atheners eine wirkliche Person repräsentierte, war jene Rachegestalt dem Londoner nur der Ausdruck einer innerlich gefühlten ethischen Idee. Der Puritanismus entwickelte diese Neigung, moralische Ideen zu ver-

körpern, mehr und mehr.* Überhaupt waren Verkörperungen von Tugenden und Lastern dem moralischen und praktischen Engländer zu jeder Zeit willkommen, und ist auch die Abstraktion der Tugenden und Laster nur noch vereinzelt zu finden, so haben diese seit Fielding nur typischen Vertretern gewisser Gesellschaftsklassen Platz gemacht.

In der Glanzperiode der französischen Litteratur dürften Molières Figuren der Wirklichkeit am nächsten stehen. Während jedoch die Franzosen wie die Engländer jener Periode nur unbewufst in den Fufsstapfen der Griechen wandeln, erhebt Schiller den Fehler des klassischen Volkes zum System, und die Braut von Messina wird die Frucht dieses Irrtums. — Goethes gottgewaltige Idee dagegen sprengt nur zu oft die dünne Hülle der Figur, und der Titelheld des Faust ist nicht der einzige Beleg dafür, dafs der titanenhafte Gedanke „seiner Fessel sich entraffend“ auf der „eigenen Spur“ einherschreitet.

Lieferten nun ein Molière und ein Schiller mehr oder weniger moralische Abstrakta, so mufs uns Lewes in Erstaunen setzen, wenn er von Dickens' Figuren sagt, sie seien samt und sonders nur Masken, d. h. moralische Abstrakta. Da die Schöpfungen der gröfsten Heroen der antiken und modernen Kulturvölker nur mehr oder weniger Masken sind, wie können wir von unseren Novellisten mehr erwarten? Dessenungeachtet ist Lewes' Bemerkung richtig; die unschöne Härte seiner Beschuldigung kann er jedoch nur dadurch rechtfertigen, dafs er Dickens' Figuren mit dem höchsten Mafsstabe gemessen hat.

Unter Hinweis auf die Clowns ward oben angedeutet, dafs während der Regierungszeit der Königin Elisabeth sich ein wesentlicher Fortschritt in der dramatischen Personenzeichnung erkennen läfst. Die Zeit kam jenen dramatischen Reformatoren entgegen. In diesen Tagen der Urwüchsigkeit fiel der Charakter noch nicht mit dem Temperament zusammen, wie in unserer Zeit, wo nivellierende Schulsysteme, Gesetze und Verordnungen und besonders der bittere Kampf um das Dasein in einer künstlichen Welt das Temperament in Schranken halten oder von

* Selbst die Beinamen lebender Personen jener Zeit legen Zeugnis von dieser Geistesrichtung ab. Fand sich doch ein Major „Smite them Hip and Thigh“ und ein Kapitän „Fight the good Faith“ unter Cromwells Kriegern.

Geschlecht zu Geschlecht zu so dürftigen Spuren reduziert haben, dafs Psychologen nur noch mit Bedenken von Cholerikern und Sanguinikern sprechen oder gar behaupten, dafs ein und derselbe Mensch in den verschiedenen Lebensstadien die Skala aller Temperamente durchlaufe.

In jener grofsen Zeit lebte eine Schar von Künstlern, die nichts mit der akademisch gebildeten Kunstkaste unserer Tage gemein haben, sondern klarsehende Kinder der Natur waren, welche an der Seite jener Heroen das Leben genossen und in dem Taumel ihrer Orgien den Menschen zeichneten, dessen Charakter vor ihnen lag.

Die charakterzeichnende englische Litteratur hat sich frei von jeder sklavischen Nachahmung aus sich selbst heraus entwickelt, und man kann drei Perioden in dieser Entwickelung unterscheiden. In dem ersten Abschnitte, bis zur Regierung Elisabeths, fallen dem ungeübten Personenzeichner nur allgemeine Merkmale auf, und die Wahrnehmung, dafs ein Mensch geizig, heuchlerisch oder rachsüchtig ist, drängt ihn zu Abstraktionen von Tugenden und Lastern. Er ist dem Kinde ähnlich, welchem zum erstenmal die Helle des Feuers oder die Gestalt der Kinderklapper Erstaunen entlockt.

Die zweite Periode, Elisabeths Regierungszeit, bringt inmitten einer Gruppe von Schriftstellern Shakespeare als den besten Charakterzeichner hervor. Das Individuelle mit Naturfarbe darzustellen, scheint er sich besonders zur Aufgabe gemacht zu haben, und er ist der herrlichste Repräsentant des englischen Volkes in der ersten Mannesblüte, das den Menschen mit noch gesundem Auge beobachtet.

Nach einem Stillstande, in welchem England puritanisch geworden, zeigen Fieldings 28 Eingangskapitel zu Tom Jones, dafs die charakterzeichnende Litteratur die dritte Periode, das reifere, reflektierende und Erfahrungen zusammenfassende Mannesalter, erreicht hat. Während die erste Periode den groben Umrifs der Person ins Auge fafst, wird der Schriftsteller der letzten Periode mehr dem Detail seine Aufmerksamkeit zuwenden und sich mehr in typischen Vertretern versuchen. Diese Periode der Berechnung kann in der Charakterzeichnung kein Genie zeitigen, und Fielding wie Dickens erreichen Shake-

speare nicht. Selbst die plastische Fülle der Scottschen Figuren kommt ihm nicht gleich, da wir in der vollständig ausgemalten Figur nur viel Wissenschaft, aber wenig Kunst sehen.

Der Schriftsteller ist ein Kind seiner Zeit, so mancher Fehler mufs auf Kosten seines Jahrhunderts, das ihn erzeugt hat, und des Publikums, welches ihn verstehen soll, geschrieben werden. Das Detailwerk seiner Figurenzeichnung, den Mangel an genialen Zügen in der Charakteristik seiner Personen, und vor allen Dingen die nervös krankhafte Phantasie des Humoristen, finden wir in Dickens' Zeit nicht nur in England, sondern auch auf dem Kontinent; und Boz' Wahnsinnige, Elfen und Gespenster stehen noch hoch über den humoristischen Erzeugnissen, welche das krankhafte Hirn eines Novalis, Brentano und Hoffmann verliefsen. — Wenn unser Novellist von Abstraktionen Gebrauch macht, geschieht es mit dem gröfsten Geschick. Die Vertreter der Heuchelei (Pecksniff) und des Stolzes (Dombey) haben keineswegs ihre Rolle auswendig gelernt. Die Illusion ist so täuschend als möglich, und jene Symbole überraschen den Leser durch ihre Handlungen.

Während jene Abstraktionen von Tugenden und Lastern unseren Novellisten sofort als praktisch moralischen Engländer erkennen lassen, dürfte eine zweite Klasse von Figuren, die typischen Vertreter für Stände und Gesellschaftsklassen, unseren Schriftsteller unschwer als einen Nachfolger Fieldings und als einen Engländer unseres Jahrhunderts kennzeichnen. Der dichterische Vagant Skimpole und Bucket, der Detektive (Bleak House), sind besonders hier zu erwähnen.

Doch eine dritte Klasse, Figuren mit individuellen Zügen, vermissen wir keineswegs in Boz' Werken. Sam Weller (in den Pickwickiern) und Joe (Bleak House) dürften nicht die einzigen Beispiele sein.

Was des Dichters Ideale betrifft, so sind sie meistens aus einer Gesellschaftsschicht entnommen, die noch unter dem Mittelstande steht. Stephen Blackpool, der Fabrikarbeiter, spricht die Sprache eines Gentleman und hat die Gefühle eines Nobleman; George Tapley, der Hausknecht, übt die Selbstverleugnung eines Weltweisen; beide Schöpfungen reichen jedoch nicht an die lebensgetreue Zeichnung des Fischers Peggotty (Copperfield).

Nach dem vorher Gesagten möge man nicht annehmen, dafs Dickens' Phantasie stets eine krankhafte Richtung genommen oder bei dem Schöpfungsvorgange seiner Figuren gar nicht thätig gewesen sei. Eine grofse Anzahl seiner Figuren müssen wir sogar, trotz aller Realität, als gelungene Produkte des Schmelzungsprozesses seiner Phantasie bezeichnen. Dieses gilt namentlich von den Romanen, bei deren Abfassung Dickens sich in fremden Ländern aufhielt, wo der Londoner Feuilletonist nicht beständig die Eindrücke der realen Welt und der realsten City vor Augen hatte.

Nach dem bisher Gesagten könnte vielleicht ein besonderes Kapitel über das Temperament der Dickensschen Figuren unnötig erscheinen. Obwohl die Schöpfungen unseres Novellisten nun zwar selten ein volles, rundes Bild des Temperamentes entfalten, so ist dasselbe, wenn auch durch wenige, so doch durch markierte Züge angedeutet, und der zeichnende Rotstift ist mit so kräftiger Hand und so weiser Berechnung geführt worden, dafs man bei der Mannigfaltigkeit der Dickensschen Leute und der Verschiedenheit der Altersstufe derselben sehr bald die scharfe Beobachtungsgabe des Schriftstellers herausfühlt. — Das von deutschen Psychologen aufgestellte System, welches ein phlegmatisches, sanguinisches, cholerisches und melancholisches Temperament unterscheidet, ist neuerdings von ihnen wieder aufgegeben worden, da nach der Meinung der Neuerer in reiferen Jahren das Temperament mit dem Charakter zusammenfalle und auch schon in der Jugend des Menschen so bestimmte Temperamentsrichtungen nicht existieren sollen. Diese nunmehr veraltete Temperamentslehre ist von dem schärfer beobachtenden Engländer niemals adoptiert worden. Und wenn er auch von melancholischen und phlegmatischen Menschen spricht, so ist ihm doch keine Übersetzung des Wortes „Sanguiniker" geläufig, und die Bezeichnung „choleric" hat im Englischen einen ganz anderen Sinn und dürfte durch das Beispiel Cedrics (in Ivanhoe) am besten illustriert werden, dem Walter Scott ein „hasty choleric temper" (ein hitziges Wesen) zuerteilt. — Da nun der Engländer in seiner charakterzeichnenden Litteratur unter allen Nationen die höchste Stufe einnimmt,

müssen wir ihm nach dieser Richtung hin ein Urteil zutrauen, welches, unbeirrt durch Systeme und Schablonen, auf Beobachtung und Erfahrung beruht, und könnte uns die englische Nation keinen besseren Sachverständigen stellen als Dickens, der uns in seinen Werken den Menschen in den verschiedensten Lebensstadien zeigt, als Kind in der Wiege, als Mann auf der Höhe des Lebens im Kampfe um die Existenz, und als Greis.

Die Erotik nahm in den Ritterepen nur einen unbedeutenden Raum ein; in dem Roman breitete sie sich allmählich weiter aus und wurde endlich der Mittelpunkt der Fabel und der Angelpunkt der Intrigue. Da sich die weiblichen Autoren besonders auf diesem Gebiete heimisch fühlen mufsten, wendeten sie ihm ihre ganze Aufmerksamkeit zu, und von Jane Austens Elisabeth (in Pride and Prejudice) und der George Sandschen Valentine und Indiana an war die Liebe ein nach allen Seiten hin viel besprochenes Thema. — Wenn nun Dickens' Erotik nur als das schwache Schöne dazu bestimmt ist, dem Erhabenen und Lächerlichen — oder starken Schönen — als Ruhepunkt zu dienen, so wird des Kritikers Auge in dieser Komposition dieselbe Harmonie entdecken, die der verbindende Bogen zwischen zwei gotischen Strebepfeilern bewirkt.

Die Romanschriftstellerinnen scheinen meist von dem Grundsatze auszugehen, dafs die Frau der interessantere Teil der Menschheit ist. Wenn daher George Sands Edmée oder Jane Austens Elisabeth geistig über ihre Liebhaber oder spätere Gatten emporragen, so zeigt sich darin schon ein bedenklicher Zug der Verfasserin, für ihr Geschlecht und für die Frauenfrage Propaganda zu machen. Nun ist aber die Tendenz, das Hinarbeiten für bestimmte Zwecke, an und für sich dem Kunstwerk noch nicht nachteilig; das Vordrängen derselben jedoch mufs unter allen Umständen auf diesem Gebiete vermieden werden, da der Roman nicht, wie das Drama, Probleme aufstellen, sondern die prosaische Wirklichkeit abbilden soll. In einem Punkte jedoch übertreffen die Romane jener geistreichen Verfasserinnen Dickens' gleichgeartete Partner wie Frank Cheerible und Käthchen Nickleby, des fadesten Liebespärchens Henry und Rosa Maylie (in Oliver Twist) gar nicht zu gedenken. Das dem Manne

überlegene Weib bildet nämlich mit ihm den herrlichsten Kontrast, und dieser Gegensatz ist höchst geeignet, das rechte Mafs der Dinge, die Verschiedenheit der Charaktere und der Temperamente, der Geisteskräfte und der im Kampfe angewendeten Waffen zu veranschaulichen. In dem Kampfe der beiden ungleichen Partner haben nicht nur diese, sondern auch die Schriftsteller die beste Gelegenheit, ihre Kraft zu entfalten. Da dann die Frau, dieser interessantere, stärkere und kämpfende Teil der Menschheit, den Mann zum leidenden Teil herabdrückt, und der letztere wiederum diese durch den geleisteten Widerstand zur Dulderin macht, oder gar im Bewufstsein der Überlegenheit der Gegnerin zu unschönen Waffen greift, wird durch die Erotik der Romane das Interesse der Lesewelt auf den höchsten Punkt gespannt. — Doch dürften Schriftstellerinnen nicht allein diesen Gegensatz geschaffen haben, und wenn Taine von den Walter Scottschen Liebhabern bemerkt, dafs sie alle, der neuen Mode gemäfs, einen sentimentalen Anstrich hätten, deutet er dadurch ganz richtig an, dafs Ivanhoe neben Rowena milder erscheine. Dafs dieses eine neue Mode ist, dürfte jedoch bestritten werden; denn bei Brunhilde und Gunther, Chriemhilde und Siegfried, bei Julie und Romeo, ja bei Dorothea und Hermann drängt sich uns dieselbe Wahrnehmung auf, und Dickens selbst hat in Walter Gay und Flora Dombey dem Weibe eine ähnliche Überlegenheit eingeräumt. — Nur dürfte die Schilderung dieser Überlegenheit der Frau objektiver ausfallen, wenn der Mann, der leidende Teil, die Feder ergreift, und Goethe, welcher Frauencharaktere gründlich studiert hatte, scheint in Dorothea und Hermann das Richtige getroffen zu haben, wenn er die Jungfrau mit Entschlossenheit, Konsequenz im Handeln, einer derben Aufrichtigkeit und einer gewissen Berechnung in der Wahl der Mittel ausrüstet, während er dem Jünglinge ein schwankendes Gemüt, Grofsmut, aber Weichheit, ja etwas Weichlichkeit zuerteilt.

Da aber das Weib nur diese Überlegenheit auf dem Gebiete der Liebe entfaltet, der Mann dagegen in der Sturmflut des Lebens viel sicherer das Steuerruder führt, begehen die weiblichen Autoren, dem männlichen Geschlechte gegenüber, eine grofse Ungerechtigkeit, wenn sie sich nur auf die Liebe, auf

ein Gebiet beschränken, wo die Frau als Herzenskönigin, der Mann neben ihr als Stümper erscheinen mufs. Dickens' Werke dagegen zeigen uns Mann und Weib auf verschiedenen Gebieten und in den verschiedensten Lagen des Lebens. Auch darin liegt ein Vorzug, den Taine leider zu gering anschlägt, wenn er bei Gelegenheit von Emilys Entführung durch Steerforth (in Copperfield) bemerkt, Dickens zeige uns nur das Elend und die Qual der Liebe; er verstehe es aber nicht, wie G. Sand das Entstehen, das Wachsen und den Höhepunkt der Leidenschaft zu zeichnen.

Somit verlangt Taine vom Romanschriftsteller, die Liebe als Leidenschaft aufzufassen, und diese Anforderung wird von dem deutschen Kunstjünger, der wie keine andere Nation in seiner Kritik auf dem Standpunkte der Ästhetik steht, nur für gerecht befunden werden.

Die Frage, ob die Liebe als Eigenschaft oder als Tugend aufgefafst werden müsse, ist schon oft in der Litteratur aufgetaucht, und Bernardo Tasso hat aufser seinem unsterblichen Sohne der litterarischen Welt noch eine tiefsinnige Abhandlung geschenkt, welche diese Frage erörterte. Peter Daniel Huet, ein geistreicher französischer Romankritiker, hat schon vor Jahrhunderten diesen Punkt nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet,* und obgleich er die deutsche Litteratur nur in der Wiege sah, sprach er die Überzeugung aus, dafs der Deutsche, sein ernsterer Nachbar, die Liebe einst nur als Tugend auffassen werde. Grofs dürfte sein Erstaunen sein, hörte er Gretchens an Faust gerichtete Worte, welche seinem Besuch in der Jungfrau Kämmerlein vorausgehen.

Taine hat nun allerdings recht, wenn er meint, die moderne, vom Puritanismus getränkte englische Litteratur befasse sich lieber mit der Liebe als Tugend; aber Huet täuschte sich im Deutschen, wenn er glaubte, die Liebe als Leidenschaft werde ihm zuwider sein. Die ästhetischen Rücksichten neben den ethischen zu beachten und das Schöne neben dem Guten zu pflegen, ist ein charakteristischer Zug unserer Nation. Es ist daher das Ergebnis einer ernsteren Untersuchung und nicht

---

* De l'origine des Romans.

Parteilichkeit für die uns so verwandte englische Nation, wenn wir der Ansicht sind, der Engländer Dickens habe in seiner Erotik das Richtige getroffen. Dafs er in seinen Romanen die Liebe nur als Tugend und nicht als Leidenschaft auffassen konnte, ergiebt sich aus folgenden Punkten.

Ein lokalisierender Dichter (Dickens) wird sich besonders in seiner Erotik von dem Kunstdichter (Balzac oder G. Sand) dadurch unterscheiden, dafs er die Liebesscenen so darstellt, wie sie sich seinem beobachtenden Auge und Ohre im eigenen Lande darbieten. Mag Schillers Wort, dafs in einer gewissen Lebensperiode „der Knabe sich stolz vom Mädchen trenne“, um später auf Umwegen wieder mit ihr zusammenzutreffen, für Deutschland und Frankreich seine Berechtigung haben, so ist diese Erfahrung entschieden auf englische Verhältnisse nicht anwendbar, wo das Mädchen am Rande des Spielplatzes die gefährlichen Leibesübungen des knabenhaften Freundes bewundert, und ihm des Sonntags dadurch eine Gegenfreude erweist, indem es seine Begleitung zur Kirche annimmt. Der Übermut des Knaben und die Schüchternheit des Mädchens müssen bei dieser steten Kameradschaft allmählich verschwinden; die aufkeimende Zuneigung der von lästigem Zwange befreiten Kinderpaare entwickelt sich auf dem geweihten Boden eines puritanischen Familienlebens und unter dem Schutze der sorgsamen Hausgötter allmählich zur Liebe, und nun treten zärtliche Blicke, herzlichere Begrüfsungen bei gegenseitigen Familienbesuchen, auch ein hier und da eingestreuter tändelnder Liebesausdruck an Stelle der bei anderen Völkern so üblichen, so grofsartigen und so gewaltig erschütternden Konflikte, in welche die beiden Geschlechter nach langer gewaltsamer Trennung notwendigerweise verfallen müssen. Als Arabella Allen mit ihrem Geliebten Winkle (Pickwick) beim Tanze erscheint, erwähnt der Novellist nur die Rosette am kokett vorwärtsgerichteten Damenschuh und das liebliche Rot am Wangengrübchen, und Dickens möge trotzdem nicht ein oberflächlicher Beobachter gescholten werden: denn der Geliebte sogar könnte bei der lieblichen Tochter des puritanischen Volkes ein Mehr durch Wort und Gebärde kaum entdecken. Wenn nun Taine sagt, dafs Dickens' Auffassungsweise der Liebe als Tugend ein

Zugeständnis an die mit Puritanismus getränkten Bewohner seines Landes sei, so ist dies entschieden dahin abzuändern, dafs die Liebesscenen unseres lokalisierenden Dichters nur die kleinen Sittenbildchen entfalten, die ihm seine Landsleute selbst liefern mufsten, während G. Sands Erotik die Konflikte der Liebe zum Gegenstande hat, wie sie bei ungewöhnlichen, ungleich gearteten Paaren bei aufserordentlicher Begabung in Gesinnung, Rede und Thatkraft in der ganzen civilisierten Welt möglich sind.

Da unser Schriftsteller im Gegensatz zu G. Sand weniger den tendenziösen, socialen Roman, sondern mehr den tendenzlosen Familien- und Sittenroman anbaut, ist es stofflicherseits gerechtfertigt, die Liebe entweder in der Ehe zu schildern (Edith Dombey und Mrs. Strong), oder wenigstens der Liebe den Zielpunkt der Ehe zu setzen (Frank Gay und Flora Dombey).

Die Jungfrauen der Dickensschen Muse sind durch die äufsere Lebensstellung und durch enge Verhältnisse angewiesen, in dem ihnen von der Vorsehung ausersehenen Geliebten ihren Mitarbeiter und Beschützer — einen anderen Lohengrin — zu erblicken (Mary Graham etc.).

Aufser diesen äufseren Verhältnissen ist es auch die innere Gemütsbeschaffenheit seiner Jungfrauen- und Frauengestalten, die es erlaubt, ernsteren Konflikten in der Liebe aus dem Wege zu gehen, da fast alle die germanische Eigenschaft der herzinnigen weiblichen Ergebenheit besitzen, die in Goethes Margarethe so herrlich verkörpert wird. Eine Zusammenstellung einiger der männlichen Phantasie entsprossenen weiblichen Gestalten zeigt uns so recht, dafs des Mannes Ideal von einer Frau wesentlich von den räsonnierenden, spitzfindig disputierenden und körperlich abgezehrten Romanheldinnen der weiblichen Autoren verschieden ist, und während Jane Austen (in Pride and Prejudice) unter allen Jungfrauen in der klugen, vorsichtigen und schlau berechnenden Elisabeth eine Type weiblichen Wesens erblickt, und auf dem mageren und knochigen Körper ihres Lieblings den Blick mit Wohlgefallen ruhen läfst, wird der männliche Leser der älteren, liebenswürdigeren Schwester Jane den Liebesapfel zuerkennen.

Wenn also die Liebe in den Dickensschen Romanen sich

nur in Gefühl, Gesinnung und Blick kundgiebt, also mehr einen lyrischen Charakter trägt, mufs man den Grund darin suchen, dafs die Liebenden dem mittleren Bürgerstande Englands angehören. Dem deutschen Novellisten ist es allein gegeben, die Situationen einer bürgerlichen Liebschaft episch zu gestalten, indem er die ihm so eigene Sentimentalität zu Hilfe ruft, und wenn Boz in der zweiten Brautwerbung Copperfields um Agnes Wickfield aus dem naiven Tone in den sentimentalen umschlägt, merkt der Leser zu seinem Bedauern, dafs dem realistischen Engländer in diesem ihm fremden Element der Boden unter seinen Füfsen wankte. — Es gehört in der That viel Geschick und eine grofse Kenntnis des Volkes dazu, die so hausbackenen Liebesscenen des mittleren Bürgerstandes anders als lyrisch zu gestalten, und wenn in Sedaines „Philosoph ohne es zu wissen" Victorine, die Tochter eines Hausverwalters und Geliebte des Sohnes des Hauses, ihre Herzensunschuld und Naivität in reizenden dramatischen Situationen zum Ausdruck bringt, so ist der Erfolg nur dem Umstande zuzuschreiben, dafs der Verfasser ein Mann des Volkes und ein sehr geistreicher Mann war. Schiller und Goethe verstanden es ebenfalls, die Liebesscenen einer bürgerlichen Jungfrau dramatisch zu gestalten, indem sie ihr einen hochgestellten oder aber geistreichen Geliebten zuführen, wodurch sie das schlichte Mädchen in eine Art Schwärmerei versetzen und dem bis zum reinsten Pathos gesteigerten Selbstgefühle Worte entlocken, die das Gefühlsleben des weiblichen Herzens aufs rührendste blofslegen. Weniger geistreiche Schriftsteller würden sich hier dadurch geholfen haben, dafs sie dem hochgestellten und geistreichen Manne ein weibliches Wesen zugeführt hätten, die lieber (zu)hört, „wenn kluge Männer sprechen". — Noch schwieriger gestaltet sich die Sache, wenn der Novellist von dem gewöhnlichen Verfahren abweicht, der bürgerlichen Liebe die Ehe als Zielpunkt zu stecken, wie das bei Emilys Entführung durch Steerforth der Fall ist (Copperfield). Taines Urteil, dafs Dickens hier weniger das Wachsen und die Krisis der Leidenschaft gemalt habe, mufs jedoch als einseitig zurückgewiesen werden; denn des jugendlichen schönen und reichen Verführers Kommen, Sehen und Siegen ist einer einfachen Fischerstochter gegenüber nur zu

wahrscheinlich. Aufserdem ist des Mädchens plötzliches Unterliegen sehr gut durch ihr Temperament und durch die Verhältnisse motiviert: sie kennt den schönen Jüngling durch Copperfields Schilderungen schon lange vor seinem persönlichen Erscheinen in der Fischerhütte, und die Wirklichkeit übertrifft noch das Spielbild ihrer Phantasie. Eine so gründlich motivierte Entführung bedarf nicht noch der Erwähnung, dafs die getäuschte Jungfrau einer Ehe entgegensieht. In dieser letzteren Motivierung müssen wir allerdings ein dem englischen Puritanismus unnötigerweise gemachtes Zugeständnis erblicken, und Emilys umfangreiche Briefe an ihre Pflegeeltern lassen eine wahre Befriedigung nicht aufkommen.

Möge also die Schilderung der Liebe als Leidenschaft für den Kunstroman einer G. Sand ganz geeignet sein, eine Helena des bürgerlichen Familienromanes dürfte die Kluft vom Erhabenen zum Lächerlichen nur zu sehr verringern; die Liebe kann im Sittenbilde nur Sehnsucht und Verlangen nach dem heimatlichen Herde sein, und dies ist eine Auffassungsweise, welche nach dem Vorbilde der Odyssee, des antiken Urromanes, ebenfalls als klassisch bezeichnet werden mufs. Möge nun die den Beschützer des Herdes erwartende Penelope an der Seite der üppigen Helena blafs erscheinen, eine die Liebe als Tugend betrachtende Flora (Dombey) wird neben der leidenschaftlich liebenden Edmée (in Mauprat) auch ihre Bewunderer finden; ja selbst der klassische Kunstjünger dürfte zuweilen mit Vergnügen dem sengenden Sonnenstrahl der Leidenschaft ausweichen, um sich an dem milderen Mondesglanze einer bürgerlichen Liebe zu erfrischen.

Schon Taine findet Dickens' Naturschilderung ungewöhnlich, wenn er beispielsweise sagt, dafs Blätter, Blumen und Wolken an der Rolle der Figuren teilnehmen. Dazu bemerkt Forster, dafs bei der Vortrefflichkeit eines Romans der Hintergrund und die Naturscenerie gar nicht so sehr in Betracht komme, sondern etwas Nebensächliches sei. Wenige Kritiker dürften Forster in diesem Punkte beistimmen; denn wie der epische Held der Ritterromane mit Rüstung, Schwert und Rofs sich eng verbunden fühlte, und noch sterbend mit Wehmut von

diesen Kampfesgenossen Abschied nahm, ehe er dieselben zertrümmerte, so mufs der Roman, das Kind des Epos, dem Hintergrunde, der Wohnstätte nebst Zubehör, der Ethnographie und ganz besonders der Naturscenerie, einen breiten Raum gestatten. Dieselbe Gegenständlichkeit würde der Lyrik schaden, und das Drama ersetzt die Beschreibung des Hintergrundes durch die Dekoration. Da aber die gröfste Illusion dem Theaterpublikum oft nicht das peinliche Bewufstsein erspart, der von bengalischer Flamme erleuchtete Garten, Wald und Park bestehe aus geschnitztem Pappwerk, so mufs der epische oder Romandichter hier als unumschränkter Herrscher im Vorteil erscheinen; denn nur ihm allein ist es gegeben, den Hintergrund durch das beschreibende Wort in des Lesers Phantasie hineinzuzaubern, und der geschickte Novellist kann hier der inneren Anschauung ein schöneres Bild nahe bringen, als es die Bühnendekoration der äufseren Anschauung gegenüber vermag.

Der Londoner Feuilletonist zeigt uns die Metropole Englands von den verschiedensten und nicht immer von den interessantesten Seiten. Wenn nun der realistische Engländer in den Schilderungen ihrer Schattenseiten oft wenig genug unsere ästhetischen Gefühle berücksichtigt, sondern als wahrer Detailzeichner Rufs, Schutt und Müllhaufen in den Kreis seiner Betrachtungen hineinzieht, geschieht es nur aus Liebe zu jenen armen Geschöpfen, deren sociales Elend dem Gemütsmenschen zu Herzen ging, und Dickens hat in dieser Hinsicht nichts mit Eugen Sue und Victor Hugo gemein, die mit wahrer Schadenfreude die Kloaken und den Schmutz ihrer Hauptstadt aufdecken. Die Schilderung von Golden Square (in Nicholas Nickleby) dürfte als höchst gelungen bezeichnet werden. — Da Dickens in späteren Jahren reich genug war, den Hintergrund seiner Romane aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und häufige Reisen nach den fremden Ländern unternahm, die den Schauplatz von Episoden seiner Werke bilden, so lassen seine Schriften an ethnographischer Treue wenig zu wünschen übrig, und Nicklebys und Smikes Fufsreise von London nach Portsmouth, Carkers Flucht von Dijon über Paris nach England (Dombey), sowie die Scenerie vom Krähenhorst und die Meeresküste bei den Yarmouthschen Fischer-

hütten (Copperfield) müssen als Meisterwerke der Naturschilderung angesehen werden. Peggottys Reisen in fremde Länder dagegen, sowie seiner entführten Pflegetochter Aufenthalt in Italien sind so flüchtig gezeichnet, dafs man aufhört, an die Erzählung zu glauben, und der Umstand, dafs wir hier die Schilderung aus dem Munde des unbeholfenen Fischers (Pegotty) vernehmen, ändert nur wenig an der Sache.

Die fratzenhafte Belebung der Natur, das Belebtwerden von Thürklopfern, und das Anfüllen der Luft mit allerhand abenteuerlichen Gestalten mufs entschieden als krankhafter Auswuchs einer humoristischen Phantasie angesehen werden, und wir finden Taines Verwunderung darüber sehr am Orte; ja mit Bedauern müssen wir hier unseren Novellisten einer gewissen Effekthascherei beschuldigen. Es möge jedoch einigermafsen zu Dickens' Entschuldigung dienen, dafs er diese krankhafte Richtung nicht geschaffen, sondern nur nachgeahmt hat. Der Vorwurf, den ersten Anstofs zu dieser Unnatur gegeben zu haben, trifft Hoffmann, dessen Erfolgen bei den nervösen Zeitgenossen eines nervösen Jahrhunderts es zuzuschreiben ist, dafs zahlreiche Schriftsteller in Frankreich und Amerika und besonders Dickens bald in dieselbe Unnatur verfielen.

Taine weist ganz besonders auf die Schilderung der Abreise des Tom Pinch (Chuzzlewit) hin, und Forster meint, dafs hier der französische Litterarhistoriker kaum die glücklichste Wahl getroffen haben dürfte. Indem wir uns Forsters Meinung anschliefsen, bemerken wir noch, dafs die Naturschilderung, so schön in den „drei Schwestern von York", einer Episode in Nicholas Nickleby, begonnen, gerade in Chuzzlewit wieder fällt, um in Copperfield und ganz besonders in Dombey ihren Höhepunkt zu erreichen. Das Naturbild, welches Carkers Flucht von Dijon nach Paris begleitet, ist episch, und wird oft dramatisch belebt; die Personifikation der Natur, das Schwirren von unheimlichen Tönen in der Luft, sowie die Auffassungsweise der Lokomotive als Rächerin sind grofsartig. Während wir jedoch sonst das Belebtwerden der toten Natur bei geringfügigen Situationen in Hoffmann, Novalis, Brentano als Unnatur bezeichnen müssen, finden wir dieselben hier und in manchen anderen Dickensschen Scenen bei gehobenem Seelenleben ganz

geeignet, und Carkers Kämpfe des Gewissens und die tolle Unruhe eines aufgeregten Nervensystems finden einen herrlichen Hintergrund.

Ganz im Widerspruch mit Forster, der die Naturscenerie als etwas Nebensächliches ansieht, möchte man fast die Behauptung wagen, dafs die Naturauffassung des Schriftstellers hervorstechende Eigenschaften seines Volkes und seines Jahrhunderts erkennen lasse. Shakespeares „Wie es euch gefällt“ ist noch echt germanisch. Es zeigt den Menschen im Mittelpunkte der Natur; die Energie der Rasse hat noch nicht die Idylle zerstört, und Fürsten und Prinzessinnen erscheinen im Schlafrocke neben Löwen und Schlangen.

Die Naturschilderung im Vicar von Wakefield ist der deutschen Naturauffassung noch sehr verwandt; der in irischer Idylle erzogene Angelsachse scheint viel von einem poetischen Naturvolke gelernt zu haben, und doch ist die Energie der englischen Rasse schon eine gröfsere geworden und hat die Naturauffassung verändert. Ich erwähne nur folgendes Naturbildchen in Kapitel III, wo zwei Amseln einander von zwei entgegengesetzten Hecken antworten. Das Naturbild scheint den lyrischen Charakter zu entfalten, den der Deutsche mit Vorliebe in die Naturscenerie des Romans und selbst des Dramas hineinlegt; doch schon im nächsten Kapitel hören wir, dafs die eine der Amseln tot zu den Füfsen der erschreckten Familie fällt, getroffen von dem Blei des bald erscheinenden Thornhill. Somit hat die Natur dem Dichter nur als Staffage gedient, und das anfangs lyrisch scheinende Bild war also episch; ja, da es sogar den spannenden Moment vor der Handlung ausdrückt, wirkt es nun fast dramatisch: das singende Vöglein soll nur Olivias späteren Verführer im Weidmannsanzuge als den Zerstörer einer friedlichen Schöpfung ankündigen. — Der Deutsche ist zu sehr Liebhaber der Natur, um die ganze leblose Schöpfung in dieser Weise auf sein Kunstwerk zu beziehen; die Wolfsschluchtscene (im Freischütz) erfafst ihn schon lange in Ton und Bild, ehe er die unheimlichen Gestalten erblickt. Der zweite Teil des Faust, obwohl ein Lesedrama, gestattet epischen Naturbildern einen breiten Raum, welche dem Werke einen ruhigen, gleichmäfsig epischen Charakter geben. Dickens' dramatisch

spannende Naturbilder verwandeln nur zu oft den epischen Strom seiner Romane in einen wilden, von Stein zu Stein stürzenden Gieſsbach und tragen somit auch dazu bei, eine dramatisch-stoſsweise Wirkung hervorzubringen. Zuweilen zerstört der gewaltige epische Strom der Erzählung das niedliche Gärtchen der Idylle, wie wir recht deutlich bei Gelegenheit der Schilderung von Squeers Etablissement in Yorkshire ersehen, wo die ganze Landschaft durch den Gifthauch der verbrecherischen Familie verpestet erscheint.

Das lyrische Naturbildchen des deutschen Schriftstellers teilt aber nicht nur der Erzählung eine gewisse Ruhe mit; es erfüllt noch eine andere groſsartige Aufgabe: es wird der herrlichste Kontrast zwischen der friedlichen Schöpfung und dem unsinnigen Gebaren des Erdbewohners geschaffen, und indem die englische Litteratur seit Shakespeare die Naturschilderung zu sehr von dem Thun und Treiben des Menschen abhängig machte, verlor der englische Schriftsteller die günstige Gelegenheit allmählich aus den Händen, seinen Lesern darzuthun, daſs, obwohl er an dem Menschen verzweifle, er sich noch mit der Natur versöhnen könne, die ihn geschaffen. Dieses versöhnende Moment in der Natur, welches uns in Shakespeares Macbeth so wohlthätig berührt, ist somit in Englands Litteratur nach und nach dürftiger geworden. Bei unserem Schriftsteller finden wir noch (verhältnismäſsig wenige) Beispiele dieses Gegensatzes in Nicholas Nickleby, in Bleak House und in Dombey und Sohn. In einer Episode des letztgenannten Romanes, zu welcher der epische Strom der Erzählung nur wenig Zugang hat, findet sich jedoch ein hübsches lyrisches Bildchen. Es ist dies die Schilderung des Besuches der lieblichen Kaufmannstochter bei der Skettle Familie. Da dieses Naturbildchen jedoch nur der Ausdruck der ruhigen Auffassungsweise der Heldin ist, bildet es immer noch keinen starken Gegensatz.

Wir erwähnten schon Taines Miſsbilligung, daſs Dickens nicht die ewig gültigen Gesetze der Menschheit zum Ausdruck bringe, wie es G. Sand gethan habe. Somit verurteilt er die Tendenz, das Hinarbeiten für gewisse Zwecke. Nun aber verdient G. Sand gerade am allerwenigsten, Dickens in dieser Be-

ziehung als Muster entgegengehalten zu werden; denn ihre Romane zeigen eine bedeutendere tendenziöse Färbung als die Schriften unseres Novellisten. Dafs Boz als lokalisierender Karikaturenzeichner zuweilen in das Tendenziöse verfallen mufste, ist nicht auffallend. Dafs das Hinarbeiten für einen bestimmten Zweck jedoch ein Geistesprodukt noch nicht verdirbt, sobald die Tendenz nicht zu sehr im Vordergrunde erscheint, sehen wir am deutlichsten an Don Quixote, dem zweiten Urroman. Als Cervantes dieses Werk schrieb, beabsichtigte er zunächst eine Satire gegen den tollgewordenen Idealismus; die Ausführung dieser zeitlichen und örtlichen Aufgabe jedoch ist so künstlerisch, dafs dieser Roman ein ewig gültiges Kunstprodukt bleiben wird. Es ist also weniger die Tendenz, als die Kunst oder die Unbeholfenheit des Verfassers, die hier in Frage kommen. Und in der Kunst, in einem Geistesprodukte für gewisse Zwecke hin zu arbeiten, müssen wir allerdings G. Sand den Preis zuerkennen. Dickens kann mit ihr in dieser Beziehung gar keinen Vergleich aushalten. Das Hirn des rasch denkenden und schnell arbeitenden Humoristen ist nicht kühl genug, den Ärger über Squeers Schule (Nicholas Nickleby) oder den Zorn über den heuchlerisch schleichenden Advokaten Heep (Copperfield) zurückzudrängen. Auf die Romane wie Nicholas Nickleby und Copperfield kann man in der That Taines Ausspruch anwenden, dafs Boz zuweilen zu ärgerlich werde, wenn er die Laster oder die Dummheiten seiner Landsleute geifselt, oder, wie wir lieber sagen würden, wenn er tendenziöse Fragen berührt. — Schule und Advokatenstand hat Dickens derb mitgenommen; nur ist der Gegenstand seiner Satire weniger die Schulanstalt — er scheint allerdings Natur und Presse dieselbe volksbildende Kraft zuzuerteilen —, sondern der unwissende, rohe und mechanisch arbeitende matter of fact Mensch, den er in der Schulanstalt aufsucht und in einem Lande in Massen finden mufste, welches zu seiner Zeit weder Seminarien (training colleges), noch Schulinspektoren kannte, und wo noch heute trotz namhafter Verbesserungen das Privatschulwesen wuchert. Wie abschreckend nun die Institutsinhaber Squeer und Principal Creakle (Copperfield) sein mögen, so haben doch diese Karikaturen mehr Gutes geschaffen als die

weitgehendsten ministeriellen Ermahnungen und Verfügungen. Das tendenziöse Werk, welches das Volk mit starken Hebeln erfafst, sollte also weniger vom Standpunkte der Ästhetik als von dem der Ethik in das Auge gefafst werden; das künstlerische Genie der G. Sand versteht es allerdings besser wie Dickens, trotz aller Tendenz den Gesetzen der Schönheitslehre gerecht zu bleiben.

Angriffe gegen den Advokatenstand finden sich besonders in Copperfield und Bleak House. In dem ersteren hat dieser Stand nicht weniger als sieben Vertreter, und in der ganzen Intrigue des letzten Werkes handelt es sich (fortwährend) um einen Prozefs und um ein verloren gegangenes Testament. Trotzdem müssen wir das künstlerische Geschick des tendenziösen Verfassers in Bleak House bewundernd anerkennen, und der schon älter gewordene und kühler denkende Schriftsteller entfaltet hier im Angriffe eine raffinierte Geistesschärfe, die wir in Copperfield vergeblich suchen. Die Übertreibung im Urias Heep springt dagegen in dem von Forster als Hauptwerk bezeichneten Roman in die Augen, und dem unreifen und naiv fragenden Jüngling Copperfield werden so oft Ausfälle gegen den Richterstand in den Mund gelegt, dafs die Figur oft nur der Sache wegen da zu sein scheint.

Taine bemerkt, dafs Dickens in Hard Times alle seine Ansichten über des Volkes Wohl und Wehe kurz zusammengefafst habe; Forster jedoch bestreitet Taines Behauptung und will in diesem letzteren Romane nicht ein Resumé der in früheren Werken niedergelegten socialen Anschauungen anerkennen. Indem wir jedoch Taine hier im grofsen Ganzen zustimmen müssen, erlauben wir uns nur eine kleine Berichtigung seiner Ansicht, dafs Dickens Fabriken und rauchende Schornsteine als eine Gefahr für die friedliche und natürliche Entwickelung des Volkes und als eine Quelle aller socialen Übel betrachte, indem wir auf den Kontrast hinweisen, welchen in Bleak House der Fabrikbesitzer Rouncewell und sein Fabrikort in Yorkshire mit dem patriarchalischen Grofsgrundbesitzer Sir Leicester Dedlock und seinem idyllischen Dorfe bildet. Dickens stellt sich hier entschieden auf die Seite des vorwärts strebenden Fabrikanten, „des Mannes von Eisen“, dem in Zukunft die Welt gehören soll. Den engen Anschauungskreis des feudalen

Junkers schildert er dagegen in humoristischer Weise, und hier verwandelt sich oft der Humor sehr glücklich zur milden Ironie.

Der Roman ist das Kind einer prosaischen, arbeitsreichen und nüchternen Zeit. Kein Wunder daher, daſs er sich meist auf die Seite der vorwärts strebenden realistischen Gesellschaftsklasse stellt; ja einige und namentlich deutsche Romanschriftsteller schleudern die heftigsten Blitze nach der ihnen so verhaſsten Junkerwelt. Die gegnerische Seite kann nur eine dürftige Romanlitteratur aufweisen, und als der aristokratische Roman seine Niederlage voraussah, nahm er zum Künstlerroman seine Zuflucht. — Wenn wir nun vom Roman gesagt haben, er zeige sich nur da, wo wirklich gearbeitet wird, können wir fast dasselbe vom Humor behaupten; denn sein Erscheinen drückt Befriedigung an dem vollbrachten Werke aus. Beim Anblick der gegnerischen Junkerschaft wird dieser Humor allerdings erst recht zur Geltung gelangen; als versöhnendes Element wird er jedoch die Angriffe mäſsigen, und bei mehreren deutschen Romanschriftstellern vermissen wir mit Bedauern, dem Gegner gegenüber, den milden versöhnenden Humor unseres Novellisten, der uns namentlich in Bleak House so wohlthätig berührt.

Dieser Humor, mit welchem der Schriftsteller die Fortschritte des vorwärts strebenden Neuerers (Rouncewell) behandelt, und die Ironie, mit der er das Zurückgehen der gegnerischen Verhältnisse (Sir Leicester Dedlock) beleuchtet, ist noch in anderer Weise für den Roman, für England sowie für unser Jahrhundert charakteristisch; denn Humor wie Ironie zeigen an, bei welcher Stufe die Streitfrage der beiden Gegner angekommen ist. In des Cervantes Werk wird Aristokratie und Idealismus durch den edlen Junker Don Quixote repräsentiert; der nüchterne Alltagsverstand jenes Jahrhunderts konnte nur in den ungeschlachten Zügen eines Sancho Panza verkörpert werden. Da der letztere jedoch trotz aller Klarheit von dem aristokratischen Idealismus seiner Zeit ins Schlepptau genommen wird, von dem er sich trotz gemachter Anstrengungen nicht losmachen kann, muſs diese geistige Beschränktheit seinem Schöpfer Cervantes nur Gelegenheit zur Satire geben, und der ungeschlachte Repräsentant des Alltagsverstandes konnte den geistreichen Spanier nur mit derselben Ironie erfüllen, mit welcher er über seinem idealen Helden schwebt. Der Humor

unseres Novellisten ist also nicht blofs der beste Beleg für unsere Fortschritte, sondern auch ein Beweis dafür, dafs die kämpfende, vorwärts ringende Welt in unserer Zeit des Sieges bereits gewifs ist und dem anderen Lager gegenüber eine weniger herausfordernde Stellung einnimmt.

Der Hinweis auf Cervantes als den Schöpfer des modernen Romans hat uns zugleich erkennen lassen, dafs es Tendenz war, die sein unsterbliches Werk ins Leben rief. Der Tendenz ist es besonders zu danken, dafs die seit Jahrhunderten angewendeten Motive wieder neu erscheinen. Man denke beispielsweise an Emilys Verführung durch Steerforth. Seit der Iliade und den Ritterromanen sind Entführungen fast ein Gemeinplatz von Dichtungen jeder Art gewesen; „die alte Geschichte“ wurde aber nur dadurch „neu“, indem in den Prosadichtungen und selbst im Drama unserer Zeit der Mann den besseren Ständen, die Jungfrau einer anderen Gesellschaftsklasse angehört. Es war leider die Tendenz, welche den Schriftsteller so oft antrieb, den Mädchenräuber in dem Junkerstande zu suchen; und die von Dickens geplante Entführung mufs auch hier wieder als mild tendenziös erscheinen, da er den Verführer der Fischertochter einer Gesellschaftsklasse entnimmt, die zwar über dem getäuschten Mädchen steht, jedoch immer noch dem besitzenden mittleren Bürgerstande angehört.

Da unser Humorist im Gegensatz zur klassischen künstlerischen Schule sich instinktiv den ersten Eingebungen seiner Phantasie hingiebt, mufs sich in seinem Stile eine gewisse Fülle bemerkbar machen. Dieselbe wird uns aber bei Dickens' gewandter Feder stets wohlthätig berühren und uns den peinlichen Eindruck ersparen, den der umständlich genaue und schleppende Stil Walter Scotts so oft in uns hervorruft. — Dickens' Perioden sind meist sehr zusammengesetzt. Der Lapidarstil, welcher nur mit nackten oder einfach erweiterten Sätzen baut, die, den Quadersteinen der Pyramide ähnlich, dem Satzbau und der Periode Majestät verleihen, ist in unserer künstlichen Zeit überhaupt seltener geworden, und der schnell arbeitenden Feder unseres Novellisten würde sowohl diese Stilart als auch Fieldings Raffinement widerstreben, durch die Anwendung des homerisch-virgilianischen Stiles auf komische

Situationen einen Gegner zu persiflieren (siehe die Kirchhofsscene in Tom Jones), da dergleichen Finessen ein genaues Studium des Stiles der Alten und beständiges Nachdenken bedingen. Die Fülle, welche in Dickens' Stile sich kundgiebt, wird durch die vielen voneinander abhängigen und rasch aufeinander folgenden Nebensätze, aber ganz besonders durch die in Gruppen aufgehäuften Adjektive bewirkt. Dafs sich dies alles nicht auf den Dialog und nur auf die Beschreibung bezieht, wo er in Person zu seinem Leser spricht, ist selbstverständlich: denn wer könnte den Dialog wohl natürlicher gestalten als unser Volksfreund und Menschenkenner? Bei dieser Gelegenheit müssen wir Lewes' Urteil, die Conversation of character seiner Figuren wäre unnatürlich, als ungerecht zurückweisen.

Andere Eigentümlichkeiten des Dickensschen Stiles müssen sich aus seiner humoristischen Beanlagung ergeben, welche ihn den Menschen im Affekt zeigt. Der dem Gegenstande näherstehende Humorist kann nicht in den kalten ironischen Stil eines Cervantes verfallen, — der Eingang zu Bleak House dürfte jedoch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem kühlen, wohlüberlegten Stile in Don Quixote haben — die fieberhafte Hitze des Affektzeichners, der sich selbst in der Gefühlsbewegung zu befinden scheint, wenn er die Kämpfe des Gemüts oder Bill Sikes und J. Chuzzlewits Unruhe nach verübten Verbrechen schildert, treibt ihn zu mystischer Personifikation lebloser Wesen und des unpersönlichen Fürwortes „es“ (Bleak House: wenn er von dem sich schnell verbreiteten Gerücht spricht), oder gar zu ungewöhnlichen Metaphern. Und gerade durch die Anwendung dieser letzteren Redefigur unterscheidet sich der echte von dem unechten Humor oder Scherz. Man lese einige Seiten aus Holteys „Vagabunden“ und nach ihm Dickens, und man wird finden, wie der erstere selbst mit der Sprache tändelt, während der den Affekt darstellende Novellist das ohnmächtig gewordene Wort zuweilen verwerfen mufs, um zum plastischer darstellenden Bilde zu greifen.

Die auf verschiedene Lagen des Lebens angewendete Wiederholung gewisser Stichworte, komischer oder pathetischer Redewendungen seiner Personen ist eine weitere Eigentümlichkeit des Dickensschen Stiles, erklärt sich aus dem Dichtungsgebiet des lokalisierenden Karikaturzeichners und findet verwandte

Züge in der Posse und in dem Refrain der Couplets. Da der Karikaturenzeichner uns seine Figuren nur in Umrissen darstellt, die wenigen Züge aber mit kräftigen Linien markiert, wirken diese Wiederholungen charakteristischer Wendungen so ausdrücklich auf den Leser, daſs er im stande ist, das Fehlende aus der Phantasie selbst zu ergänzen. Ähnlich dem Schlagwerk der Repetieruhr, die uns in plötzlichen und unerwarteten Schlägen überrascht, wirken beispielsweise folgende Ausdrücke: „Barkis hat Lust" (Copperfield) und „Sein einziger Sohn" (Chuzzlewit). — Diese Wiederholung gewisser Redewendungen tadelt Taine mit Unrecht als einseitig; Forster jedoch unterläſst es unbegreiflicherweise, bei Zurückweisung des Taineschen Angriffes auf Dickens' Dichtungsgebiet hinzuweisen, welches diese Schlagwörter erheischt. Der Biograph unseres Novellisten zieht es dagegen vor, zwei von Taine mit Recht getadelte Repetieruhren dieser Art als ausgezeichnete Erzeugnisse von Dickens' komischer Muse hinzustellen, nämlich Micawber (in Copperfield) und Frau Gamp (Chuzzlewit), und Lewes hat nur zu recht, wenn er vom ersteren sagt, er mache ihm den Eindruck eines Frosches, dem das Gehirn ausgenommen sei.

Noch ein Wort über den Dialekt und das Kauderwelsch einiger dem Bauernstande oder der Hefe des Volkes angehörenden Figuren. Der Yorkshire-Dialekt des Kornhändlers John Browdie (Nicholas Nickleby) dürfte am besten nachgeahmt sein. — In diesem Punkte jedoch erreicht unser Novellist kaum Fielding, dessen Squire Western sich nicht nur in bäuerischen Redensarten ergeht, sondern auch seine beschränkte Denk- und Anschauungsweise, seine politischen Ansichten und sein Temperament erkennen läſst. Im Detail zeichnet sich Dickens jedoch wieder als guter Volkskenner aus. Leider verfallen die bäuerischen Typen unseres Novellisten zu oft in ihrer Sprache in eine gewisse Monotonie, die übrigens Fielding aufs glücklichste dadurch vermied, daſs er von Zeit zu Zeit eine plötzliche Abwechselung in der Stimmung des Sprechenden eintreten lieſs. Das höchst komisch wirkende Kauderwelsch der verworfenen Volksklassen in Oliver Twist ist jedoch Boz wohlgelungen und beweist, daſs er die Metropole besser kannte als die ländliche Bevölkerung.

Wir haben schon Dombey und Sohn oft in anerkennender

Weise erwähnt; auch was die Sprache betrifft, verdient es als Meisterwerk hingestellt zu werden. Hier weist nämlich der Stil des Dialoges die herrlichsten Gegensätze auf, und Toodle, der Lokomotivführer, Cuttle, ein früherer Seemann, Bagstock, der pensionierte indische Major, verraten nur zu oft durch ihre Ausdrucksweise das Element, in dem sie sich bewegen oder bewegt haben. Vor allen Dingen aber bringt die Redeweise dreier Hauptpersonen eine herrliche Nüancierung hervor, und ein grofsartiger Kontrast wird schon bezüglich der Sprache geschaffen durch das elegante Englisch des stolzen Kaufmannes (Dombey), durch die sophistischen Redewendungen Carkers, seines Prokuristen, welcher geläufig spricht, ohne jedoch ins Geschwätzige zu verfallen, und durch die ungeschickte, unbeholfene Ausdrucksweise der wenig sprechenden stolzen Edith, deren Seelenleben sich jedoch bei der schon erwähnten Verführungsscene in Dijon Carker gegenüber zum Pathos steigert, und die hier eine Beredsamkeit entwickelt, welche uns an Percys Eloquenz vor Heinrich IV. erinnert. (Heinr. IV. Teil I, Akt I, 3.)

Ein Schriftsteller drückt dadurch seinem Genie das Siegel auf, dafs er „Schule macht". Zwar kann unser nur den Familienroman anbauende Novellist sich nicht eines Einflusses auf die schreibende Welt erfreuen, wie Scott, der Begründer des historischen Romanes; trotzdem zählt Boz in seinem Vaterlande, in Amerika, ja in Deutschland Anhänger, die getreu den von ihm eingeschlagenen Weg verfolgen.

Schon Sokrates in einer uns überlieferten Unterredung mit Plato fand es für wünschenswert, das Erhabene und das Lächerliche zu verbinden. Shakespeare hat diese Verschmelzung auf dem dramatischen Gebiete am glücklichsten getroffen, und der in der Westminster Abtei Shakespeares Büste gegenüber ruhende Dickens scheint auch im Leben und Schaffen in dieser Verschmelzung der beiden Elemente auf epischem Gebiete das Vorbild des gröfsten Komi-Tragikers vor Augen gehabt zu haben. In dieser Komi-Tragik auf dem Gebiete der Romanlitteratur, in welcher Boz bahnbrechend wirkte, dürfte unser Schriftsteller am meisten Einflufs ausüben.

Der Bau von Boz' Perioden, deren mannigfache Nebensätze die aus zahlreichen Röhren sprudelnden Fontänen nach-

ahmen, und vor allen Dingen die Masse der Beiwörter, welche sich um das Hauptwort in geordneter Dreiteilung lagern: alle diese Eigentümlichkeiten werden von den Jüngern der Dickensschen Schule aufs sorgfältigste beachtet.

Aufser diesen Kleinigkeiten ist es aber ganz besonders die Personenzeichnung, welche Boz zum Haupte seiner Schule erhebt, und welche noch zahlreichere Anhänger gefunden haben dürfte als die Scottsche Methode. Während uns Shakespeare die Peripherie und alle anderen Teile seiner im Selbstgefühl sprechenden Figuren dadurch anschaulich macht, dafs er sein Wurfgeschofs gleichsam auf den von allen Teilen der Peripherie gleichweit entfernten Mittelpunkt richtete; während Walter Scott ein körperlich und seelisch genau beschriebenes und ruhiges Porträt in plastischer Fülle uns vor die Seele führt, rückt Dickens seine im Affekt aufgenommenen Figuren durch den Hinweis auf ihre Umrisse und ihre hervorragenden Körperwinkel uns vor Augen. Wollten wir Scotts und Dickens' Methode durch zwei nebeneinanderstehende, aus dünnen Bleistiftlinien gebildete dreieckige Figuren veranschaulichen, würden wir jenes — Scotts Verfahren repräsentierende — Dreieck gänzlich durch eine einheitliche Farbe ausfüllen, während wir für die drei Winkel des Dreiecks, welches Dickens' Figurenzeichnung veranschaulichen soll, drei verschiedene grelle Farben wählen würden, die mit den dünnen Staffagelinien der Bleifeder aufs grellste kontrastieren, die jedoch, selbst wenn die dünnen Staffagelinien durch die Länge der Zeit verwischt sind, immer noch die Figur als ein Dreieck erkennen lassen, da sich das Fehlende leicht aus der Phantasie ergänzen läfst.

In der grofsen Zahl von Feuilletonisten, welche namentlich Dickens' Skizzen (Sketches) zum Muster gleichartiger Aufsätze gemacht haben, steht Sala obenan. — Dafs Ferdinand Stolle Dickens nachzuahmen sucht, beweist der Titel seines Werkes: „Die deutschen Pickwickier", und dafs Freytag unseren Novellisten genau studiert hat, werden die Leser beider Novellisten schon oft herausgefunden haben. Kein Schriftsteller hat jedoch Boz so viel zu verdanken als der Amerikaner Mark Twain und der deutsche Novellist Hackländer. Da der letztere jedoch Dickens weder im phantastisch-grotesken, noch im pathetischen

Humor erreicht, dürfte der Beiname „der deutsche Boz“ nach einer sorgfältigen Vergleichung der beiden Schriftsteller etwas gewagt erscheinen.

Der Gedankengang der Dickensschen Romane und verwandter Schöpfungen könnte leicht durch eine Reise veranschaulicht werden, deren Ausgangs- und Zielpunkt durch einen breiten, unwirtlichen und bewaldeten Berg getrennt sind. In der Mitte des Buches, welches die gröfsten Verwickelungen enthält, hat man gleichsam die eine Hälfte des Weges zurückgelegt und befindet sich so zu sagen auf der Plattform des Berges, der hier die gröfste Wildnis aufweist. Doch wie sich von jetzt ab die Öde der Natur verwandelt, so läfst sich auch in unserem Kunstwerk ein Wendepunkt erkennen, und wie der durch die Wildnis erschreckte Blick allmählich sich beruhigt, so wird auch die Verwickelung des Kunstwerkes in verschiedenen Stadien beseitigt, welche die Kritik als beruhigendes, befreiendes, versöhnendes oder erlösendes Moment bezeichnet hat.

Das erste dieser genannten Momente gilt mehr den epischen Personen und tritt zuweilen schon vor dem Wendepunkte ein, um sich dann oft wieder in ein beunruhigendes Moment zu verwandeln und die Verwickelung des Knotens zu vergröfsern (Fieldings Tom Jones: Besuch seiner Geliebten und Zurücklassung ihres Muffes); das zweite der Momente erweitert des Lesers Blick, und auf den letzten Stadien, wo wir in dem Geschicke der epischen Personen den Willen der Vorsehung erkennen, wendet sich der Schriftsteller an die Welt und die Weltordnung. Der Künstler wird Priester; der Dichter wird ein Seher, ein Prophet.

Doch da Dickens' humoristische Romane das Erhabene und Lächerliche schildern und somit auch dramatische Elemente enthalten, beobachten wir aufser dem Wendepunkte des Geschickes für die epischen Personen, der Peripetie, auch eine oder mehrere Katastrophen der dramatischen Figuren, je nachdem das Pathetische oder das Komische vorherrscht. So wird in Oliver Twist, in Nicholas Nickleby, Martin Chuzzlewit, in Copperfield und Bleak House die schwül gewordene Atmosphäre durch je eine Katastrophe gereinigt, während der stolze Kauf-

mann Dombey durch drei Katastrophen in unseren Augen komisch vernichtet wird. Da sich nun die Katastrophe der komischen Vernichtung weniger durch die Wucht als durch die Wiederholung der Schläge auszeichnen soll, so erfüllt Dombey und Sohn auch in dieser Beziehung die Anforderung, welche die Kritik an ein Kunstwerk der ernsteren Komik stellt. Während also die einheitliche und wuchtige Katastrophe der Tragödie und jener Romane dem die Luft reinigenden Blitzstrahl gleicht, wirkt die komische Vernichtung eines Dombey oder eines Pecksniff wie der sich wiederholende Lichteffekt des Wetterleuchtens.

Da nun aber Dickens' humoristische Romane der rein epischen Gattung angehören, so können diese natürlich nicht mit einer Katastrophe abschliefsen, wie dies bei der Tragödie, bei Zwitterepen (Nibelungenlied) und Zwitterromanen (Nanon von Dumas) der Fall ist. Wer verstünde es nun besser als unser Novellist, in seinen Werken das Geschick der dramatischen und epischen Figuren zu verflechten? Während der epische Held die erste Hälfte seines Weges mit Mühe zurücklegt, um sich dann nach der Peripetie (und ganz selten vor derselben) beruhigender Momente zu erfreuen, tritt an demselben Wendepunkte die Beunruhigung der dramatischen Figur ein, und vom Geschick bezeichnet, treibt die letztere, von der Peripetie ab, der Katastrophe zu, die nun gänzlich die Hemmnisse des epischen Helden beseitigt, so dafs dieser am Zielpunkte seiner Wanderung des Lesers Glückwünsche für seine Erfolge empfängt.

Nachdem nämlich fast alle Recensenten Dickens' in dem einen Punkte übereinstimmten, dafs seine Werke gegen das Ende abfallen, hielten wir es für angezeigt, auf den Grund dieser Erscheinung, nämlich die Technik und Architektonik seiner Schöpfungen hinzuweisen, und wen könnte es nach dem Gesagten noch wunder nehmen, dafs Dickens' Romane zwischen der Peripetie und der Katastrophe am interessantesten sind, und dafs nach dem Verschwinden der tragisch oder komisch vernichteten Figuren das Schale und Fade der Gattung mehr und mehr zum Vorschein kommen mufs?

Chemnitz. A. Ball.

Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben.

Von

Hermann Isaac.

II. Abfassungszeit einiger Dramen der Hamlet-Periode.

Wenn wir auf die Entstehungszeit des *Hamlet* Schlüsse ziehen wollen aus den Parallelismen, welche dieses Drama mit anderen aufweist, so muſs die Abfassungszeit der letzteren wenigstens annähernd feststehen. Wenn zwei verschiedene Redaktionen des Haml. nachgewiesen werden sollen, die eine am Ende des 16., die andere im Beginn des 17. Jahrhunderts entstanden, so kann der Nachweis sich nur auf Dramen stützen, die mit einiger Gewiſsheit entweder in jenem oder in diesem Zeitraume gedichtet sind.

Merch., *1. 2 H. IV.*, *H. V.*, und auch wohl *Wiv.* gehören ins 16. Jahrhundert. Ebenso übereinstimmend sind die Stücke *Meas.*, *Cymb.*, *Macb.*, *Lear*, *Oth.*, *Cor.* von allen Forschern dem 17. Jahrhundert zugewiesen worden. Dagegen herrschen verschiedene Ansichten über das Datum von *Troil.*, *As*, *Ado*, *Cæs.*, die bald in die letzten Neunziger, bald in den Beginn des neuen Jahrhunderts verlegt werden. Da sie für die Entscheidung der Hamlet-Frage wichtiges Material liefern, müssen wir zunächst ihr Alter zu bestimmen versuchen.

1. Troilus and Cressida.

Dieses Drama ist nach den verschiedensten Seiten hin eine Crux der Shakspere-Kritiker gewesen, nicht zum wenigsten

nach der chronologischen, wie die folgende Zusammenstellung der in dieser Beziehung abweichenden Ansichten ergiebt.

Nach Fleay ist es verfafst stückweise	1594—1595/6—1607
„ Stokes . . . . c.	1599—c. 1602*
„ Chalmers	1600
„ Drake	1601
„ Malone, Skottowe	1602
„ Ulrici	1602, überarbeitet 1608/9
„ Hertzberg	1603
„ Dowden	1603? vielleicht überarbeitet 1607
„ Verplanck, Grant White .	1603, überarbeitet kurz vor 1609
„ Delius . . . . c.	1608
„ Gervinus	1608/9.

Die verschiedenen Angaben differieren um nicht weniger als fünfzehn Jahre.

a) Das späte Datum 1607—1609 ist angenommen worden auf Grund des Umstandes, dafs das Drama **zuerst im Jahre 1609 veröffentlicht** worden ist, und zwar in zwei nur hinsichtlich des Titels und der Vorrede verschiedenen Quartos, in deren erster es als neues, bisher nicht aufgeführtes Stück bezeichnet wird. Die zweite giebt an, dafs es auf dem Globe-Theater von His Majesty's Servants, Shaksperes Gesellschaft, aufgeführt worden ist. Die Vorrede der ersten Quart-Raubausgabe ist durchaus nicht beweisend dafür, dafs es wirklich ein neues Stück war; die Angabe ist vielmehr, wie weitere Indizien zeigen werden, sicher zu Reklamezwecken gemacht worden. Sie konnte aber wohl nur dann gemacht werden, wenn das Stück Jahre hindurch nicht aufgeführt, also bei dem Publikum in Vergessenheit geraten war.

Ob aber im Jahre oder für das Jahr 1609 nicht blofs eine Neuausstattung von seiten der Gesellschaft, sondern auch eine Neubearbeitung des Dichters stattfand, ist eine Frage, die sich nicht entscheiden läfst.

b) Am 3. Februar **1603** wurde ein Stück „Troilus and Cressida" **in die Buchhändlerregister eingetragen**, als aufgeführt von den Lord Chamberlain's men (damaliger Namen der Truppe Shaksperes). Das Stück sollte also gedruckt werden, erschien aber nicht. Wir haben nun zwei Fakta: Shak-

* Auch *Furnival* zweifelt nicht, dafs das Stück aus einem älteren und einem jüngeren Teile bestehe.

spere hat ein Stück „Troilus and Cressida" geschrieben — Shaksperes Truppe hat ein Stück „Troilus and Cressida" aufgeführt. Die Möglichkeit ist allerdings vorhanden, daſs das von Shaksperes Truppe aufgeführte Stück nicht von Shakspere war, sondern vielleicht von Dekker und Chettle, welche nach Henslowes Tagebuch ein anfangs so, später „Agamemnon" betiteltes Drama 1599 verfaſst hatten. Aber die allergröſste Wahrscheinlichkeit liegt doch vor, daſs Shaksperes „Troilus and Cressida" von seiner Truppe vor 1603 aufgeführt, d. h. spätestens 1602 verfaſst worden ist.

c) Diese Annahme wird bekräftigt durch eine unzweideutige **Anspielung** auf einen Vorgang des Shakspereschen Dramas **im „Histriomastix,** or the Player Whipt", welches Stück vor dem Tode der Königin Elisabeth geschrieben wurde, da sie darin als lebend angeredet wird:

Troil. Come, Cressida, my cresset light,
Thy face doth shine both day and night.
Behold, behold *thy garter blue.*
Thy knight his valiant elbow wears,
That when he **Shakes** his furious **Speare,**
The foe in shivering fearful sort
May lay him down in death to snort.
Cress. O knight, with valour in thy face,
Here take my skreene, wear it for grace;
Within thy helmet put the same,
Therewith to make thy enemies lame.

Also Shaksperes Troil. war vor dem Tode der Königin Elisabeth (März 1603) vorhanden.

d) **Fleay** erkennt in Troil. drei verschiedene Stilarten und führt zum Beweise, daſs Shakspere zu verschiedenen Zeiten daran gearbeitet habe, zwei allerdings recht auffallende Erscheinungen an: die letzten Worte des Stückes vor dem Epilog, von Pandarus und Troilus gesprochen (V, 10, 32—34), kommen in der Fol. noch einmal vor am Schlusse der dritten Scene des fünften Aktes, mit der die Troilus-Cressida-Geschichte beendigt wird. Fleays Annahme, daſs hier der ursprüngliche Schluſs war, und daſs die folgenden Scenen später gearbeitet sind, hat viel für sich. — Ferner: in der zweiten Scene des ersten Aktes zieht Hector zum Kampfe aus und in der folgenden ist er

„grown rusty in the long-continued *truce*". Sachliche Widersprüche, besonders Anachronismen sind bei Shakspere zwar nicht selten. Dieser in zwei aufeinander folgenden Scenen auftretende ist aber um so seltsamer, als zwischen dem Schlufs der zweiten Scene des ersten und der zweiten Scene des dritten Aktes, welche die Troilus-Cressida-Handlung fortsetzt, allerhöchstens ein paar Tage liegen können. — Fleay geht indessen entschieden zu weit, wenn er aus inneren, stilistischen Gründen eine Arbeit von 1594 und eine andere von 1595 oder 1596 herausfinden will; auch das verschiedene Reimverhältnis (Shakespeare Manual pag. 244) kann nicht für einen Zwischenraum von ein oder zwei Jahren beweisend sein, wie ein Blick in seine eigene Reim-Tabelle lehrt. Er hat sich die Möglichkeit einer so subtilen Unterscheidung nur eingebildet, in Wirklichkeit aber rein äufserlich die Handlung nach ihren drei Quellengebieten (*Chaucers* „Troilus and Creseide", *Caxtons* „Troy Book" und *Chapmans* Homer-Übersetzung) auseinandergelegt in die Troilus-Cressida-, Hektor- und Achilles-Thersites-Fabel. Ohne Zweifel hat Shakspere Chaucer und Caxton gleichzeitig benutzt, später aber möglicherweise aus Chapman (1598) den Zwiespalt der griechischen Helden hinzugefügt. *Zwei* verschiedene Stile sind in der That leicht erkennbar: die tiefe Weltweisheit der Reden des Ulysses und Nestor findet ihr Pendant nur in Dramen des 17. Jahrhunderts, während die Reden der Liebenden durchaus der italienischen Richtung der Jugend-Dramen und der Sonette angehören. So hat *Stokes* recht, eine „Liebes- und eine Lager-Geschichte" zu unterscheiden.

Fleay geht auch darin zu weit, dafs er einzelne Scenen in zwei, drei und mehr Teile je nach ihrer Abfassungszeit zerlegt, und mitunter Stellen von zehn Zeilen als spätere Zuthat aus ihrem Kontexte löst. Die Sicherheit, die er auf einem so unsicheren Gebiete zur Schau trägt, ist eine komische, da sie auf der stillschweigenden Voraussetzung beruht, dafs man eine Dichtung mosaikartig zusammensetzen könnte. Sobald der Dichter sich zu der Erweiterung einer Komposition entschliefst, kann es sich eben nicht blofs um Zusätze und Einfügungen handeln, sondern um Verschmelzung des alten und des neuen Stoffes, d. h. um eine vollständige Überarbeitung,

die freilich das Zurückbleiben einzelner Ungereimtheiten und Widersprüche wie die eben angeführten nicht ausschliefst. Die Scenen, welche stofflich der ersten Fassung angehört haben müssen, werden im einzelnen vielfache Nachbesserungen erfahren haben, und manche Stücke aus jenen werden in neuentstandene Scenen eingefügt worden sein: so dafs eine eventuelle kritische Scheidung der älteren und der jüngeren Arbeit immer nur unvollkommen ausgeführt werden kann, weil sie eben mehr eine stoffliche als eine stilistische ist. Wenn ich daher im Folgenden eine Scheidung der beiden Redaktionen vornehme, so möchte ich sie nur als eine ungefähre bezeichnen und von vornherein zugeben, dafs in den als ältere Dichtung bezeichneten Scenen (z. B. II, 2; IV, 5; V, 2) mannigfache spätere Zuthaten enthalten sind:

Ältere Arbeit.			Jüngere Arbeit.	
I, 1.	IV, 1.	V, 2.	I, 3.	V, 1.
I, 2.	IV, 2.	V, 3.	II, 1.	V, 4.
II, 2.	IV, 3.	V, 5.	II, 3.	V, 7.
III, 1.	IV, 4.	V, 6.	III, 3.	V, 8.
III, 2.	IV, 5.	V, 10.	V, 9.	

e) Der Monolog der Cressida am Schlufs der zweiten Scene des ersten Aktes, welcher weiter nichts als eine lyrische Einlage, ein **Sonett** in Reimpaaren ist, ist ein entschiedenes Kennzeichen jugendlicher Arbeit.

f) Die **Reimprobe** ergiebt einen ziemlich bedeutenden Unterschied in den beiden Teilen: in dem früheren kommen 126 Reim- auf 1318 Blank-Verse, im späteren 56 auf 801; also unterscheidet sich der Reimgebrauch wie 1 : 10 und 1 : 14. Aber ich gebe zu, dafs dieser Unterschied für den Zwischenraum zwischen den beiden Redaktionen wenig beweisend ist: *H. V.* ist sicher später geschrieben als H. IV., hat aber dennoch mehr Reime.

g) Ein hübsches Beweismittel ist das von Stokes gebrauchte, der die **Anspielungen auf Troil.** in den übrigen Dramen zusammengestellt hat.

1. *Lafeu.* I am Cressid's uncle
That dare leave two together.

All's II, 1, 100.

2. *Clown.* I would play Lord Pandarus of Phrygia, sir, to bring a Cressida to his Troilus. *Tw.* III, 1, 58.

(Anspielungen auf Troil. III, 2.)

3. Troilus had his brains dashed out with a Grecian club, and yet he did what he could to die before, and he is one of the patterns of love. *As* IV, 1, 97.

(In dem uns vorliegenden Drama hat Troil. ein solches Ende nicht; die Anspielung mufs vor der endgültigen Vollendung des Dramas gemacht sein.)

4. Als Cressida das Liebespfand des Troilus, den Ärmel, an Diomed fortgegeben hat, spricht sie:

O, all you gods! O pretty, pretty pledge!
Thy master now his thinking in his bed
Of thee and me, and sighs, and takes my glove,
And gives memorial dainty kisses to it,
As I kiss this. Troil. V, 2, 78.

In der Liebes- und Mondschein-Scene auf Belmont sagt Lorenzo:

in such a night
Troilus methinks mounted the Trojan walls,
And sighed his soul toward the Grecian tents,
Where Cressid lay that night. *Merch.* V, 1, 3.

5. *Pistol.* And from the powdering tube of infamy
Fetch forth the larger kite of Cressid's kind.
H. V. II, 1, 79.

6. *Bourb.* And that will not follow Bourbon now,
Let him go hence, and with his cap in hand,
Like a base Pander, hold the chamber door,
Whilst by a slave, no gentler than my dog,
His fairest daughter is contaminated.
H. V. IV, 5, 14.

7. Als Pistol den Postillon d'amour zwischen Falstaff und Mrs. Page machen soll, verwahrt er sich dagegen in folgenden Worten:

Shall I Sir Pandarus of Troy become
And by my side wear steel? Then Lucifer take all!
Wiv. I, 3, 83.

8. Falstaff should have been a Pander to one Mr. Brook.
Wiv. V, 5, 176.

9. Leander the good swimmer, Troilus the first employer of panders, and a whole bookful of these quondam carpet-mongers, *whose names yet run smoothly in the even road of a blank verse.* *Ado* V, 2, 30.

10. Thersites' body is as good as Ajax
When neither are alive. *Cymb.* IV, 2, 252.

11. Kent sagt von Oswald:
None of these rogues and cowards
But Ajax is their fool. *Lear* II, 2, 132.

Diesen Stellen füge ich die folgende hinzu:

11 a. Volumnia antwortet ihrer um den Gatten besorgten Schwiegertochter Virgilia:

it (blood) more becomes a man
Than gilt his trophy i the breasts *of Hecuba,*
When she did suckle Hector, looked not lovelier
Than *Hector's forehead when it spit forth blood*
At Grecian sword, contemning. *Cor.* I, 3, 43.

(Vergl. auch Cor. I, 8, 11.)

Es ist sicherlich nicht als Zufall zu betrachten, dafs die Anspielungen in Stücken des 16. Jahrhunderts sich nur auf die Liebesgeschichte, die drei Stellen aus *Lear*, *Cymb.* und *Cor.* sich auf die Lagergeschichte beziehen. — Besonders aufmerksam möchte ich auf **4**. machen, wo zwei nicht blofs inhaltlich, sondern der Stimmung nach identische Stellen angeführt sind. Es ist zwar nur eine Sache des Gefühls und kann nicht als strikter Beweis gelten, aber hohe Wahrscheinlichkeit hat doch die Annahme, dafs der Dichter die *Situation* im Troil. zuerst durchempfunden haben mufste, ehe der gefühlvolle *Nachklang* derselben in die hochpoetische Schlufsscene von *Merch.* übergehen konnte. — In Bezug auf **9**. ist zu bemerken, dafs Shakspere zu der Zeit, als *Ado* geschrieben wurde (s. weiter unten), schwerlich auf das Drama von Dekker und Chettle (1599), sondern nur auf die eigene Leistung anspielen konnte. — **11**. dagegen spielt nicht auf die homerische Darstellung an, sondern genau auf das, was *Shakspere* in seiner Lagergeschichte aus ihr gemacht hatte. — Der Eindruck, welchen diese Anspielungen machen, ist offenbar der, dafs die Liebesgeschichte im 16., die Lagergeschichte im Beginn des 17. Jahrhunderts geschrieben wurde.

h) Das schwerstwiegende Beweismaterial für eine zweimalige Arbeit an Troil. bieten die **Parallelstellen** mit anderen Dichtungen. Zunächst fällt Troil. unter den Dramen einer späteren Periode auf durch die zahlreichen Anklänge an die Jugend-Sonette, besonders die Eifersuchts-Sonette, welche nach meiner Kombination (Shakspere-Jahrb. XIX, pg. 235) etwa ins Jahr 1592 gehören (**17—22**).

12. Die Stimme der Geliebten wird als „*Musik*“ bezeichnet Troil. III, 2, 142; desgleichen *Sonn.* 8 und 128; *Rom.* II, 6, 27; *Ven.* 1077; *Err.* II, 2, 116; *Gentl.* IV, 3, 36; freilich auch *H. V.* V, 2, 263.

13. Die Bezeichnung des geliebten Gegenstandes als *Götze* und der Liebe als *Götzendienerei* ist vorwiegend jugendlich: Troil. II, 2, 56; *Sonn.* 105; *Ven.* 212; *Mids.* I, 1, 109; *Rom.* II, 2, 114; *LL.* IV, 3, 75; *Gentl.* II, 4, 144; IV, 2, 129; 4, 205; *All's* I, 1, 108; aber auch *Haml.* II, 2, 109; *Tw.* III, 4, 399.

14. Der kurze Monolog des Troilus vor seinem ersten Zusammensein mit Cressida findet seinen Widerhall in zwei *Reiseliedern* und *Rom.*:

The *imaginary relish is so sweet*
That it enchants my sense: *what will it be,*
When that the watery palate tastes indeed
Love's thrice repured nectar? Troil. III, 2, 20.

Ah me! *how sweet is love itself possessed,*
When but love's shadows are so rich in joy!
Rom. V, 1, 10.

Then thou, whose shadow shadows doth make bright,
How *should thy shadow's form form happy show ....*
When to unseeing eyes thy shade shines so. *Sonn.* 43.

Ein ähnliches Bild mit Bezug auf die Liebe erscheint in der Stelle:

Mine eye well knows what with his *gust* is 'greeing,
And to *his palate doth prepare the cup.* *Sonn.* 114.

15. No, she'll none of him, *they two are twain.*
Troil. III, 1, 110.

Let me confess that *we two must be twain.*
Sonn. 36.

Thou and my bosom henceforth *shall be twain.*
Rom. III, 5, 240.

16. But *we in silence hold this virtue well,*
We'll *but commend what we intend to sell.*
Troil. IV, 1, 78.

Let *them say more that like of hearsay well;*
I will not praise that purpose not to sell. *Sonn.* 21.

17. Nach den gegenseitigen Liebesversicherungen des Troilus und der Cressida leitet Pandarus sie auf dem Wege der Liebe weiter mit den Worten:

Go to, a *bargain made; seal it*, seal it;
I'll be the witness. Troil. III, 2, 200.

Die *Küsse als Siegel für Liebes-Kontrakte* zu betrachten, ist ein in den jugendlichen Dichtungen sehr beliebtes Bild:

(Thy *lips*) *have sealed false bonds of love* as oft as mine.
Sonn. 142.

Pure *lips, sweet seals* in my soft lips *imprinted,*
What bargain may I make, still to be sealing?
To sell myself, I can be well contented,
So thou wilt buy, and pay, and use good dealing;
Which purchase if thou make, for fear of lips
Set thy seal-manual on my wax-red lips. *Ven.* 511.

and *lips*, O you,
The doors of breath, *seal with a righteous kiss*
A dateless bargain to engrossing death.
Rom. V, 3, 113.

And *seal the bargain with a holy kiss.*
Gentl. II, 2, 7.

Upon thy cheek lay I this zealous *kiss*
As *seal to this indenture of my love.*
John II, 1, 20.

Küsse werden aufserdem „Siegel" genannt: *Per.* II, 5, 85; *2 H. VI.* III, 2, 343; *3 H. VI.* V, 7, 28; *Shrew* III, 2, 123.

18. Die Stelle

Minds swayed by eyes are full of turpitude
Troil. V, 2, 107

giebt den Grundgedanken des 137. *Sonettes* wieder.

19. *Cressida.* I have a *kind of self, resides with you.*
Troil. III, 2, 155.

Me from myself thy cruel eye *hath taken.*
Sonn. 133.

20. Die Liebe wird der Vernunft als sich gegenseitig ausschliefsend in jugendlichen Dichtungen öfters gegenübergestellt:

to be wise and love
Exceeds man's might. Troil. III, 2, 163.

My *reason*, the *physician to my love*,
Angry that his prescriptions are not kept,
Hath left me. *Sonn.* 147.

O appetite, from judgement stand aloof!
The one a palate hath that needs will taste,
Though *Reason weep*, and cry „It is thy last."
Compl. 166.

Reason and love keep little company together now-a-days.
Mids. III, 1, 147.

Ask me no reason why I love you; for though *Love* use *Reason* for his physician, *he admits him not for his counsellor.*
Wiv. II, 1, 4.

(*Falstaffs* Worte in seinem Liebesbrief an Mrs. Page, der nach allen Regeln der von Shakspere früher selbst geübten Kunst verfafst ist.)

Auch bei *Spenser*, einem grofsen Verehrer Platos, kommt dieser platonische Gedanke vor:

To *be wise and eke to love*,
Is *granted scarce to gods above.*
Shepherd's Calendar.

21. Das Bild von einer *getrübten Quelle* ist in Jugenddichtungen beliebt:

Troil. What too curious *dreg* espies my sweet lady *in the fountain of our love?* Troil. III, 2, 70.

(Von hier hinübergenommen in eine wahrscheinlich später gearbeitete Scene:

My mind is *troubled like a fountain stirred.*
[Achilles.] Troil III, 3, 311.)

Mud not the fountain that gave drink to thee.
Lucr. 577.

(Lucrece zu Tarquin in Bezug auf die ihm gewährte Gastfreundschaft.)

Why should the worm intrude the maiden bud?
Or hateful cuckoos hatch in sparrows' nests?
Or toads *infect fair founts with* venom *mud?* *Lucr.* 850.

(Lucreces Klage nach der Entfernung Tarquins.)

No more be grieved at that which thou hast done:
Roses have thorns, and *silver fountains mud.* *Sonn.* 35.

(Shakspere an den Freund, den er im Verdacht hat, ihn mit der Geliebten verraten zu haben.)

The purest *spring* is not so *free from mud*
As I am clear from treason to my sovereign.
(Gloucester.) *2 H. VI.* III, 1, 101.

Pool! Sir Pool! lord!
Ay, kennel, puddle, sink; whose *filth and dirt*
Troubles the silver spring where England drinks.
(Kapitän zu Suffolk.) IV, 1, 72.

A woman moved is *like a fountain troubled*,
Mudly, ill-seeming, thick, bereft of beauty.
(Katharina.) *Shrew* V, 2, 142.

21 a. In jugendlichen Dichtungen werden die *Seufzer* gern mit dem *Winde*, die *Thränen* mit dem *Regen* verglichen:

Pandarus (bei der Trennung von Cressida). Where are my tears? rain, to lay this wind, or my heart will be blown up by the root. Troil. IV, 4, 55.

O earth, I will befriend thee more with rain,
That shall distil from these two ancient urns,
Than youthful April shall with all his showers.
Tit. III, 1, 16.

But through the flood-gates breaks the silver rain.
Ven. 959.

But like a stormy day, now wind, now rain,
Sighs dry her cheeks, tears make them wet again.
Ven. 975.

At last it rains, and busy winds give o'er:
The son and father weep .... *Lu.* 1790.

(a maid)
Storming her world with sorrow's wind and rain.
Compl. 7.

Lysander. How now, my love! why is your cheek so pale?
How chance the roses there do fade so fast?

Hermia. Belike for want of rain, which I could well
Beteem them from the tempest of my eyes.
Mids. I, 1, 30.

the winds thy sighs. *Rom.* III, 5, 135.

You foolish shepherd, wherefore do you follow her,
Like foggy south puffing with wind and rain?
As III, 5, 49.

York (zu Queen Margaret).
Wouldst have me weep? why, now thou hast thy will:
For raging wind blows up incessant showers,
And when the rage allays the rain begins.
3 H. VI. I, 4, 145.

Prince (zu dem weinenden Clarence).
How now! rain within doors, and none abroad.
2 H. IV. IV, 5, 9.

We cannot call her winds and waters sighs and tears.
Ant. I, 2, 153.

22. Der Monolog Cressidas am Ende der zweiten Scene des ersten Aktes erinnert lebhaft an das 129. Sonett.

Women are angels, wooing:
Things won are done; joy's soul lies in the doing.
That she beloved knows nought that knows not this:
Men prize the thing ungained more than it is:
That she was *never* yet that ever knew
Love got so sweet as when desire did sue. Troil. I, 2, 312.

(*lust* is)
Enjoyed no sooner but despised straight . . .
Mad in pursuit and in possession so;
Had, having, and in quest to have, extreme;
A bliss in proof, and *proved, a very woe;*
Before, a joy proposed; behind, a dream. *Sonn.* 129.

23. *She is as far high-soariag o'er thy praises*
As thou unworthy to be called her servant.
Troil. IV, 4, 126.

Finding *thy worth a limit past my praise.* *Sonn.* 82.

Far behind his worth
Come all the praises that I now bestow.
Gentl. II, 4, 71.

24. Als Ausdruck des höchsten Preises finden sich die Worte:

Troilus is Troilus. Troil. I, 2, 70.

Ebenso:

You alone *are you.* *Sonn.* 84.

Thou art thyself. *Rom.* II, 2, 39.

Would you praise Cæsar, *say, Cæsar,* go no farther.
Ant. III, 2, 13.

25. My rest and negligence *befriends thee now*
Troil. V, 6, 17

sagt Achilles zu Hector.

Derselbe Ausdruck findet sich im 120. *Sonett*:

That you were once unkind, *befriends me now.*

Aufser den bereits angeführten finden sich noch andere Anklänge in *Rom.*

26. Troilus sagt, dafs nach ihm Liebende seinen Namen zur Bekräftigung ihrer Treue brauchen werden: „As true as Troilus", wie sie jetzt sagen:

As true as steel . . .
As iron to adamant, *as earth to centre.* Troil. III, 2, 186.

So sagt Romeo:

Can I go forward, when my heart is here?
Turn back, *dull earth* (*Körper*), *and find thy centre out.*
Rom. II, 1, 2.

26a. Wortspiel zwischen „*note auf Noten setzen*" und „*kennzeichnen*":

Any man may sing her, if he can take her cliff; *she's noted.*
Troil. V, 2, 11.

An you re us and fa us, *you note us.* *Rom.* IV, 5, 122.

27. Tell me Apollo,
What Cressid is, what Pandar, and what we?
Her bed is India; there she lies, *a pearl:*
Between our Ilium and where she resides,
Let it be called the wild and wandering flood,
Ourself the merchant, and this sailing Pandar
Our *doubtful hope,* our convoy, and our bark.
Troil. I, 1, 103.

Ein ähnliches Bild braucht Romeo zu Juliet:

I am no pilo; *yet wert thou as far*
As that vast shore washed with the farthest sea,
I would adventure for such a merchandise.
Rom. II, 2, 82.

27a. Der *Wind* wird als Symbol der *Falschheit* gebraucht: Troil. III, 2, 199; *Rom.* I, 4, 100; *Wint.* I, 2, 132.

27b. Das Wortspiel mit *follow*, *follower* in den Bedeutungen „*folgen*" und „*dienen*" erscheint dreimal:

> *Pandarus.* Friend! ... Do not you *follow* the young lord Paris?
>
> *Servant.* Ay, Sir, when he goes before me.
>
> Troil. III, 1, 2.
>
> *Tybalt.* Well, peace be with you, sir, here comes my man (der eintretende Romeo).
>
> *Mercutio.* But I'll be hanged, sir, if he wear your livery:
> Marry, go before to field, he'll be your *follower;*
> Your worship in that sense may call him „man".
>
> *Rom.* II, 1, 61.
>
> *Mrs. Page* (zu Robin). Nay, keep your way, little gallant; you were wont to be a *follower*, but now you are a leader.
>
> *Wiv.* III, 2, 2.

27c. Das gleiche Wortspiel findet sich in Troil. I, 1, 55:

> (Thou) *Handlest* in thy discourse, O, that her *hand*

und *Tit.* III, 2, 29:

> O, *handle* not the theme, to talk of *hands*,
> Lest we remember still that we have none.

27d. Mit *date* in den Bedeutungen „*Dattel*" und „*Dauer*" wird gespielt:

> *Pandarus.* Is not birth, beauty, good shape, . . . and so forth, the spice and salt that season a man?
>
> *Cressida.* Ay, a minced man: and then to be baked with no *dats in the pie*, — for then the man's *date* is out.
>
> Troil. I, 2, 281.
>
> *Parolles* (zu Helena). Your *date* is better *in your pie* and your porridge than in your cheek. *All's* I, 1, 172.

27e. „*Diana's waiting-women*" heifsen die *Sterne* Troil. V, 2, 91, so wird auch in *Lu.* (787) von der „*silver-shining queen*" und „*her twinkling handmaids*" gesprochen.

Auch die der *zweiten Hälfte der Neunziger* zugewiesenen Sonette bieten naturgemäfs Parallelen.

28. *Cassandra.* let us *pay* betimes
A moiety of that mass of moan to come.

Troil. II, 2, 106.

(I) heavily from woe to woe tell o'er
The sad account of fore-bemoaned *moan,*
Which I new pay as if not paid before. *Sonn.* 30.

29. Helena wird die „*mortal Venus*“ genannt.
Troil. III, 1, 34.

So heifst die Königin Elisabeth

the *mortal moon* *Sonn.* 107

und Cleopatra:

terrene moon *Ant.* III, 13, 153.

Die Parallelstellen zwischen der *Liebesgeschichte* von Troil. und den Dramen der zweiten Hälfte der Neunziger sind nicht so zahlreich wie die in den Jugendstücken gefundenen; es sind aufser den unter **13**, **20**, **27** b und **76** angeführten die folgenden:

30. Come, *draw this curtain,* and *let's see your picture.*
Troil. III, 2, 48

sagt Pandarus zu seiner verschleierten Nichte, als Troilus sich ihr naht; dieselben Worte gebraucht die anfangs verschleierte Olivia zu der in Männerkleidern auftretenden Viola:

We will *draw the curtain and show you the picture.*
Tw. I, 5, 251.

(Eine sehr auffallende Wiederholung.)

31. Das *Flügelpferd des Perseus* wird an drei Stellen zum Vergleiche benutzt:

I have seen thee,
As hot *as Perseus, spur thy* Phrygian *steed.*
Troil. IV, 5, 186.

Der Dauphin nennt sein Pferd

a beast for Perseus: he is pure air and fire.
H. V. III, 7, 22.

Und in der Lagergeschichte vergleicht Nestor ein Schiff im Sturme damit:

The strong-ribbed bark through liquid mountains cut,
Bounding between the two moist elements
Like Perseus' horse. Troil. I, 3, 42.

32. Der Vergleich des *Kampfes* zwischen zwei Personen mit der (*Löwen-*)*Jagd* findet sich zweimal in Troil.:

Diomedes. By Jove, I'll *play the hunter for thy life*
With all my force, pursuit and policy.

Æneas. And *thou shalt hunt a lion*, that will fly
With his face backward. Troil. IV, 1, 17.

Hektor ruft einem Griechen zu:

wilt thou not, beast, abide?
Wy, then fly on, *I'll hunt thee for thy hide.*
Troil. V, 6, 31.

Heinrich V. läſst den Franzosen vor der Schlacht bei Agincourt durch ihren Abgesandten zurücksagen:

Bid them achieve me, and then sell my bones.
Good God! why should they mock poor fellows thus?
The man that once did sell the *lion's skin*
While the beast lived, was killed *with hunting him.*
H. V. IV, 3, 94.

Coriolan sagt von Aufidius:

he is a lion
That I am proud to hunt. *Cor.* I, 1, 239.

(Ob die Parallelstellen von *Tw.* und *H. V.* aus der ersten Redaktion in diese Stücke oder aus diesen Stücken in die zweite Redaktion übergegangen sind, ist nicht zu entscheiden.)

33. Das Bild vom Koloſs von Rhodus kehrt in sehr ähnlicher Verwendung an vier Stellen wieder:

[Margarelon] *stands colossus-wise, waving his beam,*
Upon the pashed *corses* of the kings. Troil. V, 5, 9.

Fal. Hal, if thou see me down in the battle and *bestride me*, so; 'tis a point of friendship.
Prince. Nothing but *a colossus can do thee that friendship.*
H. IV. V, 1, 122.

Cæs. Why, man, he (Cæsar) *doth bestride the narrow world*
Like a Colossus, and we petty men
Walk under his huge legs and peep about
To find ourselves dishonourable graves. *Cæs.* I, 2, 135.

His *legs* (Antonius') *bestrid the ocean.* *Ant.*V, 2, 82.

33 a. With a *bridegroom's fresh alacrity,*
Let us address to tend on Hector's heels.
Troil. IV, 4, 147.

fresh as a bridegroom. *1 H. IV.* I, 3, 34.

34. Orlando sagt von seinem Bruder:

report *speaks goldenly* of his profit. *As* I, 1, 6.

In demselben Sinne — „lobend“ — spricht Cressida von

Helen's *golden tongue.* Troil. I, 2, 114.

So sagt auch Macbeth von sich:

I have bought
Golden opinions from all sorts of people.
Macb. I, 7, 33.

Wie Bilder, die ursprünglich offenbar der ersten Redaktion (Liebesgeschichte) angehörten (**24**, **27**a, **29**, **32**, **34**), von der zweiten aus ihren Weg auch in spätere Stücke nehmen konnten, so ist es leicht erklärlich, dafs einzelne Parallelen zu der Liebesgeschichte sich in späteren Dichtungen allein finden: entweder waren sie schon in der ersten Redaktion vorhanden, pflanzten sich aber erst durch die zweite fort; oder sie waren Zuthaten, welche der Dichter der Liebesgeschichte in der zweiten Redaktion hinzufügte:

35. Troilus spricht von

the strong base and *building of his love.*
Troil. IV, 2, 109.

So sagt auch Shakspere von seiner Liebe:

*it was builded far from accident.** *Sonn.* 124.

36. Wenn Shakspere auf den von Cressida ausgesprochenen jugendlich-**platonischen*** Gedanken: „to be wise and love exceeds man's might“ als Antwort die gewichtigen Worte des Troilus folgen läfst:

O that I thought it could be in a woman —
As, if it can, I will presume in you —
To feed for aye her lamp and flames of love;
To keep her constancy in plight and youth,
Outliving beauty's outward, with a mind,
That doth renew swifter than blood decays.
Troil. III, 2, 165,

so haben wir die Empfindung, als ob Troilus aus der Rolle eines unbesonnenen Liebhabers herausfiele; auch Shakspere

---

* Die Sonette 124 und 116 gehören sicherlich zu den spätesten, die Shakspere geschrieben hat, d. h. ins 17. Jahrhundert (s. Shakspere-Jahrbuch XIX, pag. 255 f.).

** S. 20.

*** Herrigs Archiv Bd. LXI, pag. 191, 193.

scheint sie gehabt zu haben, da er zur Milderung des Widerspruches die Worte einschiebt:

As, if it can, *I will presume* in you.

Dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn wir des Dichters Ansicht über wahre Liebe in sehr ähnlicher Fassung in einem späteren Sonett wiederfinden:

Love's not Time's fool, though rosy lips and cheeks
Within his bending sickle's compass come;
Love alters not with his brief hours and weeks,
But bears it out even to the end of doom. *Sonn.* 116.

37. „*Forked gabelförmig auseinandergehend wie Hörner*" wird vom Hornschmuck betrogener Ehemänner gebraucht, wie in Troil. I, 2, 178, in *Oth.* III, 3, 276 und *Wint.* I, 2, 186.

38. *Wasser* wird als Symbol der *Falschheit* gebraucht. Troil. III, 2, 199; *Oth.* V, 2, 134; *Tim.* III, 6, 99; *H. VIII.* II, 1, 30; *Wint.* I, 2, 132. (S. **27** a.)

39. Eine Eigentümlichkeit des spätestens Stiles bei Shakspere ist die Vorliebe für Fremdwörter oder Neubildungen aus Fremdwörtern (besonders lateinischen), die etymologisch mitunter recht seltsam sind: *Esperance* ist niemals ein englisches Wort gewesen; Shakspere gebraucht es zweimal im englischen Kontext, also als englisches Wort: Troil. V, 2, 121; *Lear* IV, 1, 4.

Das sind alle Anklänge, die ich zwischen der Liebesgeschichte und späteren Dichtungen habe entdecken können; im Vergleich mit den unter **22—34** angeführten Parallelismen mufs man sie als geringfügig bezeichnen.

Die *Lagergeschichte* hat dementsprechend die meisten Parallelismen mit den späteren Dramen.

40. Den Gedanken, dafs es ebenso viel wert wäre als nicht tugendhaft sein, wenn unsere Tugenden nicht in Handlungen aus uns heraussträten, finden wir an zwei Stellen in sehr ähnlicher Form ausgesprochen:

That man, how dearly ever parted,
How much in having, or without or in,
Cannot make boast to have that which he hath,
Nor feels not what he owes, *but by reflection;*
As *when his virtues shining upon others*
Heat them, and *they retort that heat again*
To the first giver. Troil. III, 3, 96.

Heaven doth with us as we with *torches do,*
Not light them for themselves; for if our virtues
Did not go forth of us, 'twere all alike
As if we had them not. *Meas.* I, 1, 34.

41. Die Stelle:

'Tis certain, *greatness, once fall'n out with fortune,*
Must fall out with men too: what the declined is
He shall as soon read in the eyes of others,
As feel in his own fall; for men, like butterflies,
Show not their mealy wings but to the summer,
And not a man, for being simply man,
Hath any honour, but honour for those *honours*
That are without him, as place, riches, favour,
Prizes of accident as oft as merit;
Which when they fall, as being slippery standers,
The love that leaned on them, as slippery too,
Do one pluck down another and together
Die in the fall. Troil. III, 3, 75

enthält nur eine breitere Ausführung dessen, was im 124. *Sonett* knapper und poetisch wirksamer ausgesprochen ist:

(If my dear) *love* (were but) *the child of state,*
It might, *for Fortune's bastard* be *unfathered,*
As subject to Time's (Welt) love or to Time's hate,
Weeds among weeds, as flowers with flowers gathered.
No, it was *builded far from accident;*
It suffers not in smiling pomp, nor falls
Under the blow of thralled discontent . . .

Auch das 25. *Sonett* führt fast denselben Gedanken aus.

42. Der Wagen der Nachtgöttin wird von geflügelten Drachen gezogen:

The *dragon wing of night* overspreads the earth.
Troil. V, 8, 17.

Swift, swift, you *dragons of the night,* that dawning
May bare (öffnen) the raven's eye. *Cymb.* II, 2, 48.

Aber auch *Mids.* III, 2, 379:

For *night's swift dragons* cut the clouds full fast.

43. Yond *towers,* whose wanton tops do buss the clouds,
Must kiss their own feet. Troil. IV, 5, 221.

Though *palaces* and pyramids do *slope*
Their heads to their foundations.
Macb. IV, 1, 57.

44. Die Welt (Time) ist

A great-sized *monster* of *ingratitudes*.
Troil. III, 3, 147.

Monster ingratitude. *Lear* I, 5, 43.

Ingratitude is monstrous, and for the multitude to be *ungrateful*, were to make a *monster* of the multitude. *Cor.* II, 3, 10.

O, see the *monstrousness* of man
When he looks out in an *ungrateful* shape!
Tim. III, 2, 79.

Poet. I am rapt and cannot cover
The *monstrous* bulk of this *ingratitude*
With any size of words. *Tim.* V, 1, 68.

45. But let *the ruffian Boreas* once *enrage*
The gentle Thetis, and anon behold
The strong-ribbed bark through liquid mountains cut,
Bounding between the two moist elements,
Like Perseus' horse. Troil. I, 3, 38.

A fuller *blast* ne'er shook our battlements:
If it hath ruffianed so upon the sea,
What *ribs of oak*, when *mountains melt* on them,
Can *hold the mortise?* *Oth.* II, 1, 7.

46. Auf *Neapel* als den Ort, von dem aus die *Lustseuche* sich in Europa verbreitet haben soll, wird angespielt von Thersites:

The vengeance on the whole camp! or rather the *Neapolitan bone-ache*. Troil. II, 3, 20

(aber nur in den Quartos, in den Folios fehlt „Neapolitan“). Desgleichen in der folgenden Stelle:

Clown. Why, masters, have your instruments been in *Naples*, that they *speak i' the nose thus?* *Oth.* III, 1, 4.

47. Derselbe Gedanke, mit dem gleichen Bilde verdeutlicht, findet sich an folgenden zwei Stellen:

Nestor. *In the reproof of chance*
Lies the true proof of men: the sea being smooth,
How many shallow bauble boats dare sail
Upon her patient breast, making their way
With those of nobler bulk. Troil. I, 3, 33.

Coriolanus (zur Mutter). you were used
To say *extremity was the trier of spirits;*
That common chances common men could bear;

That when *the sea was calm, all boats alike*
Showed mastership in floating. *Cor.* IV, 1, 4.

Die letzten Verse der Stelle im Troil. scheinen eine Reminiscenz an ein an den Freund gerichtetes Jugend-Sonett zu enthalten:

But since your worth wide as the ocean is,
The humble as the proudest sail doth bear,
My *saucy bark inferior far to his*
On *your broad main doth wilfully appear.* *Sonn.* 80.

48. Thersites nennt Achilles

valiant ignorance.

Troil. III, 3, 315.

who resist
Are mocked for valiant ignorance.

sagt Cominius von denen, welche dem heranziehenden Coriolan widerstehen. *Cor.* IV, 6, 104.

49. „*Fragment*“ als Schimpfwort gebraucht Achilles zu Thersites (V, 1, 9) und *Coriolan* zu den Plebejern (I, 1, 226).

49 a. „*Major*“ in der Bedeutung „*gröſser*“ hat Shakspere nur zweimal: Troil. V, 1, 49 und *Cor.* II, 1, 64.

50. Thersites nennt die Kämpfenden Menelaus und Paris

the *cuckold* and *the cuckold-maker.*

Troil. V, 7, 9.

Dieselbe Wortverbindung findet sich in *H. VIII.* V, 4, 25:

He or she, *cuckold or cuckold-maker.*

51. Plötzlich aufsteigende Wünsche werden mit den mitunter seltsamen Gelüsten Kranker oder schwangerer Frauen verglichen:

Achilles. *I have a woman's longing,*
An appetite that I am sick withal,
To see great Hector in his weeds of peace.

Troil. III, 3, 237.

Camillo. I shall review Sicilia, *for whose sight*
I have a woman's longing.

Wint. IV, 4, 681.

52. Ähnliche Ausdrücke: Achilles spricht von seinem

half-supped sword. Troil. V, 8, 19.

Clown. The men are not yet cold under water, nor the bear *half-dined* on the gentleman: he's at it now.
Wint. III, 3, 108.

Nach den principiellen Erörterungen der Einleitung und auf pag. 374 f. darf es nicht wunder nehmen, wenn wir in diesem später gearbeiteten Teile auch einige Anklänge an frühere Dichtungen finden.

52a. Wie Thersites den Menelaus (V, 1, 68), so vergleicht Mercutio den *Romeo* mit einem „herring without his roe“ (II, 4. 39).

53. Die Verse

the *bounded waters*
Should lift their bosoms higher than the shores
And make a sop of all this solid globe. Troil. I, 3, 111

erinnern unzweifelhaft an das 64. *Sonett:*

When I have *seen the hungry ocean gain*
Advantage on the kingdom of the shore . . .

Derselbe Gedanke kehrt wieder in den Worten des Königs Heinrich IV.:

O God! that one might read the book of fate,
And see the revolution of the times
Make mountains level, and *the continent,*
Weary of solid firmness, melt itself
Into the sea! *2 H. IV.* III, 1, 47.

54. Thersites zu Ajax:

The plague of Greece upon thee, thou mongrel *beef-witted* lord. Troil. II, 1, 14.

Sir Andrew: . . . I am a great eater of *beef* and I believe that *does harm to my wit.* *Tw.* I, 3, 90.

Bei diesen beiden Parallelstellen darf nicht unbeachtet bleiben, dafs *2 H. IV.*, *Sonn.* 64, *Tw.* jedenfalls in die letzten Neunziger gehören, dafs mithin der Übergang dieser Gedanken in das 17. Jahrhundert nichts Befremdendes hat.

Halten wir diese Stellen (zu denen noch **78** zu vergleichen ist), von denen nur die eine (**53**) eine wirkliche Bedeutung hat, zusammen mit den vorher angeführten, besonders mit **40**, **41**, **43**, **45**, **47**, **48**, die in der That merkwürdige Gedankenübereinstimmungen aufweisen; erinnern wir uns an die zahlreichen

Parallelen, welche die *Liebesgeschichte* mit den jugendlichen Dichtungen hatte,* während diese für den Dichter der *Lagergeschichte* offenbar in Vergessenheit geraten sind; erwägen wir, dafs die *Anspielungen* auf Troil. in den Stücken des 16. und denen des 17. Jahrhunderts genau der Beschaffenheit der Parallelstellen entsprechen (s. pag. 375—377): so können wir nicht zweifeln,

dafs die Liebesgeschichte in den Beginn der zweiten Dichtungsperiode (1594 bis 1596), die Lagergeschichte in den Beginn des 17. Jahrhunderts gehört.**

i) Nicht zum Beweise, sondern zur ferneren Stütze des erbrachten Beweises mögen noch folgende Punkte angeführt werden:

Wenn Shakspere selbst traurige Erfahrungen in Bezug auf die Beständigkeit des weiblichen Geschlechtes gemacht hat; wenn er ein Drama schreibt, und nur *eines*, das die Darstellung weiblichen Wankelmutes zum Gegenstande hat; so ist es, auch wenn die zahlreichen Anklänge des Troil. an die Liebes-Sonette nicht vorhanden wären, selbstverständlich, dafs **seine persönlichen Erfahrungen für die Wahl dieses Stoffes mitbestimmend** gewesen sind. Seine Erfahrungen fallen aber, wie bemerkt, ins Jahr 1592, vielleicht etwas später. Wenn er sie objektivierte und dramatisch gestaltete, so konnte er das nicht thun zu der Zeit, wo er unter ihrem Drucke lebte, und wird es schwerlich gethan haben ein Jahrzehnt später, als sie längst verschmerzt und vergessen waren. — Der Bruch mit dem Freunde erfolgte, nicht weil Shakspere wufste, sondern weil er *argwöhnte*, dafs jener ihn mit seiner Geliebten verraten habe (*Sonn.* 144). Die an den Freund gerichteten Versöhnungs-Sonette (109—112, 117—120) zeigen deutlich, dafs sein Arg-

---

* In dieser Hinsicht steht Troil. unter den späteren Dichtungen geradezu einzig da. *Kein* Drama aus der zweiten Hälfte der Neunziger hat eine ähnliche Menge von Anklängen an die Jugenddichtungen erhalten. Dafs die Liebesgeschichte also erst im 17. Jahrhundert verfafst sein sollte, daran ist nicht zu denken. Sie gehört in die Mitte zwischen die erste und zweite Periode.

** Später anzuführende Parallelen mit Dichtungen, deren Datum noch zu bestimmen ist, werden diese Behauptung erhärten.

wohn unberechtigt gewesen ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs die Abfassung des Troil. *vor* diese Erkenntnis fällt, die er etwa im Jahre 1595 (s. Sh.-Jahrb. XIX, pag. 260) gemacht haben mufs.

k) Die Gestaltung **gleicher oder ähnlicher Charaktere** bietet immerhin einen, wenn auch nicht sicheren Anhaltepunkt für die annähernde Gleichzeitigkeit zweier Dichtungen. Fleay macht daher mit Recht auf die grofse Ähnlichkeit der Figuren des Pandarus im *Troil.* und der Amme im *Rom.* aufmerksam, dessen zweite Bearbeitung etwa um die Mitte der Neunziger erfolgt sein mufs. Diese Ähnlichkeit ist um so beachtenswerter, als *Rom.* gerade dasjenige Drama ist, mit dem die *Liebesgeschichte* von Troil. hinsichtlich der Parallelstellen am meisten zusammenhängt.

l) Nicht für das Abfassungsjahr, aber für eine frühere Abfassungszeit beweisend ist die Art der **Darstellung der Liebe** im Troil. Das Charakteristische der Liebesverhältnisse der frühesten und der mittleren Dramen, selbst des glühend leidenschaftlichen im *Rom.*, ist die bis zur Unwahrheit glänzende, bis zur Spitzfindigkeit feine Art der im Dialog zur Geltung gebrachten *Liebesdialektik.* Um Liebe zu erringen, dazu gehört in diesen Dramen mehr als in den spätesten, mehr als tiefe, wahre Neigung: nämlich Kenntnis der italienischen Liebestheorien, Gewandtheit im Gebrauch des euphuistischen Modetones (Antithese, Konzept, Wortspiel), *Witz* besonders nach der obscönen Seite hin. Shakspere scheint sich in dieser Zeit seines Lebens einen witzlosen Liebhaber nicht vorstellen zu können. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Liebespaare des 16. wesentlich von denen des 17. Jahrhunderts: die Valentine-Silvia, Biron-Rosaline, Benedick-Beatrice, Orlando-Rosalind, Olivia-Viola, Petruchio-Katharina, Portia-Bassanio (I, 2; V, 1), Romeo-Juliet, Hamlet-Ophelia (s. Schauspielscene), Henry V.-Katharine von den Posthumus-Imogen, Othello-Desdemona, Antony-Cleopatra, Florizel-Perdita, Ferdinand-Miranda. Und es ist keine Frage, dafs das Verhältnis von Troilus und Cressida auf der ersteren Seite und dem von Romeo und Juliet am nächsten steht.

---

2. As you like if.

Nach *Capell* wurde es verfafst	. . . . .	1605
„ *Chalmers*	. . . .	1602
„ Delius	. . . .	c. 1600
„ Drake, Fleay	. . . .	1600
„ Skottowe, Malone, Stokes, Dowden	.	1599
„ Gervinus	. . . .	1598—1600
„ Ulrici	. . . .	nach 1598
„ Neils Hypothese*	. . . . . .	vor 1592

(Differenz 13 Jahre.)

a) Zuerst erwähnt wird das Drama in einem **Eintrage in die Register der Buchhändler-Gilde, 4. August 1600.** Es sollte gedruckt werden, erschien aber nicht (wie Troil.); es wurde zum erstenmal in der Fol. 1623 gedruckt. Im Jahre 1600 *existierte* also das Drama. Dafs es auch kurz vorher verfafst sei, ist ein vielfach gezogener, aber vager Schlufs, der vor der Thatsache, dafs die Dramen Shaksperes für gewöhnlich erst gedruckt wurden, wenn sie eine gewisse Beliebtheit erlangt hatten, also schon eine Zeit lang aufgeführt worden waren, ganz hinfällig wird.

b) Das Drama ist **von Meres nicht erwähnt;** deshalb soll es erst nach seiner „Palladis Tamia“ 1598 entstanden sein — eine ebenfalls haltlose Folgerung, die auf der unberechtigten Voraussetzung beruht, dafs Meres, als er die bekannte Lobpreisung Shaksperes niederschrieb, eine — seiner Zeit sonst ganz fremde und für seinen speciellen Zweck irrelevante — Verpflichtung zu wissenschaftlicher Genauigkeit, zu litterarhistorischer Vollständigkeit empfunden habe. Er nannte natürlich nur diejenigen Dramen, welche ihm besonders gefielen und — die er *kannte. 1, 2, 3 H. VI., Shrew* scheint er entweder nicht gekannt oder nicht hochgestellt zu haben; denn er nennt auch sie nicht.

c) Das Stück enthält ein Citat aus **Marlowes Hero and Leander** in den Versen:

Dead shepherd, now I find thy saw of might,
„*Who ever loved, that loved not at first sight?*“
(III, 5, 82.)

---

* Der auch von Elze eine gewisse Berechtigung zugestanden wird.

Da nun das Gedicht erst 1598, fünf Jahre nach dem Tode des Verfassers, veröffentlicht wurde, so soll das Drama auch erst nach 1598 entstanden sein. — Das ganze Drama? — doch wohl nur diese Stelle! Wer kann denn auch nur ahnen, wieviel Zusätze, wieviel Verbesserungen Shakspere im Laufe der Zeit in seinen Bühnen-Manuskripten angebracht haben wird! — Aber selbst die Abfassungszeit dieser Stelle (nach 1598) ist nicht verbürgt. Der Vers steht in der ersten „Sestiad", also in demjenigen Teile des Gedichtes, der von *Marlowe* († 16. Juni 1593) selbst und nicht von seinem Fortsetzer *Chapman* gedichtet ist. Shakspere konnte aber Marlowes Manuskript ebenso wohl gekannt haben, wie Marlowe Shaksperes *Prokreations-Sonette* und *Ven.* vor ihrer Veröffentlichung gekannt und für seine „*Hero*" ausgiebig benutzt hat (Sh.-Jahrb. XIX, pag. 248 ff.). Das ist sogar sehr wahrscheinlich; denn im 78. Sonette beklagt er sich, daſs seine Gedichte an den Freund von anderen nachgeahmt werden; und es ist doch niemand auſser Marlowe bekannt, der sich an *diesem* Eigentume Shaksperes vergriffen hätte.* — Die Einführung des Citates aber — „Dead shepherd" etc. — scheint den skandalösen Tod des berühmten Dichters als noch frisch in aller Gedächtnis vorauszusetzen. Die Stelle kann daher sehr wohl aus den Jahren 1594/5 herrühren.

d) Die Stelle (IV, 1, 154):

I will weep for nothing like **Diana in the fountain**

soll auf ein Londoner Brunnenbild anspielen, das *Stowe* in seinem „Survey of London" 1598 erwähnt und das in demselben Jahre (*Delius* giebt 1596) in Cheapside errichtet worden sein soll. Indessen ist die Anspielung nicht ganz sicher: Stowe spricht zwar von einem „alabaster image of Diana", setzt aber hinzu „and water conveyed from the Thames, prilling from her naked *breast.*" Sei dem wie ihm wolle; jedenfalls beweist die Anspielung nur das Entstehen *dieser Stelle* nach 1598 (1596?). Überhaupt ist es keineswegs unwahrscheinlich, daſs Shakspere,

---

* Die häufigen Anspielungen in Jugenddramen auf die Geschichte und auf ein Gedicht von Hero und Leander (*Mids. V, 1, 198; Gentl. I, 1, 22*; III, 1, 119; Rom. II, 4. 44; As IV. 1. 101, 106; Ado V, 2, 30) machen eine frühe Bekanntschaft Shakesperes mit dem Gedichte Marlowes fast zur Gewiſsheit.

als das Stück gedruckt werden sollte, mancherlei Veränderungen daran vorgenommen haben wird, falls er es schon früher verfaſst hatte.

e) Die **Anspielung auf Gargantua und Pantagruel** (II, 2, 238), von dem 1594 eine Übersetzung in die Buchhändler-Register eingetragen wurde, ist für das Alter von As nicht beweisend, da schon 1575 eine Übersetzung erschienen war und nicht die geringste Veranlassung vorliegt, an Shaksperes französischer Sprachkenntnis zu zweifeln.*

f) Es scheint kein zufälliges Zusammentreffen zu sein, daſs Ehrenhändel und Stoſsfechten gerade in den Stücken der letzten neunziger Jahre eine Rolle spielen. Im Jahre **1595** erschien ein Buch mit folgendem Titel: „Vincentio **Saviolo** his Practice. In two Bookes. The first intreating of the use of the Rapier and Dagger. The second **of Honor and honorable Quarrels.**“

Aus dem vierten Kapitel des zweiten Buches hat Shakspere in As eine ziemlich umfangreiche Entlehnung gemacht; es handelt von der Duell-Ursache der „conditional lies“, welche folgendermaſsen erklärt werden: „Conditional lies be such as are given conditionally: as if a man should say or write these words: If thou hast said that I have offered my Lord abuse, thou liest; or if thou sayest so hereafter, thou shalt lie. Of these kind of lies given in this manner often arise much contention in words whereof no sure conclusion can arise.“

Der Narr Touchstone in As sagt (**55**):

I have had four quarrels, and like to have fought one ... We met, and found the quarrel of the seventh cause ... upon a lie seven times removed. I did dislike the cut of a certain courtier's beard: he sent me word, if I said his beard was not cut well, he was in the mind it was: this is called the Retort Courteous. If I sent him word again „it was not well cut“, he would send me word, he cut it to please himself: this is called the Quip Modest. If again „it was not well cut“, he disabled my judgement: this is called the Reply Churlish. If again „it was not well cut“, he would answer, I spake not true: this is called the Reproof Valiant. If again „it was not well cut“,

* Vergl. *H. V.* III, 4; und Dr. Cajus in *Wiv.* S. dazu *Drake* (Paris 1843) pag. 26 f., *Elze* pag. 433 ff.

he would say, I lied: this is called the Countercheck Quarrelsome: and so to the Lie Circumstantial and the Lie Direct, etc.

As V, 4, 48.

Aus dem ersten Buche hat Shakspere wahrscheinlich die in mehreren Stücken wiederkehrenden Fechterausdrücke entnommen:

Armado (in Bezug auf Amor). The first and second cause will not serve my turn; the passado he respects not, the duello he regards not; his disgrace is to be called boy; but his glory is to subdue men.

LL. I, 2, 183.

He fights as you sing prick-song, keeps time, distance, and proportion; rests me his minim rest, one, two, and the third in your bosom . . . a gentleman of the very first house, of the first and second cause: ah, the immortal passado! the punto reverso! the hai!

Rom. II, 4, 21.

To see thee fight, to see thee foin, to see thee traverse; to see thee here, to see thee there; to see thee pass thy punto, thy stock, thy reverse, thy distance, thy montant. *Wiv.* II, 3, 24.

Das Beispiel einer solchen albernen Herausforderung haben wir im dritten Akte von *Tw.* (Sir Andrew und Viola). Und die Herausforderung Benedicks an Claudio (*Ado*), sowie die Fechterscene im *Haml.* verdanken ihr Vorhandensein wahrscheinlich auch der Anregung dieses Buches.

Die Beziehung von As auf das Saviolosche Buch ist von gröſserem Gewichte: die Verspottung desselben konnte nur dann einen Sinn haben, wenn es kürzlich erschienen und lebhaft benutzt und nicht schon altbekannt war.

g) Ebenso interessant und wichtig sind andere **Beziehungen auf im Jahre 1594 erschienene Bücher.**

56. Die Stelle, welche das siebente Lebensalter schildert als

Sans teeth, sans eyes, sans taste, sans everything.

As II, 7, 166

ist wahrscheinlich einer Stelle aus *Garniers* „Henriade“ (1594) nachgebildet:

Sans pieds, sans mains, sans nez, sans oreilles, sans yeux,
Meurtri de toutes parts.

Der Namen „*Celia*“, der in Shaksperes Quelle, der Novelle von *Lodge* „Rosalynde, Euphues' Golden Legacie“, nicht vor-

kommt, ist wohl veranlaſst durch den 1594 veröffentlichten Sonett-Cyklus „Celia" von *W. Percy*.*

h) Die **Alexandriner-Probe** bringt As mit Stücken der ersten Periode zusammen; wenn wir die mit den Jahren steigende Zahl der Alexandriner verfolgen, so erhält es folgende Stellung:

In	2 H. IV.	kommt	1	Alexandriner	auf	236	Blankverse
„	2 H. VI.	„	1	„	„	213	„
„	R. III.	„	1	„	„	210	„
„	As	„	1	„	„	183	„
„	Ado	„	1	„	„	160	„
„	Cæsar	„	1	„	„	140	„
„	Merch.	„	1	„	„	135	„
„	1 H. IV.	„	1	„	„	125	„
„	Tw.	„	1	„	„	76	„
„	H. V.	„	1	„	„	72	„
„	Cymb.	„	1	„	„	60	„
„	Haml.	„	1	„	„	53	„
„	Meas.	„	1	„	„	33	„

i) Die **Reim-Probe** ergiebt dasselbe Resultat. (Die Reime nehmen bekanntlich mit den Jahren ab.)

---

* Daſs Shakspere, wie *Stokes* will, für die Stelle

And thou, *thrice-crowned queen of night*, survey
With thy chaste eye, from thy pale sphere above,
Thy huntress' name that my full life doth sway.

As III, 2, 2

Verse aus *Chapmans* „Hymns in Cynthiam" (1594) zum Muster genommen habe:

Nature's bright eye-sight, and the Night's fair soul,
That with thy *triple forehead* dost control
Earth, seas, and hell.

ist unwahrscheinlich. Die dreifache Königin Shaksperes ist die Mondgöttin, die am Himmel als Selene, auf der Erde als Artemis, in der Unterwelt als Persephone herrscht. Das „triple forehead" Chapmans bezieht sich aber auf die dreigestaltige Darstellung der Hekate, deren drei Köpfe den Neumond, den Halbmond und den Vollmond als Symbole tragen, die einerseits als Mondgöttin die Erde und das Meer überblickt, andererseits Unterweltsgöttin ist.

Wenn bei derartigen allgemein bekannten mythologischen Anspielungen überhaupt an Nachahmung gedacht werden kann, so ist es viel wahrscheinlicher, daſs Chapman eine Stelle aus dem *Mids.* in Gedanken gehabt hat:

And we fairies, that do run
By the *triple Hecate's team*,
From the presence of the sun,
Following darkness like a dream. (V, 1, 391.)

In	Troil. (Liebesgeschichte)	kommt	1	Reimvers	auf	$10,_5$ Blankverse
„	Gentl.	„	1	„	„	13 „
„	As	„	1	„	„	13 „
„	John	„	1	„	„	16 „
„	Ado	„	1	„	„	16 „
„	H. V.	„	1	„	„	$16,_5$ „
„	2 H. IV.	„	1	„	„	19 „
„	1 H. IV.	„	1	„	„	$19,_5$ „
„	R. III.	„	1	„	„	20 „
„	Merch.	„	1	„	„	20 „
„	Meas.	„	1	„	„	21 „
„	Haml.	„	1	„	„	30 „
„	Cymb.	„	1	„	„	30 „
„	Cæs.	„	1	„	„	66 „

k) Die **Double Ending-Probe** giebt dem Drama eine spätere Abfassungszeit. Ich lasse eine umfangreichere Zusammenstellung der Verhältniszahlen folgen, um zugleich eine Anschauung von der Unzuverlässigkeit dieses Beweismittels zu geben (s. den einleitenden Artikel): 1 weiblicher Versausgang kommt

in LL.	auf	188	Verse	in All's	auf	7	Verse
„ 1 H. IV.	„	28	„	„ R. III.	„	$6,_4$	„
„ Rom.	„	22	„	„ Cæs.	„	$6,_2$	„
„ R. II.	„	18	„	„ Tw.	„	6	„
„ Err.	„	11	„	„ As	„	$5,_8$	„
„ 2 H. VI.	„	$10,_5$	„	„ Ado	„	$5,_6$	„
„ 3 H. VI.	„	$8,_5$	„	„ Haml.	„	$5,_4$	„
„ Shrew	„	$8,_3$	„	„ Troil.	„	5	„
„ Gentl.	„	8	„	„ Meas.	„	5	„
„ H. V.	„	8	„	„ Oth.	„	$4,_3$	„
„ 2 H. IV.	„	$7,_5$	„	„ Lear	„	$4,_2$	„
„ Merch.	„	7	„				

l) Auch die **Light Ending-Probe*** gewährt nur geringe Sicherheit; 1 schwachbetontes Endwort kommt

in R. III.	auf	843	Blankverse	in John	auf	343	Blankverse
„ Ado	„	643	„	„ Troil.	„	337	„
„ R. II.	„	527	„	„ 1 H. IV.	„	324	„
„ As	„	462	„	„ Merch.	„	316	„
„ Rom.	„	352	„	„ Tw.	„	254	„

* Von der Weak Ending-Probe kann für diese Zeit nicht die Rede sein; in allen Dramen des 16. Jahrhunderts kommen nur neun tonlose Versausgänge vor.

in Haml.	auf 253 Blankverse		in LL.	auf 193 Blankverse	
„ Cæs.	„ 224	„	„ All's	„ 112	„
„ Meas.	„ 217	„			

Nach dieser Tabelle würde As in die erste Hälfte der Neunziger gehören.

Um die bisherigen Erörterungen zusammenzufassen, so ist die Abfassung von As zu einer so späten Zeit wie 1599/1600 durch nichts erwiesen (s. a, b, c, d); dagegen lassen die mehr oder weniger gewichtigen Argumente von f, g, h, i ein früheres Datum vermuten, welches als erwiesen zu erachten ist, wenn

m) die **Parallelstellen** sich ebenfalls dafür aussprechen. Zunächst durchsuchen wir die Jugenddichtungen.

57. Die Verse

Therefore Heaven Nature charged
That *one body should be filled*
With all graces wide-enlarged:
Nature presently distilled
Helen's cheek, but not her heart,
Cleopatra's majesty etc.
Thus Rosalind of many parts
By heavenly synod was devised,
Of many faces, eyes, and hearts,
To have the touches dearest prized.

As III, 2, 149

müssen geschrieben worden sein, als dem Dichter die Gedanken eines Jugend-Sonettes* noch der Wiederholung wert erschienen:

What is your substance, whereof are you made,
That *millions of strange shadows on you tend?*
Since every one hath, every one, one shade,
And you, but one, can every shadow lend.
Describe Adonis, and the counterfeit
Is poorly imitated after you;
On *Helen's cheek all art of beauty set,*
And you in Grecian tires are painted new . . .
And you in every blessed shape we know.
In all external grace you have some part,
But you *like none,* none you, *for constant heart.*

Sonn. 53.

* Die Altersangaben hinsichtlich der Sonette gründen sich alle auf die öfters angezogene Arbeit im Sh.-Jahrb. XIX, auf welche ich in Zukunft nicht mehr verweisen werde.

58. thou might join her hand with his
Whose *heart within his bosom is.*
As V, 4, 120.

(*My heart*) *in thy breast doth live*, as thine in me.
Sonn. 22.

(*her heart*)
He carries thence *incaged in his breast.*
Ven. 582.

Hence ever then *my heart is in thy breast.*
LL. V, 2, 826.

Look, how this ring encompasseth thy finger,
Even so *thy breast incloseth my poor heart.*
R. III. I, 2, 205.

59. Die Zeit „travels“ As III, 2, 326 und *Sonn.* 63.

60. Als Orlando Rosalind zum erstenmal gesehen hat, spricht er:

What *passion hangs these weights upon my tongue?*
I cannot speak to her, yet she urged conference.
As I, 2, 269.

Ganz dieselbe Erfahrung macht an sich der Liebhaber des 23. *Sonetts:*

So I, for fear of trust, *forget to say*
The perfect ceremony of love's rite,
And in mine own love's strength seem to decay
O'ercharged with burden of mine own love's might.

und Suffolk Margaret gegenüber:

Ay, *beauty's princely majesty* is such,
Confounds the tongue, and makes the senses rough.
1 H. VI. V, 3, 70.

61. Der Vers

Beauty provokes thieves sooner than gold.
As I, 3, 112

enthält den Grundgedanken des 48. *Sonetts.*

62. Die Worte des Schäfers Silvius zu der ihm abgeneigten Phebe

So holy and so perfect is my love,
And I in such a poverty of grace,
That I shall think it a most plenteous crop
To glean the broken ears after the man
That the main harvest reaps: lose now and then
As scattered smile, and that I'll live upon.
As III, 5, 99

erinnern an eine schwache Stunde in des Dichters eigenem Leben, in der er das 143. Liebes-*Sonett* schrieb:

So runst *thou after that which flies from thee*,*
Whilst I, thy babe, chase thee afar behind;
But if thou catch thy hope, turn back to me,
And play the mother's part, kiss me, be kind.

63. Die flehenden Beschwörungen desselben Silvius:

Sweet Phebe, do not scorn me; do not, Phebe;
Say that you love me not, but say not so
In bitterness. The common executioner,
Whose heart the accustomed sight of death makes hard,
Falls not the axe upon the humbled neck
But first begs pardon: *will you sterner be*
Than he that dies and lives by bloody drops?

As III, 5, 1

hatte der jugendliche, verblendete Dichter einmal an die eigene Geliebte gerichtet:

Wound me not with thine eye but with thy tongue;
Use power with power and slay me not by art.
Tell me thou lovest elsewhere, but in my sight,
Dear heart, forbear to glance thine eye aside.

Sonn. 139.

Be wise as thou art cruel; do not press
My tongue-tied *patience with too much disdain.*

Sonn. 140.

64. *Celia.* the duke
Hath banished me, his daughter.
Rosalind. That he hath not.
Celia. No, hath not? Rosalind lacks then the love
Which teacheth thee that *thou and I am one.*

As I, 3, 99.

Rosalind (zu Celia). ... *love him becaused do.*

As I, 3, 40.

Shakspere zum Freunde:

Thou dost love her, because thou know'st I love her ...
But here's the joy; *my friend and I am one;*
Sweet flattery! then she loves but me alone.

Sonn. 42.

65. Wie Rosalinde sich über den Liebesgott beklagt:

That *blind* rascally *boy that abuses every one's eyes.*

As IV, 1, 218,

---

* Genau das Verhältnis von Phebe zu Ganymed-Rosalind.

so auch Shakspere selbst:

Thou *blind* fool, *Love, what dost thou to mine eyes,*
That they behold, and *see not what they see?*
Sonn. 137.

66. Für die Worte Rosalinds zu Celia:

be not proud: though all the world could see
None could be so abused in sight as he.
As III, 5, 79

kann man das 150. *Sonett* als Erläuterung benutzen:

O, from what power hast thou this powerful might
With insufficiency my heart to sway?
To make *me give the lie to my true sight,*
And swear that brightness doth not grace the day?

As nimmt also dieselbe nahe Stellung zu den Eifersuchts-Sonetten ein, wie sie *Troil.* zum Unterschiede von allen späteren Dichtungen hat.

67. Den eigentümlichen Ausdruck „*back-friend*" (ein Freund, der von hinten kommt, sei es um etwas zu erlauschen, was nicht für ihn bestimmt ist, oder als Konstabler um einen zū verhaften, ein hinterlistiger Freund, der keiner ist) gebraucht Shakspere zweimal: As III, 2, 167 und *Err.* IV, 2, 37.

68. *Rosalind* (zu Orlando). Pray you, no more of this, it is like the *howling of* Irish *wolves against the moon.* As V, 2, 119.
Puck. Now the hungry lion roars,
And the *wolf behowls the moon.*
Mids. V, 1, 379.

69. Jaques sieht einen verwundeten Hirsch an den Bach kommen, in dessen Nähe er liegt:

thus the hairy fool,
Much marked of the melancholy Jaques,
Stood on *the extremest verge of the swift brook,*
Augmenting it with tears.

Duke. But what said Jaques?
Did he not moralize this spectacle?
Lord. O, yes, into a thousand similes.
First for *his weeping into the needless stream;*
„Poor deer", quooth he, „thou makest a testament
As worldlings do, *giving thy sum of more*
To that which had too much." As II, 1, 41.

Die Situation und ihre poetische Darstellung ist dieselbe wie

in *Compl.*, wo ein von ihrem Geliebten verlassenes Mädchen am Flusse sitzt:

> . . . a river
> *Upon whose weeping margent she was set;*
> Like usury, *applying wet to wet,*
> Or monarchs hands that *let* not *bounty fall*
> Where want cries out, but *where excess begs all.*
> *Compl.* 39.

Für die letzten Verse bietet *3 H. VI.* eine Parallele:

> Is't meet that he (the pilot)
> Should leave the helm and like a fearful lad
> With tearful eyes *add water to the sea,*
> And *give more strength to that which hath too much?*
> *3 H. VI.* V, 4, 8.

70. Der Ausdruck „*in print*, wie gedruckt, wie es im Buche steht, wie es sein mufs, gehörig“, findet sich an drei Stellen:

> *Touchstone.* We quarrel *in print*, by the book. (Vergl. **55.**)
> As V, 2, 34.

> *Speed.* All this I speak *in print*, for in print I found its.
> *Gentl.* II, 1, 175.

> *Costard.* I will do it, sir, *in print.* *LL.* III, 1, 173.

71. Dasselbe Wortspiel mit *bear* begegnet uns an folgenden Stellen:

> *Celia.* I pray you, *bear with me*; I cannot go no further.
> *Touchstone.* For my part, I had rather *bear with you* than *bear you.* As II, 4, 11.

> *Prince.* Uncle, your grace knows how to *bear with him.*
> *York.* You mean, to *bear me*, not to *bear with me.*
> *R. III.* III, 1, 128.

72. Das, wie es scheint, bisher unerklärte Wort „*thrasonical*“ im Sinne von „grofssprecherisch“ gebraucht Shakspere zweimal: As V, 2, 34; *LL.* V, 1, 14.

73. „*Point-device*“ im Sinne von „überfein, geziert“ erscheint As III, 2, 401; *LL.* V, 1, 21; *Tw.* II, 5, 176.

74. Die Bezeichnung der Frau als „*the weaker vessel*“ findet sich As II, 4, 6; *LL.* I, 1, 276; *Rom.* I, 1, 20; *2 H. IV.* II, 4, 66.

75. *Rosalind.* I pray you, what is't o'clock?
Orlando. You should ask me what time o'day: there's no clock in the forest.
Rosalind. Then there is no true lover in the forest; else *sighing every minute and groaning every hour would detect the lazy foot of Time as well as a clock.* As III, 2, 321.

Zu dieser Stelle existiert eine auffallende Parallele:

King Richard.
now hath time made me his numbering clock:
My *thoughts are minutes; and with sighs they jar*
Their watches on unto mine eyes, the outward watch,
Whereto my finger, like a dial's point,
Is pointing still, in cleansing them from tears.
Now, sir, the *sound that tells what hour it is*
Are clamorous groans, which strike upon my heart,
Which is the bell: *so sighs and tears and groans*
Show minutes, times, and hours. *R. II.* V, 5, 51.

76. how brief the life of man
Runs his erring pilgrimage,
That *the stretching of a span*
Buckles in his sum of age.
As III, 2, 139.

Dasselbe Bild mit anderer Beziehung:

Troilus. . will you (Hector) with counters sum
The past proportion of his (Priam's) infinite?
And *buckle in a waist most fathomless*
With spans and inches so diminutive
As fears and reasons?
Troil. II, 2, 30 (Liebesgeschichte).

S. **21** a. **34**.

Die Zahl und die Bedeutung der Parallelismen (**57**, **60**, **62**, **63**, **64**, **69**, **75**) bringt As in so nahen geistigen Konnex mit den Jugend-Dichtungen, wie ihn aufser *Troil.* keines der später angesetzten Dramen aufzuweisen hat. As unterscheidet sich aber von der Liebesgeschichte in Troil. dadurch, dafs die Anzahl der Übereinstimmungen mit den Dichtungen der zweiten Hälfte der Neunziger eine weit bedeutendere ist. Die zahlreichsten Anklänge hat es (nächst *Haml.*) an *Ado:*

77. This is the very *false gallop of verses*

sagt Touchstone, nachdem er zwölf Verse mit dem Reim auf

„Rosalind“ zusammengestümpert hat (As III, 2, 119). Dasselbe Bild wird mit Bezug auf die Art der Rede gebraucht:

Beatrice. What pace is this that thy tongue keeps?
Margaret. *Not a false gallop.* *Ado* III, 4, 94.

Aber vor Shakspere hatte schon *Nash* in seiner „Apologie for Pierce Pennilesse“ (*1593*) das Bild in der ersteren Beziehung gebraucht:

I would trot *a false gallop* through the rest of his ragged *verses.*

78. *Rosalind.* ... these burs (die plötzlich erwachte Liebe zu Orlando) are in my heart.

Celia. Hem them away!

Rosalind. I would try, if I would *cry „hem“ and have him* (wenn ich mit einem „hem“ mein Herz erleichtern und ihn gleichzeitig bekommen könnte). As I, 3, 19.

Leonato. If such a one (ein so schwer gekränkter Vater wie er) will smile and *stroke his beard,*
Bid sorrow wag, cry „hem!“ when he should groan,
Patch grief with proverbs ...
... bring him yet to me,
And I of him will gather patience.
Ado V, 1, 16.

Achilles ruft dem Patroklus, der die griechischen Heerführer parodiert, zu:

Now play me Nestor; *hem, and stroke thy beard,*
As he being drest to some oration.
Troil. I, 3, 165.

79. The courtier's hands are perfumed with *civet.*
As III, 2, 66.

So wird unter den äufseren Anzeichen, die dafür sprechen, dafs Benedick auf Freiersfüfsen geht, angeführt:

a'rubs himself with *civet.*
Ado III, 2, 50.

80. O knowledge ill-inhabited, worse than *Jove in a thatched house!*
As III, 3, 11

sagt Jaques mit Bezug auf eine klassische Reminiscenz Touchstones. Dieselbe Anspielung auf Jupiters Aufenthalt unter Philemons Strohdach in gleicher bildlicher Verwendung enthält die folgende Stelle:

Don Pedro. My visor is (meine Maske gleicht) *Philemon's roof; within the house is Jove.*

Hero. Why, then, your visor should be *thatched.* (Der Fürst ist kahlköpfig.) *Ado* II, 1, 99.

81. Der verliebte Orlando wird „*Signior Love*“ genannt (As III, 2, 310), Claudio „*Monsieur Love*“ (*Ado* II, 3, 38). (Vergl. „Monsieur Remorse“ *1 H. IV.* I, 2, 125.)

82. Die Stelle, an der Rosalind den Entschlufs fafst, den Mann zu spielen, hat eine grofse Ähnlichkeit mit einer Stelle in *Merch.:*

Were it not better . . .
That I did *suit me all points like a man?*
A gallant curtle-axe upon my thigh,
A boar-spear in my hand; and — in my heart
Lie there what hidden woman's fear there will —
We'll have a swashing and a martial outside,
As many other mannish cowards have
That do outface it with their semblances. As II, 3, 118.

In den folgenden Versen ist die Schilderung ausgeführter:

Portia. When *we are both accoutred like young men,*
I'll prove the prettier fellow of the two,
And *wear my dagger with* a braver grace,
. . . and *speak of frays*
Like a fine bragging youth . . .
I have within my mind
A thousand raw tricks of these bragging Jacks,
Which I will practise. Merch. III, 4, 63.

83. *Jaques.* *All the world's a stage,*
And all the men and women merely player.
As II, 7, 139.

Antonio. I hold the world but as *the world,* Gratiano,
A stage where every man must play a part.
Merch. I, 1, 78.

(Diese Parallelstelle ergiebt die Berechtigungslosigkeit der Hypothese, dafs die Stelle in As hervorgerufen sein soll durch die Aufschrift des gegen Ende 1599 eröffneten Globe-Theaters: „Totus mundus agit histrionem“ (Stokes pag. 78) — die zugleich für die späte Abfassungszeit des Dramas ein Gewicht in die Wagschale werfen soll.)

84. Die meist satirischen Auslassungen über die Lehre des Pythagoras von der *Seelenwanderung* erscheinen nur in Stücken aus dem Ende des 16. Jahrhunderts:

Rosalind. I was never so berhymed since Pythagoras' time, that *I was an Irish rat*, which I can hardly remember.
As III, 2, 187.

Gratiano (zu Shylock):
Thou almost makest me waver in my faith
To hold opinion with Pythagoras,
That souls of animals infuse themselves
Into the trunks of men: *thy currish spirit*
Governed a wolf. *Merch.* IV, 1, 131.

Clown. What is the opinion of Pythagoras concerning wild fowl?

Malvolio. That *the soul of our grandam might haply inhabit a bird.*

Clown. What thinkest thou of this opinion?

Malvolio. I think nobly of the soul, and no way approve his opinion.

Clown. Fare thee well. Remain thou still in darkness: thou shalt hold the opinion of Pythagoras ere I will allow of thy wits, and fear to kill a woodcock, lest thou dispossess the soul of thy grandam. *Tw.* IV, 2, 54.

85. *Jaques* (mit Bezug auf Touchstone). This is the *motley-minded* gentleman that I have so often met in the forest.
As V, 4, 41.

Clown. I wear not *motley in my brain.* *Tw.* I, 5, 63.

86. Wortspiel mit „*heart, hart*".

Celia. He (Orlando) was furnished like a *hunter.*

Rosalind. O, ominous! he comes to *kill my heart.*
As III, 2, 260.

(Olivia zu Sebastian, den Sir Toby in einen Zweikampf verwickelt hat:)

He *started* (aufjagen) *one poor heart* of mine in thee.
Tw. IV, 1, 63.

(Antonius an der Leiche Cäsars:)

O world, thou wast the forest for this *hart;*
And this indeed, O world, the *heart* of thee.
Cæs. III, 1, 208.

87. Dem „*new-fallen dignity*" in As V, 4, 182 entspricht ein „*new-fallen right*" in *1 H. IV.* V, 1, 44.

88. Wortspiel zwischen „*cross*, Münze“ und „*cross*, Kreuz“:

I should *bear no cross*, if I should bear you; for I think you have no *money* in your purse. As II, 4, 12.

Falstaff. Will your lordship lend me a thousand pound to furnish me forth?

Chief Justice. Not a penny, not a penny; you are too impatient to *bear crosses*. 2 *H. IV*. I, 2, 253.

Ähnlich:

Armado. I love not to be crossed.

Moth. He speaks the mere contrary; *crosses love not him*.
LL. I, 2, 36.

89. *Jaques*. I must have *liberty*
Withal, as *large a charter as the wind*,
To blow on whom I please. As II, 7, 48.

when he speaks,
The air, a chartered libertine, is still,
And the mute wonder lurketh in men's ears.
H. V. I, 1, 48.

90. *Sweet* are the uses of *adversity*,
Which, like the toad, ugly and venomous,
Wears yet a precious jewel in his heart. As II, 1, 12.

There is some soul of goodness in things evil.
H. V. IV, 1, 4.

O benefit of ill! now I find true
That better is by evil still made better. *Sonn*. 119.

91. From *the east to western Ind*,
No jewel is like *Rosalind*. As III, 2, 93.

In materialistischer Weise verwendet Falstaff das Bild:

They (Mrs. Page und Mrs. Ford) shall be *my East and West Indies*, and I will trade to them both. *Wiv*. I, 3, 78.

92. Gleicher Ausdruck:

It is *meat and drink to me* to see a clown. As V, 1, 11.

Slender. That's *meat and drink to me* (to see the bear loose).
Wiv. I, 1, 306.

Von den Sonetten aus dieser Zeit weisen die *Versöhnungs-Sonette* (109—112; 117—120) eine Reihe von Anklängen auf.

93. „*Motley*“ wird in der Bedeutung „Narr“ gebraucht As III, 3, 79 und *Sonn*. 110.

94. I will *physic your rankness*

ruft Oliver seinem Bruder Orlando nach (As I, 1, 91); ähnlich ist die Wendung des 118. *Sonettes:*

a healthful state
Which, *rank of goodness*, would by ill be *cured.*

95. *Rosalind* (von Orlando). He seems to have the *quotidian of love* on him. As III, 2, 383.

Bald darauf:

Love is merely a *madness.* 420.

Skakspere selbst nennt seine Liebe

this *madding fever.* Sonn. 119.

96. Thou bitter sky . . .
Thy sting is not so sharp
As *friend remembered not.* As II, 7, 189.

Dieser Gedanke ist ausgeführt im 120. *Sonett.* (Vergl. auch **90.**)

Diesen zum Teil auffallenden Übereinstimmungen gegenüber sind die Parallelismen mit den Dramen des 17. Jahrhunderts verschwindender Art.

97. Das Wortspiel mit „rank“ in den Bedeutungen „Rang“ und „rankness“ findet sich an zwei Stellen:

Touchstone. Nay, if I keep not my *rank* —
Rosalind. Thou losest thy old *smell.*
As I, 2, 113.

Cloten. Would he had been of my *rank!*
Lord (Aside). To have *smelt* like a fool.
Cymb. II, 1, 17.

98. Phebe schreibt an Ganymed-Rosalind: (wenn meine Liebe keine Erhörung findet)

then I'll *study how to die.* As IV, 3, 63.

Ähnliche Wendung:

he died,
As one that had been *studied in his death.*
Macb. I, 4, 9.

(Vergl. auch **34.**)

99. Wortspiel zwischen „medlar, Mispel“ und „meddler, Kuppler, Zwischenträger“:

Touchstone. Truly, the tree yields bad fruit.
Rosalind. I'll graff it with you, and then I shall graff it with a *medlar:* then it will be the earliest fruit i' the country;

for you'll be rotten ere you be half ripe, and that's the right virtue of the *medlar*. As III, 2, 125.

Apemantus. There's a *medlar* for thee, eat it.

Timon. On what I hate I feed not.

Apemantus. Dost hate a *medlar?*

Timon. Ay, though it look like thee.

Apemantus. An thou hadst hated *meddlers* sooner, thou shouldst have loved thyself better now. *Tim.* IV, 3, 305.

100. Let us sit and mock the good housewife Fortune from her wheel, that her gifts may be henceforth bestowed equally.
As I, 2, 34.

Cleopatra. let me rail so high,
That the false housewife Fortune break her wheel,
Provoked by my offence. *Ant.* IV, 15, 44.

Ein Drama, das um 1600 geschrieben worden wäre, müfste bedeutend zahlreichere Übereinstimmungen mit den späteren Dramen aufweisen, wie ein Vergleich mit *H. V.*, *Wiv.*, *Tw.*, *Cæs.*, *Meas.* lehrt.

Neils Hypothese, dafs sich Greene in seinem Vorwurf des Plagiats (Ende 1592) u. a. auf den engen Anschlufs dieses Dramas an seine Quelle (Lodge) beziehe, dafs As vor 1592 verfafst und später überarbeitet sei, hat nichts Ungereimtes. Die Hinneigung zu den Jugend-Dichtungen ist aufserordentlich stark; und in den Scenen, in welchen der Herzog und Jaques die Hauptrolle spielen (z. B. II, 1; 7; IV, 3; V, 4), macht manches den Eindruck einer späteren Zuthat. Das Drama sieht in stilistischer Hinsicht dem *LL.* auffallend ähnlich; einerseits tritt die jugendliche Denk- und Darstellungsart noch entschieden hervor, andererseits sind die Spuren einer reiferen Kraft unverkennbar vorhanden. Wie die Hand des Überarbeiters von *LL.* keineswegs bestrebt war, die Kennzeichen der jugendlichen Schöpfung zu verwischen, so hat auch der Verfasser von As die Vorliebe für die jugendlichen Gedankenbahnen und Darstellungsformen noch nicht von sich abgestreift. Die oben angeführten äufseren und auch die inneren Indizien, vorzugsweise aber die Parallelstellen

verweisen das Drama hinter das Jahr 1594, in die Mitte zwischen die erste und zweite Dichtungs-

Periode, resp. in den Beginn der zweiten, d. h. in die Jahre 1595 oder 1596.

n) Mit diesem Datum in Übereinstimmung sind auch gewisse Ähnlichkeiten der Charakterzeichnung, die sich zwischen As und anderen etwa gleichzeitigen Dramen finden.

Rosalind hat in der ausgiebigen Entfaltung ihres Witzes, besonders auf dem Gebiete verliebter Neckerei, offenbare Verwandtschaft mit Rosaline — ob die Ähnlichkeit des Namens nicht auch eine symbolische Bedeutung hat? — und Beatrice. In ihrem eigentlichen Wesen aber, in dem tiefen Gemüt, das sich unter ihrer heiteren Aufsenseite verbirgt, in der Unmittelbarkeit und Stärke ihres Gefühls, in der Besonnenheit, mit der sie ihre Leidenschaft dennoch zu beherrschen versteht, in der Energie und dem praktischen Sinn, die sie in bedenklichen Lebenslagen bewährt, steht sie dem höchsten Bilde des Weibes, das Shakspere und die Poesie überhaupt zu schaffen vermocht hat, näher. Ich möchte **Rosalind** die *Knospe* zu der *Blüte* **Portia** nennen. (Vergl. **82**.)

o) Wie die Übereinstimmungen mit den Eifersuchts-Sonetten (**62—66**) zeigen, hat Shakspere in dem Liebesverhältnis zwischen **Silvius und Phebe** ein schattenhaftes Abbild seines eigenen gezeichnet. Nicht blofs die Gesinnung Phebes ihrem Liebhaber gegenüber, sondern selbst ihr Äufseres ist dasselbe wie das in den Sonetten 127 und 132 geschilderte der „dark lady“: sie hat „inky brows“, „black silk hair“, „bugle eyeballs“ (III, 5, 46). Was indessen in der Liebesgeschichte von *Troil.* Hauptgegenstand der Darstellung ist, tritt hier als Episode auf. Und dafs jede pathologische Nachwirkung der eigenen Erfahrungen auf den Dichter verschwunden ist, dafs er ihnen so gleichmütig wie einer historischen Thatsache gegenübersteht, scheinen die Worte uns zu sagen, mit denen Rosalind Silvius die Thorheit seiner Liebe begreiflich macht:

You foolish shepherd, wherefore do you follow her,
Like foggy south puffing with wind and rain?
You are a thousand times a properer man
Than she a woman: . . . . .
'Tis not her glass, but you, that flatter her.

III, 5, 49.

p) Auf die Ähnlichkeit der Figur des „melancholischen“ **Jaques** mit **Hamlet** ist wiederholt hingewiesen worden: mit seiner düsteren Lebensanschauung, seiner Neigung zu philosophischer Betrachtung der Dinge scheint er eine Vorstudie zu Hamlet zu sein.

Diese Erwägungen sprechen ebenfalls für eine Stellung des Stückes zwischen *Troil.* (Liebesgeschichte) einerseits und *Merch.* und *Haml.* andererseits.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 9. September 1884.

Der Vorsitzende gedenkt in warmen Worten des verstorbenen Professors Dr. Püschel, zu dessen Ehren sich die Versammlung von den Sitzen erhebt.

Herr Schmidt bespricht seinen Plan einer englischen Synonymik. Er beabsichtigt in dem Buche, das etwa den doppelten Umfang des Dreserschen haben soll, die Synonyma in gröfseren Gruppen zu besprechen, als dies gewöhnlich geschieht, und zwar in alphabetischer Reihenfolge der deutschen Ausdrücke. Nicht sollen die sogenannten Stümpersynonyma, wohl aber die bei Dreser fehlenden Concreta berücksichtigt werden. Die Etymologie der Wörter wird nur da gegeben werden, wo sie den jetzigen Sprachgebrauch zu präcisieren dienlich ist.

Herr Zupitza bespricht die Etymologie von loose, dessen me. Formen mit ou und au, sowie das stimmlose s des Ne. nur durch die Annahme, dafs es dem Skandinavischen (laus) entlehnt ist, sich erklären.

Derselbe spricht über einen Gebrauch des Konditionalis im Englischen, den man als den eines Futurum Præteriti bezeichnen kann und der sich auch im Französischen findet.

Sitzung vom 14. Oktober 1884.

Herr Vatke hält einen Vortrag über Geld und Geldverhältnisse in Shakespeares England.

Herr Biltz spricht über das Wort und den Begriff „Posse“. Er leitet das Wort her von den an den Brunnen angebrachten komischen Figuren. In der Bedeutung „Komödie“ braucht es Gottsched zuerst, dem die Posse schon als eine gemeine Art des Dramas gilt. Wir pflegen als ihre Kennzeichen anzusehen, dafs sie in Übertreibungen verfällt und an das Gemeine rührt. Sie führt uns Personen vor, die

sich in übler Lage befinden, die jedoch nicht so schlimm ist, dafs wir sie bemitleideten. Wenn Goethe meint, der Humor sei das Zeichen sinkender Epochen, so giebt uns das für unsere Zeit zu denken.

Herr Bourgeois redet eingehend über Charles Nodier, indem er besonders die Jugendjahre desselben bis zu seinem ersten öffentlichen Auftreten behandelt.

Sitzung vom 28. Oktober 1884.

Herr Zupitza redet über die Etymologie von ne. merry. Der Umstand, dafs nach dem Ae. *murgja oder *murgi als Stamm anzusetzen ist, läfst die ziemlich allgemein angenommene Entlehnung aus celtischem mear falsch erscheinen. Die Verschiedenheit der Bedeutung hindert nicht, es mit got. gamaurgjan, *συντέμνειν*, *κολοβοῦν* und ahd. murg, kurz, zusammenzustellen. Es ist 1) kurz, 2) kurzweilig, 3) erfreulich, lustig. Ein ähnlicher Übergang der Bedeutung findet sich in an. skemtan von skammr; auch braucht Shakespeare abridgment in der Bedeutung „Kurzweil“.

Herr Michaelis bespricht die auf die Aussprache bezüglichen Stellen in Otfrid ad Liutbertum, indem er sie vom lautphysiologischen Standpunkte aus betrachtet.

Herr Hausknecht zeigt die neueste von John Koch besorgte Auflage der englischen Grammatik von Fölsing an, die besonders in der jetzt auf die Lautphysiologie basierten Aussprache geändert ist, ohne dafs jedoch das System genau durchdacht und für den Schulgebrauch geschickt dargestellt wäre. Die Aussprachebezeichnung ist in vielen Fällen irreleitend und in einzelnen sogar geradezu unrichtig oder wenigstens nicht mustergültig. Im Anschlufs daran erklärt Herr Zupitza, dafs er, wie Herr Dr. Koch in der Vorrede erwähnt, allerdings das Manuskript gesehen, aber einmal nicht die erforderliche Zeit gehabt hätte, um jede Einzelheit zu erwägen, und andererseits es natürlich Herrn Koch überlassen mufste, wie weit dieser Ausstellungen als berechtigt anerkennen wollte, so dafs er nicht in der Lage sei, irgend welche Verantwortung für irgend etwas in dem Buche zu übernehmen.

Sitzung vom 11. November 1884.

Herr Bischoff berichtet über den neuesten Band der altfranzösischen Bibliothek von W. Förster, der die Orthographia Gallica, den ältesten Traktat über französische Aussprache und Orthographie, enthält. Die Ausgabe ist nach jeder Richtung hin lobenswert.

Herr Vatke kündigt sein demnächst erscheinendes Buch über Realien der Zeit Shakespeares an und geht des näheren auf die von ihm benutzten Quellen ein.

Herr Wetzel bespricht die französischen Elementarbücher von

Breymann. In dem bisher erschienenen ersten Teile der Grammatik sind mit wenigen Ausnahmen nur die Hauptregeln gegeben. Das Übungsbuch bringt nach dem Grundsatze, dafs die Lektüre in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen ist, sehr früh zusammenhängende französische Stücke, die jedoch nur zu häufig erkennen lassen, dafs sie lediglich für die Einübung einer grammatischen Regel bestimmt sind (z. B. les métaux). Unter den Vokabeln finden sich sehr viele seltene und schwierige, die aus dem ersten Jahreskursus fernzuhalten sind. Neu war dem Ref. die Ableitung des Impératif aus der 1. Pers. Sing. des Présent.

Herr Tobler spricht über eine Attraktion im Altfranzösischen, für die Mätzner nur Beispiele giebt, die als Anakoluth anzusehen sind. Das Substantiv wird dabei durch das Relativum nicht nur so beeinflufst, dafs statt des Nominativs der Accusativ steht, sondern auch umgekehrt. Dieselbe Art der Attraktion findet sich auch im Italienischen und Spanischen, ohne indes von den Grammatikern erwähnt zu werden.

Herr Werner bespricht En Allemagne von Narjoun, ein oberflächliches Werk, das nur zu dem Zwecke, Deutschland zu tadeln, geschrieben zu sein scheint.

Sitzung vom 25. November 1885.

Herr Hoffory berichtet über den fünften Band von Müllenhoffs Altertumskunde. Der erste Teil beschäftigt sich zunächst mit der Voluspa, die nach einer kritischen Übersicht über Inhalt, Alter und Entstehung derselben als das wohlgegliederte Werk eines Dichters dargestellt und dem Ende des achten Jahrhunderts zuerteilt wird. Mit vernichtender, zuweilen fast zu schroffer, im ganzen aber wohlverdienter Kritik weist der Verfasser die Ansichten Bangs und Bugges zurück. Es folgt eine kritische Ausgabe der Voluspa mit eingehendem kritischem Apparat und Kommentar, die durch Entfernung der späteren Interpolationen die planvolle Einheit des Gedichtes herstellt. Daran schliefst sich eine kritische Untersuchung über die jüngere Edda, in der nachgewiesen wird, dafs sich das Original des Codex Upsaliensis in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Besitz eines Neffen des Snorri Sturluson befunden haben mufs, also Snorris Handexemplar gewesen sein wird, in dem jedoch die ursprüngliche Reihenfolge zerstört ist. Der zweite Teil handelt zuerst von der älteren Edda, die der Verfasser als eine um 1250 abgeschlossene Vereinigung verschiedener Liederbücher ansieht. Den Schlufs bildet eine Analyse der Hâvamâl mit Unterscheidung der einzelnen Teile dieses Liederbuches, das dem Ende des neunten Jahrhunderts zugewiesen wird. Als Probe giebt der Redner aus dem Werke, das einen Wendepunkt für die Geschichte der nordischen Philologie bezeichnet, einen Überblick über die Voluspa.

Herr Zupitza giebt Proben aus einer von ihm in Oxford ein-

gesehenen englischen Liederhandschrift, die bei der Dürftigkeit der uns aus dem Mittelenglischen erhaltenen Lyrik, speciell der Liebeslyrik, höchst wichtig erscheint. Der Redner wird die Handschrift, die dem Anfange des 16. Jahrhunderts angehört, später vollständig herausgeben.

Herr Förster spricht über den zweiten Teil der englisch-spanischen Grammatik von Knapp, die sprachlich lehrreiche und mit Geschmack ausgewählte Stücke bietet. Dagegen ist die im Vokabularium, in Vorrede und Anhang behandelte Etymologie ein wunder Punkt des Buches.

Derselbe bespricht die zweite Auflage der spanischen Grammatik von Schilling, deren Verfasser gegen die von dem Referenten an der ersten Auflage geübte Kritik brieflich opponiert, aber seine Ausstellungen unberücksichtigt gelassen hat.

Der Vorsitzende bringt unter allgemeiner Zustimmung der Versammlung eine würdige Begehung des hundertjährigen Geburtstages Jakob Grimms von seiten des Vereins in Anregung.

Sitzung vom 9. Dezember 1884.

Herr Risop redet über die Bedeutung des Namens Florimont, der nicht ursprünglich, sondern eine Übersetzung von Helenios ist. Die Pflanze ἑλένιον (Inula) wird mit Helena in Verbindung gebracht, für die dann durch Verwechselung Helenus eingetreten ist. Den ganzen Namen versteht der Dichter als flos mundi, doch hat man den letzten Teil auch auf mons oder das Adjektivum mundus bezogen. Die ursprüngliche Form des Namens der Geliebten Florimonts wird aus ihrer eigenen Deutung desselben als Romadanaple erkannt.

Herr Tanger spricht im Anschlufs an einen von ihm im vorigen Jahre gehaltenen Vortrag über Weihnachtsbräuche in England, indem er auf die an den drei Haupttagen der festlichen Zeit, dem Christmas Day, dem New Year's Day und dem Twelfth Day, stattfindenden Belustigungen des näheren eingeht.

Herr Bourgeois giebt eine causerie nach Charles Nodier über Jean François les Basbleus.

Die Grimm-Feier wird auf den 13. Januar 1885 festgesetzt und die Anordnungen dazu einem Komitee übertragen.

Sitzung vom 13. Januar 1885.

Die erste Sitzung im neuen Jahre war einer sehr zahlreich besuchten nachträglichen Feier zum Andenken an den hundertjährigen Geburtstag Jakob Grimms gewidmet, welche in den Sälen des Hôtel Impérial Unter den Linden festlich begangen ward.

Nachdem die Festgenossen vor der mit Lorbeer bekränzten Büste des Gefeierten Platz genommen, begrüfste der Vorsitzende die Gäste

und deutete die hohe Bedeutung an, welche die Säkularfeier ganz besonders für die Freunde der neueren Sprachwissenschaft habe.

Hierauf hielt Prof. Dr. Rödiger die eigentliche Festrede, in welcher er Jakob Grimm als echt deutschen Philologen, als Freund der gesamten Nation feierte und seine Verdienste um deutsche Sprachforschung darlegte.

Der Vortragende sieht in Jakob Grimms Liebe zum Volkstümlichen und in dem Streben, das Wesen des deutschen Volksgeistes zu ergründen, Quell und Ziel aller seiner Arbeiten. Goethe und die Romantiker, namentlich Tieck, nährten seine Phantasie und führten ihn zur vergleichenden Methode, Savigny lehrte ihn die historische Betrachtung. In der Poesie unterschätzt er anfänglich den „Kunstdichter“ gegenüber dem volkstümlichen Epos, wirft Minne- und Meistersang zusammen und findet beide ermüdend und gezwungen. Er wendet sich daher der Märchen- und Sagenforschung zu, wobei er fälschlich für erstere deutschen und mythischen Ursprung annimmt. Dann suchte er das Volkstümliche im Recht auf und ging endlich zur Grammatik über, um die Sprache, als unmittelbarsten Ausdruck des Seelenlebens eines Volkes, zu durchforschen. Daneben beschäftigte ihn die Tiersage, welche er gleich den Märchen für urdeutsch hielt. Auch in der Mythologie täuschte ihn sein Vertrauen in Wert und Zähigkeit volkstümlicher Überlieferung. Die Bearbeitung des deutschen Wörterbuches war eine ihm von aufsen her gestellte Aufgabe, wiewohl sie nicht aufser Zusammenhang mit seinen vorangegangenen Studien steht. Doch drückte ihn diese Arbeit, und er hat daneben nur noch kleinere Aufsätze und die zur „Geschichte der deutschen Sprache“ verbundenen Einzeluntersuchungen zu stande bringen können. Seiner methodischen Fehler war er sich nicht unbewufst, aber er konnte sie nicht überwinden um der Liebe zu seinem Volke, zu dem Volke willen. Und als Freund unserer Nation ist er auch von ihr am 4. Januar gefeiert worden.

Der Vortrag ist erschienen im Aprilheft der Westermannschen Monatshefte.

Nach einem Schlufsworte des Vorsitzenden wurde ein sehr schätzbarer Aufsatz über Jakob Grimm von Dr. Löschhorn unter die Anwesenden verteilt, welcher in der Gesellschaft für deutsche Philologie zum Vortrage gekommen war.

Nach Schlufs der Sitzung schritt man zu der im grofsen Saale aufgestellten Festtafel. Hier brachte Prof. Herrig den ersten Trinkspruch aus auf Se. Majestät den Kaiser; Prof. Wilhelm Scherer gab seiner unbegrenzten Verehrung für Jakob und Wilhelm Grimm Ausdruck in einer zündenden Rede; Prof. Zupitza begrüfste die anwesenden Gäste, und weitere Reden thaten das Ihrige, die festliche Stimmung zu erhöhen, so ein Trinkspruch auf den anwesenden Hermann Grimm, auf den altehrwürdigen Meister englischer und französischer Studien, Prof. Mätzner, sowie eine launige Ansprache dieses

letzteren in klassischem Plattdeutsch, welches selbst einem Fritz Reuter alle Ehre gemacht haben würde.

Sitzung vom 27. Januar 1885.

Herr Feller spricht über den Realismus, den jüngeren Bruder der Romantik, der die berechtigte Darstellungsweise der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts sei. Da das Publikum die Schriftsteller durch seine Kritik zwinge, genau zu sein und auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung zu stehen, da es selber den Geschmack der Schriftsteller mache, so dürfe es sich über zu eingehende Schilderungen nicht beklagen. Ein richtiges Bild des Bösen wirke durch Abschreckung stärker, als die Darstellung des Guten zur Nacheiferung anreize. So sei der Realist, der die Welt schildere, wie sie sei, ohne sich um den Erfolg zu kümmern, wohl im stande moralisch zu wirken. (An den Vortrag schlofs sich eine kurze Diskussion darüber, welche Bücher französischer Realisten Damen in die Hand gegeben werden könnten.)

Herr Geiger hält einen Vortrag über den Dialog Julius II. Die in der ersten bekannten Ausgabe von 1513 vorgedruckten Initialen des Verfassers habe man wohl fälschlich mit Fausti Andrelini Foroiuliensis aufgelöst, da die Schrift keinen Zusammenhang mit seinen anderen Werken habe und besonders auch in viel besserem Latein geschrieben sei. Dagegen könne Desiderius Erasmus, in dessen Briefen sich zwei einander widersprechende Stellen über diesen Punkt finden, in deren einer er den von keinem Zeitgenossen aufgeworfenen Verdacht der Autorschaft ableugnet, nach Schicksalen und Anschauungen, nach der eleganten Sprache und der Menge der eingestreuten Sprichwörter sehr wohl der Verfasser gewesen sein und dieselbe etwa im Auftrage des französischen Hofes geschrieben haben, ohne dafs man jedoch ein bestimmtes Urteil in dieser Sache zu fällen schon berechtigt sei.

Herr Michaelis bespricht eine von Gomperz zuerst gelesene Inschrift über griechische Tachygraphie, in der die nach der Klanghöhe geordneten Vokale so zu Trägern der Konsonanten gemacht worden, dafs an die Vokale kleine Zeichen angesetzt werden, um vierzehn Konsonanten, Aspiration etc. auszudrücken. Versuche in näher liegender Weise die Konsonanten zu Trägern der Vokale zu machen, waren wahrscheinlich der kühnen Neuerung vorausgegangen, die wohl keinen Erfolg gehabt hat. (Die Fortsetzung, die ähnliche Bestrebungen in späterer Zeit behandeln soll, verspricht der Vortragende für eine der nächsten Sitzungen.)

Sitzung vom 10. Februar 1885.

Herr Michaelis weist in Fortsetzung seines in der letzten Sitzung gehaltenen Vortrages zunächst darauf hin, dafs die tironischen

Noten wahrscheinlich auf griechische Vorbilder zurückgehen. Von ersteren ausgehend und sie zu vereinfachen trachtend, erfand Johann von Tilbury (1114—1190) ein Schriftsystem, zu dessen Zeichen ihn wohl die tironischen Noten und die Runen führten, das aber unpraktisch und für Schnellschrift unbrauchbar ist. An Tilbury knüpfte Bright (1588) an, der nur die Anfangsbuchstaben der Wörter phonetisch bezeichnet. Das erste rein alphabetische System der englischen Kurzschrift stammt von Willis (1602), zu dessen Zeit der Ausdruck Stenography wohl zuerst vorkommt. Von ihm an rechnet auch der Bischof Jokn Wilkins, der selber ein System der Tachygraphie aufstellte. Das von Gomperz hochgepriesene Buch der pseudonymen Lady Sophie Scott (Wien 1831) ist völlig wertlos. So wird in England der Faden des Altertums von ältester Zeit an bis zu Bell und Pitman ununterbrochen fortgesponnen.

Herr Förster spricht über Morel-Fatio, La comedia espagnole au dix-septième siècle, eine Vorlesung, die er bei Antritt seiner Stellung als Professor der südromanischen Sprachen und Litteraturen an Stelle P. Meyers gehalten hat. Den Inhalt bildet eine klare litteraturgeschichtliche Skizze des Lopeschen Theaters, der comedia, d. h. des nationalen Dramas der Spanier, mit besonderer Begründung durch Lopes Dramaturgie in seinem „Arte nuevo“. Aber entschiedene Einwendungen sind zu machen gegen den Standpunkt des Verfassers, der mit Verkennung des echt nationalen Schauspiels der Spanier gegenüber dem konventionellen der Franzosen dem einseitigen Formalismus des französischen Dramas den Preis zuerkennt, eine Mode, die noch viel mehr abgethan ist als das spanische Schauspiel. Der Verfasser, der zum Teil sich selbst Widersprechendes giebt, hat im Einzelnen recht, nicht aber in seiner Gesamtbeurteilung.

Herr Schwan bespricht die verschiedenen in betreff der Kantilenen und der Entstehung des französischen Epos aufgestellten Theorien. Die Eulalia sei ebensowenig ein Volkslied wie das Ludwigslied, wohl aber das in der Vita Pharaonis lateinisch überlieferte Lied. Der Vortragende hat eine wortgetreue Rückübersetzung ins Altfranzösische versucht, die ihm zu ergeben scheint, dafs das Lied in zehnsilbigen Versen mit einer Cäsur nach der vierten Silbe abgefafst gewesen sei. Das Gedicht kann nur wenige Strophen enthalten haben. Das Volkslied schwoll dann zum Epos an, indem es aus dem Munde des Volkes zu den Jongleurs überging.

Sitzung vom 24. Februar 1885.

Herr Biltz giebt lexikalische Notizen über einige wenig gebräuchliche oder etymologisch unklare Wörter, zunächst aus Luthers Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation“. Ölgötz führt der Vortragende mit Zurückweisung der anderen aufgestellten Etymologien auf

die häufige Darstellung der am Ölberge schlafenden Jünger zurück, eine Annahme, die durch die bei Stieler vorkommende Form Ölberger (homo stupidus) gestützt wird. Muderei ist nicht auf müde zurückzuführen, sondern in dem nhd. Meuterei erhalten und bedeutet Zänkerei.

In der ersten Auflage von Schillers Räubern steht „in aller Jast“, ein Wort, das bei Moscherosch nur als Mask. erscheint und auf mhd. jësen, gären, zurückgeht. Schiller hat in den späteren Auflagen dafür gesetzt „in aller Furie“, Körner aber aus Mifsverständnis nach der ersten Auflage „in aller Hast“ gedruckt. Auch die Ausdrücke Abstreich und Aufstreich bei Auktionen werden erörtert.

Herr Vatke giebt eine Zusammenstellung von Zeugnissen der Zeitgenossen Shakespeares über Schule und Unterricht.

Herr I. Schmidt teilt Proben aus seiner demnächst erscheinenden kürzeren Synonymik mit. Die Grundsätze, nach welcher dieselbe bearbeitet ist, hat der Vortragende in einer früheren Sitzung des Vereins besprochen.

Sitzung vom 10. März 1885.

Herr Risop spricht über die zweite inchoative Konjugation im Französischen. Die Anwendung des Inchoativsuffixes hat im Laufe der Zeit allerdings immermehr um sich gegriffen, doch ist andererseits zu beachten, dafs sich der Gebrauch desselben bei einigen Verben, z. B. couvrir und cueillir wieder verloren hat.

Herr Rödiger bespricht G. Curtius, Zur Kritik der neuesten Sprachforschung. Im ersten Teil wendet sich Curtius gegen den Satz, dafs die Lautgesetze ausnahmslos seien, und hält an der Unterscheidung von konstantem und sporadischem Lautwandel fest. Einzelne, denen man dann nachahmte, brächten ihn hervor. So mache Curtius zur Modesache, was innere historische Berechtigung habe und aus der Individualität des ganzen Volkes zu erklären sei. Im zweiten Teile sagt Curtius, Analogiebildungen seien überall möglich, aber nirgends notwendig, womit er, wie der Vortragende ausführt, selber zugestehe, dafs der Lautwandel nach Gesetzen geschehe. Es könne ja in jedem Falle noch ein Gesetz gefunden werden, das die Erklärung aus der Analogie unnötig mache. An dritter Stelle behauptet Curtius, dafs die Vielheit des griechischen Vokalismus das Ursprüngliche sei, während andere meinen, dafs e und o schon in der Grundsprache vorhanden gewesen seien. Auch hält er an kurzvokaligen Stämmen und Steigerung fest, während Neuere starke Stufe im Wurzelvokal und Kürzung annehmen. Letzteres empfiehlt sich nach Ansicht des Vortragenden, weil unbetonte Silben überall leicht gekürzt werden könnten und man so nie zu vokallosen Wurzeln komme. Im vierten Kapitel stellt Curtius morphoganische Untersuchungen an. Der Redner geht hier nur auf die lateinischen Imperative des Futurs ein, die nach Curtius augenblickliche Ausführung

heischende Kommandoworte seien und nicht futurische Bedeutung haben könnten, während doch gerade das Heischen auf die Zukunft weise.

In der sich anschliefsenden Debatte führt Herr Hoffory ein Beispiel aus dem Dänischen an, wo man in neuerer Zeit mit Willkür einen Lautwandel vollzogen habe. Herr Rödiger weist dies als seine Behauptung nicht entkräftigend zurück, da es nicht auf einer Mode, sondern auf Patriotismus beruhe. Herr Zupitza macht darauf aufmerksam, dafs man die Zeit des Lautwandels sorgfältig in Betracht zu ziehen habe, da in neuerer Zeit die Schule Willkürlichkeiten der Aussprache verbreite.

Herr Zupitza spricht über die Etymologie von bad. Leo hat es mit aengl. bædling zusammengebracht, doch von dem gleichbedeutenden bæddel, hermaphroditus sei es herzuleiten. Man habe die Bedeutung allmählich vergessen und das Wort als Schimpfwort angewendet. Solange es seine eigentliche Bedeutung gehabt habe, sei wenig Gelegenheit zu seiner Verwendung gewesen, und so erkläre es sich, dafs es erst um 1300 gebräuchlich werde.

Sitzung vom 24. März 1885.

Herr Rossi hält einen Vortrag über Marc Monnier, Un aventurier italien du siècle dernier. Das interessante Buch behandelt das Leben des vielgewanderten, 1819 in Genf gestorbenen Grafen Gorani, der zu fast allen hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit in freundlichen Beziehungen gestanden hat und sich in seinen meist noch ungedruckten Schriften durch Kenntnisse, Geist und Urteil über das gewöhnliche Niveau erhebt. Sein Bild aber hätte in dem Buche mit mehr Treue dargestellt werden sollen.

Herr Förster bespricht die zweite Auflage von Wiggers, Grammatik der spanischen Sprache, die im Vergleich zur ersten Auflage nur wenig Verbesserungen bringt, aber doch wohl die beste von den Schulgrammatiken des Spanischen ist. Derselbe empfiehlt für Anfänger Beckmann, Kurzgefafstes Lehrbuch der spanischen Sprache, und Fesemair, Spanische Bibliothek, und macht dann auf den bibliographischen Anzeiger für romanische Sprachen und Litteraturen von Ebering aufmerksam, den er in Bezug auf das Spanische geprüft und sehr vollständig gefunden hat. Schliefslich weist er in kurzen Worten auf das anspruchslose Werk des verstorbenen Mitgliedes der Gesellschaft Strack, Reiseberichte aus drei Weltteilen, hin.

Herr Michaelis wendet sich gegen Gomperz, der die Vokale in einer Kreislinie anordnet. I und u seien die Grenzpunkte, aber auch das mittlere a nehme eine feste Stelle ein. Unter den besonderen Kennzeichen dieses Lautes hebt der Vortragende hervor, dafs in der Fräntzelschen Station der hiesigen Charité auf seine Veranlassung hin von Dr. Tronseg angestellte umfassende Untersuchungen seine schon

lange gehegte Ansicht bestätigt hätten, dafs die von den unteren Stimmbändern gebildete Stimmritze bei a weniger eng geschlossen ist als bei den übrigen Vokalen. Das Hallway-Chladnische Dreieck hat auch vor den Anordnungen in einer geradlinigen Reihe grofse Vorzüge.

Sitzung vom 14. April 1885.

Herr I. Schmidt bespricht Brinkmann, Die Syntax des Französischen und Englischen, ein sehr umfangreiches, zu pädagogischen Zwecken geschriebenes Buch, welches nachzuweisen versucht, dafs die Syntax des Englischen keinen specifisch germanischen Charakter trage, sondern der der romanischen Sprachen sehr nahe stehe. Es ist dabei aufser acht gelassen, dafs die Formenlehre auf die sich von selbst entwickelnde Syntax einen Einflufs ausüben mufs. Unhistorisch ist insofern verfahren, als beim Französischen bis auf das 16. Jahrhundert zurückgegangen, während beim Englischen nur die moderne Sprache berücksichtigt wird. Aus dem ersten Kapitel über den Artikel werden eine Reihe von Einzelheiten von dem Vortragenden hervorgehoben, nach dessen Meinung eine solche Parallelisierung dieser beiden Sprachen nicht statthaft sei.

Herr Zupitza spricht über die mittelenglische Vorstufe von Shakespeares As you like it, die in mehreren Handschriften der Canterbury Tales überlieferte Tale of Gamelyn, welche von Skeat 1884 zuletzt veröffentlicht ist. Die Entstehung des Gedichtes ist um 1350 zu setzen. Im Gegensatze zu Skeat meint der Vortragende Gamelyn nicht als aus Gameling entstanden erklären zu sollen, sondern sieht in der Endung das Deminutivsuffix in. Die oft nur in der Wahl eines Ausdruckes bestehenden Ähnlichkeiten zwischen Shakespeare und unserem Gedichte sind nach der Ansicht des Vortragenden zu klein und zufällig, als dafs man meinen könnte, Shakespeare habe eine Handschrift des Gedichtes gesehen; derselbe habe seine Kenntnis der Erzählung vielmehr lediglich aus Lodge geschöpft.

Sitzung vom 5. Mai 1885.

Herr Friedrichs sprach über neuprovençalische Dichtung. Die altprovençalische Poesie ging mit der Mitte des 13. Jahrhunderts zu Grunde. Von da an finden sich wohl noch manche lyrische Produkte, diese können aber nicht mehr wirkliche Poesie genannt werden. Diese Öde in der provençalischen Poesie dauerte bis in unser Jahrhundert hinein. Neue Bahnen wurden ihr erst durch Jansemin (1825), Roumanille, Aubanel und vor allen durch Frederi Mistral eröffnet. Diesem letzteren fiel der Hauptteil des Vortrages zu. Nach einem kurzen Überblick über Mistrals Leben (geb. 1830 in Maillane an den Bouches-du-Rhône) wurden seine Werke eingehender besprochen. An der Mirèio

(1859), dem Calendau (1866), an der Nerto (1884) wurde besonders die ästhetische Seite hervorgehoben, während bei den Isclo d'or (1876) mehr die politische in den Vordergrund trat. Mistrals Hafs gegen den Norden Frankreichs, der sich überall in diesen Gedichten sehr deutlich ausspricht, ist eng verwachsen mit den Gefühlen der ganzen Südbevölkerung Frankreichs. Die Geschichte zeigt, dafs der Süden seit seiner Vereinigung mit dem Norden (Ende des 15. Jahrhunderts) eine feindliche Rolle gegen denselben gespielt hat. Diese Zornesausbrüche finden sich in noch stärkerem Mafse bei Mistrals dichtenden Kollegen, den Felibres, die sogar so weit gegangen sind, zu einer Vereinigung mit den stammesverwandten Catalanen und zu einer Trennung von Frankreich aufzufordern. Jedoch sind derlei Aufforderungen nicht immer wörtlich zu nehmen, wie sich 1870 gezeigt, wo der Süden dem sonst so gehafsten Norden treu beigestanden hat. Seit 1870 ist überhaupt diese ganze Bewegung eine ruhigere; einmal sind die Führer älter und damit bedächtiger geworden; sie haben eingesehen, dafs wenigstens für den Augenblick die Sache noch nicht reif ist; dann haben sie sich aber auch anderen Bestrebungen zugewendet, den wissenschaftlichen. In dieser Hinsicht sind Werke zu nennen wie Mistrals Tresor dou Felibrige, Übersetzungen, historische Arbeiten u. s. w.

Herr Städler redete über die Behandlung des Zeitwortes in der neueren französischen Schulgrammatik, indem er die seit 1870 erschienenen Abhandlungen und Grammatiken in den Kreis seiner Betrachtung zog und zunächst zeigte, wie verschiedene Auffassungen über den Begriff der regelmäfsigen Verba und der Einteilung derselben in Klassen herrschen.

Herr Zermelo teilte aus G. Brandes, Berlin som Tysk Rikshovestad, das Kapitel mit, in welchem der Verfasser das Berliner Gesellschaftsleben bespricht.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

---

1) Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft, herausgegeben von F. Techmer. Band I, Heft 1. (Mit über 80 Holzschnittfiguren und 7 lithographierten Tafeln.) Leipzig 1884. Verlag von Joh. Ambr. Barth.

2) Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen. Von Dr. Moritz Trautmann, Professor an der Universität Bonn. Erste Hälfte. Leipzig, Verlag von Gustav Fock, 1884.

Der jungen, frisch aufstrebenden Phonetik ist in Techmers Zeitschrift ein internationales Centralorgan geschaffen worden. Hervorragende Gelehrte des In- und Auslandes, wie Pott und Max Müller, Leskien und Whitney, W. Scherer und H. Steinthal, zieren dasselbe durch ihre Mitarbeiterschaft. Ein glänzendes Verdienst erwirbt sich die Verlagsbuchhandlung: wer zum erstenmale ein Heft der Internationalen Zeitschrift in die Hand bekommt, wird freudig überrascht sein über die ganz aufserordentlich prächtige Ausstattung des Werkes, welche die Behauptung rechtfertigt, dafs wir auf diesem Gebiete nunmehr die Engländer überflügelt haben. Möge der äufsere Erfolg dem Verdienste entsprechen.

Die beiden nach Umfang und Inhalt bedeutendsten Arbeiten, welche im ersten Hefte der Internationalen Zeitschrift veröffentlicht werden, sind die „Einleitung in die allgemeine Sprachwissenschaft“ aus der Feder A. F. Potts (68 Seiten umfassend) und des Herausgebers „Naturwissenschaftliche Analyse und Synthese der hörbaren Sprache“ (auf 102 Seiten). An kleinen Irrtümern im einzelnen, wie deren die Abhandlung Potts nach des Referenten Meinung allerdings etliche enthält, herumzunörgeln, würde wenig taktvoll sein. Eine objektive Reproduktion kann aber unmöglich Zweck dieser Anzeige sein; wer die dargebotene reiche Belehrung sich zu eigen machen will, abonniere auf die Zeitschrift. Ich begnüge mich also damit, die übrigen in dem Hefte enthaltenen Abhandlungen anzuführen und gestatte mir nur gegen eine derselben eine Polemik, welche ich unterdrücken würde, wenn sie nur Einzelheiten der betreffenden Arbeit anginge, während sie sich so gegen die Grundthese derselben richtet.

Ein zweiter Aufsatz des Herausgebers beschäftigt sich mit der Transskription (mittels der lateinischen Kursivschrift) und enthält einen Vorschlag zum möglichst einheitlichen Gebrauch in der Internationalen Zeitschrift. —

Garrick Mallery bespricht Sign language. — Die Frage: „Sind die Lautgesetze Naturgesetze?“ beantwortet Friedrich Müller (S. 211—214) in verneinendem Sinne, und zwar sucht er zu beweisen, dafs die Lautgesetze nicht, wie die Naturgesetze, ewig sind, sondern entstehen und vergehen. Den Ausführungen F. Müllers liegt nach meinem Dafürhalten ein Mifsverständnis in betreff des Begriffes „Gesetz“ selbst zu Grunde. Gesetz nennen wir den Ausdruck der Bedingungen, unter welchen eine bestimmte Erscheinung jederzeit eintritt; es darf, wenn es richtig sein soll, diese Bedingungen weder zu eng noch zu weit fassen. Je zahlreicher und genauer die Bedingungen sind, um so mehr verliert der Satz den Charakter eines allgemeinen Gesetzes, und zuletzt würde er zum Ausdruck des individuellen Falles, des Phänomens herabsinken. Wenn nun Müller das altslovenische Gesetz erwähnt, dafs vor den e- und i-Lauten vorangehende Gutturale zu Palatalen (tš u. s. w.) resp. Lingualen (ts u. s. w.) umgewandelt werden, und dieses Gesetz in den neueren slavischen Dialekten, welche oft genug e- und i-laute hinter Gutturalen zeigen, erloschen glaubt, so hat er übersehen, dafs in dem aufgestellten Gesetze der Ausdruck „im Altslovenischen“ einen notwendigen Teil der gesetzlichen Bedingungen enthält, an welche das Phänomen geknüpft wird. Die Lautgesetze der einzelsprachlichen Grammatik setzen ja jederzeit den gesamten Charakter der bestimmten Sprache, und zwar zu einer bestimmten Zeit als gegeben voraus, und sind daher verhältnismäfsig schon recht specielle Gesetze. Der Zusatz „im Altslovenischen“ giebt dem angeführten Gesetze eine Specialisierung, analog den näheren (Zahlen- u. s w.) Bestimmungen, welche an den Schüler gestellte Aufgaben aus der Physik oder Mechanik zu enthalten pflegen. Hier würde, wenn man den Lösungssatz als allgemeingültig, nicht an die bestimmten Bedingungen geknüpft hinstellen wollte, der Lösungssatz falsch, weil zu weit, sein. Es ist mit dem von Müller angezogenen slavischen Lautgesetz gerade so. Dasselbe gilt eben nur im Altslavischen, und dafür, dafs es nur hier gilt und nicht auch in anderen Sprachen bei anscheinend gleichen phonetischen Bedingungen, mufs die besondere Konstitution des Altslavischen natürlich den Grund enthalten. Und so ist der Vergleich überall durchzuführen. Einem ganz allgemeinen physikalischen Gesetze wie dem der Schwere liefse sich etwa das allgemeine Lautgesetz gegenüberstellen: Jeder Sprachlaut ist in seiner Artikulation an ein körperliches Organ geknüpft; mit den Angaben der Chemie über die Verbindungsgewichte der Elemente lassen sich Sätze wie folgender vergleichen: „a und u verschmelzen, wenn in einer Silbe als a͡u artikuliert, dem akustischen Effekte nach zu einem neuen Laute, während bei u͡a beide Komponenten getrennt hörbar bleiben.“ Aus dem Gesagten ergiebt sich auch die Antwort auf folgende Frage Müllers: „Können wir den Lautgesetzen der Sprache das Prädikat der Ewigkeit zugestehen, können wir annehmen, dafs dieses oder jenes Lautgesetz z. B. zur Zeit Homers ebenso gewirkt habe, wie es heutzutage wirkt? Müssen wir nicht, wenn wir die Lautgesetze für Naturgesetze erklären, dann konsequent auch innerhalb der Sprache jede Entwickelung leugnen? Nach dem strengen Naturgesetze ist z. B. k immer k und kann nie zu tš werden; letzteres wäre eine völlige Aufhebung des Naturgesetzes.“ Allerdings kann k niemals zu tš werden ohne einen bestimmten, aufserhalb der allgemeinen und notwendigen Natur des k liegenden Einflufs, ganz so wie blofser Wasserstoff nicht Wasser ergiebt oder eine Oxydation ohne Sauerstoff unmöglich ist. Worin aber sollte die Nötigung liegen, jede Entwickelung zu leugnen? Ist denn in der Natur Stillstand? herrscht in ihr nicht auch Werden und Vergehen? Und auch in der Sprache erfafst dieses Werden und Vergehen keineswegs die Gesetze selbst; dies scheint nur, wenn man den Fehler begangen hat, ein Gesetz zu weit zu stecken. — Ein Aufsatz Max Müllers aus dem Gebiete der vergleichenden Mythologie ist „Zephyros und Gāhusha“ über-

schrieben. — Lucien Adam spricht über die „catégorie du genre“. — A. H. Sayce erörtert: „The person-endings of the Indo-European verb.“ — K. Brugmann endlich behandelt die „Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen“.

So vieles bietet die Zeitschrift gleich in ihrem ersten Hefte. Fürwahr, hier lobt das Werk den Meister. Die anderen brauchen nicht zu loben; ihr Teil ist zu lesen, zu lernen und sich zu freuen.

Von Trautmanns Werk ist bis jetzt nur die erste Hälfte (Bogen 1—10) erschienen, jedoch soll die zweite bald nachfolgen. Diese erste Hälfte enthält den ersten Teil: Die Sprachlaute im allgemeinen, von S. 1—134, und den Anfang des zweiten: Die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen (S. 135—160). Ich bespreche vorläufig den ersten Teil.

Von Trautmanns schon vor längerer Zeit angekündigten „Sprachlauten“ versprach man sich recht viel nach der bedeutenden Förderung, welche die junge Phonetik schon durch seine früheren Arbeiten empfangen hatte. So viel aber, wie das Buch bietet, hat gewifs keiner erwartet. Nach drei Richtungen hin verdient das Werk vor allem Lob. Zuerst: es hebt im Gegensatze zu der englischen Phonetik das Wesen des Sprachlautes als Klanges hervor, der erst in zweiter Linie durch eine Artikulation hervorgebracht wird. Sodann giebt es bei einer ganzen Reihe wichtiger lautphysiologischer Fragen eine genaue geschichtliche Darstellung der früheren einschlägigen Theorien und Ansichten, wobei die ausgezeichnet gerechte sachliche Würdigung der Vorgänger anerkannt werden mufs. Drittens endlich belehrt uns der Verfasser durch Neues, Eigenes auf jeder Seite: in allem hat er selbständig geforscht, die Untersuchungen der Vorgänger kontrolliert. Stets aber ist seine Polemik gegen diese urban.

Die Einleitung behandelt in zwei Abschnitten (S. 1—23) die (physikalische) Lehre vom Schall und den (physiologischen) Bau des Sprechorgans, sowie das letztere in seiner Thätigkeit. In diesen Abschnitten werden statt der bisher üblichen einige neue Termini gebraucht. So „(der) Giel“ für die Mundhöhle nebst Rachenhöhle und oberem Kehlkopfraum; mhd. hatte giel freilich eine etwas allgemeinere Bedeutung (= Maul, Rachen, Schlund), allein: „es wird niemanden stören, dafs das mittelhochdeutsche Wort die besondere ihm hier zugewiesene Bedeutung nicht hatte“, bemerkt Trautmann sehr gut; in solchen Verschiebungen, Verengungen und Verallgemeinerungen der Bedeutung der Wörter zeigte sich ja zu allen Zeiten das Leben der Sprache.*) „Klapper“ für „Explosiva“ und „Schleifer“ für „Frikativa“ gebrauchte Trautmann schon früher. Das mifsverständliche „Accent“ (Hauptton) wird durch „Treff“ ersetzt. Für „Zäpfchen“ heifst es auch „Heuch“. „(Der) Galm“ — zu „gellen“ gehörig, vergleiche auch „Nachtigall“ — für „Vokal“ und „(der) Diefs“ — mhd. diez = Schall, Geräusch — für „Konsonant“ werden wenigstens vorgeschlagen und in den folgenden Überschriften in Klammern hinter die herkömmlichen Benennungen gesetzt. Die Einbürgerung neuer, klarerer und bequemerer Ausdrücke, oder deutscher für fremder, ist ja auf bestimmten wissenschaftlichen, technischen oder Verwaltungsgebieten, wo die Zahl der Gebrauchenden eine verhältnismäfsig kleine ist, recht wohl möglich; das wissen wir aus der Erfahrung z. B. bei der Post. Es kommt also nur noch darauf an, ob die gewählten Ausdrücke

---

*) Kühne Sprachneuerungen finden wir auch sonst bei Trautmann, z. B. öfter Konstruktionen wie: „Die sechs letzten Systeme, und vielleicht auch Rapp seins, sind als Versuche anzusehen“ u. s. w. Warum sollten auch solche in der besten gesprochenen Sprache ganz üblichen Konstruktionen von der Schriftsprache ängstlich ferngehalten werden, auch abgesehen davon, dafs gerade diese besondere Änderung den Wohlklang erhöht?

sachlich zutreffen. In dieser Hinsicht wüfste ich gegen Trautmanns Vorschläge nichts einzuwenden.

Bei den Vokalen (Galmen) erklärt Trautmann kurz und präcis Wesen und Entstehung und bespricht dann eingehend die früheren Auffassungen über die lauten und geflüsterten Vokale. Der Verfasser widerspricht der Lehre Helmholtzens, dafs die lauten Vokale Klänge seien, in denen einer der harmonischen Obertöne vorwöge; seiner eigenen Meinung kam von den Vorgängern Willis trotz mehrerer Irrtümer noch am nächsten. — Das nun folgende Trautmannsche „System der Vokale" ist das in dieser Zeitschrift schon besprochene, Band LXX, S. 73 ff. von Michaelis und Band LXXI, S. 97 ff. vom Referenten. (Dafs Trautmann dem englischen u in but trotz seiner richtigen Bestimmung dieses Lautes irrig die letzte Stelle in der Reihe statt der zweiten — von a aus gerechnet — angewiesen habe, hatte Referent, welchem damals Anglia Bd. IV nicht zugänglich war, nach dem undeutlichen Referate von Michaelis angenommen. Trautmann hatte gedachte Fehler nicht begangen.) Der Rechtfertigung des Systems reicht sich eine, wieder durch genaueste Kenntnis und unparteiische Kritik der betreffenden Litteratur ausgezeichnete Darstellung der „Systeme anderer" an (S. 57—72). Recht schlecht kommen hierbei die Engländer weg, und Referent freut sich, dafs seine Stellungnahme, Archiv, Bd. LXXI, S. 69—70, gegen das englische System von einem viel kompetenteren Gelehrten geteilt wird. Die Behauptung, dafs von den deutschen Forschern keine Rücksicht auf die Mundstellung genommen werde, wird abgewiesen; in erster Linie aber müfsten Vokale wie Konsonanten allerdings nach ihrem Klange bestimmt werden; die Abschätzung nach der Mundstellung sei viel subjektiver als die Abschätzung nach der akustischen Ähnlichkeit. Um eine willkürliche Abschätzung, nicht um eine objektive Bestimmung handelt es sich ja bei den mehr als 70 Vokalen Bells. Mit der blofsen Angabe der Mundstellungen ist nicht viel zu machen. So sagt Kräuter: „Wem z. B. unser ü-Laut nicht geläufig ist, wird es nichts nutzen, wenn er die Zunge wie bei i, die Lippen wie bei u stellen soll; er wird eben ein i hervorbringen. So kann ich mir auch nach der Beschreibung: u-Stellung der Zunge und i-Stellung der Lippen keinen Begriff von dem polnischen y machen." Für ganz unannehmbar erklärt Trautmann die Unterscheidung von „engen" und „weiten" Vokalen, deren Schwierigkeit, deren subjektiven und zweifelhaften Charakter die Vertreter des Systems selbst einräumen.

Die Einteilung des über die Konsonanten (Diefse) handelnden Abschnittes ist der bei den Galmen analog: Wesen und Entstehung, System, Rechtfertigung des Systems, Systeme anderer. Die Gruppen „Klapper" und „Schleifer" decken sich nicht mit der gewöhnlichen „Explosive" und „Frikative"; denn die Trautmannsche Unterscheidung gründet sich auf den Klangunterschied zwischen Schlag- und Reibegeräuschen, und danach sind l r m n ng Klapper. Man erkennt, dafs die Scheidung nach akustischem Princip so eine ganz durchgreifende und saubere wird. Haben sich doch diejenigen Phonetiker, welche ausschliefslich die Artikulation zum Einteilungsprincip machten, über die Stellung, welche den genannten Lauten anzuweisen ist, ganz und gar nicht zu verständigen gewufst. Sievers z. B. rechnete Liquidä und Nasalen zu den Stimmlauten. Dagegen zählt Lepsius m n ng sogar zu den Explosivlauten und Trautmann sagt über diese Anordnung: „Die m-, n- und ng-Laute sind (von Lepsius) richtig als Klapper erkannt." Deuten aber Lepsius' Termini „explosivæ or dividuæ" und „fricativæ or continuæ" etwa darauf hin, dafs er den Klang der Laute hätte charakterisieren wollen? Wir werden doch „Klapper" und „Explosiva", „Schleifer" und „Frikativa" nicht völlig identifizieren dürfen. An Stelle des blofsen Gradunterschiedes von scharfen und sanften Konsonanten will Trautmann den Artunterschied von stimmlosen und stimmhaften gesetzt wissen. Gewifs ist der Artunterschied der bedeutendere und wichtigere; allein der

andere ist auch nicht zu ignorieren, weder lautwissenschaftlich — wo will man sonst die süddeutschen stimmlosen Lenes unterbringen? — noch sprachgeschichtlich. Mit einigen Ausführungen im letzten Abschnitte des ersten Teiles („Einiges über die Sprachlaute im Wort und im Satze") bin ich nicht einverstanden. So wird der französische Satz Il avait en effet un esprit sceptique et un cœur affectueux nicht in Sprechsilben abgeteilt: I la vai te ne ffet u nes prit scep ti quet un cœu ra ffec tueux, sondern: I la vai te ne ffet u ne sprit sce p ti quet un cœu ra ffe k tu eux. Und was S. 133 von Dauerunterschieden gesagt ist, beruht, meine ich, auf dem Unterschiede zwischen energischem und mattem Silbenaccent, wenn auch freilich zwischen diesem und der vokalischen Dauer Beziehungen bestehen. Im Rheinlande — Trautmann führt die recht bezeichnenden jelaach jemaach in Bonner Aussprache an — ist der Unterschied zwischen mattem und energischem Silbenaccent besonders scharf ausgeprägt, während er in Norddeutschland vielfach verschwunden ist. In einer rheinischen Volksschule würde ein Schüler, welcher „Zahn" mit energischem, oder umgekehrt „Thran" mit mattem Silbenaccent spräche, sicher auffällig werden. — Indessen gestehe ich gerne, auch aus diesem Abschnitte recht vieles gelernt zu haben; derselbe enthält über die noch am wenigsten angebauten Gebiete der Lautwissenschaft eine reiche Fülle des Belehrenden, trotz der bescheidenen Überschrift: „Einiges über . . ."

Möge aus meiner Anzeige zur Genüge hervorgegangen sein, dafs Trautmanns „Sprachlaute" nicht nur für die Entwickelung der Phonetik sehr bedeutsam sein müssen — dafs das Werk vielmehr das beste ist, was wir in unserer Wissenschaft besitzen.

Spanische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Von J. Schilling, Lehrer der spanischen Sprache am Kaufmännischen Verein Zürich. 2. Aufl. Leipzig, G. A. Glöckner, 1884. (350 S.)

Portugiesische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Von F. J. Schmitz, königl. Reallehrer für neuere Sprachen an der Realschule Aschaffenburg. Leipzig, G. A. Glöckner, 1885. (250 S.)

Beide Bücher sind recht anerkennenswerte und tüchtige Leistungen, praktisch brauchbare Schulbücher vor allem. Und zwar eignen sie sich keineswegs nur für kaufmännische Lehranstalten, denn die Rücksicht auf den geschäftlichen Verkehr herrscht nicht vor, sondern tritt hinter der Tendenz, dem allgemein gesellschaftlichen Verkehr zu dienen, mit anderem Worte die gesprochene Sprache zur Anschauung zu bringen, zurück, wie sie denn auch auf dem Titel beider Bücher richtig hinter dieser angegeben wird. Dafs aber in der Grammatik, bezw. im Übungsbuch (obige Bücher sind beides zugleich) die gesprochene Sprache mindestens gleichmäfsig mit der Schrift- und Litteratursprache berücksichtigt ist, entspricht dem gegenwärtig in allgemeineren Kreisen eingenommenen pädagogischen Standpunkt, welchem auch neuere Lehrbücher des Französischen und Englischen (z. B. Deutschbein) Rechnung tragen. Wem es freilich nur darauf ankommt, Cervantes und Camoëns lesen zu können, oder wer nur, zum Nutzen seines allgemeinen romanischen Sprachstudiums, sich einen Einblick in den Laut- und Formenbestand der südwestlichen Sprachen verschaffen will, mag auf ein Buch dieser Art verzichten, dafür bleibt aber seine Kenntnis der Sprache auch eine mangelhafte. Stellte ich nun den vorliegenden Lehrbüchern im ganzen obiges lobende Zeugnis aus, so ward dabei immerhin mit erwogen,

dafs die grammatische Behandlung einer Sprache nur allmählich fortschreitet und dafs manche methodische und selbst inhaltliche Mängel oder auch positive Irrtümer in einem gegenwärtig erscheinenden Lehrbuche des Spanischen und noch mehr des Portugiesischen eigentlich unausbleiblich sind. Wenn dem aber so ist, so hat der Kritiker nicht nur die subjektive Pflicht, das von ihm abgegebene Urteil zu begründen, sondern auch die objektive, an seinem Teile zu solchem Fortschritte grammatischer Erkenntnis und Darstellung beizutragen. Gehen wir daher zu einer Betrachtung im einzelnen über.

Über die Aussprache giebt Schilling nur einige allgemeine Bemerkungen, und in diesen ist noch einiges unrichtig. So soll c vor a, o, u und den Konsonanten dem deutschen gg in „Egge" entsprechen, während es k ist. Von j, sowie g vor e und i wird gesagt, es habe den Laut des süddeutschen ch in „machen, Bach". Das ist nun allerdings vollkommen richtig, aber nur für die Wenigen verständlich, welche das „hintere gutturale" ch süddeutscher Mundarten von dem gewöhnlichen, dem vorderen gutturalen ch zu unterscheiden (nicht etwa: fahig sind, sondern) schon vorher gelernt haben. Ll, ñ werden sehr ungenau als „lj, nj" bestimmt; es ist schwach mouilliertes l, n mit nachfolgendem, in Bezug auf das Silbenganze hier als Konsonant fungierendem i. „P lautet etwas weicher als im Deutschen, ungefähr wie bb in „Ebbe", z. B. padre." Die Behauptung, dafs spanisches p weicher als deutsches p sei, ist willkürlich oder mindestens subjektiv, wie der Gradunterschied zwischen harten und weichen (oder scharfen und sanften) Lauten überhaupt besser dem Artunterschiede von stimmlosen und stimmhaften Lauten Platz machte (d. h. da, wo beide parallel gehen und sich nicht etwa kreuzen); und sicher ist deutsches (schriftgeminiertes) bb in „Ebbe" gleich einfachem b. Bei der dritten Fortis unter den Verschlufslauten, dem t, kehrt die Behauptung gröfserer Weichheit (als im Deutschen) nochmals wieder. Bei dem Worte reloj bemerkt Schilling: „j am Ende des Wortes ist kaum hörbar." Ich weifs nicht, ob und wo etwa eine derartige Aussprache des Wortes üblich ist, weifs aber, dafs die gewöhnliche die mit tiefem ach-Laut ist (daneben erwähnt die Grammatik von Keil die Aussprache relōs). Die dürftige Behandlung der Aussprache ist um so mehr zu bedauern, als der Verfasser, wie ich aus dem Vorworte der ersten Auflage ersehe, sich fünfzehn Jahre in Spanien aufgehalten hat und daher wohl befähigt sein dürfte, uns über spanische Aussprache gründlich zu belehren. (Wenigstens widerspricht dem das Vorhandensein der obigen Irrtümer noch nicht; es lag diesen nicht sowohl mangelhafte Beobachtung, als vielmehr eine unrichtige theoretische Auffassung zu Grunde, die der Kundige schon zu korrigieren wissen wird.) Einer solchen Belehrung bedürfen wir sehr. Hat doch auch Paul Förster manches. so besonders die spanischen Diphthongen so gut wie ausschliefslich auf Grund der metrischen Messung behandelt; was aber z. B. metrisch als einsilbig gilt, braucht es darum nicht der physiologischen Artikulation nach zu sein. (Referent gedenkt den kommenden Sommer in Spanien zuzubringen und verspricht für diesen Fall Mitteilung seiner phonetischen Beobachtungen. Mit der Veröffentlichung einer im wesentlichen bereits ausgearbeiteten Abhandlung über spanischen Versbau will er gleichfalls bis dahin warten, weil er sowohl seine Ansichten über die physiologischen Grundlagen der Metrik erst prüfen, als auch Lesung und Vortrag spanischer Verse von den Nationalen selbst hören will.) Bei Schmitz ist die Behandlung der Aussprache zwar etwas umfänglicher, dafür aber auch um so fehlerhafter. Von den nasalen einfachen Vokalen ist nur a erwähnt (aufserdem die nasalen Diphthongen). Ein o mit dem accento agudo soll gleich offenem o, wie in dem deutschen Worte „Pol", lauten, z. B. nó Knoten; statt des deutschen „Pol", dessen o geschlossen ist, hätte franz. „mort" als Beispiel gewählt werden sollen: jedoch ist der port. Laut, wenn er betont ist, noch ein wenig offener.

(S. darüber R. Gonçalves Vianna, Etude de phonologie portugaise, in Rom. XII, S. 33.) c vor e, i soll wie s lauten. Es hat aber natürlich den stimmlosen Laut (und zwar ist es, wie Vianna, l. c. S. 53, bemerkt, nicht völlig gleich frz. c vor e, i, y, sondern „produit plus en arrière par le dos de la langue, non pas avec son extrémité“). Man soll acção sowohl aks— (soll heifsen akſs—) als auch aſs— lauten können, die erstere Aussprache ist indessen falsch. g in geral mit „sch“ zu bezeichnen, ist unrichtig. Digno wird nach Schmitz wie dingnu gesprochen, aber unser deutscher ng-Laut existiert im Portugiesischen gar nicht. Daſs lh, nh = lj, nj lauten, ist ungenau. Die Aussprache-Notierung cujo für das Wort cujo (S. 6) beruht wohl bloſs auf einem Druckfehler. — Etwas mehr Belehrung über portugiesische Aussprache giebt uns nun allerdings ein weit hinten, am Schluſs der Formenlehre angefügtes Kapitel (Lekt. 31), welches „Allgemeine Bemerkungen“ überschrieben ist und zunächst eine Anzahl Homonymen, sodann einige in der Betonung verschiedene und endlich solche Wörter aufführt, von welchen je zwei gleichlautend sind bis auf die das eine Mal offene, das andere Mal geschlossene Aussprache des betonten Vokals. (Es folgen dann noch Bemerkungen über einige durch den Wohllaut bedingte Flexionserscheinungen und Angaben über spanische Titel und Anreden.) Als Homonymen werden richtig bezeichnet z. B. acto (der Akt) und ato (ich verbinde), welche beide = atu̧ lauten; fato (Kleidungsstücke) und facto (Thatsache), beide = fatu̧. Wenn dagegen pello (Haar) und pelo (durch den) als Homonyme angeführt werden, so ist dazu doch zu bemerken, daſs e in pelo meist reduziert ist; sonst hat es allerdings den geschlossenen Laut. Nós (wir) und noz (Nuſs), sowie vós (ihr) und voz (Stimme) sind nur in Trás-os-Montes homonym (auch wohl nur in einem Teile von Trás-os-Montes), sonst aber geschieden. In Trás-os-Montes wird allerdings die Sonora im Wortauslaute zur Surda. (Vianna, a. a. O. S. 53.) Im ganzen umgangen sind in der Schmitzschen Liste die Wörter, welche in der Flexion einen Wechsel zwischen offenem und geschlossenem Laute zeigen; so dêvo (mit ẹ), dẹ̀ve; formọso, formọ̀sa; cọmo cọ̀mes cọ̀me. Der Aufzählung schickt der Verfasser die Erklärung voran: „Unter homonymen Wörtern versteht man im Gegensatz zu den synonymen solche, die bei gleicher Aussprache verschiedene Bedeutung haben.“ Synonyme und Homonyme bilden doch keinen Gegensatz! Der Ausdruck „gleiches Orthograph“ für „gleiche Orthographie, Schreibweise“ ist undeutsch. Was weiterhin die Zusammenstellung von Wörtern betrifft, welche, im übrigen gleichlautend, sich durch die Lautnüance des Tonvokals voneinander unterscheiden, so würde dieselbe recht verdienstlich sein, wenn die Lautqualität auch dabei angegeben wäre. Es handelt sich ausschlieſslich um Wörter mit den Tonvokalen e und o, und wir erfahren, daſs der accentuierte Vokal immer in dem einen Worte geschlossen und in dem anderen offen ist. Aber es wird uns nicht mitgeteilt, in welchem er offen, in welchem er geschlossen ist. Auch ist die Anordnung nicht einmal so, daſs alle Wörter mit offenem Tonvokal in der einen, alle mit geschlossenem in der anderen Spalte ständen. So stehen rechts zwar meist Wörter mit offenem Vokal, aber auch pôr (setzen) und sê (sei) mit geschlossenem o bezw. e. Und was die daneben gestellten por (durch) und se (wenn) angeht, so dürfte letzteres doch wohl mit sê homonym sein, por aber hat u̧. Richtig ist, daſs olho (ich sehe) ọ̀, ôlho (Auge) dagegen ọ hat, dagegen erscheint in dem Plural des letztgenannten Wortes wieder ọ̀. Médo (Medien) und mêdo Furcht werden unterschieden, in der That hat letzteres ẹ, trotz lat. ĕ (span. regelrecht ie), wie umgekehrt lat. mētam ein mẹ̀da ergeben hat. Es hätten auch noch gegenübergestellt werden können fọ̀rma (mit ọ) als volkstümliches und fọrma als gelehrtes Wort (Vianna, a. a. O., S. 97). Neben do, dem Genetiv des Artikels, und dó (Kummer) wäre noch dou (gebe) zu setzen gewesen, das = dọ ist. Der Diphthong ou ist nämlich, bis auf den Norden, zu geschlossenem o verein-

facht. So belehrt uns Vianna (a. a. O., S. 61), welcher hinzufügt: „Il est généralement indifférent, surtout devant r, de prononcer et d'écrire ou ou oi (ô ou ôî).“ In dem sich an die Ausspracheregeln anschliefsenden Kapitel über den prosodischen Accent ist die Regel 1. f: „Auf der drittletzten Silbe haben den Accent die meisten aus dem Lateinischen, Griechischen oder Arabischen herkommenden Wörter, z. B. carnívoro, synónimo, alfândega“ in dieser Allgemeinheit natürlich unrichtig.

Was nun den eigentlichen grammatischen Teil anlangt, so ist dessen Behandlung in den beiden Büchern insofern gleichartig, als zuerst die Wortarten (ungenau heifst es dafür in der Vorrede Schillings „Redeteile“) der Reihe nach erörtert werden und hieran sich eine kurzgefafste Darstellung der Syntax schliefst. Nur sind bei Schmitz die Klassen: Adjektiva (os adjectivos), Numeralia (os numeraes) und Pronomina (os pronomes) von vornherein durchaus getrennt, während Schilling dieselben — jedoch von den Pronominen natürlich nur die adjektivischen — als adjetivos zusammenfafst und diese sodann in adjetivos determinativos und adjetivos calificativos scheidet, eine Einleitung und Terminologie, welche ja der spanischen, wie auch der französischen Grammatik geläufig ist; zu den ersteren (den adjetivos determinativos) gehören nun auch die Zahlwörter, adjetivos numerales. Dieser Abschnitt, sowie auch der über das Substantiv, ist bei Schilling recht gut; der Inhalt ist richtig und ziemlich vollständig, die Darstellung klar, so dafs wenig Ausstellungen zu machen sind. Die Bedeutung von todo, a in 'todo un mes, todos los dias' ist doch nicht „adverbial“, wie S. 42 (Lekt. 10, § 2) gesagt wird. Von mismo — das Schmitz zu den Demonstrativen rechnet, während andere es (jedenfalls weniger richtig) als ein Indefinitum ansehen, Wiggers ihm als „präcisierendem Fürwort“ eine besondere Stelle anweist — heifst es S. 32 (Lekt. 8, § 4): „Steht jedoch mismo etc. nach einem Haupt- oder Fürwort, so bedeutet es selbst, sogar.“ Bekanntlich steht aber mismo in der Bedeutung „sogar“ zwischen Artikel und Substantiv (Las mismas mujeres fueron matadas). Nach den Beispielen zu schliefsen (Yo mismo he visto al jardinero ich selbst oder sogar habe den Gärtner gesehen), begeht Schilling den Fehler nicht in der Anwendung des spanischen Wortes, sondern in der des deutschen „sogar“, das er für „selbst“, als Gegensatz zu dem Begriffe des „anderen“, gebraucht. „Uhrchen“ (S. 29 im Tema) ist wohl nicht deutsch. — Bei Schmitz sind einige der Genusregeln so allgemein gefafst, dafs die Zahl der Ausnahmen unübersehbar ist und also die Regeln ziemlich wertlos werden. Die Ablativtheorie spukt auch in diesem Buche: a caridade, a virtude, heifst es S. 12 (Lekt. 4), sind von den lateinischen Ablativen auf tate und ute abgeleitet. Vermutlich ist dies allerdings nicht im Sinne der d'Ovidioschen Theorie gesagt, sondern lediglich auf die äufserliche Gleichheit der lateinischen Ablativ- und der portugiesischen Endung gestützt. S. 33 (Lekt. 11): „Will man genau den Accusativ vom Nominativ unterscheiden, so setzt man dem Fürwort noch den bestimmten Artikel vor; z. B. o meu filho, meinen Sohn. Dasselbe geschieht auch häufig im Nominativ.“ Und doch sollen durch den Gebrauch oder Nichtgebrauch des Artikels die Kasus unterschieden werden? Die Regel: „Folgt ein Zahlwort auf einen Komparativ, so wird analog dem Französischen „als“ nicht mit que, sondern mit de übersetzt“, bedarf derselben genaueren Fassung wie im Französischen. O que in dem Satze: „Recebeu algumas feridas, o que (e isto) foi causa da sua morte“ ist (S. 38, Lekt. 13, a) richtig erklärt, aber die Übersetzung („er empfing einige Wunden, welche die Ursache seines Todes waren“) ist unrichtig, wenn auch bei dem vorliegenden Beispiel inhaltlich kein Unterschied ist. — Auch die Behandlung des Verbums ist bei beiden Verfassern im ganzen durchaus zu loben. Schmitz hat sich in solchen Fällen bei den unregelmäfsigen Verben, wo die Formen noch miteinander ringen, meist, wie es scheint, an den Grammatiker de Oliveira gehalten; eine Belehrung

darüber, dafs u und o in den Infinitiven acudir, bulir (bolir) tussir (tossir), cobrir lautlich identisch sind und die Verschiedenheit der herkömmlichen Schreibung nur in der Etymologie ihren Grund hat, werden wir natürlich bei der geringen Aufmerksamkeit, mit welcher die Aussprache gleich in dem ihr besonders gewidmeten Kapitel behandelt ist, gar nicht erwarten. Eine genaue Aussprache-Angabe (acudir. acudo, acodes, acode) wäre aber doch recht wünschenswert gewesen. — Verhältnismäfsig am meisten giebt bei Schilling zu Ausstellungen Anlafs das Kapitel über die substantivischen Pronomina (Lekt. 23 und 24), welches — wie mir scheint, etwas unzweckmäfsig — zwischen die regelmäfsigen und unregelmäfsigen Verba eingeschoben ist. Wenn es S. 138 heifst, die Relativ-Pronomen (sic) „deklinieren alle mit de und á“, so ist diese intransitive Anwendung des Verbums „deklinieren“ im Deutschen doch wohl zu verwerfen. Auf der nämlichen Seite (Lekt. 23, § 2) wird von quien, quienes gesagt: „Bezieht es sich auf ein vorangehendes, hinweisendes Fürwort, so wird letzteres stets weggelassen; el quien, la quien etc. sind im Spanischen nicht gebräuchlich.“ Das Demonstrativpronomen wird weggelassen; und doch geht es voran? § 4 wird die Regel aufgestellt: „Unser deutsches Relativum „was“, wenn es sich auf einen vorangehenden Satz bezieht, wird im Spanischen mit lo que oder mit cuanto gegeben.“ Was soll hier cuanto? Und von den drei Beispielen, welche Schilling giebt, pafst kein einziges hierher. Dieselben lauten nämlich: Juan no sabe lo que quiere. — Deseamos á veces lo que ménos falta nos hace. — No creo nada de todo (lo que oder) cuanto Pedro nos ha dicho. In § 7 ist der spanische Satz: Achí está el pobre de quien te quejaste tanto — übersetzt: „Dort ist der Arme, dessen (über den) du dich so sehr beklagtest.“ Der falsche Genetiv „dessen“ steht hier deswegen, weil die Regel, zu der der Satz ein Beleg sein soll, lautet: „Dessen ohne darauffolgendes Hauptwort heifst de que oder bei Personen de quien.“ Die erste Regel in Lekt. 24 enthält einen leider immer mehr einreifsenden deutschen Sprachfehler (der aber eben deswegen um so mehr getadelt werden mufs), nämlich eine Inversion nach „und“. Eine sehr schlechte Ausdrucksweise fallt mir auch S. 178 (in der ersten Anmerkung) auf: „Das französische forcer zwingen, heifst obligar.“ Etwas komisch wird S. 187 (Lekt. 30, erste Anmerkung) gesagt: „So oft in der Konjugation der Verben desleir, engreir, freir, reir etc. zwei i zusammentreffen, wird, laut Beschlufs der spanischen Akademie, eines derselben elidiert und zwar des Wohlklanges wegen.“ S. 184: „Durch Weglassen des persönlichen Accusativs (in dem Satze: Yo aborrezsco tanto un hombre ...) wird noch mehr Mifsachtung ausgedrückt.“ (Ebenso schon S. 138: „Der persönliche Accusativ fällt bei dem Relativpronomen que auch aus.“) Es fallt doch nicht der persönliche Accusativ aus, sondern nur die zu seiner Bildung dienende Präposition á. Und ähnliche Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten im deutschen Ausdruck wären noch manche zu rügen. — Auf die unregelmäfsigen und mangelhaften Verba folgt ein Kapitel: „Übersetzung einiger deutschen Hilfsverben.“ Dort heifst es auf S. 234 (Lekt. 37, § 4): „Sollen kann auch mit querer übersetzt werden; z. B. ¿Qué quiere decir esto? — ¿Quiere Vd. que se lo diga otra vez? — ¿Quieres que me vaya?“ In dem zweiten und dritten Satze ist der Gebrauch von querer offenbar ein ganz anderer als in dem ersten, und nur in diesem (dem ersten) ist sollen „mit querer übersetzt“. Unmittelbar nachher: „Sollen, müssen wird jedoch gewöhnlich mit deber gegeben, oder durch das Futuro, besonders im Dekalog (!) und überhaupt, wo es eine moralische Pflicht ausdrückt.“ Dafs „lassen“ durch „ser“ gegeben werden könne, wie in § 7 b der nämlichen Lektion gelehrt wird, versteht man nicht recht; gemeint ist: es de (z. B. prever) es läfst sich (voraussehen). — Lekt. 38 behandelt die Adverbien. Zu dem Satze: Juan es mas hombre que su hermano, wird (S. 241) bemerkt: „Das Wort hombre ist im letzten Beispiel adjektivisch gebraucht“, was un-

richtig ist. Das Wort deribado (abgeleitet) ist S. 241—243 eigentümlicherweise dreimal mit doppeltem r gedruckt. S. 242: „Folgen sich nun mehrere solcher Adverbien [nämlich auf mente], so wird nur dem letzten derselben die Silbe mente [mente sind übrigens zwei Silben] angehängt; die auf a endigenden Formen werden meist vorangestellt, und dadurch der Übergang ins Adverb ausgedrückt, was auch den Wohlklang bedeutend erhöht.“ Welch ungeschickte Ausdrucksweise! Die grammatische Beziehung des „was“ ist eine ganz verkehrte. S. 244 (§ 10): „Die deutschen Adverbien „sogar, selbst“ werden auch mit hasta gegeben.“ In den beiden angeführten Belegsätzen steht aber nicht einfaches hasta, sondern hasta el mismo.

Es bleibt noch der syntaktische Teil zu besprechen. Bei Schilling wird die Syntax ziemlich kurz behandelt. Die Lehre von den Temporibus und Modis umfafst zwar 23 von den 51 im ganzen der Syntax gewidmeten Seiten, ist jedoch lange nicht so reichhaltig und umständlich wie z. B. bei Wiggers. Denn während sie bei diesem volle 46 Seiten füllt, kommen von den 23 bei Schilling noch stark 10 in Abzug, welche Vokabeln, Übersetzungs- und Konversationsstoff enthalten, — eine Partie des Buches, von welcher wir weiter unten noch besonders reden müssen. Natürlich hängt dies mit der Verschiedenheit der Zwecke beider Bücher zusammen: Wiggers will eine Spracherkenntnis vermitteln, zwar keine geschichtliche, sondern blofs eine rationelle; unserem Verfasser ist es hauptsächlich um ein praktisches Ziel zu thun. Diesem Zwecke entspricht die Behandlung durchaus. Allerdings hätte beim Gerundium mit en (S. 280, Lekt. 42, § 9) hinzugefügt werden sollen, dafs dasselbe im Unterschiede vom reinen Gerundium nur zeitliche, nicht kausale Bedeutung hat. Auch ist das absolute Particip ungenügend erklärt, wenn es (ebendort § 11) heifst: „Das Particip steht oft vereinzelt, jedoch nur scheinbar, da man sich die Gerundien siendo, estando oder habiendo sido dabei denken mufs; z. B. Sembrados los trigos podemos hacer un viaje. (Siendo sembrados.)“ Die richtige Erklärung würde schwerlich mehr Raum in Anspruch genommen haben. Das Plusquamperfekt soll die „Längstvergangenheit“ ausdrücken (S. 291, Lekt. 43, § 11), wofür es natürlich „Vorvergangenheit“ heifsen mufs. — Ziemlich vollständig ist die Lehre vom Gebrauch des Artikels. — An den Abrifs der Syntax schliefsen sich ein recht praktisches Kapitel über die Phraseologie einiger Zeitwörter, und ein recht überflüssiges über spanischen Satzbau.

Ausführlicher und im ganzen recht hübsch ist die Darstellung der Syntax bei Schmitz. Wenn das Buch auch vorwiegend dem gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehr zu dienen beabsichtigt, so ist doch gerade diese Partie auch denjenigen sehr zu empfehlen, welche mit dem Studium des Portugiesischen litterarische Zwecke verfolgen. Wenigstens besitzen wir eine bessere Darstellung der portugiesischen Syntax meines Wissens nicht. (Die des Herrn von Reinhardstöttner z. B. ist entschieden schwächer.) — S. 164: „Andere Adjektiva haben nur komparativische Bedeutung und können nicht durch mais gesteigert werden, wie exterior, interior, anterior, posterior, superior, inferior; nur im Geschäftsleben sagt man zuweilen: esta fazenda é muito superior, diese Ware ist von viel besserer Qualität.“ Die genannten Adjektiva lassen keine weitere Komparierung zu, aber doch eine Verstärkung z. B. durch muito, und keineswegs ist diese auf den Geschäftsstil beschränkt. Ebendaselbst wird der Grund, warum Adjektiva wie portuguez, corporeo, vencedor, matador nicht kompariert werden, in deren Ableitung von Substantiven, resp. Verben gesucht (und peccador sündhaft mit dem Komparativ mais peccador als Ausnahme erwähnt), während offenbar die Bedeutung den Grund enthält. „Aufserdem können diejenigen Adjektiva nicht gesteigert werden, die einen Zustand ausdrücken, wie morto tot, nascido geboren, casado verheiratet, desterrado verbannt.“ Diese Adjektiva gehören mit den ersterwähnten zusammen; die Fassung: „die einen Zustand ausdrücken“ ist aber einerseits zu weit (vergl. triste,

feliz), andererseits zu eng (vergl. portuguez). In linguas meio barbaras, hat meio nicht adjektivische, sondern adverbialische Funktion. S. 176 findet sich der Satz: „Nós não *o* tinhamos avisado wir hatten ihn nicht benachrichtigt“, während o auf S. 174 (und auch schon S. 30) als blofs sächliche Form angerührt worden ist. S. 177: „Statt seu, sua, gebraucht man meistens die Umschreibung de Vm.ce oder do Sñr oder da Sñra.“ Dafs dies nur von der zweiten Person gilt, ersieht man zwar sofort, dennoch mufste es gesagt werden. S. 179: „Nach den Ausdrücken eis-aqui hier ist, und eis-ali da ist, hat quem eine verallgemeinernde (?) Bedeutung; z. B. eis-aqui quem vós dirá a verdade, hier ist jemand, der auch die Wahrheit sagen wird.“ „Das, was drückt der Portugiese durch o que oder durch aquillo aus“; es mufs heifsen: aquillo que. S. 185, Z. 7 v. o. soll es statt quem não sabe wohl heifsen: quem nada sabe. S. 187: quem muito embarca, pouco aperta (entsprechend dem französischen: qui trop embrasse, mal étreint) ist doch nicht, wie es an dieser Stelle sein soll, ein Beispiel für die Veränderlichkeit von muito und pouco. Die sonderbare Regel: „Folgt auf mehr oder weniger ein als, so setzt man gewönlich de mais, de menos“ wird erst verständlich durch die Beispiele: elle tem dez annos de mais que tu; tens dois contos de menos que eu. S. 195: anda lendo und anda a ler, werden unrichtig als bedeutungsgleich hingestellt. S. 200 wird angegeben, dafs bei nem .. nem das Prädikat „im Singular oder Plural“ stehen könne; soweit meine Kenntnis reicht, ist (bei singularischem Subjekt) der Plural wenig gut. S. 204 ist die Regel über den Konjunktiv nach Konjunktionen (und dem Relativpronomen) augenscheinlich viel zu allgemein gefafst. S. 211: „Die [Adverbial-]Endung mente kann in verschiedener Weise erklärt werden: erstens als Ablativus des lateinischen mens, mentis Absicht; zweitens leitet man es her von dem keltischen Substantiv ment, welches Weise bedeutet.“ Die zweite Erklärung möge der Verfasser getrost streichen. — Ein Anhang giebt einiges aus der portugiesischen Lautlehre (wobei die verschiedenen Entwickelungen des nämlichen Lautes der Grundsprache rein äufserlich und anscheinend als gleichberechtigt nebeneinander gestellt sind) und die hauptsächlichen Daten der Litteraturgeschichte.

Wenn wir zum Schlufs noch etwas über die mit der Grammatik verbundenen Übersetzungs- und sonstigen Übungsstoffe, welche ebenfalls in den beiden Büchern ganz gleichartig sind, sagen sollen, so sind auch diese im ganzen recht praktisch; um sie im einzelnen beurteilen zu können, müfste man die beiden Lehrbücher einmal dem Unterrichte zu Grunde gelegt haben. Hierzu fehlte dem Referenten die Gelegenheit. Die Exercicios (spanisch-deutsche Übersetzungsstoffe) und Temas (deutsch-spanische) bezw. Exercicios und Temas führen recht gut in die Umgangs- und Schriftsprache ein, wenn sich auch, hauptsächlich im Anfange, hier und da eine Plattheit à la Ollendorff einschleicht. Es folgt meist ein Abschnitt: Conversacion (Conversação) — hinter einem zusammenhängenden Stücke auch wohl als Rekapitulacion sich über deren Inhalt erstreckend — welcher sich sehr zum Auswendiglernen eignen dürfte.

Im ganzen sind die spanische Grammatik von Schilling und die portugiesische Grammatik von Schmitz trotz einiger Mängel für die praktischen Zwecke unter allen mir bekannten Lehrbüchern die besten.

Dr. Franz Lütgenau.

Franz Hirsch, Geschichte der Deutschen von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig u. Berlin, W. Friedrich.

Deutsche Litteraturgeschichten giebt es wie Sand am Meere. Die wenigsten davon sind indessen wirklich lesbar. Der eine Verfasser ist zu gelehrt, der andere zu oberflächlich. Dieser begnügt sich mit weitschichtigen

bibliographischen Nachweisungen, jener erdrückt sein Werk mit kritischen Ausführungen, welche das Bild des Dichters und Schriftstellers gleichsam verdecken. Und doch sollte letzteres die Hauptsache sein. Denn aus einer Litteraturgeschichte will man doch eben die Dichter und Schriftsteller selber kennen lernen, nicht nur die Meinungen des Verfassers. Sie sollen seine Schilderungen fest und deutlich zeichnen, dafs wir eine Vorstellung von ihren Werken und ihrem Wirken bekommen. Nur eine solche Darstellung wird zugleich anregend genug sein, dafs wir uns von der Geschichte zu den Thaten, d. h. zu den Büchern wenden. Die meisten Litterarhistoriker wollen eine solche Anregung gar nicht geben. Sie kommen der Neigung des deutschen Publikums entgegen, welches bekanntlich lieber über die Bücher, als diese selbst liest. Fragt man sich schliefslich, was man aus einem solchen Werke erfahren hat, so beschränkt es sich besten Falles darauf, dafs der Autor ein geistreicher Mann ist.

Die Geschichte der deutschen Litteratur von Franz Hirsch macht in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme. Sie verrät gründliches Wissen, ist aber trotzdem leicht und volkstümlich geschrieben. Überall tritt uns eine eigene Meinung entgegen, aber der Stoff kommt darüber nicht zu kurz. Man mag mit Hirsch nicht immer übereinstimmen, stets hat man das erfreuliche Gefühl, dafs er bei der Sache ist, dafs ihn echte Begeisterung führt und er diese auch im Leser zu erwecken bestrebt ist.

Davon legt schon die Schilderung der mittelalterlichen Poesie Zeugnis ab. Hier ist nichts von Voreingenommenheit gegen das ritterliche Zeitalter des Glaubens zu spüren; selbst den beiden grofsen Gegensätzen, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strafsburg, wird Hirsch in objektivster Weise gerecht. Interessant ist seine Stellung zu der Roswitha- und Nibelungen-Frage. Unter dem Namen der gelehrten Nonne Roswitha von Gandersheim besitzen wir bekanntlich eine Anzahl lateinischer Komödien, welche Heiligenlegenden behandeln. Vor einigen Jahren hat nun ein Wiener Gelehrter, Aschbach, nachzuweisen versucht, dafs diese Komödien eine grofsartige Fälschung sind, und ihr eigentlicher Verfasser der berühmte Humanist Konrad Celtes ist. Hirsch tritt dieser Hypothese in vollstem Umfange bei, die Aschbach vornehmlich auf stilistische und sprachliche Gründe gestützt hat. Man braucht in der That nur die Inhaltsangabe jener, trotz der darin auftretenden Heiligen, höchst bedenklichen Komödien zu lesen, um sich zu sagen, dafs in diesem Tone allenfalls ein Humanist der Renaissance, nicht aber eine Nonne im alten Sachsenland zur Zeit Kaiser Ottos I. dichten konnte. Allerdings hat man gerade deshalb oft ein Langes und Breites über Roswithas Naivetät und die Unbefangenheit jener frühen Zeiten geschrieben, allein das sind im Grunde doch nur Phrasen, die das Unerklärliche erklären sollen.

Eignet sich Hirsch hier die scharfe moderne Kritik an, so macht er beim Nibelungenliede dagegen Front und tritt der Lachmannschen Anschauung, als sei das grofse Epos wie durch ein Wunder aus allerhand Volksballaden zusammengewachsen, entschieden entgegen. Lachmanns Versuch hatte bekanntlich den vornehmsten Zweck, der berühmten Theorie F. A. Wolffs über die Entstehung der homerischen Epen etwas Gleichwertiges an die Seite zu setzen. Müllenhoff, der Schüler Lachmanns, hat dann dasselbe für die Gudrun unternommen. Schade, dafs nicht noch ein Epos vorhanden war, an dem man seine Kunst hätte üben können. Unsere grofsen Dichter wollten schon von Wolffs Ansichten nichts wissen. Wir meinen, dafs ein Dichter in dieser Beziehung doch noch mehr versteht als ein Kritiker. So gut wie man bei Homer und den Nibelungen den individuellen Dichter wegdisputiert, könnte man auch Firdusi in die Mythologie verweisen. Sehr richtig macht Hirsch darauf aufmerksam, wie, wenn es genügte, Widersprüche und stilistische Ungleichheiten aufzufinden, ein Lachmann der Zukunft vielleicht noch zu dem Schlusse kommen wird,

Schillers Wallenstein und Goethes Faust seien gleichfalls nicht das Werk eines einzelnen. Übrigens vergleiche man einmal das Nibelungenlied, oder besser noch: die von Lachmann ausgesonderten angeblichen Urlieder mit denjenigen Liedern der Edda, welche die Siegfried-Sage behandeln. Hier alles balladenartige Konzentration, die in dramatischer Abgeschlossenheit vor uns steht, dort nichts Selbständiges, alles nur aus dem Ganzen verständlich. Halten wir deshalb daran fest, einen Dichter der Nibelungen zu verehren und lassen wir den „dichtenden Volksgeist“ beiseite, der eine Abstraktion ist, und auch das kleinste Lied noch nicht zu stande gebracht hat. Oder glaubt man wirklich, dafs sich allgemeine Gedanken in der Luft plötzlich zu Versen „verdichten“, etwa wie Wasserdämpfe zu Wolken?

Der erste Teil des vorliegenden Werkes geht bis zum Ausgange des Mittelalters, der zweite bis Lessings Tod. Von hervorragendem Werte sind hier die Kapitel über Luther und Hans Sachs. Der Verfasser gehört nicht zu jenen Principienreitern, die um der religiösen Bedeutung der Reformation willen die vielen moralischen und politischen Schattenseiten jener Periode bemänteln. Er schildert zudem Luther weniger vom Standpunkte des Theologen, mehr als Sprachbildner, Dichter und gemütstiefen echt deutschen Mann. Ebenso mit dem Herzen ist die Würdigung Hans Sachsens geschrieben. Hirsch meint, Sachs nähme in der damaligen deutschen Litteratur eine ähnliche centrale Stellung ein wie Shakespeare in der englischen. Was bei dem einen die Universalität der dichterischen Fähigkeit, ist bei dem anderen die Universalität in der Anhäufung des Stoffes. Als Poet kann man ja unseren wackeren Schuster nicht neben Shakespeare stellen, aber beide sind bezeichnend für die Nation, der sie angehören. Wer nicht zu den Shakespearomanen gehört, die den grofsen Briten mit einem muselmännischen poetischen Monotheismus verehren, der wird das begreifen, und es auch nicht belächeln, wenn wir sagen, dafs Goethe mit seiner Vielseitigkeit, seiner Neigung zur ruhigen Beschaulichkeit und echten Volksmäfsigkeit gleichsam ein verklärt wiedergeborener Hans Sachs war. Hier, wie bei jedem Dichter, führt Hirsch übrigens charakteristische Proben an. Im Mittelalter meist eine Übersetzung, bisweilen auch den Urtext. Letzteres können wir nur billigen, dagegen finden wir die Manier, die Dichter des Reformationszeitalters in ihrer schaudervollen, systemlosen Urorthographie abzudrucken, unpraktisch, obschon es heutzutage zum litterarhistorischen guten Ton gehört. Es wird uns dadurch unnötigerweise das Verständnis erschwert. Das ist doch so, als wollte man an einem silbernen Becher aus alter Zeit Rost und Schmutz sitzen lassen. Gehören diese zum Kunstwerk? Nein! Dagegen haben wir die Kapitel über Gottsched und die Schweizer, Gottsched und Lessing wieder mit grofsem Genufs und aufrichtigem Beifall gelesen. Auch Lessing gegenüber bewahrt sich Hirsch seine Ruhe. Trefflich ist, wie er an der Unfähigkeit Lessings, den aufstrebenden Goethe zu verstehen, die Grenzen seines Geistes aufzeigt. Wer dem Verfasser bis hierher gefolgt ist, der wird jedenfalls wünschen, dafs derselbe seine Arbeit recht bald zu einem glücklichen Ende führen möge. H. H.

Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Von Dr. T. H. Otto Weddigen. München, Verlag von Georg Callwey, 1884.

Verfasser behandelt im vorliegenden Werke das kirchliche, das historische, das erotische, das sociale Volkslied; ferner Volksballaden und Romanzen, didaktische Volkspoesie (Satire, Pasquill, Epigramm, Priamel), Fabeln, Sprichwörter, Volkssagen, Volksmärchen, Volksbücher, Schwänke, poetische Erzählungen, Volksromane und Volksschauspiele.

Er ist der erste, welcher — abgesehen von den in kein System gebrachten Forschungen Uhlands u. s. w. — uns das ganze Gebiet der Volkspoesie, dieses ewig frischen Quells, worin die Kunstpoesie, wenn sie altert, sich wieder kräftigen und verjüngen kann, mit Gründlichkeit und Liebe uns vor Augen führt. An Litteraturgeschichten haben wir keinen Mangel; aber eine „Geschichte der deutschen Volkspoesie" fehlte uns bisher völlig. Weddigen, durch seine zahlreichen Schriften vorteilhaft bekannt, hat überall mit dem Auge des Forschers und Dichters gesehen, und so hat er uns in seinem neuesten Werke eine Leistung gereicht, welche uneingeschränktes Lob verdient. Gewifs sagt er selbst, dafs die bessernde Hand und nachfolgende Forscher noch manches nachtragen werden, denn das Gebiet ist fast unerschöpflich, aber man hat eben zu bedenken, dafs vorliegendes Buch der erste Versuch ist. Abgesehen davon ist die Diktion, die Begeisterung für den Gegenstand an dem Werke so wohlthuend, dafs wir es aufrichtig allen Schul- und Privatbibliotheken empfehlen können. Es bildet ein notwendiges Supplement zu jeder Litteraturgeschichte. Dr. A.

Elementarbuch der italienischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Von Sophie Heim, Lehrerin des Italienischen an der höheren Töchterschule in Zürich. Zweite durchgesehene und mit einem Wörterverzeichnis versehene Auflage. Zürich 1884. 284 Seiten.

S. Heims Elementarbuch des Italienischen mufs jeder begierig sein kennen zu lernen, der ihre so anziehenden Lesestücke aus neueren italienischen Schriftstellern gesehen hat. Die Erwartung wird auch nicht getäuscht, die gute Bekanntschaft mit dem heutigen Gebrauche zeigt sich auch hier in manchem kleinen Zuge, und macht dem Kenner Vergnügen. Dem Titel entsprechend ist das Buch vorwiegend sehr stark mit Übungsbeispielen gesättigt, so dafs man u. a. hier das ganze Einmaleins bis zu 24 mal 24 hinab in Zahlen gedruckt findet, damit man es italienisch ablese, und wer im Rechnen zurückgeblieben ist, kann es hier zugleich noch lernen. Bis S 174 reicht die Formenlehre, sie ist einfach, klar, nicht oberflächlich. Selten ist etwas zu erinnern. Die Accentlehre ist dürftig, und signór Orazio ist in signor Orázio zu verbessern, wie ich hier schon zu vielen Grammatiken angemerkt habe, vgl. meine Sprachlehre S. 31. Die Syntax ist in starker Anlehnung an Fornasiari, Sintassi italiana dell' uso moderno nicht ohne Geschick abgefafst. Eine tiefer gehende Richtung, Betrachtung der älteren Sprache gehört wenig zu der Aufgabe des Buches, und darf man sie nicht eigentlich darin suchen. Das Deutsche in dem Buche ist nur zuweilen etwas ungewöhnlich; am meisten ist mir aufgefallen, dafs „statt" und „wegen" immer den dritten statt des zweiten Falles nach sich haben.

Fr. Müller, Grundrifs der Sprachwissenschaft. III. Band: Die Sprachen der lockenhaarigen Rassen; II. Abteilung: Die Sprachen der mittelländischen Rasse, I. Hälfte. „Fortsetzung und Schlufs des ganzen Werkes (Bogen 15 ff., Seite 225 ff.) werden im Laufe des nächsten Jahres erscheinen." Wien 1885. 224 Seiten.

Die in dem vorliegenden Stücke von Fr. Müllers Werke behandelten Sprachen sind die Sprache der Basken und die Sprachen des Kaukasus. Die Behandlung des Baskischen auf S. 1—47 ist eingehend, mehr als man auf dem kleinen Raume erwarten sollte, klar und hübsch, von der Art, dafs

sie zu einer genauen Bekanntschaft mit dieser Sprache vollständig hinreichen würde, wenn man nicht eine etwas stärkere Auseinanderhaltung und Schilderung der Mundarten, sowie einige poetische Sprachproben vermifste. Mit Recht ist hier wesentlich die Grammaire comparée des dialectes basques des Van Eys zu Grunde gelegt worden. Einige vergleichende Blicke auf amerikanische, früher in diesem Werke behandelte Sprachen sind anziehend, doch bleibt wohl hier noch manches zu bemerken übrig: so scheint mir, würde eine Vergleichung des Ungarischen und der verwandten Sprachen hier nicht unrichtig, auf vielen Punkten beruhend sein und sich fast von selbst aufdrängen. Ich mache nur auf die Formen des ungarischen Zeitwortes aufmerksam, welche das Objekt gleich in sich enthalten. Auch wundert mich, in einem Werke wie das vorliegende gar nicht einmal ein Wort über die in so vielen zum Teil weit auseinander stehenden Sprachen sich begegnenden Formen für die Zahl sechs zu treffen: auch hier heifst séi sechs. Van Eys schreibt übrigens nur sei, erwähnt aber nach Larramendis Wörterbuch hierzu Pluralformen seyac und seyrac, so dafs es, wie er, Van Eys, nicht übel bemerkt, wohl eigentlich seir, nicht nur sei geheifsen haben mufs. Auf das Pluralzeichen k im Ungarischen und Finnischen wie im Baskischen weist schon Van Eys hin: es ist auffällig genug. Die kaukasischen Sprachen werden in zwei Familien, die nordkaukasische und die südkaukasische eingeteilt. Die erstere umfafst neun Sprachen: die der Abchasen (Aapbsua), die der Awaren, die der Kasikumüken (Lak), die der Artschi, die der Hürkanen, die der Kürinen, die der Uden, die der Tschetschenzen (Naχtšuoi) und die der khistischen Thuschethier (Batsa), Hauptquelle sind hier wohl Schiefners Arbeiten; auf die Schrift des Schora-Bekmursin-Nogmow: Die Sagen und Lieder des Tscherkessenvolkes, bearbeitet von Bergé, das freilich mehr die Völkerschaften als deren Sprachen betrifft, scheint nicht geachtet zu sein. Die Nachrichten gehen hier sehr ins Einzelne: man beachte nur, dafs die Sprache der Artschi einem Volke von etwa 500 Individuen angehört. Die südkaukasischen Sprachen, welche hier betrachtet werden, sind: Georgisch, Mingrelisch, Lazisch, Suanisch. Das Georgische ist durch Brosset, Éléments de la langue géorgienne, Paris 1837, allgemein zugänglich geworden. Ihm schliefsen sich Mingrelisch und Lazisch ziemlich eng an, während das Suanische etwas mehr für sich steht. Grofs aber ist der Gegensatz zwischen der nordkaukasischen und der südkaukasischen Gruppe, so dafs der Verfasser oft Mühe hat, überhaupt noch Berührungspunkte zwischen beiden herauszufinden. H. Buchholtz.

Martin Hartmann, Chronologisch geordnete Auswahl der Gedichte Victor Hugos, Heft 2 und 3. Leipzig, Teubner, 1884. IV u. 115, bezw. IV u. 128 S. Preis Mk. 1,20.

Die hohen Erwartungen, die das erste Heft der Hartmannschen Auswahl aus Hugo (vergl. Archiv, Bd. LXXII, p. 107 ff.) bei den Freunden des Dichters erregt hatte, sind vom Herausgeber nicht getäuscht worden. Wie das Werk vollendet daliegt, kann ihm eine hervorragende Bedeutung für den neusprachlichen Unterricht beigemessen werden. Man darf Victor Hugo infolge des Erscheinens dieser Auswahl als zum Kanon der französischen Lektüre gehörig betrachten.

Gewifs hat es manchem Kollegen nicht an der Absicht gefehlt, sich mit Victor Hugo vertrauter zu machen, um den allzu engen Kreis der poetischen Schullektüre zu erweitern und unseren Jungen diese kraftvolle edle Poesie näher zu bringen. Aber bei der Absicht dürfte es in den meisten Fällen geblieben sein. Denn man wird selbst von strebsamen Lehrern nicht erwarten wollen, dafs sie durch die siebzehn Bände Lyrik und

Epik der Édition définitive sich durchlesen, wo manches Minderwertige mit aufgenommen ist, was die Wogen der Zeit doch spurlos hinwegspülen werden. Schon aus diesem Grunde ist das Unternehmen Martin Hartmanns zeitgemäfs. Eine vernünftige Auswahl aus der gewaltigen Masse der Hugoschen Dichtungen, eine geschmackvolle Blütenlese des Edelsten und wahrhaft Unvergänglichen, in welcher aber auch alle Seiten des vielseitigsten aller neueren Lyriker würdig vertreten wären, von den duftigsten lyrischen Blüten bis zu den zornsprühenden, geharnischten Dichtungen hinauf, — ein solches Buch hätte dem Dichter viele Freunde zugeführt. Jetzt liegt ein Blumenstraufs von 136 Dichtungen da, mit feinem Geschmack und pädagogischem Takte ausgesucht und gruppiert.

Referent beschäftigt sich seit Anfang seiner Studienzeit mit Victor Hugo und kann sich rühmen, den Dichter gründlich zu kennen. Noch nie aber ist die ehrwürdige Gestalt des Dichtergreises ihm so leibhaftig entgegengetreten wie nach dem Lesen der 136 von Hartmann ausgewählten Dichtungen. Hier entwickelt sich der Jüngling vom Jahre 1820 vor unseren Augen. Zuerst singt er von seinem heldenmütigen Vater, von Königtum und Vaterland, von Gott dem Allmächtigen und dem Helden Napoleon. Er ist dann der stets gütige Kinderfreund, der seine eigene Familie vergöttert. Der Tod der geliebten Tochter bringt ihn dem Wahnsinn nahe, und mutig rafft er sich auf. Der Staatsstreich vom 2. Dezember raubt ihm die Heimat, zwanzig Jahre harrt er blutenden Herzens im Auslande aus, bis mit dem Tage von Sedan „*l'homme*“, sein Todfeind, in den Staub zurücksinkt. Und noch ertönt sein Schlachtruf, denn sein Gewissen ist lauter und rein, er hat stets nach Wahrheit gestrebt und nie ein unsittliches Wort ausgesprochen:

Je combattis pour la pensée,
Pour le devoir, pour Dieu nié,
Pour la grande France éclipsée,
Pour le soleil calomnié,
Je combattis l'ombre et l'envie
Sans peur, sans tache à mon écu;
Puis il se trouva — c'est la vie —
Qu'ayant lutté, je fus vaincu.

(Quatre Vents, Livre lyrique Nr. 15.)

J'ai des pleurs à mon œil qui pense,
Des trous à ma robe en lambeau;
Je n'ai rien à la conscience:
Ouvre, tombeau!

(Contempl. VI, 24.)

Der tadellosen Auswahl* entsprechen die Anmerkungen. Hartmann giebt meist sachliches Material und hat hier Gelegenheit, mit einer weitumfassenden Belesenheit und äufserst eingehenden Detailkenntnis** alles dessen zu glänzen, was nur irgendwie mit Victor Hugo zusammenhängt. Man vergleiche z. B. die Bemerkungen zum Gedichte au Statuaire David, ferner die scharfsinnigen Beobachtungen des Sprachgebrauchs, über Chiasmus von Adjektiv und Substantiv, über Wiederkehr einzelner Aus-

---

* Aufser den beiden Distichen Nr. 98 und 131 könnte am ehesten la Rose de l'Infante (Nr. 115) wegen seiner Länge fehlen (247 Verse).

** Die Vermutung, dafs Nr. 27 und 35 dem Maler Louis Boulanger gewidmet sind, ist zutreffend. Viele andere Gedichte, so Ballade 8 und 13, sind gleichfalls an ihn gerichtet; Mazeppa (Orient. 20) wurde durch das im „Salon“ vielbewunderte Bild Boulangers angeregt. Ferner hat Hugo seinem treuen Freunde Feuilles d'automne Nr. 27 und 28, sowie die meisten Briefe aus der Rheinreise gewidmet.

drücke, wie *l'ombre*, in den Dichtungen der späteren Periode etc. etc. Nach dieser Seite hin hätte vielleicht der Kommentar erweitert werden dürfen: so hätte auf den stehenden Ausdruck *saigner* statt souffrir, auf die häufige Wiederkehr der Worte *gouffre*, *abîme* etc. und ganz besonders auf das immer häufiger werdende Epitheton *âpre* hingewiesen werden können. Wir notieren aufs Geratewohl aus Heft 3: *âpre exil*, *âpre chemin*, *âpre forêt*, *espace âpre et silencieux*, *âpre escarpement*, *âpre fleur des dunes*, *leur souffre âpre et chaud*, *seul dans cette âpre nuit*, *avec un âpre accent* etc. etc.

Andererseits hätte der Wegfall bloſser Worterklärungen, wie *chaume* (Nr. 37, 4), *faire un rêve* (Nr. 29, 9 und 51, 1), *traits* (97, 24), *mon pays* (101, 11), Raum für notwendigere Erläuterungen geschaffen, z. B. zu *le crâne géant* des Äschylos in Nr. 32. Hier liegt die Anspielung auf die thörichte Fabel von Äschylos' Tod (cf. Welcker, Alte Dkm. II, 341) und das Orakel *οὐράνιόν σε βέλος κατακτανεῖ* nicht für jedermann nahe.

Ferner ist *mante* Nr. 119, VI, 19 unrichtig mit „Bettdecke" wiedergegeben; das Richtige geben trotz Littré die voraufgehenden Worte *elle prend sa lanterne et sa cape* (119, V, 1). Die Stelle aus l'Expiation (90, VII, 25):

Ils traînent sur Paris qui les voit s'étaler,
Des sabres qu'au besoin *ils sauraient avaler*

scheint uns durch die Anmerkung nicht genügend erklärt. Der wahre Sinn geht aus dem bitter höhnenden Tone des ganzen Gedichtes und dem Vergleich der napoleonischen Bande mit einer Kunstreitertruppe klar hervor. Vergl. Bonaparte, écuyer du *cirque Beauharnais* (22); et du champ de bataille il tombe au *champ de foire* (25); *on quête des liards* dans le petit chapeau (45); toi spectre impérial, *tu bats la grosse caisse* (72).

So korrekt der Druck auch im Verhältnis zu anderen Ausgaben ist, es sind immerhin in den beiden Heften Accents-, Tirets- und ähnliche Versehen etwa zehn, andere Druckfehler* ebenso viele im Verzeichnis unberücksichtigt geblieben.

Das am Schluſs beigegebene „Verzeichnis der in Frage kommenden Litteratur" giebt nicht weniger als dreiundsiebzig gröſsere oder kleinere Werke, die manchmal nur nebenbei mit Victor Hugo sich beschäftigen. Hier ruht viel Unbedeutendes neben altberühmten Werken in gemütlichster Eintracht, so Sarrazins kleiner Vortrag über das franz. Drama des 19. Jahrhunderts neben Sainte-Beuves epochemachenden Kritiken. Vollständig soll ein derartiges Verzeichnis natürlich nicht sein; doch hätten folgende allgemein zugänglichen Schriften ebenfalls Aufnahme verdient:

1) Schmidt-Weiſsenfels, Frankreichs moderne Litteratur seit der Restauration. Berlin 1856. 2 Bde.

2) P. Stapfer, Études sur la litt. franç. moderne et contemporaine. Paris 1881.

3) Maxime du Camp, Souvenirs littéraires. Paris 1882. 2 Bde.

4) P. Paris, Apologie du Romantisme. Paris 1824 (dem Ref. nicht zur Hand und nur aus dem Bericht über die Sitzung vom 17. Nov. 1882 der Acad. des Inscr. im „Temps" bekannt).

5) Rob. Prölſs, Das neuere Drama in Frankreich. Leipzig 1881 (II, 1 der Geschichte des neueren Dramas).

---

* Fehlende Tirets Nr. 27, 115; 82, 77; Accents und dergl. Nr. 52, 154; 54, 82; 111, 53; 113, 52; 114, 154; 118, 12; 120, 28. — Druckfehler: Nr. 51, V, 3 *sour*; Nr. 113, 59, 133, 41 fehlt jeweils ein *e* an *sir*, *noir;* Nr. 135, 29 u statt n; 104, 8 c statt e; 53, 151 *qui* statt *qu'*; Nr. 127 ist das *nous* aus Vers 27 nach 31 gerückt worden. Geringere in der Anmerkung zu 31, I, 1 und 88, 19, 51, III, 31.

6) H. Born, Die romantische Schule in Deutschland und Frankreich. Heidelberg 1879 (Vortrag II, 4 der Frommelschen Sammlung).

7) Ludw. Spach, Zur Gesch. der mod. franz. Litt. Strafsb. 1877.

8) Beumelberg, Über den Versbau in den Dramen Victor Hugos. Oldenburg 1883 (Progr. der Cäcilienschule).

9) Serre, Le sublime Goethe et Victor Hugo. Paris 1881.

10) Leffondrey, V. Hugo le petit. Paris 1872 (elendes Pamphlet).

11) Zola, Mes Haines und Le Roman expérimental.

12) Archiv f. d. Stud. etc. I, 375; V, 64; XXXII, 1; XXXVII, 166 und öfter.

Andere werden sicherlich noch mehr nachtragen können, denn die Hugo-Litteratur ist eine unübersehbare. Mit Parodien allein — auch diese gehören zur allseitigen Kenntnis des Dichters — könnte man eine Bibliothek füllen.*

Wir können diese Besprechung nicht abschliefsen, ohne an die hochverdiente Verlagshandlung die Mahnung zu richten, sie möge von Hartmanns vorzüglicher Auswahl auch für das grofse Publikum eine Ausgabe in einem Bande in entsprechender Ausstattung veranstalten.. Ohne Zweifel würde dieselbe gerade jetzt kurz nach des Meisters Tod als „Festgeschenk" die weiteste Verbreitung finden und auf das oberflächlich absprechende Urteil der sogenannten Gebildeten über französische Lyrik einen überaus wohlthätigen Einflufs üben. Denn noch kein Urteilsfähiger hat von Hugos unvergänglichen Werken Kenntnis genommen, ohne die seit 1870 bei aller Welt gangbar gewordene Ansicht über den Dichter über Bord zu werfen.

G. Strien, Choix de Poésies françaises à l'usage des écoles secondaires. Halle 1884, Eug. Strien. VI und 57 Seiten, Preis geb. 1 Mk.

Seitdem die Lektüre ganzer Werke französischer Autoren den Kernpunkt des Unterrichts bildet und die Chrestomathie von Tertia ab verbannt ist, hat wohl mehr als ein Kollege den Mangel einer solchen empfunden, wenn es sich darum handelte, etwas Abwechselung in die Einförmigkeit der historischen oder tragischen Lektüre zu bringen, wie sie semesterlang getrieben wird. Es ist allerdings sehr schön, wenn ein Primaner beim Verlassen des Gymnasiums vier bis fünf Historiker, drei bis vier Stücke von Corneille, Racine und Molière und allenfalls noch Mirabeaus Reden gelesen hat, aber von der überreichen Lyrik der Franzosen hat er keinen Begriff und wird im späteren Leben die alltäglichen Urteile der „Gebildeten" getreulich nachbeten, wenn er nicht gerade neuere Sprachen zum Fachstudium wählt. Schon darum ist eine Anthologie wenigstens für Sekunda und Prima neben den Schulausgaben unentbehrlich.

Diese Lücke will G. Strien durch vorliegende Sammlung von dreifsig Gedichten ausfüllen: Der Schüler soll sie von Tertia bis Prima mitführen und alljährlich fünf Gedichte auswendig lernen, so dafs er beim Verlassen des Gymnasiums einen hübschen Vorrat französischer Dichtung mit ins Leben nimmt. Mit der hohen Meinung Striens vom Werte des Auswendiglernens ist Referent ganz und gar einverstanden und hat besonders in der Mittelstufe ihn genügend kennen gelernt. Es fragt sich nur, ob eine Gedichtsammlung schon die Tertia berücksichtigen mufs, da auf dieser

* Paul Albert erwähnt pag. 36: Harnali, ou la contrainte par cor. — Antoine, Aperçus etc. p. 134: Les Hures graves, Parodie zu den Burgraves von Clairville; Baumgarten, La France qui rit, p. 151—169: Les Boules graves oder les Burgs infiniment trop graves von Philipon (vergl. auch Max. du Camp a. a. O. I, 236).

Stufe noch die Chrestomathie genügenden Memorierstoff bietet. Ferner ist es fraglich, ob Abschnitte aus den sogen. klassischen Dichtern in die Gedichtsammlung aufzunehmen sind; denn die Tragiker werden in IIa und I ohnehin gelesen, so dafs der Lehrer einzelne Abschnitte bei Gelegenheit auswendig lernen lassen kann. Dem Ref. schwebte vielmehr als Muster eine für II und I berechnete Auswahl der neueren Lyrik vor.

Sieht man aber von diesen rein principiellen Bedenken ab und prüft den relativen Wert von Striens *Choix de Poésies*, so kann man dem Buche sowohl hinsichtlich der geschmackvollen Auswahl als auch der vorgeschlagenen* Reihenfolge nur die wärmste Anerkennung zollen und ihm eine möglichst grofse Verbreitung wünschen. Zudem ist die Ausstattung mustergültig, ähnlich der der Rengerschen Schulbibliothek, und der Preis sehr mäfsig.

Karl Foth, Bonaparte en Égypte, aus Thiers, Hist. de la Rév. franç. und Hist. du Cons. et de l'Empire. — Leipzig, Rengersche Buchhdlg., 1885. XII und 116 S. mit drei Karten. In Leinw. geb. Mk. 1,40.

Von Thiers' weitschichtigem Nationalwerk dürfte der Abschnitt über den abenteuerlichen Feldzug nach Ägypten in deutschen Schulen der bekannteste sein, einmal weil der einseitige Lobredner des Schlachtenkaisers hier keine empfindlichen Patrioten verletzen kann, und dann weil diese Partie leicht aus dem Zusammenhang sich reifsen läfst und somit gerade für ein Semester passenden Lesestoff bildet. Wer in Obersekunda oder Unterprima unterrichtet, wird sie nicht ignorieren dürfen.

Foths Ausgabe darf ihrem inneren Werte wie ihrer äufseren Beschaffenheit nach als vortrefflich bezeichnet werden. Der Text ist in neunzehn Kapitel eingeteilt, was den raschen Überblick sehr fördert. Indessen notieren wir auf S. 2—24 fünf Accentsfehler und auf S. 5—82 ebenso viele Versehen, während die anderen Bogen absolut korrekt sind. Die sprachlichen Anmerkungen sind, den Grundsätzen der Rengerschen Schulbibliothek entsprechend, sehr spärlich, etwa 25 in den acht Bogen Text. So sehr diese Sparsamkeit im Interesse der Selbständigkeit des Schülers geraten, erscheint, wir hätten doch hin und wieder bei Ausdrücken wie *un feu plongeant et meurtrier*, oder *la turbulence envahissante de la France* die entsprechende deutsche Übersetzung gewünscht.

Reiche Belehrung bietet der mit drei Kartenskizzen bereicherte sachliche Anhang. Die knappen und inhaltreichen Einleitungen sind gleichfalls zweckentsprechend. Nur will dem Ref. der biedere Carnot, der organisateur de la victoire, nicht recht als „royalistisch gesinnt“ erscheinen. Ferner hätte vielleicht die eine oder die andere kritische Bemerkung Thiers' parteiische Angaben richtigstellen dürfen: so ist z. B. die Verdächtigung

---

* IIIb: *Le Corbeau et le Renard* (La Font.); *le Lab. et ses Enfants* (id.); *l'Enfant aimé du Seigneur* (Racine); *les Hirondelles* (Béranger); *la Cloche* (Lamart.). — IIIa: *le Chêne et le Roseau* und *les Animaux mal. de la peste* (La F.); *le Meunier Sans-Souci* (Andrieux); *le Montagnard émigré* (Chateaubriand); *Charlottembourg* (id.). — IIb: *Adieux de Marie Stuart* (Bér); *la Chute des Feuilles* (Millevoye); *la Grand'-mère, Extase* und *Pour les Pauvres* (V. Hugo). — IIa: *Victoire du Cid* und *Auguste et Cinna* (Corn.); *Mon Habit* und *le Tailleur et la Fée* (Bér.); *l'Automne* (Lamart.). — Ib: *Mort d'Hippol.* und *Louanges de Dieu* (Racine): *Mort de Coligny* (Volt.); *la jeune Captive* (Chénier): *le Cor* (Vigny). — Ia: *Misanthrope* (Mol.); *Apologie de la Satire* (Boileau: ein schauerlich langweiliges Stück, das einzige der Sammlung, was nicht glücklich gewählt ist!); *Origines de la poésie franç.* (Boileau); *Mort de Jeanne d'Arc* (Delavigne); *Qu'est-ce que la Poésie* (Musset).

Poussielgues, wie aus dem 1845 veröffentlichten Aktenmaterial ersichtlich (Protokoll des Kriegsrats vom 1. Pluv. VIII, Berichte Klébers und Desaix', Korresp. mit dem Grofsvezier), nicht ganz gerechtfertigt. Indessen wollen viele Schulmänner die historische Kritik aus der Schule verbannt wissen: also — habeat sibi.

Die Ausstattung der Fothschen Ausgabe ist tadellos, der Preis für das elegant in Leinen gebundene Büchlein sehr mäfsig. Somit wird dasselbe rasch in den höheren Schulen Eingang finden.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Petry, Die wichtigsten Eigentümlichkeiten der englischen Syntax. 4. Auflage. Remscheid, H. Krumm.

Infolge der warmen Empfehlung, welche Dr. Lüttge den beiden ersten Ausgaben dieses trefflichen Büchleins in dem Archiv gewidmet hatte, machte Ref. einen praktischen Versuch mit demselben bei seinem Unterrichte in der Schule, und er kann jetzt nach seiner Erfahrung nur bestätigen, was der frühere Recensent dem Buche nachrühmte. Es ist das Notwendige in vollkommen hinreichender Weise hier gegeben, und der Verf. leidet nicht an der in den neueren grammatischen Hilfsbüchern so häufig sich kundgebenden Manie der Vollständigkeit. Die Regeln sind einfach, klar, präcis, und die Wahl der Übungsbeispiele ist ganz vortrefflich; überdies hat Ref. an verschiedenen Stellen dieser neuesten Ausgabe die verbessernde Hand des aufmerksamen Verfassers mit Dank bemerkt.

Zeitschriftenschau.

Fiàmuri Arbërit, La Bandiera dell' Albania.

Anno 1, Corigliano Calabro, 30 Aprile 1884, Num. 7.

S. I—V bringt die Fortsetzung des Berichts über die albanische Schule in Italien; Anerkennung und Unterstützung vom Papste. S. V einige Verse von Giuseppe de Rada. S. V—VIII. Über den Palast Adriano von Gabriele Cav. Dara: handelt von Albaniern auf Sicilien; noch dort vertretene Namen von Albaniern werden genannt, darunter auch der des Verfassers, dem sein Vater eine von ihm verfafste Schilderung albanischer Sitten, sowie auch ein albanisch-italienisches und italienisch-albanisches Wörterbuch hinterliefs, welches alle bisher gedruckten übertrifft. Der Palazzo Adriano, noch heute ein Besitz des Königs, wird von Albaniern und Italienern bewohnt, trefflichen Leuten, die öfter durch Gaben an den König verhinderten, dafs derselbe verkauft wurde.

Anno I, Corigliano Calabro, 30 Maggio 1884, Num. 8.

S. I. Nachrichten von Albanien. S. II—IV. Programm der Radikalen in Ungarn: dieselben sind Freunde der Albanier und im Wesentlichen mit des Herausgebers Schrift „Quanto di libertà e di ottimo vivere sia nei governi rappresentativi, Napoli 1882“ einverstanden. S. IV—VI. Ein Lobgesang auf den Mond, von P. Fra Antonio Santori: der Herausgeber merkt zweimal an, wie die Sprache durch den Reim leide. S. VI—VII. Wieder ein Stückchen: achten wir auf das Leben ehe es untergeht. S. VII—VIII. Über die albanischen Wörter àt Vater, ēēm Mutter, sìs Muttermilch, Mutterbrust. Es sind noch echte, alte, pelasgische. Von dem ersten bekamen die Rumänier und Italiener tata, Vater, vom zweiten die Italiener mamma, meine Mutter. S. VIII. Neueste Nachricht: Athen, den 10. Juni. Vorgestern hat

sich im Philologischen Institut, der Parnafs, für Griechenland die Verbindung „Die albanischen Brüder“ gegründet, zur Pflege albanischer Sprache.

Anno I, Corigliano Calabro, 30 Giugno 1884, Num. 9.

S. I—IV. Wollen sie uns also blenden? Die Pforte hat die Einführung der vorliegenden albanischen Zeitschrift in Albanien verboten und zeigt damit, dafs sie nun nach 400 Jahren Albanien nicht für einen Teil von sich, sondern für eine Beute hält, die es nach Belieben verzehren kann. S. IV—VI. Die Stunde ist gekommen. Durch den Aufruf des Anastasios Koluriotis vereinigen sich die albanischen Städte Griechenlands, alle Albanier in Griechenland. Der Verfasser jauchzt, bemerkt, ein Viertel der Bevölkerung des Königreichs Griechenland sind Albanier: es ist jetzt einmal Zeit zu antworten, ob sie Ankömmlinge sind oder vielmehr ein Rest der ersten pelasgischen Lagerung, welche sich nach Benloews Annahme vom Adriatischen Meere bis zum Halys erstreckte. S. VI—VIII. Über Kirizza oder Corcia in der Toscheria.

Anno I, Corigliano Calabro, 30 Luglio 1884, Num. 10.

S. I—III. Achten wir auf das Leben, ehe es untergeht. S. II—VI. Der Aufsatz von der albanischen Schule in Italien, G. de Rada unterzeichnet, wird beschlossen. S. VII—VIII beschliefst den Aufsatz über Korizza, Eutimio Nitko unterzeichnet.

Anno I, Corigliano Calabro, 30 Settembre 1884, Num. 11.

S. I—V. Der Herausgeber spricht, wohl im Anschlufs an sein vorhin angeführtes Buch, vom Realen und Idealen in den Vertretungen der Welt. Soll noch fortgesetzt werden. S. V. Vorurteile des oberen Albaniens. S. V—VII. Ein Bernardo Bilotta unterzeichneter Brief aus Frascineto, über diesen Ort. S. VII—VIII. Einige Verse des Giuseppe de Rada und von Dochi von Scutari an die Witwe ebendesselben.

Anno I, Corigliano Calabro, 30 Ottobre 1884, Num. 12.

S. I—II. In Konstantinopel erscheint ebenfalls eine albanische Zeitschrift — ein Beweis der guten Gesinnung des Sultans, zu welcher er auch Grund hat. S. III—IV. Fortsetzung des Aufsatzes vom Realen und Idealen. S. V. Ein Brief aus Scutari warnt vor Bestrebungen der Griechen, Albanien mit ihrem Reiche zu vereinigen. S. V—VIII. Piana de' Greci auf Sizilien von aus Scutari gekommenen Albaniern erbaut. Heute hat es 10000 Einwohner, ist die gröfste albanische Kolonie Siziliens.

Wir überschauen nun noch den je zweiten Bogen der hier vorgeführten sechs Hefte. S. 48—58. Die Lieder von den Thaten der Helden werden bis zum Ende des ersten Buches geführt. S. 59—73. Das zweite Buch von den Thaten der Helden; 15 Lieder, das erste enthält 18. S. 74—83. Das dritte Buch der Volkslieder. S. 84—93. Eine Satire an die Ehrenmänner von S. Demetrio Corone des Costa Bellocci, doch hat der Herausgeber einige Stücke als zu üppig weggelassen. S. 94—96. Vorrede und Anfang des nun folgenden Wörterbuches für die vorhergehenden Lieder, welche manches Altertümliche und Schwierige enthalten.

Seguito del Giornale di Filologia Romanza. Studj di Filologia Romanza pubblicati da Ernesto Monaci, Fasc. I, Roma 1884. 192 pp.

Das ganze erste Heft von Monacis Studj di Filologia Romanza wird von einer einzigen Arbeit eingenommen, diese ist von N. Zingarelli und führt den Titel Parole e forme della Divina commedia aliene dal dialetto fiorentino (Dedicato al Prof. d'Ovidio). Sagt d'Ovidio in seinen Saggi Critici 533, es seien einmal alle Latinismen, Gallicismen und mundartlichen Formen der Commedia zusammenzustellen, so übernimmt dies hier der Ver-

fasser. Zunächst wird einleitend von den Hss. des Gedichtes geredet, es sollen fünf als die ältesten beachtet werden: der Palatino 178, der sog. des Fil. Villani, der Gaddiano Laur. XC, Sup. 125, der Laurenziano XL, 22 — zu diesen vieren in Florenz noch der Vaticano 3199. Der erste Hauptabschnitt vom lateinischen Elemente reicht von S. 13—108. Es kann nicht fehlen, dafs hier öfters zu viel vorgeführt wird. Z. B. *die* soll *dies* sein, aber man hat doch dì und mezzodì, und kennt diese toskanische Art, das Oxytonon zu meiden; dolve soll doluit sein, zumal es Virgil sage (Inf. II, 51); aber wenn Fr. Sacchetti Nov. 164 a molti si dolfe (s. meine Grammatik S. 70) sogar mit f hat, in Prosa, so ist es wohl erwiesen, dafs dies Übereilung heifsen mufs. Face = facit ist möglicherweise lateinisch, aber sicher doch nicht, da das Wort italienisch Formen vom reinen und vom verstärkten Stamm bildet und solche wie diese auch volkstümlich sein konnten: der Verfasser gesteht diese Möglichkeit zu, aber er hätte sich weiter erkundigen sollen. Den Schlufs dieses Abschnittes bildet ein Rückblick: im ganzen etwa 511 Latinismen, teils im Klange, teils in der Bedeutung, teils in lexikalischer Art, das Paradies stellt die meisten. Der zweite Hauptabschnitt S. 109—143 behandelt die Gallicismen. Gasparys Buch wird oft mit Ehrerbietung angeführt, und so unternimmt Verf. hier wohl diesem zu Gefallen auch einen Ausfall auf Nannucci, den er nachher mit einer Verbeugung wieder gut macht. Es ist unzweifelhaft, dafs Nannucci hier wie auch in anderen seiner Bestrebungen zu weit ging, ist richtig und begreiflich, aber ihm gegenüber sich aufs hohe Pferd zu setzen, er besafs keines der criteri glottologici moderni heifst es hier, wiederhole ich auch hier, steht keinem wohl an. Dafs in dem Zusammenfallen von con mit come bei Dante und anderen Alten nichts Provençalisches ist, hat der Verfasser recht: er bleibt aber die Erklärung schuldig. Noch mehrere alte Belegstellen und die wie ich glaube festzuhaltende Erklärung, dafs come nicht von quomodo, sondern mit lateinischem quom und cum verwandt, mit der Präposition con wahrhaft eins ist, s. in meiner Grammatik S. 139. Der dritte Hauptabschnitt von S. 144 bis 163 umfafst das Mundartliche. Auch hier zeigt es sich, dafs der Verfasser sich nicht genug nach Belegen umsieht. Cionca = monca, mutilata Inf. IX, 18 im Reime gehört südlichen Mundarten an, aber, heifst es weiter, wir haben zunächst noch keinen historischen oder phonologischen Beweis, um das Wort dem Florentinischen abzusprechen — und nichts weiter, keine Erwähnuug auch nur eines Versuches, es irgendwo an der Frage nicht zu fernem Orte zu finden. Einige allgemeine Bemerkungen über Dantes Schrift: De vulgari eloquentia, über die Sprachen der Seelen, über den Reim, beschliefsen das Buch. H. Buchholtz.

Programmenschau.

Über Wolframs Willehalm. Von Prof. Jos. Seeber. Programm des k. k. Privatgymnasiums am Seminarium Vincentinum zu Brünn 1884. 34 S. gr. 8.

Mit der reichen Litteratur über Wolframs Willehalm wohl vertraut (nur das Programm von Saltzmann, Pillau 1882, über die französische Quelle scheint ihm unbekannt geblieben zu sein) bringt der Verf. einen sehr wertvollen Beitrag zum Thema. Was für die eine, was für die andere Ansicht spricht, genau abwägend, kommt er zuerst zum Ergebnis, dafs der Anfang der Dichtung in das Jahr 1214, das Ende des fünften Buches in 1216, das achte Buch vor 1220 zu setzen sei. Der zweite Teil nennt die Handschriften, Bruchstücke und Ergänzer vollständig. Im dritten Teil, über die Quellen, wird als alleinige Quelle La bataille d'Aleschans, zuerst 1834 von Jonckbloet herausgegeben, genannt; der Verf. hebt namentlich die Verdienste Jan Mastes hervor. Der deutsche Dichter, wird weiter eingehend auseinandergesetzt, überragt vielfach sein französisches Vorbild an feinem Gefühl und künstlerischer Mäfsigung; die reichen Züge der Roheit, die sich bei dem Franzosen finden, mildert er oft, besonders wenn es sich um Streitscenen zwischen Verwandten handelt, und ist bestrebt, das natürliche Gefühl zu schonen. Je mehr er zum Schlufs kommt, desto mehr entfernt er sich von seinem Vorbilde, er zeigt auch hier wieder seine Stärke in der Charakterschilderung. Wie er den Parzival allmählich sich läutern läfst, so wird auch der anfangs thörichte Rennwart nach und nach ein anderer, feiner Mensch. Er hat so das lose Gewirr der französischen Dichtung harmonisch umgestaltet, den Stoff vertieft. War früher der Willehalm immer als Fragment angesehen, so haben neuerdings San Marte und Claws zu beweisen gesucht, dafs Wolfram sein Gedicht vollendet und hinterlassen habe. Der Verfasser beweist, dafs diese Ansicht irrig, der Willehalm nicht vollendet sei. Schon die Angabe des Dichters, dafs er Anfang und Ende der ihm vorliegenden Erzählung dem Leser vorführen wolle, dafs aber das Ende fehlt, beweist gegen San Marte; der Schlufs der Bataille d'Aleschans sollte nach des Dichters Plane bis zu Rennewarts Vermählung mit Alyze umgestaltet werden. An der Vollendung, so nimmt der Verf. mit Wackernagel an, ist er allein durch seinen Tod gehindert worden: in den Beginn des Jahres 1220 fällt die Abfassung des neunten Buches, und dies Jahr hat er kaum überlebt. Wie nun der Schlufs des Gedichtes etwa gewesen sein müfste, können wir vermuten, wenn wir genau den Ideengang des erhaltenen Gedichtes verfolgen; diesen legt schliefslich der Verf. anschaulich vor.

Dreizehnlieder. Von F. W. Weber. Inhalt und Bemerkungen von Dir. Dr. B. Werneke. Programm des Gymnasiums zu Montabaur 1884. 18 S. 4.

Die Abhandlung bringt eine Inhaltsangabe des bekannten Gedichtes, sowie einen Abrifs des Planes desselben. Der Zweck des Verf. ist, dadurch zu beweisen, dafs das Gedicht nicht blofs reich sei an dichterischen Schönheiten, sondern auch das treueste Bild des Lebens und Treibens unserer Vorfahren, dafs es deshalb wie wenig andere Dichterwerke sich zur Klassenlektüre im oberen Gymnasium eigne. Ob sich dazu neben anderen Gedichten, welche doch mehr darauf Anspruch machen dürften, Zeit finden mag, bleibt zweifelhaft. Was die Schönheit des Gedichtes betrifft, so hat wohl ziemlich einstimmig die Kritik ein günstiges Urteil gefällt; vielfach ist nur die Einwendung gemacht, dafs es einen etwas süfslichen Charakter habe und an den überwundenen Standpunkt der Romantik erinnere.

Oidipus und Lear. Eine Studie zur Vergleichung Shakespeares mit Sophokles. Von Prof. Dr. J. J. Richter. I. Teil. Programm des Gymnasiums zu Lörrach 1884. 18 S. 4.

Der Verf. teilt zuerst die ursprüngliche Gestalt der Sage vom Oidipus mit, nach dem Vorbilde der bekannten Abhandlung von Schneidewin, und bezeichnet die beiden Punkte, welche sich in der alten Sage nicht fanden, das die Geburt des Oidipus betreffende Orakel und die hierin begründete Aussetzung des Kindes, als dramatische Erfindung, wodurch erst die Vergangenheit mit der Zukunft verknüpft, der Wille der Götter als der bestimmende Faktor hingestellt wurde. Da die Handlungen des Oidipus nicht aus seinem Charakter hervorgehen, so mufsten die unerhörten Frevel der Mittelpunkt des dramatischen Interesses bleiben. Die Tragödie führt uns nur die gänzliche Vernichtung des Glückes des Königs vor. Dann ist ferner merkwürdig der fortwährende Widerspruch zwischen der Verblendung des Oidipus und dem klaren Bewufstsein des Zuschauers über den endlichen Ausgang, endlich der Eintritt der Peripetie durch die Erkennung seiner selbst durch den Helden der Tragödie. Der Verf. giebt hiernach einen Überblick über den Gang des Dramas, wobei er gut entwickelt, wie Oidipus auf seinen Verdacht und seinen Eifer gegen Kreon und Teiresias gekommen ist. Inwiefern von einer tragischen Schuld des Oidipus die Rede sein kann, auf diese Frage geht der Verf. hier nicht ein. Er wendet sich vielmehr gleich zum Lear. Er erzählt die alte Sage von Lear, über welche wir bekanntlich eine besondere Schrift von Eidam haben, und bezeichnet als Abweichungen Shakespeares das unglückliche Ende Lears und der Cordelia und die Verknüpfung ihrer Schicksale mit denen der Familie Glosters. Er giebt dann eine Übersicht über den Gang der Tragödie, um schliefslich den Untergang Glosters, Lears und Cordelias zu motivieren. Wie oft ist schon die Frage, ob Cordelia schuldig oder nicht schuldig sei, erörtert worden! Ob der Verf. den Aufsatz von Öhlmann im zweiten Bande des Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft kennt, erhellt nicht. Er legt sich die Sache so zurecht, dafs doch die gröfsten Bösewichter untergehen mufsten, dafs aber, wenn Cordelias Partei die Schlacht nicht verlor und Cordelia selbst nicht umkam, der Zweikampf Edgars mit Edmund unmöglich gewesen sei, Edmund und Goneril ihre Strafe nicht gefunden hätten, ohne Cordelias Untergang der Krieg nicht aufgehört hätte. Gegen diese Lösung ist aber doch noch mancherlei zu erinnern. Der zweite Teil der Abhandlung ist dem Ref. noch nicht zugegangen.

Der Lanzelot des Ulrich von Zatzikhoven. (Schlufs.) Von Al. Neumaier. Programm des Gymnasiums zu Troppau 1884. 26 S. gr. 8.

Der vorjährigen ersten Abteilung hat der Verf. hier die zweite und letzte folgen lassen, welche die Beziehungen des Lanzelot zu den Werken Hartmanns von Aue behandelt. Das Resultat der eingehenden Untersuchung ist, dafs der Lanzelot jünger ist als Hartmanns Erec, dafs Ulrich bei seinem Gedicht den Erec als nachzuahmendes Muster vor sich gehabt habe, wie sich aus vielen sprachlichen und stofflichen Beziehungen ergiebt; ferner hat Ulrich viele unhöfische Ausdrücke, woraus ihm aber kein Vorwurf zu machen ist, vieles auch hat er mit der Volkspoesie gemein; aus seiner Genauigkeit in der Behandlung der Metra ist zu schliefsen, dafs er kein geringer Dichter, kein Anfänger war, sowie auch dafs der Lanzelot nicht als sein erstes Werk anzusehen ist. Die Vorwürfe, welche einige Kritiker dem Lanzelot gemacht haben, treffen alle zeitgenössischen Dichter, unserem Geschmack erscheint bei allem manches fremdartig. Aufser Erec sind alle übrigen Gedichte Hartmanns jünger als der Lanzelot. Im Gebrauch der Fremdwörter übertrifft der Lanzelot noch den Erec; manche vulgäre Ausdrücke kommen nur in unserem Gedichte vor und sind schwer zu erklären. Zu seinen Vorzügen gehört sein Geschmack in der Anwendung poetischer Hilfsmittel, z. B. der Tropen, rhetorischen Redewendungen. Mit ziemlicher Gewifsheit ist der Lanzelot in die Jahre 1196—1200 zu setzen.

Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauchs Klopstocks. Von Christ. Würfl. (Forts.) Programm des zweiten deutschen Gymnasiums zu Brünn 1884. 56 S. gr. 8.

Wie die im Archiv angezeigte erste Abteilung der Abhandlung, so verdient die vorliegende zweite, welche noch umfangreicher ist und von dem Verbum Gallicismen bis zum Subst. Urteilssprecher reicht, wegen der grofsen Sorgfalt mit Lob hervorgehoben zu werden. Auch aus dieser Abteilung werden die deutschen Wörterbücher ohne Ausnahme einen ungemein reichen Stoff schöpfen können; hier erst erkennen wir, wie sehr viele Wörter oder doch deren Gebrauchsweise auch im Grimmschen Wörterbuche fehlen. Dafs sie fehlen, ist freilich ein Beweis, dafs sie sich nicht haben einbürgern können; aber sie geben uns doch das deutlichste Zeugnis von der sprachschöpferischen Kraft Klopstocks, die vor keiner Kühnheit bangte. Die alphabetische Ordnung erleichtert die Übersicht über die Neuerungen Klopstocks; es sind somit die beiden Programme eine willkommene Ergänzung zu des Verf. umfangreichen Aufsätzen über die poetische Sprache Klopstocks im 64. und 65. Bande des Archivs. Um den Reichtum des Stoffes klar zu machen, würde es nötig sein, den gröfsten Teil des Programms wiederzugeben; ein Bild mag ein Auszug aus den ersten Blättern liefern. Es fehlen also im deutschen Wörterbuche u. a. folgende Klopstocksche Wörter: „mich gallicismet, Galliatte = französ. Sprache, Garbengefilde, Gebärerinangst, gebeindeckend, Geberin. Part. geglaubt, geheimnisverhüllend, Geierklaue, Geiferbifs, halbgeheitert, halbkreisend, halbunkenntlich, halbzürnend, Hallelujagesang, Harfenlaut, Harfentonsname, Heerchen = kleine Heere, heilerfüllt, Heilgeber, heiliggefaltet, Heilmeer, Heiltag, Heilungskraut, heifsgefaltet, herabgaffen, herabschmettern, herabschreien, herabstammeln, herabstrahlen, herabtönen, herabwanken, herabwehen, Heralde, heraufarbeiten, heraufbeben, heraufbrausen, heraufglühen, heraufgrenzen, heraufklagen, Heraufkunft, heraufrücken, heraufrufen, heraufsingen, heraufstrahlen, herauftönen, heraufwandeln, heraufwanken, heraufwehen, heraushelfen, herbeiblasen, herherrschen, herketten, herlahmen u. s. w.“ Es sind nicht blofs Komposita,

in deren Bildung Klopstock unerschöpflich war, die hier als in den Wörterbüchern fehlend zusammengestellt sind, überall mit allen Belegstellen; auch in Bezug auf eigentümlichen Gebrauch bietet die Abhandlung reichen Stoff, und endlich auch bei den längst aufgenommenen Wörtern ist doch die Autorität Klopstocks so wichtig, dafs auf ihn mehr als bisher geschehen Rücksicht genommen werden mufste. Die Abhandlungen des Verf. verdienen daher für die Zukunft wohl beachtet zu werden.

Lessings Hamburgische Dramaturgie als Schullektüre. Von Dr. Schmitz. Programm des Gymnasiums zu Wehlau 1884. 24 S. 4.

Um die Hamburgische Dramaturgie dem Schüler näher zu bringen, dafs er von ihr aus die unzulänglichen dramatischen Versuche der früheren Zeiten wie die Meisterwerke der folgenden Generation richtig würdigen lerne, dazu hat der Verf. den vorliegenden Versuch gemacht. Er teilt seinen Stoff in drei Teile, im ersten führt er den Entwickelungsgang des deutschen Dramas bis auf Lessing, mit besonderer Berücksichtigung Gottscheds, vor. Dieser Teil hätte aber fehlen können; was da gesagt ist, weifs doch nicht blofs jeder Lehrer, sondern es ist Gemeingut der gebildeten Welt. Der zweite Teil will Lessing als dramatischen Dichter und dramaturgischen Schriftsteller schildern und seine Verdienste um das Drama in das rechte Licht setzen; nachher bezeichnet der Verf. richtiger den Inhalt als Lessings dramatische und dramaturgische Thätigkeit bis zur Dramaturgie. Da der Lehrer auch hier nichts Neues findet, der Schüler aber schwerlich die Citate aus Lessings Briefen nach der Maltzahnschen Ausgabe nachsehen wird, so wäre, um Raum zu gewinnen, auch wohl dieser Teil besser weggeblieben. Der dritte Teil endlich betitelt sich: Versuch, den Gesamtinhalt der Dramaturgie nach bestimmten Gesichtspunkten zusammenzustellen, oder, wie es vorher heifst, den überreichen Inhalt derselben in den Rahmen einer schematischen Disposition zu bringen. Auf diese Weise soll eine vollständige Übersicht über die Schrift gewonnen werden. Die Aufgabe ist nicht leicht. Der Verf. legt sich die Lösung so zurecht, dafs er als Grundthema bezeichnet die Klarstellung des Wesens des echten Dramas im Anschlufs an Aristoteles, demnach seien die zwei Teile: Nachweis der bisherigen Regeln als irriger, und Darlegung der Regeln des Aristoteles. Daraus sollen sich ergeben als Unterabteilungen für den negativen Teil: deutsches und französisches Theater, für den positiven einerseits die Gegensätze Tragödie und Komödie, andererseits Definition der Tragödie und Hauptbestandteile, woran sich schliefsen Einzelheiten das Drama betreffend und Zusammenstellung der auf Shakespeare bezüglichen Stellen. In dieser Weise hat nun der Verf. den reichen Stoff zu ordnen gestrebt, und man mufs einräumen, dafs das innerlich Verwandte mit Fleifs herausgesucht und aneinandergereiht ist. Überblicken wir aber die ganze Zusammenstellung, welche die starke Hälfte der Arbeit ausmacht, so vermissen wir trotzdem diesen und jenen Punkt der Dramaturgie, den Lessing keineswegs für ganz unbedeutend ansieht; andererseits ist die Disposition keineswegs leicht übersichtlich und einleuchtend. Der erste negative Teil z. B. soll nachweisen, dafs die französische Tragödie nicht die gerühmte Vollendung besitze, da sie auf unrichtigen, den Aristoteles mifsverstehenden Principien beruhe, also keine wahre Komödie im Sinne des Aristoteles sei. Da wird man doch zunächst eine Bekanntschaft mit den Grundsätzen des Aristoteles erwarten. Hier aber lautet die Disposition: a) das deutsche Theater, es ist verderbt, die Dichter sind unreif, die Kritiker Schwätzer, das Publikum urteilslos, die Schauspieler zu empfindlich; Kritik deutscher Originaldramen, wie Cronegks Olint, Weifses Richard III. Da ist also weder von Aristoteles noch von der französischen Tragödie die

Rede; dieser erste Punkt konnte also nicht mit Fug als erste Unterabteilung des ersten Hauptteiles aufgeführt werden. Ähnliche logische Bedenken lassen sich öfters gegen das Folgende erheben. Nicht sowohl als eine Disposition möchte demnach die Arbeit bezeichnet werden, als vielmehr als ein Index, der freilich nicht ganz vollständig ist; als solcher hat er seinen Wert. In der Einleitung sagt mit vollem Recht der Verf. von der Dramaturgie, dafs erst durch sie über das Wesen und das Ziel des Dramas für alle Zeiten unumstöfsliche Normen aufgestellt seien, dafs erst durch sie die französischen Regeln ihre richtige Beurteilung gefunden haben, die groben Mängel der französischen Tragödie nachgewiesen seien. Nachher aber scheint er durch Autoritäten sich haben bestechen zu lassen und will Lessings strenges Urteil darum eingeschränkt wissen, weil, wenn die französische Tragik in Wahrheit Unnatur und Künstelei wäre, es unmöglich sein würde, dafs auch heute, nach einem Jahrhundert der gewaltigsten staatlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen, Corneille und Racine im Herzen eines grofsen gebildeten Volkes noch immer ihre ungeschmälerte Geltung behaupten. Ist dies Faktum ein Gegenbeweis? Dann würde auch zu folgern sein, dafs Victor Hugos neueste Ergüsse, welche das grofse gebildete Volk als höchste Poesie anstaunt, mit Unrecht tolle Exklamationen genannt werden. Und bedingen die grofsen politischen Umwälzungen Vertiefung des feinen Geschmacks? Ja, den ganzen Wert der Hamburger Dramaturgie reduziert in der Note der Verf. auf ein Minimum, indem er erklärt: „Die französische Tragödie ist nach Lessing keine Tragödie im Sinne des Aristoteles, und darum keine wahre Tragödie.“ Dann ist die Hamburger Dramaturgie nichts als ein Kommentar zum Aristoteles, Lessing ein gewöhnlicher Scholiast, und es ist wieder zweifelhaft, ob überhaupt auf Aristoteles etwas zu geben ist.

Die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie Lessings in der Oberprima. Von Prof. L. Zück. I. Teil. Programm des Gymnasiums zu Rastatt 1884. 26 S. 4.

Die zweite Hälfte dieses Programms enthält die praktische Anwendung der Auseinandersetzung der ersten Hälfte, nämlich die Darstellung der Lessingschen Kritik des Trauerspiels Olint und Sophrome von Cronegk und seine Aufführung, oder einen Lehrgang, oder eine Lehrstunde über St. 1—7, oder vielmehr nur den ersten Teil der Besprechung, nämlich der Kritik des Trauerspiels; Raummangel bedingte den Abbruch mitten im Thema, die Fortsetzung soll das nächste Programm bringen. Man kann über diesen und jenen Punkt anderer Ansicht sein als der Verf., z. B. über das beiläufig erwähnte innerliche Verhältnis der Emilia Galotti zu dem Prinzen, über die sehr ausgedehnte Heranziehung der Schriftsteller, welche Lessing in seiner Kritik erwähnt, insofern dadurch sehr viel Zeit beansprucht wird; aber das mufs man zugeben, dafs durch die Art der Behandlung, welche hier vorliegt, unzweifelhaft die Aufklärung und Bildung des Schülers sehr gefördert wird. Diese Methode, alles genau anzusehen, überall zu fragen, die Begriffe allmählich zu klären, endlich systematisch zusammenzufassen, mufs Frucht tragen. Und auch wenn man dies und das kürzer fassen, hier und da, um schneller voranzukommen, den Lehrer vortragen lassen will, statt den Schüler zu fragen, mufs man sagen, dafs, wenn dieser erste Teil der Dramaturgie, diese erste Kritik in dieser Weise durchgemacht ist, der Schüler so viel reifer im Selbstdenken, so viel reicher an wohlverstandenen Begriffen geworden ist, dafs das Verständnis des Folgenden ihm wenig Schwierigkeiten mehr bereiten wird, die Lektüre viel rascher vorangehen kann. Reifst man die Fragen aus dem Zusammenhange, welche der Verf. stellt und beantwortet wissen will, dann mögen sie schwierig erscheinen;

aber der Zusammenhang lehrt, dafs sie der Schüler beantworten kann und in seinem Denken lobenswerte Fortschritte gemacht, z. B. unter welchen Bedingungen darf der dramatische Dichter als Genie bezeichnet werden? Wann kann die Handlung wahrscheinlich genannt werden? Was sind Leidenschaften? Welches ist der Unterschied in der Thätigkeit des Genies und des Talents? Auf welchen Gebieten äufsert sich das Genie? Hier kommen wir zu vortrefflichen Dispositionsübungen. Die Gefahren des Genies, die Notwendigkeit der Beschränkung, der Regeln, alles kommt dem Schüler zum Bewufstsein. Weiter: Was heifst romantisch? Wann werden Verstöfse gegen die historische Wahrheit in der Dichtung zu Fehlern? Erörterung des Begriffs der Schwärmerei an einzelnen Charakteren. Welches ist der Unterschied zwischen einem falschen und einem wahren Märtyrer? Inwiefern will das Trauerspiel angenehme Thränen erwecken? Was sind moralische Wunder? warum sind sie im Trauerspiel nicht zulässig? Moralischer Endzweck der Tragödie? Was ist ein christliches Trauerspiel? ist es überhaupt möglich?

Im ersten Teile seiner Abhandlung giebt der Verf. die Stücke der Hamburgischen Dramaturgie an, die zu lesen seien; man kann der Auswahl nur zustimmen. Er setzt aber voraus, dafs der Schüler mit den Dramen, welche Lessing kritisiert, bekannt sei; sei das nicht der Fall, so bringe die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie für die Schüler mehr Nachteile als Vorteile, Nachteile nämlich für den Charakter, sie lernten über Dinge reden, die sie nicht aus eigener Anschauung kennen; es müfsten daher schon in der Obersekunda französische Dramen gelesen werden, Voltaires Semiramis, Merope und Zaïre, Corneilles Rodogune gehörten in den Kanon der französischen Schullektüre. Ist das wirklich notwendig? Unsere an der griechischen und deutschen Poesie genährte Jugend kann doch wenig Geschmack finden an dem klassischen Drama der Franzosen. Und sodann durch die Lessingsche Polemik und Kritik hindurch, deren Wahrheit sich ihr von selbst aufdrängt, gelangt sie zu positiven Resultaten, welche für sie die wichtigste Frucht der Dramaturgie sind; die Objekte, durch deren Sektion die Wahrheit gefunden ist, sind für sie bedeutungslos. Der Ernst der Lessingschen Kritik imponiert ihr; wenn sie auch blindlings jetzt auf Lessing schwört, wird sie nicht damit zu leichtfertigem Aburteilen gebracht; die Gefahr, welche der Charakter laufen soll, ist doch wohl nur erträumt. Dafs der Verf. auch sprachliche Eigentümlichkeiten, Satzbildung u. s. w. beachtet wissen will, ist zu loben; auch auf die stilistische Bildung soll die Dramaturgie wirken, und das ist nur möglich, wenn auf die präcise Schlufsfolgerung, auf treffende Metaphern, prägnante Ausdrücke aufmerksam gemacht wird. Auch hier in dem ersten Teile erwähnt der Verf. die Emilia Galotti als eine Charaktertragödie, in welcher der tragische Ausgang der Emilia nicht ganz unverschuldet, sondern die naturnotwendige Folge eine tragische Schuld und damit in ihrem Charakter begründet sei; diese Auffassung ist bekanntlich heutiges Tages nicht mehr allgemein angenommen. Viele schöne Aufgaben, die im Anschlufs an die Hamburger Dramaturgie der Schüler mündlich oder schriftlich behandeln kann, sind hier und da vom Verf. angegeben. Kein Lehrer des Deutschen in den oberen Klassen möge die Abhandlung unbeachtet lassen.

Zu Lessings Laokoon. Bemerkungen zu Blümners Laokoonstudien. Heft II: Über den fruchtbarsten Moment. Von Oberlehrer Dr. H. Fischer. Programm des Gymnasiums zu Greifswald 1884. 24 S. 4.

Die Abhandlung gehört zwar grofsenteils in das Fach der Kunstgeschichte, sie darf aber nicht ganz im Archiv übergangen werden; es

handelt sich um die Allgemeingültigkeit eines Lessingschen Satzes. Der fruchtbarste Moment, sagt bekanntlich Lessing, ist derjenige, welcher der Einbildungskraft das freieste Spiel läfst; die höchste Staffel eines Affektes bietet diesen Vorteil nicht, folglich darf diesen Punkt der Künstler nicht wählen. Blümner hat nun nachweisen wollen, dafs eine grofse Zahl, vielleicht die Mehrzahl der als vollendet angesehenen Kunstwerke die äufserste Stufe des Affekts zeigten, wonach dann Lessings Satz nicht zum allgemeinen Princip erhoben werden dürfte. Von einzelnen dieser von Blümner vorgeführten Werke beweist nun aber der Verf., dafs der dargestellte Moment keineswegs die höchste Staffel des Affekts bezeichne. Von der Laokoongruppe giebt er zu, dafs sie zur Erhärtung des Lessingschen Satzes wenig geeignet erscheine, aber bemerkt, dafs sie mindestens ebenso wenig zu seiner Widerlegung geeignet sei. Mit Recht habe dagegen Blümner gesagt, dafs die Grenzen dessen, was mit dem Schönheitsbegriff der Griechen vereinbar war, viel weiter waren als Lessing sich habe träumen lassen. Auch giebt er Blümner zu, dafs die christliche Malerei des Mittelalters vor der Darstellung von Gegenständen des äufsersten Affekts oder des höchsten Punktes der Handlung keineswegs zurückgeschreckt sei; diese Kunst habe ja mehr im Dienste der Religion als der Schönheit gestanden. Einzelne grofse Meister der modernen Kunst führt dann der Verf. vor, um an ihnen Blümners Widerspruch zu prüfen. Da sehen wir denn, dafs selbst der kühnste von allen, Michelangelo, nur in wenigen Werken den Höhepunkt der Handlung gewählt hat, sonst immer einen dem Gipfel der Handlung bald vorangehenden, bald nachfolgenden Augenblick. Die weiteren Auseinandersetzungen des Verf. über Rafael, Correggio, Tizian, Dürer, Rubens, die Maler der Gegenwart müssen hier übergangen werden; wir empfehlen sie allen denjenigen, welche sich für die Kunst und die Afterkritik interessieren, die letztere bekommt manches verdiente Wort zu hören. Der Verf. schliefst damit, dafs er Blümners Einwendungen gegen den Lessingschen Satz als im wesentlichen unbewiesen erklärt, dafs zu allen Zeiten wahre Künstler bei Darstellung von Handlungen, welche mit hoher Steigerung des Affekts verbunden sind, es vermieden haben, den höchsten Punkt der Handlung zu wählen, dafs es aber auch Werke giebt, bei denen es dem Künstler gar nicht darauf ankommt, die Phantasie anzuregen, sondern eben nur den dargestellten Moment zu zeigen. Somit bleibt es bei der Gültigkeit des Lessingschen Satzes als eines allgemeinen Kunstgesetzes.

Goethe als Student in Leipzig. Von Prof. L. Blume. Programm des akademischen Gymnasiums in Wien 1884. 19 S. gr. 8.

Der noch verbreiteten Meinung gegenüber, als ob Goethes Lebensweg so glatt und geradlinig gewesen, dafs ihm jeder Umweg und jede Verirrung auf demselben erspart geblieben sei, will der Verf. nachweisen, dafs auch in Leipzig Goethe mancherlei Wandlungen innerlich durchgemacht habe. Die Beweise dafür sind richtig beigebracht; sie lagen aber schon in der bisherigen Litteratur über diese Periode vor; wer mit dieser bekannt ist, findet hier neue Aufschlüsse nicht vor; eine geschickte Zusammenstellung des Bekannten ist jedoch der Arbeit nicht abzusprechen.

Zu Goethes Gedichten. Von Karl Rieger. Programm des Franz-Joseph-Gymnasiums zu Wien 1884. 16 S. gr. 8.

Der Verf. setzt das Gedicht „Beherzigung“ in das Jahr 1775 nach der Rückkehr von der Schweizerreise, wo Goethe doch nicht wufste, ob er bleiben solle; in dem Gefühl der Unruhe gebe sich der Dichter den Be-

scheid, dafs jeder nach seinem Triebe handeln, aber sich treu bleiben müsse. Gleichzeitig, dieselbe Situation darstellend ist dem Verf. das Gedicht „Erinnerung“. Von der Kantate „Rinaldo“, welche 1811 entstanden, giebt der Verf. eine Einzelerklärung. Er giebt die vielfachen Anklänge an das dem Dichter von Jugend an bekannte Gedicht Tassos an, sowie aber auch die darin sich aussprechende Stimmung Goethes; damals habe derselbe bei der Arbeit an seiner Autobiographie in der Erinnerung sich wieder ganz in die Jugendzeit versenkt, und sein innerliches Verhältnis zu Lili klinge noch einmal wieder aus diesem Gedichte uns entgegen. Die Erklärung hat viel für sich.

Goethes Iphigenie auf Tauris, nach den vier überlieferten Fassungen. Von M. Reckling. Programm des Gymnasiums zu Buchsweiler 1884. 32 S. 4.

Die Arbeit weist mit minutiösem Fleifse nach, wie, je mehr sich die Gestalt der Heldin dem Dichter verklärte, er um so mehr strebte, dieser Gestalt die reinsten Farben zu geben, und mit welcher minutiösen Sorgfalt er dabei zu Werke ging, bis er endlich seiner Dichtung diesen bezaubernden Wohllaut der Sprache verlieben hatte. Die vier Bearbeitungen sind 1883 von Bächtold herausgegeben, es sind die erste Prosafassung von 1779 (A), die Fassung in freien Iamben von 1780 (B), die dritte Prosabearbeitung von 1781 (C), endlich die letzte Bearbeitung in fünffüfsigen Iamben (D). Dazu kommt noch die sogen. Strafsburger Fassung, welche Bächtold vor B, dagegen der Verf. wegen der hier aufgezählten Abweichungen von A und B nach B setzt. Über die Entstehung und Weiterbildung der Iphigenie hat Düntzer die Beweisstellen gesammelt, aus denen der Verf. einen Auszug giebt. Die sowohl Motivierung als Stil berücksichtigende stete Vervollkommnung des Gedichtes tritt uns erst bei einer sorgfältigen Vergleichung der verschiedenen Fassungen entgegen, und der Verf. der Abhandlung hat sich das grofse Verdienst erworben, diese aufs genaueste vorgenommen und die Änderungen nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet zu haben, und zwar vergleicht er zuerst die drei Bearbeitungen A, B, C und zuerst in Stil und Ausdruck; demnach sind die Änderungen in C mehr dem Charakter der redenden Person angepafst, so dafs der Ausdruck edler wird, im Einzelnen findet sich gröfsere Präcision, unnötige Worte sind gestrichen, aber es werden auch fehlende Zwischengedanken ergänzt, Sätze zu besserer Verbindung umgestellt. Zweitens verwendet der Dichter in C verschiedene Mittel, um einen gewissen poetischen Rhythmus zu schaffen. Sodann werden ausführlicher C und D verglichen; die Änderungen sind ungemein zahlreich und legen so recht klar die wachsende Vertiefung des Dichters in sein Werk dar, da zeigen sich die vielen Änderungen in Bezug auf den Ausdruck und Stil, die der Situation und den Charakteren mehr entsprechen, den Ausdruck veredeln, verdeutlichen, Unnötiges und Unpassendes entfernen, fehlende Zwischengedanken ergänzen, epische Fülle erstreben, durch Personifikationen die Diktion poetischer machen. Dazu sind natürlich die Änderungen aus metrischen Rücksichten sehr zahlreich, welche wiederum von dem Verf. nach verschiedenen Gesichtspunkten wohl geordnet sind. Wie es nun kam, dafs das Gedicht in seiner neuesten, uns so fesselnden Gestalt ohne Begeisterung von den Zeitgenossen aufgenommen wurde, wird erklärt dadurch, dafs man die alte Form gewöhnt war; so erklärt sich Goethe selbst das Auffallende. Der Verf. findet den Grund aber darin, dafs damals noch die ästhetische Urteilskraft nicht gebildet genug war, um die neuen Schönheiten zu fassen, dafs damals noch die Sturm- und Drangperiode nicht vorüber war, das Publikum noch für Schillers erste dramatische Kraftdichtungen schwärmte. Gerade Schiller aber war es, der damals die neue Iphigenie viel vollkommener als die frühere nannte.

Die Schicksalsidee in Schillers Wallenstein. Von Dr. F. G. Hann. Programm des Gymnasiums zu Klagenfurt 1884. 17 S. gr. 8.

Der Wallenstein, sagt der Verf., ist eine rechte Schicksalstragödie im antiken Sinne. Die Schicksalsmacht tritt auf in der Form des Gestirnglaubens, der Gestirnglaube und folglich die Schicksalsidee ist die wirkende und stürzende Macht, der Lebensnerv des dramatischen Werkes; diese Schicksalsidee in Schillers Wallenstein sei bisher zu wenig gewürdigt. Der astrologische Wahn Wallensteins? Doch wohl nicht. Aber kämpft denn Wallenstein gegen diesen Gestirnglauben, der doch das Schicksal sein soll, an? Kann da von einer Schicksalstragödie die Rede sein? Der Verf. wird sich doch wohl mit der vulgären Ansicht vertragen können. Es ist eine Fortsetzung der Arbeit versprochen; möge diese nicht mit so zahllosen Druckfehlern überladen sein, wie dieser erste Teil; der ärgste ist S. 5: „die entscheidende Tat, der ὕβοις welcher mit Notwendigkeit des Helden Untergang herbeiführt, ist getan.“

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Faust und Proserpina.

Goethe schrieb am 23. September 1800 an Schiller: „Meine Helena ist die Zeit auch etwas vorwärts gerückt; die Hauptmomente des Plans sind in Ordnung u. s. w. Das sehe ich schon, daſs von diesem Gipfel aus sich erst die rechte Aussicht über das Ganze zeigen wird“, worauf Schiller ergänzend antwortete: „Dieser Gipfel, wie Sie ihn selbst nennen, muſs von allen Punkten des Ganzen gesehen werden und nach allen hinsehen.“

Am 5. Juli 1827 äuſserte Goethe zu Eckermann: „Ich hatte den Schluſs (der Helena) früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verschiedene Weise ausgebildet und einmal auch recht gut; aber ich will es euch nicht verraten. Dann brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron und Missolunghi, und ich lieſs gern alles Übrige fahren.“ Am 15. Januar 1827 hatte er zu demselben folgende Äuſserung gethan: „Fausts Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daſs sie die Helena herausgiebt — was muſs das nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst zu Thränen davon gerührt wird!“

Dies sind die bedeutsamsten Bemerkungen Goethes über seine Helena-Schöpfung — wenig genug, um ein völlig sicheres Bild zu bekommen; nur soviel erhellt, daſs die Ausführung wesentlich anders geworden ist, als ursprünglich beabsichtigt. Auf jenen Bemerkungen, sowie auf einer gründlichen Erwägung des überlieferten Helena-Textes fuſsend, äuſsert der scharfsinnige Goetheforscher Wilhelm Scherer* sich in sehr einleuchtender, eindringlicher Weise über die Art und Weise, wie der Altmeister vermutlich, ja höchst wahrscheinlich, seine Helena anfänglich im Sinne gehabt hatte. So auch nimmt er bestimmt an, daſs zwischen dem zweiten und dritten Akte eine Lücke ist, wie schon aus obigem Gespräch mit Eckermann ersichtlich, indem an fraglicher Stelle Fausts Eintritt in die Unterwelt und die Erweichung der Proserpina behandelt werden sollte. Ich stimme dieser Ansicht Scherers vollständig bei, wenngleich v. Loeper (in seiner zweiten Faust-Ausgabe) dagegen spricht: „Goethe hatte die Absicht, die Scene in der Unterwelt auszuführen, wie Faust, ein anderer Orpheus, die Helena durch seine rührenden Bitten der Proserpina abgewinnt; nicht bloſs die Schwierigkeit, sondern wohl noch mehr die Einsicht, daſs sie dramatisch entbehrlich sei. wird den Dichter von der Ausführung abgehalten haben.“ Ich bedaure, daſs wir die unentbehrliche und wirksame Scene nicht von Goethes Meisterhand besitzen, und habe nun den Versuch gewagt, unter Anlehnung an

* Deutsche Rundschau 1883/84.

Goethes Sprachweise und Gedankenrichtung die Lücke zu füllen — ein gewaltiges Wagnis, um so mehr als von dem Altmeister selber sonst nicht das mindeste Stoffliche vorliegt. Dabei hege ich nichts weniger als den Gedanken, irgendwie Goethes Geistestiefe und Formgewandtheit nur einigermafsen erreicht zu haben. Immerhin sei meinem Versuche eine freundliche Aufnahme entgegengebracht.

Zauberhafte matt erhellte höhlenartige Halle mit natürlichen rohen Pfeilern von glitzerndem Gesteine. Der bekränzte Thron der Proserpina in Mitte der Mittelbühne. Rechts vom Zuschauer: die 12 Eumeniden — mit braunen, langwallenden Gewändern, weit herabhängendem, schwarzlockigem Haar, kurzen, zurückgeschlagenen, hellgrauen Schleiern und Fackeln in den Händen. Links: die 12 Erinnyen — mit dunkelgrauen, kurzgehaltenen Gewändern, schwarzem, dicksträhnigem Haar, Schlangengeifseln in den Händen.

Semna (Eumenide, zu den Erinnyen).

Wilde Schwestern, zögert nicht lange —
Auf! hinab in den Tartarus!
Wenn euch die Königin säumig findet,
Schilt sie mit Recht und straft euch hart.

Alekto (Erinnye).

Schwestern nennst du uns, böse Semna?
Gönnst uns den Raum nicht am Herrscherthron!
Ob wir Erinnyen, ihr Eumeniden —
Sind — bei Styx! — nicht geringer als ihr!

Semna.

Ei, Alekto, willst du mich lehren,
Tochter der Nacht, wie Proserpina denkt?
Sanft ist das liebliche Kind der Ceres —
Sie verachtet euer Geschlecht.
Schlangenhaarige, Geifseltragende,
Dolch- und Giftgerüstete, weicht!
Horcht — ich höre der Königin Nahen —
Eilt, ihr Schwesterlein! flink davon!

(Leiser Donner.)

Hekate (Eumenide).

Friede, Schwestern zur Rechten und Linken,
Heiliger Friede walte hier,
In der Proserpina würdigen Hallen,
Bis an die Ufer der Lethe und Styx!

Alekto (gegen Semna).

Bitter ist, verschmäht sich sehen! —
Dienerinnen der Herrscherin
Sind wir wie ihr! und doch verachtet —
Heuchlerinnen durch euer Spiel! —
Komm, Tisiphone! komm, Megära! —
Gleisnerinnen, gedenkt des Worts:
Büfsen sollt ihr uns eure Ränke
Ohne Gnade — Rache ist süfs!

Semna.

Eilt, dem finstern Pluto zu schmeicheln!
Lafst uns unsere Königin!
Euch ist der Tartarus angewiesen —
Zögert nicht länger — Proserpina naht!

Alekto.

Schwestern, kommt, dem Pluto zu klagen,
Und der Rache zu denken — fort!

(Die Erinnyen stürzen nach links ab.)

Semna.

Rüstet euch, rüstet euch, liebe Schwestern!
Fackeln hoch! Die Königin!

(Pause. Proserpina — mit langem hellblauem Faltenkleid, lang herabwallendem Schleier, Stirnreif, myrtengeschmückt, einen Stab in der Hand haltend — kommt auf einem prächtigen Wagen, mit zwei schwarzen Stieren bespannt, von rechts angefahren. Der Donner verhallt, der Wagen hält. Sie steigt ab, der wagenlenkende Knabe fährt nach links weiter. Die Eumeniden verbeugen sich und gruppieren sich um den Thron, zwei Fackeln werden zu Seiten desselben aufgestellt.)

Proserpina (auf dem Thronsitze sich niederlassend.)

Ich sah: soeben wichen die Erinnyen.
Sie scheun mit Recht mein Auge, denn ich hasse sie!
Auf des Olympus sel'gen Höhen weilte ich
Und auf des Erdenrundes friedlichem Gefild,
Wo ich die Mutter kos'te. Nun zurückgekehrt,
Ist mir das grause Nachtgezücht des Tartarus
Noch ekler und verhafster als zuvor. Doch euch,
Ihr Wohlgesinnten, biete ich den Willkommgrufs!
Euch bin ich immer eine gnäd'ge Königin.

Semna.

Wir wissen es, erhabne Herrscherin, dir Dank
Und harren der Befehle, dir zum Dienst bereit.

Proserpina.

Geh, Hekate, dem König mich zu melden. Sag:
Ich habe mich gerissen von der Mutter Brust,
Es drängt mich zur Umarmung meines Gatten nun.

Hekate.

Ich eile, Herrliche. (Nach links ab.)

Proserpina.

Du, Semna, gehst zum Strand
Der Styx, um mir Granaten abzubrechen, dann —
Merk auf — zum Lethestaden, pflück mir milden Mohn,
Mein armes Herz zu trösten nach der Trennung Weh.
Und ihr, Geliebte, bleibet nahe. Kora, komm
Und lehn den Kopf an meine Kniee. Glaub mir, Kind:
Die Erde ist doch herrlich, schöner als Olymp.
Mit stiller Rührung denke ich vergangner Zeit,
Da ich als zarte Jungfrau noch auf Blumenaun
Lustwandeln ging, Narcissenkränze windend — ach! —
Weit glücklicher als jetzo hier, obgleich man mich
Als mächt'ge Fürstin dieses gröfsten Reichs verehrt.
Noch fühl ich, wie der jähe Schreck mein Herz durchfuhr,
Als plötzlich aus dem finstern Schlund des Feuerbergs
Sich Pluto stürzte, einem wilden Geier gleich,
Der auf das Lamm schiefst, gierig mich nun an sich rifs
Und in dies ewig-nächt'ge Reich hinunterzog.
Wohl liebt des Schattenlandes stolzer Herrscher mich —
Erschlofs er doch die unterird'schen Schätze mir,
Freigieb'ger Hand zu bieten sie der Oberwelt —,

Erkennen lernt ich Plutos reiches Herz und ihn
Verehren, ja: ihn lieben. Aber nimmer kann —
Nach Schlufs des finstern Schicksals — nimmer kann
Ich Kinderglück ihm schenken. — Ewig unfruchtbar
Vertraure ich die lange, lange Götterzeit.

(Sie verhüllt ihr Gesicht. Pause.)

Hekate (zurückkehrend).

Der König beut dir seinen Grufs; er werde bald
Sich deinem Throne nahen, dich ans Herz zu ziehn —
Was hast du, Edle, Hohe? — Soll Gesang und Tanz
Das Auge dir erheitern? Sprich, Proserpina!

Proserpina (wie träumend).

Ich sah auf Erden manches glückbeseelte Paar —
Und Kinder, Kinder ungezählt. Warum nur ich
So arm und freudlos? Wehe!

Semna (zurückkehrend, eine Schale tragend).

Edle Königin,
Hier ist, was du begehrtest: sanfter Mohn, und hier —
Hier sind Granaten, schönre hast du kaum gesehn.
Wie, Fürstin? so ergriffen plötzlich? — Kora, red!

Proserpina.

O hätte nie mein Auge die Granatenfrucht
Geschaut und lüstern schmeichelnd mir zum Mund gelockt!
Ich weilte heut noch unterm Licht der Sonne! ...

Semna.

Dich trifft der Tadel, Kora, unerfahrnes Kind:
Nicht hast du ihr, wie deine Pflicht gebot, gedient;
Sonst hättest du die Grillen munter weggescheucht.
Ihr auch, ihr habt nicht wohlgethan —

Prosperina.

Gieb, Semna, schnell!
Gieb Mohn, mein wundes, wildes Herz zu sänften! gieb!
Und reich mir von der gleifsend roten Frucht, dafs ich
Erstarke, Liebe, ehe mein Gemahl mich sieht.

Hekate.

Mich dünkt: ich höre seinen eil'gen Schritt. Es hallt
Dumpf dröhnend durch die Hallen und die Höhlen hin.
Und hört ihr nicht den heisern Ruf des Cerberus?

Semna.

Nein, nein — ha! wer ist der?

Faust (von rechts heranstürmend).

Wo ist sie? wo ist meine Helena? —
Und wer ist diese? Du Proserpina?!

(Sinkt vor dem Throne nieder.)

Proserpina.

Wer bist du, sonderbarer Fremdling? sag geschwind!
Fürwahr, mit höchstem Staunen schaue ich dich an:
Die Locke ist dir unverschnitten, und dein Blut
Durchschiefst die Adern heftig Wie dein Auge blitzt!
Du hast die glühen Scheitern nicht durchschritten.

Semna (zu Hekate)

Schau:
Die schlimmen Lamien haben dem das Hirn umwölkt!

Faust.

Zu Füfsen dir, erhabne Königin,
Lafs mich die eine, einz'ge Bitte thun:
O gieb mir sie, gieb Helena mir hin,
An ihrem süfsen Busen lafs mich ruhn.

Proserpina.

Er will — habt ihr vernommen? — will der Leda Kind
Zu seiner Lust gewinnen aus der Unterwelt!
Sprich, Mann: wie trug dein kecker Fufs dich her? Sprich, sprich!

Faust.

Nein, Fürstin, lenk nicht ab. Erfüll mein Flehen,
Mein dringend Flehen! Ach, ich weifs: es ist
Ein Kleines dir, so ist das Werk geschehen —
Ein Wink! — und sie ist mein zu dieser Frist!

Proserpina.

Ihr treuen Eumeniden, ist's nicht unerhört?
Wie kam der stolze Erdensohn in unser Reich?
Ist denn nicht mehr verschlossen diese Unterwelt
Jedwedem, welcher zugeeignet uns nicht ist?
Und rauschen nicht die Ströme wild um unser Land,
Versperrend jedem Lebenden den Eintritt hier?
So müssen wir uns sorgen unsrer Sicherheit!
Erinnyen! wo weilen nun die Säumigen?
Geh, Hekate — die Grimmen sollen gleich — Nein, bleib —

(Zu Faust.)

Du kühner Mensch, erbleichen mufst du bei dem Wort
Erinnyen! und denken an die schnellste Flucht —
Wenn du dein Leben wahren willst, so fleuch geschwind!

Faust (sich stolz bewufst erhebend).

Erinnyen? Was soll es? Nein, du schaust
Mich ruhig. Wifs, dafs denen nimmer Macht
Gegeben über mich. Denn ich bin Faust
Und spotte solchen Hirngespinsts der Nacht!

Proserpina.

Ist das dir nicht genügend, eitler Erdenwicht,
So beb vor Plutos Antlitz; denn er selber kommt
Sogleich hierher, der mächt'ge Herr des Schattenreichs.

Faust.

Er komme nur; ich hege festen Sinn.
Gewalt'ger, spräche ich mit freiem Wort,
Gewalt'ger, gieb schön' Helena mir hin,
Lafs mich sie ziehn aus diesem Schauerort!

Proserpina.

Hört, hört! noch hab ich solchen Menschen nie gesehn,
Der wagt, zu spotten also unsres Reiches Macht!

(Zu Faust.)

Ich halt's für Pflicht, zu mahnen, dafs du deines Heils
Gedenkest, Thor mit deinem überkecken Sinn.

Faust.

Lafs Helena mit freiem Willen ziehen —
Sonst zwing ich dich! Mir ist die Kraft verliehen.

Proserpina (drohend den Stab erhebend).

Geduld, Geduld! Ich lache deines tollen Muts,
Und wollte ich, so lägest du entseelt vor mir.
Doch will ich nicht. Ich hoffe: friedlich scheiden wir.

(Für sich.)

Der Fremdling rührt mit seiner stolzen Zuversicht
Mich schier und der Erscheinung Anmut. Wahrlich — schön
Ist dieser Jüngling . . .

(Zu Faust.)

Jede Feindung sei uns fern.
Nimm dessen zum Beweise diese Frucht von mir.
Ich weifs: sie wird dir herrlich munden — Frisch versucht!
Und du wirst mehr begehren dieser seltnen Kost.

Semna.

Ei, wie listig die Herrin ist!
Fesseln möchte sie diesen Fremden
Sich zur Labe in ihrem Reich.
Ob er die gleisnische Frucht wird naschen?

Hekate.

Ja, er stutzt — er schaut die Frucht,
Schaut der Fürstin fragend ins Auge.

Semna.

Nein, er lächelt, als ahne er,
Was die Stolze im Busen erwäget.

Proserpina.

Du zögerst? Die Granate nimm aus meiner Hand!
Was Sterblichen sonst unvergönnt, das beut sich dir.
So nimm! Noch immer zweifelnd? Nimm die Frucht, mein Freund!

Faust.

Nein, Herrin, nein! entschuld'ge mich! Viel Dank!
Geschworen habe ich den festen Eid,
Zu kosten weder Speise, noch auch Trank,
Bevor gehoben ist mein Herzeleid,
Und du die schöne Helena ins Leben
Zurückgegeben und für mich gegeben!

(Er blickt Proserpina bittend an. Da sie schweigt, fährt er leidenschaftlicher fort:)

Heg Mitleid! — Als Aurora schon erschien
Die Holde oft vor meinen trunknen Sinnen,
Und jetzo sollte sie mich schnöde fliehn?
Nein, nein — ich mufs, ich mufs sie mir gewinnen!
Mich dünkt: ich fühle sie mir nah, so nah —
Ach, Helena! wo weilst du? — Ha!

(Proserpina hat leise mit den Eumeniden gesprochen und dann eine beschwörende Handbewegung gemacht. Helena als Schatten schreitet langsam, gedankenlos von links über die Bühne. Faust sinkt in wildem Entzücken ihr zu Füfsen:)

Du bist's! Ich habe dich herbeigezogen
Mit meines festen Willens Zauberkraft,
Ich sehe, dafs mein Glaube nicht gelogen.
Du, Helena, bist meines Daseins Haft!

(Sie schreitet weiter. Faust springt auf.)

Nun zögre, Göttin, Einz'ge zögre, weil',
Und Minnewonne werde mir zu teil!
(Sie entweicht seinen Armen nach dem Hintergrunde zu.)
Was ist das? Heiſse Sehnsucht der Umarmung
Ergreift mich — Sie entschwindet meinen Händen!
Erbarmung, o Proserpina, Erbarmung!
Mach Ernst und laſs dies Gaukelspiel sich enden!
(Helena verschwindet im Hintergrunde. Faust ihr nachstrebend:)
Halt! halt!

Proserpina.

Gemach, mein Freund, gemach!

Faust.

O Helena!
(Verzweiflungsvoll zurücktaumelnd:)
Sie ist entschwunden — ach!

Proserpina.

Ein Schatten nur ist Helena; als solcher weilt
In unserm Reich Jahrtausende sie schon. So ist's
Das Schicksal aller Sterblichen, wann sie verblüht
Den Scheitern übergeben werden: die Gewalt
Der Lohe zehrt der Sehnen Bindekraft gar schnell,
Zehrt Fleisch und Bein. Ein Schatten bleibt die Seele nur,
Ein luft'ges Traumbild einst'gen Erdenseins zurück,
Und so entschwebte Helena dir aus dem Arm.

Faust (der Proserpina zu Füſsen fallend).

Gewalt'ge Herrscherin im Schattenreich,
Der groſse Faust liegt vor dir — zagend, bleich —,
Erflehend, was er zu ertrotzen wagte.
Als ich vermeſsnen Thuns „ich will es!“ sagte,
Da zeigt ich mich als Thor ohn Überlegung.
So mögst du nun aus sanften Mitleids Regung
Mir gönnen meines Lebens einzig Ziel,
Das groſse Ziel des Sehnens und des Strebens.
Sie mir gewähren, ist für dich ein Spiel —
Ich weiſs es, und ich bitte nicht vergebens.
Ich fühle, wie des Schicksals Stimme spricht:
Ja, Faust, der Sieg erblüht der Zuversicht!
Proserpina, so sei mir gnädig, neig mir
In Hulden deine edle Königstirn,
Gewährung lächelnd meinem Wunsch, und zeig mir,
Daſs nicht der Tollheit Raub dies Menschenhirn.
Altäre will ich dir zum Dank errichten,
All andre Götterhuldigung vernichten —
Sei gnädig, Fürstin, mir — Proserpina
Ist ewig meine Losung ganz allein.
Nur sprich zum Trost das groſse Wort mir: Ja,
Die holde Helena soll dein sein, dein!

Proserpina.

Wer einmal meinem Reiche angehöret, kehrt
Nie auf die lichte Oberwelt, ins Leben heim.

Faust.

Nein, halt, erhabne Herrin, daſs ich dich
Gemahne alter, längst vergangner Zeit,

Als jener grofse Sänger, weit und breit
Berühmt, der edle Sänger Orpheus sich
Aus Harm entschlofs zum düstern Niedergang
Und mit dem wonniglichen Saitenschlage,
Mit seiner rührungvollen Sangesklage
Dem strengen Pluto in die Seele drang
Und ihn erweichte, dafs er ihm die treue
Geliebte Gattin gab aufs neue . . .
O, wär ich Orpheus! Aber nimmer habe
Ich eine gleiche, wirkungstarke Gabe.

Proserpina.

Wohl war das eine grofse That, doch sicherte
Sie nicht des neuen Lebens Frist Eurydicen;
Noch an der Schranke beider Welten wies sich's schon.
Urfest ist, was das Schicksal sinnt: Jedweder Mensch,
Der einmal unser eigen ist, verläfst nicht mehr
Das stille Land der Schatten, und die Rückkehr in
Des Lebens muntern Reigen ist verschlossen ihm.

Faust.

Ach, wär es nur ein kurzer Augenblick,
Den mir in Huld vergönnte das Geschick,
Zu ruhen in der schönen Griechin Armen!
Dann wollte ich mich gern dem Tode weihn
Und ewig, ewig euer sein —
Proserpina, Erbarmen!

Proserpina.

(Ihr Gesicht verhüllend und mit der Hand abwehrend.)

Lafs ab, mein Freund, lafs ab!

Semna.

O Fürstin, sieh uns bittend vor dir stehn — Gewähr
Des Edlen Bitte.

Proserpina.

Selber bin ich tief gerührt —
Die Thränen netzen meine Wange — unerhört!
Und bin ich doch die Herrscherin der Unterwelt!
Ich dürfte nicht — und dennoch mufs ich wollen — Auf,
Es sei! — Erheb dich, Heldenjüngling, welcher du
Die Unterwelt durch deines Willens Macht besiegt.

(Sie ergreift seine Hand. Faust steht auf.)

Jedoch zuvor erfahren mufst du den Beding,
An den sich die Erlangung deines Wunsches knüpft.
Nur als des Lebens Schattenbild kehrt Helena
Zurück auf eure Oberwelt, wenngleich das Blut
Die Adern neu belebend ihr durchrieseln wird.
Es ist nur halbe Wirklichkeit, ein Schein des Seins.
Dafs einmal sie dem Lichte schon entrissen, hier
In meinem Reich geraume Frist geweilt hat, soll
Aus dem Gedächtnis ihr entrückt sein, alles auch,
Was seit dem Falle Trojas sich begeben hat.
Doch wohl bedacht, du Kühner, wohl bedacht:
Wird die Erinnrung des Vergangnen ihr geweckt,
Und ziehet je das Bild des eignen Todes ihr
Ins dämmernde Gedächtnis ein, ihr sagend, dafs

Sie mein war, in des Orkus Dunkel schon geweilt,
So schwindet ihr des Lebens Schein aufs neue, und
Sie kehrt zurück auf ewig zu den Schatten.

Faust.

Es sei! Ich habe Wort für Wort geschrieben
In meine Brust und hefte die Erringung
Des heifsen Wunsches ganz an die Bedingung,
Die du gestellt. Mir blüht ein stolzes Lieben!
Wo weilt sie noch? Nicht länger lafs mich schmachten!
Komm, Helena, an deines Helden Brust;
Wir wollen auf das höchste Dasein trachten,
Dafs selbst die Götter neiden unsre Lust.

Proserpina.

Gemach, mein Freund! Es nahet leicht einmal die Zeit,
Wo alle Lust des höchsten Daseins dir verraucht.
Für jetzt ist Helena dein eigen. Steig hinauf,
Um nur zurückzukehren, wenn des Lebens Frist
Dich unserm Reiche eignet. Steig hinauf — bei Styx!
Mein Wort ist fest, vertrauen mufst du. Helena
Wird in dem Licht der Sonne dein sein, wird sich bald
Dir einen zu der schönsten Minne. Nun leb wohl!
Auf Wiedersehen an dem Rand der Zeit!

Faust.

Mit dankerfülltem, vollem Herzen scheid ich,
Proserpina, und nicht den Himmel neid ich!

(Er eilt rechts ab.)

Proserpina.

Wohlan, so geb ich Helena der Bande los.
Nun schnell zur Arbeit! schlachtet mir ein schwarzes Rind,
Dafs sich die Schöne labe an dem frischen Blut
Und neu empfänglich werde für das Licht der Welt.
Lafst auch der Dienerinnen Schar erquicken sich,
Gefangene Trojanerinnen schmuck und traut,
Dafs sie getreu ihr folgen auf dem Erdenstieg.
Doch sorgt, dafs ihnen allen erst im Oberland
Zurückkehrt das Bewufstsein ihres Daseins, und
Sich der Erinnrung Faden knüpft an Trojas Fall.
Die grofse Lücke jener langen Zwischenzeit
Sei mit dem Schleier finstrer Nacht verhüllt. Genug,
Ihr wackern Eumeniden! an die Arbeit jetzt!

(Einige ab in den Hintergrund.)

Hekate.

Horch, der Herr und Gebieter nahet!
Sieh, wie verlangend sein Auge leuchtet,
Schöne Königin!

Proserpina.

Mein Gatte — ja! Entgegen eil ich ihm vom Thron,
Das Herz ihm zu erfreuen durch der Neigung Blick.

(Sie geht nach links ab. Einige mit Fackeln folgen.)

Semna.

Eines las ich im Auge der Fürstin:
Wenn auch Helena uns entrückt wird
Auf die Oberwelt —

Nicht zerrissen sind die Bande,
Wieder kehret sie hierzulande!
Schwestern, an das Werk!

(Indem sie mit den übrigen in den Hintergrund abgeht, fällt der Vorhang.)

Adalbert Rudolf.

Ein Verdeutschungs-Wörterbuch.

Der hochverdiente Professor Dr. Daniel Sanders in Alt-Strelitz beabsichtigt die Herausgabe eines Verdeutschungs-Wörterbuchs, über dessen Plan er nachstehende Mitteilungen macht:

Es soll und wird die Mitte halten zwischen meinem „Fremdwörterbuch" und meinem „Deutschen Sprachschatz". Das erstgenannte Werk ist hauptsächlich für alle die bestimmt, welche über ihnen aufstofsende Fremdwörter Belehrung suchen, sei es über die Bedeutung, die Aussprache, die Abwandlung, die Fügung im Satze etc., oder welche, wo es sich um seltene Ausdrücke handelt, Belege für das Vorkommen zu haben wünschen. Für alles dies glaube ich zur Genüge in meinem „Fremdwörterbuch" gesorgt zu haben, in welchem ich eine möglichst erschöpfende Vollständigkeit erstrebt habe.

Als hauptsächliche Benutzer dagegen des beabsichtigten „Verdeutschungs-Wörterbuches" denke ich mir namentlich Leute, denen sich im gegebenen Falle ein ihnen nach allen Beziehungen bekanntes und geläufiges Fremdwort zunächst in den Gedanken und in die Feder drängt und die doch von dem Wunsche beseelt sind, diese die Einheitlichkeit und Reinheit des deutschen Stils entstellenden Aufdringlinge durch einen gutdeutschen vollgültigen Ersatz zu beseitigen, ohne sofort einen solchen finden zu können. In solchen Verlegenheiten soll das zu Rate gezogene „Verdeutschungs-Wörterbuch" rasche Aushilfe gewähren, indem es für die überhaupt überflüssigen oder wenigstens in gewissen Fällen entbehrlichen Fremdwörter eine Verdeutschung oder meistens eine Anzahl von Verdeutschungen bietet, unter denen man leicht die für den vorliegenden Fall zutreffendste wird auswählen können. Hier schliefst sich, wie gesagt, das „Verdeutschungs-Wörterbuche an meinen „Deutschen Sprachschatz" an, der, „nach Begriffen geordnet", „zur Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks" bestimmt, aber natürlich nicht auf den blofsen Ersatz von Fremdwörtern beschränkt ist.

Mein umfassender „Deutscher Sprachschatz" sowohl wie mein nach möglichst erschöpfender Vollständigkeit strebendes „Fremdwörterbuch" sind beides umfangreiche Werke, jedes zwei starke Bände bildend, dagegen wird seiner Bestimmung gemäfs mein „Verdeutschungs-Wörterbuch" nur ein wenig umfangreiches, handliches Büchlein bilden, da in dasselbe mit guter Absicht nur allgemein übliche Fremdwörter aufgenommen sind, für die ein allgemein anerkannter oder doch empfehlenswerter Ersatz dargeboten werden kann. Belege werden nur angeführt, wo sie in aller Kürze als Beispiel einer glücklichen Verdeutschung aus mustergültigen oder guten Schriften gegeben werden können. Wo der Nachschlagende einen in meinem „Fremdwörterbuch" sich findenden Ausdruck in das „Verdeutschungs-Wörterbuch" nicht aufgenommen sieht, darf er annehmen, dafs mir unter den mir bekannt gewordenen dafür vorgeschlagenen Verdeutschungen keiner unbedingt empfehlenswert erschienen ist. Ich möchte aber auch ausdrücklich hervorheben, dafs unter den fortgelassenen Fremdwörtern mir viele einer Verdeutschung nicht bedürftig erscheinen. „Es versteht sich" — habe ich in in meinen „Deutschen Sprachbriefen" gesagt — „von selbst, dafs bei der Besprechung ausländischer, von unseren deutschen abweichender Verhältnisse die genaue fremdländische Bezeichnung nicht aus thörichter Deutschtümelei durch ungenaue oder gar durch falsche und schiefe Verdeutschungen ersetzt werden dürfe, wie denn z. B. auch die über die

Gleichartigkeit und Reinheit ihrer Sprache so eifersüchtig wachenden Franzosen in solchen Fällen naturgemäfs und unbedenklich die fremden Bezeichnungen anwenden, und ich wiederhole, was ich schon oben gelegentlich ausgesprochen, dafs für die fachmäfsige und wissenschaftliche Behandlung die allen Bildungsvölkern gemeinsamen und allgemein anerkannten Kunst- und Fachausdrücke auch im Deutschen beizubehalten sind. Mögen in einem volkstümlichen Vortrage die gelegentlich vorkommenden Bezeichnungen „Mathematik“ und „Chemie“ durch „Gröfsenlehre und „Scheidekunst“ erklärt oder ersetzt werden in mathematischen und chemischen Lehrbüchern: diese Verdeutschungen ein- und durchführen, oder gar die den Mathematikern und Chemikern aller Völker gleichmäfsig bekannten und in ihren Bedeutungen scharf bestimmten Kunstausdrücke durch langatmige, ungefügte und nicht einmal in Deutschland allgemein bekannte, noch weniger anerkannte Umschreibungen im Deutschen verdrängen zu wollen, wäre ein ebenso thörichtes Unterfangen, wie etwa der Vorschlag, für Deutschland die kurzen chemischen und mathematischen Formeln und Zeichen abzuschaffen. So wird man auch in einer für den Volksunterricht bestimmten Sprachlehre jedem fremden Kunstausdruck, wo er zum erstenmal auftritt, eine genaue und bestimmte Erklärung und, wo möglich, eine treffende Verdeutschung beifügen, aber im weiteren Verlauf erscheint dann die Verwendung des genügend erklärten und eingeprägten fremden Kunstworts selbst für die Volksschule nicht nur unbedenklich, sondern — mit Rücksicht auf die spätere Erlernung anderer Sprachen — sogar empfehlenswert. Allerdings würde es gar zu altfränkisch steif klingen, wenn man in der deutschen Sprachlehre von der Constructio des Accusativi cum Infinitivo sprechen wollte; aber wie lautet das, was das Campesche Verdeutschungs-Wörterbuch dafür als Ersatz bietet? „Die Wortfolge des vierten Falls mit der unbestimmten (oder abgezogenen) Weise (oder Form).“ Wer würde sich zu einem solchen Ersatz entschliefsen können oder mögen? Freilich bieten sich dem Nachdenkenden leicht bessere Verdeutschungen dazu: „Die Fügung (oder Verbindung) des vierten Falls mit der Nennform des Zeitworts“, aber auch diese Verdeutschung möchte ich doch nur bei der ersten Einführung des Kunstausdrucks oder späterhin etwa hier und da zur Abwechselung empfehlen: im allgemeinen wird man nach genügender Vorbereitung und hinreichender Erklärung und Einübung auch in der Volksschule unbedenklich von der „Fügung“ (oder „Verbindung“) „des Accusativs mit dem Infinitiv“ oder kürzer von dem „Accusativ mit dem Infinitiv“ sprechen dürfen, ohne zu befürchten, dafs durch solcherlei Kunstausdrücke die Reinheit des deutschen Stils geschädigt werde.

Ich glaube hiermit zur Genüge ausgesprochen oder doch angedeutet zu haben, in welchem Umfange ein „Verdeutschungs-Wörterbuch“ den Freunden eines möglichst reindeutschen Ausdrucks zu dienen bestimmt ist und hoffentlich gute Dienste leisten wird.

Zum Schlufs möchte ich noch denen, die mich durch gütige Beiträge zu unterstützen geneigt und bereit sind, aussprechen, dafs ich mit Dank jede zweckmäfsige Einsendung nach bester Einsicht zu verwenden bestrebt sein werde, dafs mir aber namentlich Nachweise aus guten Schriften willkommen sein werden, in denen an der Stelle eines üblichen und schwer ersetzbaren Fremdwortes sich ein glücklich gefundener und für die weitere Verbreitung empfehlenswerter Ersatz darbietet.

Und hiermit schliefse ich diesen Aufsatz, ihn und schon im voraus das darin angekündigte Buch der freundlichen Beachtung und Unterstützung aller Freunde unserer Muttersprache empfehlend. Namentlich möchte ich auch die mit meinen Ansichten einverstandenen Leiter von Zeitungen und Zeitschriften freundlichst um Weiterverbreitung dieses Aufsatzes durch Abdruck bitten.

Dunkle Stellen?

In der „Zeitschr. für weibliche Bildung“ wünschte Direktor Dr. Kaiser eine Erklärung der „dunklen“ Stelle in Dickens' Christmas Carol: „unlike the celebrated herd in the poem, they were not forty children conducting themselves like one, but every child was conducting itself like forty.“ In einer späteren Nummer der Zeitschrift wurde die von einem Kollegen eingegangene Erklärung mitgeteilt. Dafs die Stelle eine Anspielung auf ein Gedicht von Wordsworth ist, war indessen längst bekannt: Prof. Dr. I. Schmidt giebt schon die richtige Erklärung in seiner 1876 erschienenen vortrefflichen Ausgabe des Christmas Carol, und seit 1881 findet sich das Wordsworthsche Gedicht in den neueren Auflagen meines englischen Lesebuches.

Nachstehend gebe ich die Erläuterung zu zwei Anspielungen, die eher „dunkel“ scheinen können; wenigstens zeigten mir wiederholte Anfragen, dafs die erstere vielfach nicht erkannt wurde, und bei der zweiten gelangte ich erst nach vielen vergeblichen Anfragen bei erfahrenen Fachgenossen auf die richtige Spur.

1. A. Daudet sagt in „La mort de Chauvin“, einem Kabinetstück der Charakterschilderung, das ich in mein französisches Lesebuch aufgenommen habe: „Je le (d. h. Chauvin) retrouvai à l'Opéra, debout dans la loge de Girardin, demandant le Rhin allemand, et criant aux chanteurs qui ne le savaient pas encore: Il faudra donc plus de temps pour l'apprendre que pour le prendre.“ Das folgende nicht uninteressante Citat, das ich in der neuen Auflage meines Lesebuches mitgeteilt habe, liefert die Erklärung: —

Le mercredi qui précéda la déclaration de guerre (1870), à l'Opéra, on demanda la Marseillaise; l'orchestre se préparait à la jouer, lorsqu'on réclame le Rhin allemand. Les musiciens semblèrent hésiter et le régisseur s'avançant près de la rampe déclare qu'on ne pouvait chanter la poésie de Musset, parce qu'on n'avait pas eu le temps de l'apprendre. Alors Émile de Girardin se leva dans sa loge et s'écria: „Il est donc plus long à apprendre qu'à prendre!“ Toute la salle applaudit. Deux jours après un acteur revêtu d'un uniforme de capitaine de la garde nationale mobile chantait le Rhin allemand et recevait une ovation.

(Maxime du Camp, Souvenirs littéraires, Paris 1883.)

2. Arago sagt in seiner Biographie von James Watt (vgl. meine Ausgabe S. 89, Berlin, Weidmann): „On va jusqu'à en rire, comme de l'explication de la dent d'or.“ Über diese Anspielung gelangte ich nach langem Suchen zu folgender Aufklärung: Im Jahre 1594 verbreitete sich die Nachricht, dafs man bei dem siebenjährigen Sohne des Bauern Christoph Müller zu Weigelsdorf in Schlesien einen goldenen Zahn entdeckt habe. Die Nachricht von diesem Wunder erregte in Deutschland und bald auch bei den Gelehrten des Auslandes grofses Aufsehen. Dr. Horst veröffentlichte 1595 eine lateinische Untersuchung darüber; er meint u. a., der goldene Zahn dieses Kindes, bei dessen Geburt die Sonne in Verbindung mit Saturn im Zeichen des Widders gestanden habe, sei der Vorläufer des goldenen Zeitalters, in welchem der Kaiser die Türken aus der Christenheit verjagen und den Grund zu einem Reiche legen würde, das tausend Jahre dauern solle, worauf ganz deutlich der Prophet Daniel anspiele, wenn er von einem Bilde mit goldenem Kopfe spreche. Das angebliche Wunder wurde zwar als Betrug erkannt, fand aber noch in weiten Kreisen Glauben und gab bis ins 18. Jahrhundert Veranlassung zu zahlreichen Streitschriften für und wider. Vergl. Rulandi Demonstratio judicii de aureo dente pueri Silesiaci, Erfurti 1596; Ingolstetteri responsio ad judicium Rulandi, Lipsiæ 1596; Etliche Sendbriefe zum Zeugnis dafs der güldene Zahn noch heutigen Tages gülden, Breslau 1596; Liddelii Ars medica, cum tractatu de aureo dente, Hamburgi 1628 etc. S. auch Schles. Provinzialblätter N. F. II, 728; Buckle, History of Civilization, I, ch. 6.

Brieg, 1884. Dr. Wershoven.

Zur „Umstellung“ der Präposition im Englischen.

Bekanntlich gestattet das Englische in gewissen Fällen die Präposition von dem Nomen, zu dem sie unserer Anschauung nach gehört, zu trennen und — wie die Schulgrammatik zu sagen pflegt — ans Ende zu stellen.

Die Fälle finden sich bei Mätzner II, 1, S. 518 ff. unter der Bezeichnung „Umstellung der Präposition“ geordnet. Die Schulgrammatik pflegt die Erscheinung bei Gelegenheit des Fragesatzes, des Relativsatzes und der Passivbildung zu besprechen, und in der That lassen sich darunter alle bei Mätzner unterschiedenen Fälle aufser dem ersten, dem Typus *that* I *insist* on —, ohne Gewaltsamkeit einordnen oder doch daran anknüpfen.

Immerhin wird der Schüler an drei verschiedenen Punkten damit beschäftigt, während es doch eine einheitliche, aus *einem* Princip fliefsende Erscheinung ist.

Ein zweites Moment kommt dazu, um im didaktischen Interesse eine befriedigendere Behandlungsweise dringend wünschenswert zu machen.

Der so auffallende Gebrauch wird nach altem Herkommen als eine blofse Abweichung von der äufseren Anordnung der Satzteile hingestellt; und doch müfste ein ganz wundersamer psychologischer Vorgang angenommen werden, wenn für Mitteilung und Verständnis die Präposition fungierend gedacht werden müfste an einer Stelle, wo sie gar nicht steht.

Es mufs, um nach beiden Seiten Abhilfe zu schaffen, ein Weg gefunden werden, der nicht nur alle betreffenden Fälle unter einem Gesichtspunkt zu betrachten, sondern auch die ganze Erscheinung *begreiflich* zu finden gestattet; und das ist nicht schwer.

Offenbar liegt das Eigentümliche der Erscheinung darin, dafs der Engländer ebenso geneigt ist, in seiner Vorstellung die Präposition als begriffliche Bestimmung des Werks wie als Zeichen für die Beziehung zu empfinden, in welcher das Nomen, bezw. sein Begriffsinhalt zu denken ist; mit anderen Worten, die Präposition geht für ihn ebenso gut eine begriffliche Verbindung mit dem vorhergehenden Verb als mit dem folgenden Nomen ein.

Es läfst sich dies durch Vergleichung mit dem Deutschen unmittelbar veranschaulichen.

Wir drücken genau denselben Begriffsinhalt aus mit

Er schwamm durch den Teich

wie mit

Er durchschwamm den Teich;

auch die gebrauchten Sprachmittel sind dieselben — nur dafs im ersten Fall die Präposition mit dem Nomen, im zweiten mit dem Verb in engere Verbindung getreten erscheint.

Beide Auffassungen dürfen wir im

He swam through the pond

ausgedrückt finden, je nachdem wir verstehen

He swam | through the pond,

wo die Präposition zum Nomen, oder

He swam through | the pond,

wo sie zum Verb eine innigere Beziehung eingeht, während dann das Nomen, entsprechend dem deutschen, als direktes Objekt übrig bleibt.

Danach wäre aufzustellen:

Im Englischen kann jedes Verb, welches eine präpositionale Ergänzung verlangt, auch als mit der Präposition zusammengesetztes Verb mit transitiver Beziehung aufgefafst und konstruiert werden. Der Unterschied von dem angeführten deutschen Gebrauch liegt nur darin, dafs die Präposition dem Verb *folgt*, und nicht mit ihm *ein* Wort bildet.

So ergeben sich aus I never thought of that ganz folgerichtig

that I never thought of

a matter which I never thought of

a matter never to be thought of
what did he think of
that was never thought of etc.

Ein schlagender Beweis für diese Auffassung dürfte darin gefunden werden, *dafs bei passiver Konstruktion das Nomen in der That gar nicht als von der Präposition berührt, sondern als Subjekt empfunden wird* (*he* was never thought of), während es bei *aktiver* Konstruktion Accusativ bleibt, der aber eben unter *dieser* Beleuchtung sich unabweisbar als *Objektskasus*, nicht als Kasus der Präposition aufdrängt.

Im weiteren Verfolg kann es kaum noch auffallen, wenn da, wo das Verb zunächst durch ein direktes Objekt und dann durch ein präpositionales Nomen ergänzt ist, wie in

I never had any intercourse with this man,

ebenfalls zwischen der Präposition und ihrem Nomen ein loseres Verhältnis als zwischen der Präposition und dem Verbalbegriff mit seiner Ergänzung empfunden wird, so dafs die Konstruktionen

This man I never had any intercourse with
a man whom I never had a. i. w.

u. s. w., entsprechend den oben entwickelten Beispielen sich folgerichtig ergeben.

Barmen. H. Breusing.

Wieder einmal Hephästophilus.

Eine Entgegnung.

Nachdem ich bereits längere Zeit die Deutung Mephistopheles = Hephästophilus bei mir herum getragen hatte, gab ich sie der Öffentlichkeit zuerst im Jahre 1880 anheim, indem ich sie Dr. L. Geiger für das Goethe-Jahrbuch 1 zur Verfügung stellte. Nächstdem erweiterte ich den Gedanken zu einigen Aufsätzen, welche in dieser Zeitschrift, sowie in dem Deutschen Dichterheim zum Abdrucke gelangten. Ich erhielt auf Grund dessen vielfache Zuschriften von Faustfreunden und -Kennern, welche sich mehr oder weniger meiner Ansicht anschlossen. J. Bode und K. Engel versicherten mich ihrer vollständigen Zustimmung, Dr. G. v. Loeper sprach meiner Deutung die gröfste Wahrscheinlichkeit zu, während Prof. Dr. K. J. Schröer, Dr. E. Sabell u. a. sich zurückhaltender ausdrückten. Einige Jahre lang ruhte meine Hephästophilus-Angelegenheit für mich im Staube vorläufiger Erledigung, bis ich neuerdings zufällig durch das grofsartige Werk von K. Engel über die Faustlitteratur* auf einen seinerzeit in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz von G. Hauff, „Vorstudien zu Goethes Faust. I. Über den Ursprung des Namens Mephistopheles; II. Über den Erdgeist in lexikalischer Hinsicht“ gelenkt ward. Bei Bekanntmachung mit dem Inhalte ersah ich denn, dafs der erste Teil vorzugsweise eine Entgegnung auf meine bezüglichen Aufsätze ist. Obwohl seitdem einige Zeit verstrichen ist, und die Sache als verjährt angesehen werden könnte, so glaube ich dennoch der Entgegnung eine Entgegnung folgen lassen zu müssen.

Hauff sagt von vorn herein kurzweg aburteilend, dafs er mir „leider“ nicht beistimmen könne: dies bedauernde „leider“ als lindernder Balsam ist wirklich rührend. Nunmehr werde ich auf die einzelnen Punkte eingehen:

Allerdings habe ich Hephästus als frühchristlichen Höllenfürsten nicht mit völliger Bestimmtheit beweisen, sondern nur auf Grund der vergleichen-

---

* „Zusammenstellung der Faustschriften.“ Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. Ein äufserst gediegenes, sehr empfehlenswertes Werk!

den Mythologie als höchst wahrscheinlich hinstellen können. Die Möglichkeit, dafs Hephästus für Teufel genommen werden konnte, wird auch von Schröer zugestanden. Nun aber bemerkt Hauff in schroffer Weise: „Rudolf selbst giebt zu: willkürlich und unbewiesen sei die Annahme etc." Das könnte scheinen machen, als ob ich diese Worte „willkürlich und unbewiesen" gebraucht habe, ist aber durchaus nicht der Fall, wie ein Nachschlagen seitens der unparteiischen Leser sofort ergeben wird. Überhaupt empfehle ich jedem, welcher die Hauffsche Entgegnung fernerhin durchzulesen gedenkt, meine Aufsätze behufs Vergleichung entgegenzuhalten und nicht die Behauptungen Hauffs ohne weiteres als bare Münze nehmen zu wollen.

Ich habe durchaus nicht behauptet, dafs die alte Teufelsage nach Jahrhunderten unter dem Namen Lucifer zuerst wieder im Volksbuche von Dr. Faust zur Anschauung gelange, sondern ich habe nur die ausgeprägte, charakteristische Fassung der Sage im Volksbuche als Beleg angeführt und um weitere Betrachtungen anzuknüpfen; frühere Spuren des Namens Lucifer und der Sage nachzuweisen, hielt ich zum Zwecke meiner Abhandlung nicht für wesentlich, weil ich nur in grofsen Zügen den Hauptgedanken verfolgen wollte. Das hätte Hauff sich von selber sagen können, indem ich, wie er auch anführt, in einem anderen ausführlicheren Aufsatze die Spur des Namens Lucifers bis nachweislich um 1300 zurückversetze. — Die von Hauff angeführten Belegstellen für den Namen Lucifer sind sachlich und lehrreich, und ich mufs dankbar anerkennen, dafs auch ich daraus gelernt habe; vielleicht wäre Hauff auf Grund seiner Stellung in der Lage gewesen, noch näher darauf einzugehen, wie die lateinische Bibelübersetzung bei Gelegenheit der Stelle des Jesaja gerade auf den Namen Lucifer gekommen ist.

„Die Römer und Griechen sodann kannten keinen Teufel, ihre Religion war nicht dualistisch." Ich bin ganz derselben Ansicht, und ich habe auch nirgend eine andere Behauptung aufgestellt; man blättere nur in meinen Aufsätzen. Die Sache ist thatsächlich so: Der Dualismus ist ein ursprünglicher indogermanischer Glaubenszug, welcher sich bei den Indern und noch mehr bei den Persern in schroffer Weise ausgebildet hat. Dieser Gedanke ist bei den Griechen und Römern gänzlich verloren gegangen, oder mindestens fast bis zur Unkenntlichkeit getrübt; nur schwache Spuren zur Deutung der widerstrebenden Naturgewalten sind nachweisbar in den Kämpfen gegen Giganten und Titanen und sogar in der gegenseitigen Anfeindung der Gottheiten. Das deutsche Heidentum war jenem Gedanken treuer geblieben, oder trat ihm unter anderen Einflüssen in der neuen Heimat allmählich wieder näher, bis der Gipfel erreicht war mit der Gestalt des Locho (Loki), welcher schon dem späteren Teufel auffallend ähnelt. Aber erst mit der Ausbildung des Christentums ward die persisch-jüdische Sagenrichtung in schärfster Weise entwickelt. Man beliebte den neuen Anschauungen ein altes Äufsere zu geben, und der Gedanke liegt nahe, dafs bei der Latinisierung der Kirche auch die neue christliche Sage samt dem Teufelnamen ein Mäntelchen altrömischen Schnittes erhielt. Das ist meine Hypothese, deren Unmöglichkeit zu beweisen schwer fallen dürfte.

„Der Name Hephästus ist also nicht im Laufe der Zeit verloren gegangen, sondern er ist im Sinne von Teufel nie dagewesen." Das ist eine scharfe, kühne Behauptung, welche in etwas vorsichtigerer Form hätte gegeben werden können, etwa: „Der Name Hephästus ist im Sinne von Teufel nicht nachgewiesen, könnte aber vielleicht im Laufe der Zeit verloren gegangen sein." Wenn mir auch dar sichere Beweis fehlt, so glaube ich doch, wie bemerkt, die Wahrscheinlichkeit meines Gedankens hinlänglich nachgewiesen zu haben.

„Zudem hätte sich gewifs nicht der griechische, sondern der römische Name erhalten." Warum? In den letzten Zeiten des Römertums hatte die Hellenisierung so riesige Fortschritte gemacht, dafs thatsächlich die griechi-

sche Sprache dieselbe Rolle einnahm, welche lange Zeit von der französischen Sprache behauptet ward. Aufserdem hatte eine vollständige Verschmelzung der hauptsächlichsten Glaubensansichten der verschiedensten Völker zu einer neuen internationalen Religion stattgefunden; denn:

Allen Göttern der Welt boten sie Wohnungen an,
Habe sie schwarz und streng aus altem Basal der Ägypter,
Oder ein Grieche sie weifs, reizend, aus Marmor geformt.

Das das Griechentum hierbei einen bedeutenden Einflufs auf die im Grunde durchaus nicht völlig gleichartigen Gottheiten des Römertums ausübte, ist bekannt. Der Römer lernte die griechischen Götternamen, manchmal mit geringer Mundrechtmachung, den seinigen beizufügen, und Hephästus war ihm so geläufig wie Vulcanus. Meine Hypothese dürfte demnach doch nicht so ganz unsinnig sein; aufserdem ist sehr wohl einleuchtend, dafs bei der Namengebung des Teufels Zufälligkeiten obgewaltet haben können, und nicht immer nach einer schroff-linealen Logik gegattert zu werden braucht.

Wenn Hauff nun weiter sagt: „Endlich verwickelt sich Rudolf in einen Widerspruch mit sich selbst. wenn er das eine Mal behauptet: für den gefallenen Engel sei im Mittelalter der Name Hephästus üblich gewesen, und dann wieder: bis zum Auftauchen des Namens Lucifer finde sich überhaupt kein Name für den gefallenen Engel“, so heifst das: mir die Worte im Munde verdrehen! Ich sage nämlich so: „Dabei mufs allerdings erwähnt werden, dafs der Name (Hephästus) in diesem Sinne thatsächlich nirgend angeführt wird, dafs vielmehr bis zum Auftauchen des Lucifer-Namens überhaupt kein Name für den gefallenen Engel vorkommt u. s. w.“; daraus zu folgern, dafs ich mir den volkstümlich-lebendigen Teufel auch nur zeitweilig namenlos denken könne, ist stark. — Ich bestreite entschieden, dafs es Hauff mit den bisherigen Widerlegungen gelungen ist, die Möglichkeit des Höllenfürsten Hephästus und mit dem Oberteufel den Unterteufel Hephästophilus zu beseitigen.

Wenn ich anfänglich noch dem Gedanken huldigte, dafs der Buchdrucker Fust der Faustus senior sein könne, so habe ich doch längst diesen Gedanken fahren lassen, wie er überhaupt kaum noch Anhänger finden wird, habe mich auch dieserhalben Archiv LXVIII, S. 255 ff. deutlich ausgesprochen. Ich bin eher geneigt, wie ich daselbst auseinandergesetzt habe, als Faustus senior den Eutychianos, Diener und Schüler des Pfaffen Theophilus, anzunehmen, will aber, um Weitschweifigkeiten vorzubeugen, sofort bestimmt bekennen, dafs ich auch für diesen kühnen Gedanken keinen Beweis habe, sondern nur die Möglichkeit dürftig aus Vergleichen ziehe. Ich sage mit Bezug auf diesen Eutychianos — Faustus senior: Vielleicht haben hier die entgegengesetzten Geister Theophilus und Hephästophilus (verstümmelt in Mephistopheles) ihren Ursprung — jener (Gottesfreund) der warnende Geist seines frommen väterlichen Freundes und nunmehr verklärten Beraters, dieser (Teufelsfreund) der Verführer, ein Unterteufel des Höllenherrschers Hephästus = Lucifer. Mit diesem Gedanken würde auch Hauffs Skrupel, dafs im Gegensatze zu dem Unterteufel Hephästophilus unser Theophilus einen Engel bedeuten müsse, beseitigt werden können.

Hauff bestreitet, dafs es eine Zeit gegeben habe, in welcher die Theophilus-Sage ganz mundgerecht gewesen sei, und doch liegt dieser Gedanke so nahe, wenn man die vielen Bearbeitungen der Kirchensage bis auf die niederdeutschen Mysterien ins Auge fafst. Warum soll man auf so offenbar volkstümlicher Grundlage nicht fufsen können.

Hauff meint: Die ältere Form ist bekanntlich Mephostophiles! Das heifst in ein Wespennest stechen! Allerdings lautet die ältest überlieferte Form Mephostophiles; ob dies aber wirklich die ältere und vor allem richtige Form ist, mufs sehr zweifelhaft erscheinen. Die erste englische Bearbeitung des deutschen Volksbuches von Faust, ohne Jahrzahl, aber höchst

wahrscheinlich schon etwa 1590 erschienen, hat den Namen Meph*i*stophiles, und Marlowe, welcher seinen Faust allerspätestens 1592, aber eher einige Jahre früher geschrieben hat, bietet die Namenform Meph*i*stophil*i*s, während allerdings Shakespeare (Fr. Bacon?) in seinen etwa 1600 erschienenen „Lustigen Weibern“ wiederum Mephostophil*us* hat. Kann man so ohne weiteres die Form des englischen Volksbuches und Marlowes unbeachtet lassen und die Abweichung als ganz zufällig oder willkürlich hinstellen? Wer sagt uns denn, woher der Freund des Buchdruckers Spies den Stoff zu seinem Volksbuche geschöpft hat? Dafs er ihn nicht geradezu aus der Luft gegriffen hat, bedarf keiner Erörterung. Ob nicht ältere Fassungen der Sage vorgelegen haben, welche vielleicht noch einmal bekannt werden, wie ja schon so manches verloren geglaubte Buch an das Tageslicht gekommen ist? Der Freund von Spies wird der Überarbeiter der überlieferten Sage oder mehrer einschlägigen Sagen zu der Form des jetzigen Volksbuches gewesen sein. — Die älteste englische Ausgabe des Volksbuches mit dem Namen Meph*i*stophiles ist 1827 von W. J. Thoms mit gröfster Peinlichkeit wieder abgedruckt worden. Als ein Beispiel der Befangenheit des Urteiles stehe hier Düntzers Bemerkung: „Höchst seltsam ist es, dafs hier im Abdrucke von Thoms der Geist des Faust schon Meph*i*stophiles heifst, was ein Versehen des Abdruckes sein mufs, da viel später sich die Form Mephostophiles erhalten hat.“ Ein Rätsel ist allerdings vorläufig noch, wie die Abweichung des deutschen und englischen Volksbuches in dem Teufelnamen zu deuten ist; dies zu lösen, spüre man nach.

Ich gebe zu, dafs die Formen Meph*i*s-Dophulus in der Handschrift von 1509 (?) und Mev*e*-, Meph*i*stophilus in den Steyrischen Volksliedern, sowie andere ähnliche als unwesentlich zu erachten sind. Dennoch halte ich an Meph*i*stophiles als echterer Form und Hephästophilus als Urform fest, wenn auch Hauff von „verzweifelten Ausflüchten“ spricht, und ich werde erfreut sein, noch einmal meine Ansicht bestätigt zu sehen. Dafs, worauf Hauff besonderes Gewicht legt, die als wahrscheinlich anzunehmende Form Hephästophilus von der thatsächlich überlieferten Mephostophiles verdrängt worden ist, kann leichtlich eine blofse Zufälligkeit sein, welche sich hoffentlich später einmal aufhellen wird.

Nunmehr geht Hauff zu seiner eigenen Ansicht über den Teufelnamen über. Er giebt keine eigentlich neue Deutung, sondern er knüpft an Sabell an, indem er an die Verwandtschaft des Namens Mephistopheles mit Stoffel denkt, wie Kasperle in den Puppenspielen den Geist zu nennen pflegt. Ich mufs gestehen, dafs ich diesen Gedanken schon Jahre lang vor Bekanntgebung meines Hephästophilus gehegt, aber später als höchst unwahrscheinlich wieder fallen gelassen habe; auf eine nähere Erörterung meiner Beweggründe will ich hier nicht eingehen. Hauff bringt, ebenso wie Sabell, den Namen Mephistophiles als Mephistophel, Mephistoffel in Gegensatz zu dem heiligen Christophorus, Christoffel und erwähnt noch unter einer Menge anderer höchst willkürlicher Wortbildungen zur Bezeichnung von Teufeln der Namen Mepistophiel und Mefiafractus. Zur Deutung von Mepho oder Mephi bleibe ungewifs, ob an das Hebräische (z. B. in Mephiboseth) oder an Mephitis (muffig, müffig?) zu denken sei. In beiden Fällen wäre dann Meph*i*stophiles trotzdem wieder die echtere Form! Woher aber die Form Mephostophiles in den ältesten deutschen Volksbüchern gekommen sei? Hauff meint: von der Erinnerung an das doppelte o in Christophorus, bemerkt aber dazu: „Dann müfste der Name lauten: Mephistopholus“, und kommt dann zu dem Schlusse, dafs die Form Mephostophiles am wahrscheinlichsten deshalb werde gewählt worden sein, weil sie voller und runder klinge als das „abgeschliffenere und pfiffigere“ (?) Mephistopheles oder -philes u. s. w.

Ich kann nur hinwiederum entgegenhalten: Verzweifelte Ausflüchte! Hauff selber giebt zu, die Richtigkeit seiner Behauptung nicht beweisen zu

können; aber desto kecker verneint er meine Deutung und „glaubt deren Unrichtigkeit bewiesen zu haben“. Ich kann nur ein grofses Fragezeichen hinter dieses dreiste Wort setzen. Hypothese steht gegen Hypothese!. Ich will es ähnlich machen wie Hauff, wenn auch etwas bescheidener. Ich habe allerdings meine Deutung des Namens Mephistopheles nicht vollkräftig beweisen, sondern nur ihre Wahrscheinlichkeit hinstellen können; aber ich behaupte die gröfste Unwahrscheinlichkeit, wenn nicht Unmöglichkeit der Erklärung Hauffs. Jedoch will ich dadurch beileibe nicht Herrn Gustav Hauff den Geschmack an seinem „muffigen Stoffel“ verleiden; denn:

Hat doch der Walfisch seine Laus,
Mufs ich auch meine haben!

Dafür werde aber auch ich, solange ich nicht mit besseren Entgegnungen geschlagen werde, unentwegt und beharrlich festhalten an meinem Teufelfreunde Hephästophilus! Adalbert Rudolf.

Berichtigungen:

Bd. LXXIII, S. 129, Z. 1: Lies „sechs“ statt „fünf“.
„ S. 152, Z. 6: Lies „der Dichter“ statt „er“.
„ S. 152, Z. 13: Lies „den“ statt „der“.
„ S. 152, Z. 30: Lies „die eingehende Schilderung der Zerstörung.“
„ S. 153, Z. 5: Lies „die“ statt „den“.
„ S. 154, Z. 24: Lies „l'autre“ statt „lautre“.

Verein für Lateinschrift.

Rundschreiben.

Die Unterzeichneten bezwecken, den ausschliefslichen Gebrauch der Lateinschrift, welche bekanntlich die urdeutsche ist, zu befördern, und auf diese Weise die für Schule und Verkehr so lästige Doppelschreibung abzustellen. Die Gründe, welche dafür sprechen, haben wir in dem Nachstehenden angegeben.

Sollten unsere Bestrebungen Ihren Beifall finden, so richten wir die ergebene Bitte an Sie, dieselben durch Ihren Beitritt gütigst zu unterstützen, und, wenn es thunlich ist, aus Ihrem Bekanntenkreise einen Zweigverein zu bilden.

Jeder Zweigverein wählt einen Schriftführer, welcher mit dem Vorstand des Gesamtvereins dadurch in Verbindung tritt, dafs er ihm die Namen der Mitglieder meldet, und jährlich mitteilt, ob und wie sich die Anzahl derselben verändert hat.

Da fast alle deutschen Regierungen der Lateinschrift geneigt sind, aber den ausschliefslichen Gebrauch derselben nicht eher anordnen werden, als bis sich der Wunsch danach im Volke allgemeiner ausspricht, sind auch solche Mitglieder von Belang, welche ohne aktiv mitwirken zu wollen oder zu können, durch ihren Beitritt die Einführung der einheitlichen Schreibung für wünschenswert erklären.

Geldbeiträge haben die Mitglieder nicht zu entrichten.

Der provisorische Vorstand besteht aus folgenden Herren: Realschuldir. Prof. Dr. Buderus, Kassel; Dir. A. Diederichs, Bonn; Rektor R. Dietlein, Schafstädt; Amtsrichter R. Dilthey, Aachen; Rektor F. W. Fricke, Schrift-

führer, Wiesbaden; Prof. Dr. L. Herrig, Berlin; Prof. Dr. W. Ihne, Heidelberg; Schuldirektor M. Kleinert, Dresden; Dr. Eduard Lohmeyer, Schriftführer, Wehlheiden bei Kassel; Realschuldir. Dr. F. Möller, Friedberg; Realschuldir. Prof. Dr. Schwalbe, Berlin; Realschuldir. Dr. Krumme, Braunschweig; Prof. Dr. W. Vietor, Marburg; Realschuldir. Dr. Wittich, Kassel. — Empfohlen und unterstützt werden unsere Bestrebungen durch die Herren: Prof. Dr. C. Beyer, Stuttgart; Prof. Dr. H. L. Cohn, Breslau; Gymnasialdir. Dr. Duden, Hersfeld: Geheimer Hofrat Prof. Dr. Finkelnburg, Bonn; Prof. Dr. Michaelis, Berlin; Prof. Dr. Trautmann, Bonn; F. Sönnecken, Bonn; Prof. Dr. Wilmanns, Bonn; u. a.

Vorzüge der Lateinschrift.

1) Die Lateinschrift ist zur Weltschrift geworden. Alle Kulturvölker der Erde bedienen sich derselben oder kennen sie doch. Sie erleichtert also den geistigen wie den geschäftlichen Verkehr.

2) Sie ist, abgesehen von den nie allgemein angewandten Runen und Vulfilas gotischem Alphabet, die älteste deutsche Schrift. Aus ihrer ursprünglichen runden Form, in welcher sie unsere Altvorderen, wie die übrigen Völker Europas, von den Römern erhielten, wurde sie im Laufe des Mittelalters durch Brechen und Verschnörkeln mehr und mehr in eine Eckenschrift verwandelt. Dies war aber durchaus nicht eine auf Deutschland beschränkte Eigentümlichkeit, sondern geschah ebensowohl in Italien, Spanien, Frankreich u. s. w. In den genannten Ländern kehrte man bei steigender Geschmacksbildung zu dem ausschliefslichen Gebrauch der ursprünglichen einfachen Schriftzüge zurück, während man denselben in Deutschland zwar auch die Wiederanerkennung nicht mehr versagen konnte, dabei aber das bisher getragene Übel der Eckenschrift im weitesten Umfange bestehen liefs, und somit freiwillig das weitere Übel einer durch nichts gerechtfertigten graphischen Doppelwährung auf sich nahm.

3) Der Lese-, und besonders der jetzt so ungebührlich zeitraubende Schreibunterricht wird durch das Aufgeben der Eckenschrift aufserordentlich vereinfacht. Bisher hatten und haben die deutschen Schüler acht Alphabete zu lernen (ein grofses und ein kleines, je in lateinischer und in deutscher Schrift, und diese vier wiederum im Druck) anstatt, wie in den meisten übrigen europäischen Ländern, nur vier.

4) Die Handschrift wird besser, wenn nur eine Schriftgattung im Gebrauch bleibt. Beim Schreibunterricht wirkt das Einüben der spitzwinkeligen deutschen Schrift dem Aneignen der gerundeten lateinischen unvermeidlich entgegen, und umgekehrt. Daher gelangen deutsche Schüler — abgesehen von der auf zweierlei Schriften zu verwendenden doppelten Lernzeit — viel später, ja oft überhaupt nicht in den Besitz einer festen Handschrift, als es der Fall sein würde, wenn sie nur eine der beiden so verschiedenen Schriften zu üben brauchten.

5) Die gerundeten und dadurch weiten und lichten Formen der Lateinschrift sind anerkannt schöner als die eckigen, verschnörkelten und dadurch verdunkelten Formen der deutschen Buchstaben.

6) Sie sind deutlicher, können demzufolge in viel kleinerer Gestalt lesbar hergestellt werden und finden aus diesem Grunde bereits allgemein Anwendung, wo es auf Deutlichkeit und aufserdem auf Feinheit ankommt, z. B. bei Personen- und Ortsnamen, bei Inschriften, auf Schildern, Münzen, Stempeln, Landkarten u. s. w. Genauen Messungen zufolge vermag ein gesundes Auge die Lateinschrift auf durchschnittlich 143 cm Entfernung zu entziffern und auf 115 cm deutlich zu lesen, während dazu bei gleich grofser deutscher Schrift eine Entfernung von 115 und 90 cm kaum ausreicht.

7) Die allgemeine Einführung der Lateinschrift stöfst auf keine er-

heblichen Schwierigkeiten, da diese Schrift jedem Deutschen durch den Schulunterricht längst bekannt ist.

8) Die Kleinheit der Grundbuchstaben der deutschen Schreibschrift und deren entsprechende Feinheit wirkt schädlich auf die Sehkraft ein, was ohne Zweifel wesentlich dazu beiträgt, dafs die Kurzsichtigkeit bei den Deutschen häufiger angetroffen wird als bei irgend einem anderen Volke.

9) Sollte man später, dem obersten Grundsatze der Rechtschreibung entsprechend, einlautige Buchstabenverbindungen, wie ss, ch, sch und die unbequemen betüpfelten Umlaute (ä, ö, ü) durch einfache Zeichen ersetzen wollen, so werden sich diese leichter durch Merkmale an den gröfseren und einfacheren Lateinbuchstaben herstellen lassen als durch weitere Verzwickung der kleinen und verschnörkelten deutschen Schriftformen. Auch sind die ersteren besser geeignet, Accent und Quantitätszeichen aufzunehmen.

10) Fast alle deutschen Regierungen zeigen sich der Lateinschrift geneigt. Die amtliche Berliner Konferenz von 1876 nahm den Satz: „Der Übergang von dem deutschen zu dem von fast allen Kulturvölkern angewandten lateinischen Alphabet ist zu empfehlen", mit 10 gegen 3 Stimmen an, und die Festsetzungen dieser Konferenz bildeten bekanntlich die Grundlage zu den 1879, 1880 u. s. w. erschienenen preufsischen, bayerischen, sächsischen, österreichischen Regelbüchern. Auch in dieser Rücksicht steht also unseren Bestrebungen kein Bedenken entgegen. Die Hindernisse beschränken sich lediglich auf einen mifsverstandenen Patriotismus und auf die Macht der Gewohnheit. Indes jener kann berichtigt, diese bekämpft werden. Beginnen wir nur! Bei jedem Unternehmen erweist sich das Zaudern als gefährlichster Feind. Wer alles von der Zeit erwartet, erreicht nichts.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

W. Canitz, Gehör und Lautsprache. (Progr. des Gymn. zu Bautzen.)
A. Rosenstein, Die psychologischen Bedingungen des Bedeutungswechsels der Wörter. (Leipzig, Dissert.)
F. Prosch, Die Grammatik als Gegenstand des deutschen und philosophisch-propädeutischen Unterrichts. (Wien, Hölder.) 1 Mk. 90 Pf.
Joh. Storm, Englische Philologie. Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der englischen Sprache. I. Die lebende Sprache. (Heilbronn, Henninger.) 10 Mk. 50 Pf.
R. Hirsch, Die schriftlichen Übungen beim Unterricht in den fremden Sprachen. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
H. Reichhardt, The ornaments of language. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
W. Rolfs, Über die Gründung eines Instituts für deutsche Philologen zum Studium des Englischen in London. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.

Grammatik.

J. Schneider, Über einige neuere Forschungen auf dem phonetischen Gebiete. (Progr. Altenburg.)
E. Bernhardt, Kurzgefaſste gotische Grammatik. (Halle, Waisenhaus.) 1 Mk.
R. Pape, Die Wortstellung in der provençalischen Prosalitteratur des 12. und 13. Jahrhunderts. (Jena, Dissert.)
O. Riecke, Die Nebensätze im Oxforder Text des altfranzösischen Rolandsliedes. (Münster, Dissert.)
Raumair, Über die Syntax des Robert von Clary. (Erlangen, Deichert.) 1 Mk. 80 Pf.
C. Wolff, Futur und Konditional II im Altprovençalischen. (Marburg, Dissert.)
S. Greifenberg, Beiträge zur französischen Syntax des 16. Jahrhunderts. (Erlangen, Deichert.) 1 Mk. 50 Pf.
P. Klemenz, Der syntaktische Gebrauch des Participiums Præsentis und des Gerundiums im Altfranzösischen. (Breslau, Dissert.)
E. Mackel, Die germanischen Elemente in der altfranzösischen und altprovençalischen Sprache. (Berlin, Mayer.) 1 Mk. 20 Pf.
Th. Engwer, Über die Anwendung der Tempora perfectæ statt der Tempora imperfectæ actionis im Altfranzösischen. (Berlin, Mayer & Müller.) 1 Mk. 20 Pf.

F. Vidal, Étude sur les analogies linguistiques du roumain et du provençal. (Aix en Prov., Illy et Brun.)

F. H. Stratmann, Mittelenglische Grammatik. (Krefeld, Pläschke.) 2 Mk.

Lexikographie.

Mittelniederdeutsches Handwörterbuch von A. Lübben und C. H. F. Walther. Erste Hälfte. (Norden, Soltau.) 4 Mk. 40 Pf.

L. Diefenbach und E. Wülcker, Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch der mittleren und neueren Zeit. Schlufslieferung. (Basel, Schwabe.) 3 Mk.

F. C. Woodforde, An etymological index to Shakespeare's Play of the Tempest. (London, Simpkin.) 4 d.

A. Scheler, Étude lexicologique sur les poésies de Gillon le Muisit. (Bruxelles, Muquardt.) 3 fr.

B. Polisch, Die Patoisformen in Molières Lustspielen. (Halle, Dissert.) 1 Mk. 20 Pf.

Litteratur.

Neidhardt, Über Freidanks Bescheidenheit. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1 Mk.

O. Fritsch, Martin Opitzens Buch von der deutschen Poeterei. Ein kritischer Versuch. (Halle, Dissert.)

R. Froning, Zur Geschichte und Beurteilung der geistlichen Spiele des Mittelalters. (Frankfurt a. M., Jügel.) 75 Pf.

F. Hansen, Die Kampfschilderungen bei Hartmann v. Aue und Wirnt v. Gravenberg. (Halle, Dissert.)

E. W. Thamhayn, Über den Stil des deutschen Rolandsliedes nach seiner formalen Seite. (Halle, Dissert.)

J. Meisner, Goethe als Jurist. (Berlin, Kortkampf.) 1 Mk. 20 Pf.

M. Reckling, Goethes Iphigenie auf Tauris nach den vier überlieferten Fassungen. (Strafsburg, Dissert.)

G. Hepp, Schillers Leben und Dichten. (Leipzig, Bibl. Institut.) 5 Mk.

O. Börner, Raoul de Houdenc. Stilistische Untersuchung über seine Werke und seine Identität mit dem Verfasser des Messire Gauvain. (Leipzig, Fock.) 2 Mk. 40 Pf.

E. Pfeiffer, Über die Handschriften des altfranz. Romans Partenopeus de Blois. (Marburg, Dissert.)

A. Rudolph, Über die Vengeance Fromondin, die allein in Hs. M erhaltene Fortsetzung der Chanson Girbert de Mez. (Marburg, Dissert.)

R. Oesten, Die Verfasser der altfranz. chanson de geste Aye d'Avignon. (Marburg, Dissert.)

H. Marseille, Über die Handschriftengruppe E, M, P, X der Geste des Loherains. (Marburg, Dissert.)

W. Heuser, Über die Teile, in welche die Lothringer Geste sich zerlegen läfst. (Marburg, Dissert.)

E. Suchier, Über provençalische Bearbeitungen der Kindheit Jesu. (Halle, Dissert.)

F. Heinrich, Über den Stil von Guillaume de Lorris und Jean de Meung. (Marburg, Dissert.)

G. Schwarz, Rabelais und Fischart. Vergleich des Gargantua und der Geschichtsklitterung. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk.

G. Bierendempfel, Descartes als Gegner des Sensualismus und Materialismus. (Jena, Dissert.)

E. Deschanel, Pascal, La Rochefoucauld, Bossuet. (Paris, Lévy.) 3 fr. 50 c.

K. Warburg, Molière. (Stockholm, Seligmann.) Kr. 2,50.

A. Anseline, Victor Hugo intime. Mémoires, correspondances, documents inédits. (Paris, Marpon.) 10 fr.
Victor Hugo, par P. de Saint-Victor. (Paris, Lévy.) 7 fr. 50 c.
G. Knauf, Studien über Sir David Lyndsay. (Berlin, Dissert.)
A. Krüger, Sprache und Dialekt der mittelenglischen Homilien. (Erlangen, Deichert.) 2 Mk.
G. Chaucers Werke, übersetzt von A. Düring. 2. Bd.: Canterbury Erzählungen. (Strafsburg, Trübner.) 3 Mk.
Shakespeare's Tragedie of Hamlet Prince of Denmarke. A Study by George Mac Donald. (London, Longmans.) 12 s. 6 d.
M. Koch, Shakespeare. Supplement zu den Werken des Dichters. (Stuttgart, Cotta.)
G. Sarrazin, Poëtes modernes de l'Angleterre. (Paris, Ollendorff.) 3 fr. 50 c.
Th. Bentzon, Les nouveaux romanciers américains. (Paris, Lévy.) 3 fr. 50 c.
G. Giordano, Studio sulla Divina Commedia. I. (Napoli.)

Hilfsbücher.

O. Rocca, Schülerbuch der deutschen Sprache. Für einfache Schulverhältnisse bearbeitet. (Hannover, Feesche.) 35 Pf.
F. W. Fricke, Abrifs der vereinfachten Volksorthographie. (Leipzig, Robolsky.) 40 Pf.
Lehrbuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. (Freiburg i. Br., Herder.) 3 Mk.
Eysenbachs Grammatik der deutschen Sprache für Engländer von M. v. Blomberg. (Leipzig, Wigand.) 1 Mk. 20 Pf.
Gudrun für den Schulgebrauch ins Neuhochdeutsche übersetzt und mit Einleitung versehen von Paul Vogt. (Leipzig, Wigand.) 2 Mk.
Das Nibelungenlied, übersetzt und zum Gebrauch für höhere Töchterschulen eingerichtet von L. Freytag. (Berlin, Friedberg & Mode.) 2 Mk. 50 Pf.
A. Kemnitz, Französische Schulgrammatik. I. Teil. (Leipzig, Neumann.) 3 Mk. 50 Pf.
E. Ritter, Recueil de morceaux choisis en vieux français. (Basel, Georg.) 2 Mk.
La chanson de Roland. Traduction nouvelle à l'usage des écoles par E. Rœhrich. (Paris. Fischbacher.) 3 fr.
H. Lange, Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte der französ. Litteratur für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnenseminare. (Berlin, Oehmigke.) 1 Mk 10 Pf.
H. Breymann, Französische Grammatik für den Schulgebrauch. (München, Oldenbourg.) 1 Mk.
O. Boehm, Französisches Übungsbuch für Quinta. (Wismar, Hinstorff.) 1 Mk.
B. Sonnenburg, Wie sind die französischen Verse zu lesen? (Berlin, Springer.) 80 Pf.
Rich. Hülsen, André Chénier. Die Überlieferung seiner Œuvres poétiques. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
Fr. Arago, Notices biographiques choisies. II. Bd.: Histoire de ma jeunesse. Erklärt von A. Dronken und F. W. Röhl. (Berlin, Weidmann.) 90 Pf.
Boileau, L'art poétique. Für den Schulgebrauch erklärt von G. Lubarsch. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk.
W. Petersen, Kleine englische Grammatik. (Halle, Waisenhaus.) 60 Pf.
Th. Müller, Methodisches Lehrbuch der englischen Sprache für Realgymnasien. 1. Teil. (Braunschweig, Vieweg.) 2 Mk. 50 Pf.

L. Herrig, Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische. Nebst einer Anleitung zu freien schriftlichen Arbeiten. 13. Auflage. (Iserlohn, Bädeker.) 2 Mk. 50 Pf.

L. Herrig, Englisches Vokabular und Hamiltons Reise nach London. Praktische Anleitung zum mündlichen Gebrauche der englischen Sprache. 4. Auflage. (Iserlohn, Bädeker.) 1 Mk. 20 Pf.

O. Speyer, Tales from the history of England. (Leipzig, Baumgärtner.) 90 Pf.

Shakespeares Coriolan. Für den Schulgebrauch bearb. von O. Fritsche. (Leipzig, Wigand.) 1 Mk. 80 Pf.

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

